DIE GRENZBOTEN: 1875




Dei
Sub Numine
Viget

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

No. 27.

Ausgegeben am 2. Juli 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

34. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1875.

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1875. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:

Bilder und Schilderungen.

Literatur und Kunst.

Literatur. (Kleinere Besprechungen.)

Charaktere von Rednern und Staatsmännern zu Demosthenes' Zeit.

Von Professor Dr. F. Blaß.

Jene Zeit der athenischen Geschichte, welche wir nach ihrer bedeutendsten und vielfach beherrschenden Persönlichkeit die demosthenische nennen, ist nicht nur eine politisch sehr bewegte, indem in ihren Kämpfen die Freiheit und Macht des athenischen Staates auf dem Spiele stand und durch den unglücklichen Ausgang jener Kämpfe in der That verloren ging, sondern auch die uns am genauesten bekannte, wenn nicht hinsichtlich des äußeren Verlaufes der Kriege und Schlachten, so doch hinsichtlich der inneren Bewegungen, welche diesen voraufgingen und sie begleiteten. In den zahlreichen und zum Theil umfänglichen Dokumenten, die sowohl aus den bedeutsamsten Staatsprozessen, wie auch aus den Volksversammlungen jener Zeit erhalten sind, wird uns auch von Einzelnheiten und von kleinen Zügen eine große Fülle geboten, so daß wir die leitenden Personen nicht nur nach der allgemeinen Richtung ihres Strebens, sondern auch hinsichtlich der besondern Beweggründe ihrer einzelnen Handlungen und in ihrem individuellen Charakter kennen lernen. Es soll nun im Folgenden versucht werden, von den verschiedenen Rednern und Staatsmännern, mit Ausschluß des größten und bekanntesten, des Demosthenes, wenigstens in den Hauptumrissen ein Bild zu geben, indem wir sie nach ihrer Parteirichtung in zwei Gruppen scheiden, die der patriotischen und die der makedonisch gesinnten Sprecher. Es versteht sich, daß dies nicht zwei gleichberechtigte Parteien sind, sondern daß auf der einen Seite alles, was noch Gefühl für die Ehre Athens und unabhängigen Sinn hegte, sich um Demosthenes schaarte, auf der andern aber die feilen Seelen und die Schmeichler der Mächtigen sich zusammenfanden, um den Erfolg des fremden Zwingherrn zu fördern und nachher um jeden patriotischen Aufschwung zu hemmen. Wohl konnte jemand auch aus Princip das Aufkommen der makedonischen Macht begünstigen, gleichwie Isokrates, der im Interesse aller Hellenen und besonders der asiatischen, die immer noch unter den Persern standen, nichts sehnlicher wünschte als das Erstehen eines Schiedsrichters der Hellenen

und Bezwingers der Barbaren, zu welchen Leistungen ihm Athen weder die Kraft noch den Willen zu haben schien, und wiederum war es möglich, aus ehrlicher Ueberzeugung von einem zuletzt doch vergeblichen Widerstande abzurathen, was der wackere Phokion that. Es hat freilich ein solches Abrathen von jedem mannhaften Handeln und die Empfehlung feiger Verzichtleistung nicht mit Unrecht einen üblen Schein, auch wenn der Erfolg hinterdrein den Verzagten Recht giebt; denn alsdann gerade trifft der Tadel, daß der voraussichtige Mann durch sein Abrathen und Widerstreben an dem unglücklichen Ausgange selber mitschuldig ist. Aber mit Phokion, der zunächst Feldherr war, und mit Isokrates, der nie vor dem Volke redete, haben wir es hier nicht zu thun; die Redner jedenfalls, die Philipp's und Alexander's Partei hielten, hatten weder panhellenische Sympathien, noch tiefe politische Einsichten, welche, wenn vorhanden, doch irgendwo in ihren Werken hervortreten müßten, sondern sie richteten sich nach dem eignen Interesse und gaben für dieses die Ehre und Stellung Athens bereitwillig Preis. Soviel zur Begründung, wenn wir den Demosthenes und Aischines, welcher letztere sich immer noch eines viel zu günstigen Rufes erfreut, von vornherein ungleich würdigen, und dem einen Achtung und Vertrauen, dem andern Verdacht und Mißtrauen entgegenbringen.

Unter Demosthenes Genossen kann an Hoheit und Reinheit des Charakters, an Verdiensten um Athen niemand mit Lykurgos verglichen werden, und mit Recht sind diesem, wenngleich erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, ebenso wie dem Demosthenes die höchsten bürgerlichen Ehren, nämlich ein Standbild auf dem Markte und die erbliche Speisung im Prytaneion, vom Volke zuerkannt worden. Der uns erhaltene Volksbeschluß zählt ausführlich auf, was im einzelnen der Staat dem Lykurgos verdankte; die Seite, welche hier zurücktritt, nämlich seine Betheiligung an der auswärtigen Politik, wird warm und beredt gewürdigt in dem dritten demosthenischen Briefe, welcher vor dem Volke die Sache von Lykurg's Söhnen vertritt, die nach des Vaters Tode auf Verläumdungen der Gegner hin, als habe er sich im Besitze von Staatsgeldern befunden, ins Gefängniß geworfen waren. In diesem Briefe, den die Neueren ohne zureichenden Grund als eine Fälschung ansehen, heißt es von Lykurg folgendermaßen: „Jener hatte sich zu Anfang dem die Finanzwirthschaft betreffenden Theile der Staatsverwaltung gewidmet, und pflegte über hellenische und Bundesangelegenheiten keine Anträge zu stellen; damals aber, als auch von denen, die sich zuvor für Patrioten ausgaben, die Mehrzahl euch verließ" — d. i. nach der Schlacht von Chaironeia — „da stellte er sich auf die Seite der vaterländischen Sache, nicht weil sich hieraus Geschenke und Einkünfte erlangen ließen, denn von dem entgegengesetzten Thun kam alles derartige, auch nicht weil er diese Stellung als die

sicherere erkannte, denn sie hatte viele augenscheinliche Gefahren, denen sich nothwendig aussetzte, wer des Volkes Sache zu führen erwählte, sondern weil er ein Patriot und von Haus aus wackerer Bürger war. Und doch mußte er selber sehen, wie die, welche die vaterländische Sache unterstützt hatten," — d. i. Demosthenes und seine Freunde — „unter den eingetretenen Umständen machtlos waren, die Gegenpartei aber stark in jeder Beziehung. Aber dennoch betrieb jener um nichts weniger das, was nach seiner Ueberzeugung dem Staate frommte, und auch in der Folgezeit" — d. h. der des Alexander — „war er unverdrossen mit Wort und That ein offenkundiger Vertreter der guten Sache, wofür alsbald seine Auslieferung gefordert wurde, wie alle wissen." Die letzterwähnte Ehre — denn das war sie unter diesen Umständen — widerfuhr dem Lykurgos zusammen mit Demosthenes und noch sechs andern Rednern und Feldherren nach der Zerstörung Thebens; bekanntlich ließ sich indeß Alexander noch erbitten. Was im einzelnen damals Lykurg für Anträge gestellt hatte, ist uns bei der Dürftigkeit unserer historischen Quellen unbekannt; auch seine Biographen beschäftigen sich vorwiegend mit seiner Finanzwirthschaft und Gesetzgebung, als dem hauptsächlichsten Theile seiner öffentlichen Thätigkeit. Was die erstere betrifft, so war er drei Finanzperioden hindurch, das heißt zwölf Jahre lang, Vorsteher der Verwaltung, die ersten vier Jahre als erwählter Inhaber des höchsten Finanzamtes, die letzten acht in der Weise, daß ein Mann seines Vertrauens der Erwählte war, indem ein Gesetz untersagte, dieses Amt demselben zweimal zu übertragen. Während dieser Thätigkeit, die kurz vor Chaironeia begann und den größten Theil von Alexander's Regierung hindurch fortgesetzt wurde, zeigte er sich, nach Boeckh's Worten, als einen echten Finanzkünstler, fast den einzigen, welchen das Alterthum kennt. Er brachte die jährlichen Einnahmen wieder auf 1200 Talente (1,650,000 Thlr.), und verrechnete im ganzen während der 12 Jahre über 18000 Talente (21,600,000 Thlr.); von öffentlichen Bauten, für die zu Demosthenes' erster Zeit so wenig Mittel gewesen waren, daß man nichts mehr als Wegebesserungen, Uebertünchungen und Quellenfassungen zu Stande brachte, wurden unter Lykurg die Schiffshäuser, das Zeughaus und das Dionysische Theater fertig, auch die panathenäische Rennbahn und die Ringschule am Lykeion neu hergerichtet und zahlreiche andre Verschönerungen geschaffen; die Kriegsrüstungen endlich betrieb er mit solcher Energie, daß an 50,000 Geschosse auf die Burg hinaufgeschafft, und 400 seetüchtige Kriegsschiffe hergestellt wurden. Dafür wurde er vom Volke zu wiederholten Malen, ähnlich wie Demosthenes, mit einem goldenen Kranze geehrt, und ein andrer Beweis des Zutrauens war es, daß von vielen Anklagen, die von Feinden und Neidern gegen ihn erhoben wurden, nicht *eine* ihren Zweck erreichte. Denn in der Zeit von Lykurg's Finanzverwaltung, wo die makedonischen

Siege auch auf die athenischen Verhältnisse einen schweren Druck ausübten und der patriotischen Partei den Makedonenfreunden gegenüber einen harten Stand bereiteten, hatten die Häupter der ersteren, Demosthenes und Lykurgos, immer von neuem Anklagen aller Art zu bestehen, und wie Demosthenes schließlich, nach Lykurg's Tode, im Harpalischen Prozesse unterlegen war, da vermochte es die nun schrankenlos waltende makedonische Partei, auch über Lykurg's Söhne jene schimpfliche Fesselung zu bringen, die freilich doch bald wieder aufgehoben wurde. Er hatte, so lange er lebte, den Ruf eines durchaus redlichen und uneigennützigen Charakters, und darum gaben ihm auch viele Einzelne ihre Gelder in Verwahrung, die er dann in Zeiten des Bedürfnisses im Betrage von hunderten von Talenten dem Staate ohne Zinsen vorschoß. Zu allen Zeiten war ein solcher Credit eines athenischen Staatsmannes eine Ausnahme, indem die Politiker als Classe den übelsten Ruf hatten, und das Volk, wie unsre Redner spotten, nicht abließ, solchen Leuten die Fürsorge über das Gemeinwesen zu übertragen, denen kein Einzelner in der Versammlung auch nur das Geringste von seinem Eigenthum anvertrauen mochte. Das allerdings wird auch von Lykurg berichtet, daß er, als ein von ihm selber gegebenes Gesetz, welches um der republikanischen Gleichheit willen bei einem Talent Geldbuße den Frauen untersagte, die Prozession nach Eleusis zu Wagen statt zu Fuße mitzumachen, von seiner eignen Frau übertreten war, den Angeber mit der gleichen Summe abgekauft habe; als die Sache in der Volksversammlung zur Sprache kam, habe er gesagt: ich freue mich, daß nach so vieljähriger Staatsverwaltung mir ein Geben eher als ein Nehmen nachgewiesen ist. Lykurg war, wie auch hieraus ersichtlich, nicht etwa gleich einem Aristeides oder Phokion unbemittelt, sondern wie Perikles von nicht unbedeutendem ererbten Vermögen, indem seine Familie zu den ältesten und angesehensten Athens gehörte und in den früheren Generationen nicht wenige wohlverdiente Bürger hervorgebracht hatte. Als ein Vertreter des alten Athens inmitten einer schon damals großen Theils neuen und aus den verschiedensten Stämmen und Nationen gemischten Bürgerschaft war er ein gläubiger Verehrer der väterlichen Götter und ein eifriger Beförderer ihres Dienstes: die meisten seiner überlieferten Gesetze beziehen sich auf Cultus und Feste, darunter auch jenes bekannteste, welches die Anfertigung eines Staatsexemplares von den Werken der drei großen Tragiker, an welches die Schauspieler hinfort gebunden sein sollten, sowie die Errichtung ihrer Standbilder im Theater verordnete. Die sich hier zeigende Liebe für die nationale Poesie tritt nicht weniger in der von ihm erhaltenen Rede hervor, welche lange Citate aus Homer, Euripides, Tyrtaios und andern Dichtern enthält. Es war nämlich auch dies in den großen Staatsreden jener Zeit ein nicht ungewöhnlicher Schmuck, wie denn auch Aischines' Rede gegen Timarchos und De-

mosthenes' Rede gegen Aischines nicht wenig davon haben; aber während Aischines, der Emporkömmling und Spätgelehrte, mit seiner Bildung sich zeigen will, Demosthenes aber durch ihn veranlaßt und in Erwiderung auf jene Stellen etwas thut, was sonst ihm fremd ist, so will Lykurgos mit diesen Dichterworten dem Volke Patriotismus und Tugend predigen, wie er zu gleichem Zwecke auch alte Sagen, wie die von Kodros' Opfertod, ausführlich erzählt. Dabei ist Lykurgos nicht mehr als die andern attischen Redner, den Isokrates allenfalls ausgenommen, als gelehrt zu bezeichnen: er macht vielmehr, wo er auf die Perserkriege und andre historische Ereignisse kommt, höchst bedenkliche Schnitzer, schlimmere noch als die, welche sich dem Demosthenes nachweisen lassen. In dieser Beziehung ist zwischen dem damaligen Athen und dem ciceronischen Rom ein merkwürdiger Gegensatz: nicht den zehnten Theil der Kenntnisse, die Cicero von der römischen Geschichte besaß, hatte Demosthenes von der attischen, und was er bei Thukydides und in andern Büchern gelesen hatte, ist er stets sorgfältig beflissen, statt auf diese Quelle, auf die des Hörensagens zurückzuführen, als auf eine, die seinem Publikum im gleichen Maße zugänglich war wie ihm. Soviel vermochte der demokratische Geist Athens, und so sehr war der Redner genöthigt, sich dem Volke als einer aus dem Volke zu zeigen, um Vertrauen und Glauben zu gewinnen. Wenn nun von Lykurgos außerdem glaubwürdig berichtet wird, daß er ein Zuhörer Platon's gewesen, so ist das bei ihm wie bei Hypereides, von dem das Gleiche gilt, nicht dahin zu verstehen, daß sie sich mit der Ideenlehre und den andern tieferen Spekulationen abgegeben. Die populären Dogmen des Platonismus, wie das von Tugend und Glückseligkeit, oder das von der Unsterblichkeit der Seele, welches Hypereides einmal berührt, wirkten über den engen Kreis der eigentlichen Akademiker weit hinaus und gaben Vielen einen sittlichen Halt. Lykurgos insbesondre ist von allen Rednern der gewissenhafteste und wahrhaftigste, und er hält seine Anklagerede von allen außerhalb der Sache liegenden Beschuldigungen und Schmähungen rein, sehr entgegen dem allgemeinen Brauche; darum hatte auch das Volk ein solches Vertrauen zu seiner Gerechtigkeit, daß es, wie in dem angeführten demosthenischen Briefe gesagt wird, oftmals, was Rechtens sei, nach dem bloßen Worte des Lykurgos entschied. Aber dieses sein Rechtsgefühl verlangte nicht bloß für die Unschuldigen Schutz und Sicherheit, sondern auch für die Schuldigen unerbittliche Bestrafung, und er scheute sich nicht, um diese zu erwirken, die mit dem Geschäft des Anklagens verbundene Gehässigkeit auf sich zu nehmen. Demosthenes, nach seiner milderen und weicheren Natur, mochte sich hiermit nie befassen; Andre betrieben es nur allzusehr, sei es um persönliche Rachsucht zu befriedigen, was den Meisten für ganz ehrenhaft galt, sei es um des Gewinnes willen, den sie theils von dem schon Angeklagten für die Zurück-

nahme der Klage, theils von Andern, durch das Schicksal jenes Geschreckten, erlangen konnten; diese letzteren Ankläger, die Sykophanten, waren natürlich für jeden ehrlichen Mann ein Abscheu. Die Nothwendigkeit der Privatankläger, die freilich in einem Staate, der die Einrichtung einer Staatsanwaltschaft nicht hatte, unleugbar vorhanden war, entwickelt Lykurg selbst in dem Eingang seiner Rede gegen Leokrates, der einzigen von fünfzehn den Alten vorliegenden, die auf uns gekommen. Der Angeklagte, ein bemittelter Privatmann, hatte auf die erste Kunde der Schlacht bei Chaironeia, als alle sich zur Vertheidigung des Vaterlandes stellten und die äußersten Mittel zur Rettung aufgeboten wurden, auf einem Kauffahrteischiffe Athen verlassen und war erst viele Jahre später, da er alles vergessen glaubte, zurückgekehrt; Lykurgos belangte ihn mit einer Anzeige bei Rath und Volk wegen Verrathes, und seine Rede und sein Ansehen vermochten so viel, daß Leokrates nur mit Stimmengleichheit freigesprochen ward, also um eine Stimme mit der Todesstrafe belegt worden wäre. Die Klage ist moralisch wohlbegründet, juristisch aber unhaltbar, und das sehen wir auch an andern Beispielen, daß Lykurgos auf das formelle Recht nicht viel gab, und die Gesetze manchmal recht willkürlich interpretirte. Den Areopagiten Autolykos, der in der gleichen Zeit der Noth zwar selber geblieben war, aber seine Frau und Kinder außer Landes geschafft hatte, verurtheilte das Gericht, gleichfalls auf Lykurg's Anklage, zum Tode; nicht minder den Feldherrn Lysikles, der an jenem verhängnißvollen Tage die Führung gehabt hatte. Andre Beispiele strenger Anklage werde ich noch nachher anführen. Lykurgos ist mit seinen Gerichtsreden, die er sämmtlich zu eignem Gebrauch, nicht als bezahlter Anwalt, verfaßte, unter die zehn mustergültigen Redner aufgenommen worden, wohl nicht bloß um des künstlerischen Verdienstes willen, sondern mehr noch wegen des sittlichen Gehaltes, der auch in den ersten Zeiten der deutschen Philologie ihm keinen geringeren Herausgeber als den Melanchthon verschaffte. In künstlerischer Hinsicht entbehrt seine Rede der natürlichen Leichtigkeit und Anmuth eines Hypereides ebenso wie der energievollen Lebendigkeit eines Demosthenes; sie ist massig, schwerfällig und breit und auch längst nicht in der Art der demosthenischen Reden künstlerisch durchgearbeitet und vollendet. Gleichwohl wird uns berichtet, daß er nicht nur zu Anfang den Isokrates und auch nachher noch andre Sophisten zu Lehrern in der Beredsamkeit hatte, sondern auch mit größtem Fleiße und unter Tag und Nacht fortgesetztem Studium seine Reden vorbereitete, indem er ähnlich wie Demosthenes weder die Beanlagung zu extemporirter Rede besaß, noch es für angemessen hielt, ohne gewissenhafte und gründliche Ueberlegung vor Volk und Gericht zu sprechen; wir müssen also, was uns an seinen Werken minder gefällt, auf Rechnung mangelnden künstlerischen Talentes setzen. In seinen Volksreden

soll er der versammelten Masse gegenüber manchmal einen aristokratischen Freimuth gezeigt haben: so habe er, als das Volk einmal lärmte und ihn nicht anhören wollte, im Zorne ausgerufen: o kerkyräische Peitsche, wie viele Talente bist du werth! Aber was bei Andern Hoffart und Uebermuth angezeigt haben würde, ging bei ihm aus der ernsten Strenge seines Charakters hervor, welche er am allermeisten gegen sich selbst kehrte. Denn nicht nur daß er, um nicht durch langen Schlaf die Zeit zur Arbeit zu verlieren, eine möglichst harte und unbequeme Lagerstätte hatte: er zeigte auch sonst eine fast spartanische Abhärtung, so daß er im Sommer und Winter dasselbe Gewand trug und insgemein ohne Schuhe ging. Kein Vorwurf ist unsres Wissens gegen sein Privatleben vorgebracht worden, was einen ganz besondern Grad von Reinheit und Strenge desselben beweist; Demosthenes wenigstens ist auch in dieser Hinsicht sowohl von Seiten des Aischines als unkritischer Biographen den häßlichsten Schmähungen nicht entgangen.

Anders geartet und nicht in gleicher Weise achtungswerth erscheint **Hypereides**, dem in der patriotischen Partei die dritte Stelle, nach Demosthenes und Lykurgos, ohne Frage gebührt, und der in der Beredsamkeit unter allen Rednern des Zeitalters, wenn auch mit weitem Abstande und mit grundverschiedenem Charakter, dem Demosthenes wohl am nächsten kommt. Dieser Schriftsteller ist für uns erst seit einigen zwanzig Jahren im eigentlichen Sinne des Wortes von den Todten auferstanden, indem aus den Grabkammern des ägyptischen Thebens verschiedene Reden von ihm, theils vollständig theils in Bruchstücken, hervorgezogen sind; wir können somit die außerordentlichen Lobsprüche, die ihm die Alten zuertheilen, jetzt etwas besser würdigen und begreifen. Bei zweien dieser Reden, für Lykophron und für Euxenippos, steht dem Hypereides Lykurgos gegenüber, wenn nicht als eigentlicher Ankläger, so doch als Unterstützer der Anklage; beide Male hat diese die Form der Eisangelie, der Anzeige bei Rath und Volk, welche für Umsturz der Verfassung, Landesverrath und ähnliche schwere Staatsverbrechen vom Gesetze verordnet war. Und doch wurde dem Lykophron nichts als ein vielleicht besonders skandalöses ehebrecherisches Verhältniß vorgeworfen, welches die Anklage als Umsturz aller guten Sitte und damit indirekt auch der Verfassung bezeichnete; Euxenippos aber wurde belangt, weil er, vom Volke an ein Traumorakel abgeordnet, sich hätte bestechen lassen einen erlogenen Traum zu berichten; denn auch gegen diejenigen verstattete das Gesetz die Eisangelie, welche, von den Widersachern des Volkes erkauft, nicht dem Volke zum Besten riethen, freilich mit dem Zusatz: „als Redner und Staatsmänner", was Euxenippos nicht war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist weder Lykophron unschuldig gewesen, noch hat Euxenippos umsonst geträumt; aber die formelle Unstatthaftigkeit insbesondere der letzteren Klage, wo wir die Vertheidigungsrede voll-

ständig haben, weist Hypereides glänzend nach. Er zeigt auch darin eine besondere Stärke, hoch hinaufgeschraubte Anklagen herunterzuziehen und lächerlich zu machen; seine Beredsamkeit ist überhaupt nicht von der erhabenen Gattung, welcher Lykurgos zustrebt, sondern von der leichten und gefälligen, darum aber nicht weniger wirksam. Talent hat er im reichsten Maße, auch künstlerisches Talent; aber große Arbeit und viel Studium steckt in seinen Reden nicht, wenngleich mehr als sichtlich hervortritt, indem sie den Anschein von ganz zwanglosen Ergüssen haben. Die Rede für Euxenippos hielt Hypereides selbst als ein Fürsprecher neben andern, für welche Mühe der reiche Angeklagte ihn jedenfalls schadlos hielt; solche Fürsprache pflegte der Gerichtshof auf die Bitte des Angeklagten unbeschränkt zu gestatten, wiewohl sie eigentlich nur durch Freundschaft oder immerhin auch Feindschaft, nicht durch Lohn hervorgerufen sein durfte. Lykophron dagegen trägt die ihm von Hypereides aufgesetzte Rede vor, was die gewöhnliche Form der Advokatur bei den Athenern war, so daß der Advocat, Redenschreiber wie er genannt wurde, durchaus hinter der Scene steht. Mit dieser Thätigkeit eines Redenschreibers hat sich Hypereides mehr noch als Demosthenes befaßt; sie war nicht gerade ehrenvoll, aber doch auch nicht ehrenrührig. Was ihn dabei von Demosthenes unterscheidet, ist einmal eben das, daß er öfters persönlich auftrat, was Demosthenes um so strenger vermied, je mehr er sich als Staatsmann eine öffentliche Bedeutung verschafft hatte, die er irgendwie zu beeinträchtigen sich scheute; sodann aber die Unbedenklichkeit in der Uebernahme von Sachen und Clienten, mochten sie so oder so beschaffen sein. Er wird nicht zu böswilligen Verfolgungen seine Kunst hergegeben haben, wohl aber dazu, Schuldige der Strafe zu entziehen, und ferner sind auffallend viel Anklagen und Vertheidigungen von Hetären unter seinen Reden, davon die berühmteste die Vertheidigung für Phryne, die er sich nicht scheute selber vorzutragen, und die Fürsprache durch das Eingeständniß seines Verhältnisses zur Angeklagten zu motiviren. Die hieran sich knüpfende Anekdote, es habe der Redner, als seine Worte wenig Eindruck machten, durch die den Richtern enthüllte Schönheit der Phryne mächtiger auf dieselben gewirkt, scheint wie andere pikante Anekdoten lediglich spätere Ausschmückung. Indessen auch in Staatsprozessen ist Hypereides aufgetreten, und hat in seiner ersten Zeit die dazumal mächtigsten Staatsmänner, nachher, als sich die patriotische Partei um Demosthenes bildete, die Parteigänger des Philipp kühn und nicht ohne Erfolge angegriffen. Durch seine Anklage nöthigte er den Philokrates, Philipp's schamlosestes Werkzeug bei den Verhandlungen über den ersten Frieden zwischen ihm und Athen, durch schleunige Flucht sich dem Todesurtheile, das nun über den Abwesenden erging, zu entziehen; späterhin klagte er den Demades an, als derselbe für den Olynthier Euthykrates, der früher seine Vaterstadt an Philipp

verrathen, athenische Ehren beantragte. Als gewandter und nicht minder hinsichtlich seiner Gesinnung vertrauenswürdiger Sprecher wurde er auch als Vertreter athenischer Sachen vor auswärtigen Behörden und Versammlungen öfters abgeordnet, zum Beispiel angelegentlich der Vorstandschaft des delischen Heiligthums zu den Amphiktyonen, wofür ursprünglich Aischines vom Volke erwählt war, der Areopag aber, dem auf erhobene Einsprache gegen diese Wahl die Entscheidung übertragen war, den Hypereides bestimmte; desgleichen finden wir ihn als Gesandten thätig, und so erwarb er sich im einzelnen nicht wenige Verdienste um Athen, wiewohl das eigentliche Haupt der Partei und, nachdem dieselbe endlich durchgedrungen, leitender Staatsmann unbedingt Demosthenes war. Die Rolle eines solchen fiel dem Hypereides zu Philipp's Zeiten nur einmal zu, als nach der Schlacht bei Chaironeia die schleunigsten Maßregeln gegen die in nächster Nähe drohende Gefahr erfordert wurden, und Demosthenes, der mit dem Heere ausgezogen, nicht anwesend war; damals beantragte Hypereides jenen Volksbeschluß, welcher für die Theilnahme am Kampfe den Ehrlosen Wiedereinsetzung, den Fremden Bürgerrecht, den Sklaven Freiheit verhieß. Der elende Aristogeiton focht den Volksbeschluß gerichtlich als den Gesetzen zuwiderlaufend an, und Hypereides vertheidigte sich in einer nachmals berühmten Rede, worin er die Ungesetzlichkeit bereitwilligst zugab, aber erklärte, daß nicht der Redner, sondern die Schlacht von Chaironeia das Dekret geschrieben, und daß die Waffen der Makedonier ihn von den verwehrenden Gesetzen nichts hätten sehen lassen. Sonst aber war das Stellen der wichtigsten Anträge nicht Hypereides' Sache, sondern die des Demosthenes, in dessen Hände es, sowie er zurückgekehrt war, alsbald wieder überging, und darum waren auch diesem, solange der Krieg glücklichen Fortgang gehabt hatte, die Kränze und Ehren zuerkannt worden, und andrerseits richteten sich gegen ihn, nachdem mit Chaironeia die makedonische Partei freie Bewegung und Macht zurückerlangt hatte, alle die zahllosen Angriffe und Anklagen derselben. Auch Alexander hat, nach den besten Quellen, unter den Bürgern, deren Auslieferung er nach der Zerstörung Thebens forderte, den Hypereides nicht aufgeführt. Nichts destoweniger ist dieser Redner als politischer Charakter aller Ehren werth und insbesondre durchaus unantastbar und fleckenlos, bis zu jener unglücklichen Zeit, wo der aus Indiens Ferne siegreich zurückgekehrte Alexander die Hellenen die volle Schwere seiner Herrschaft fühlen ließ, indem er seine göttliche Verehrung und, was viel härter empfunden wurde, die Wiedereinsetzung der Verbannten sämmtlicher Gemeinden von ihnen forderte. Gleichzeitig erschien der vor dem wiederkehrenden Heere geflüchtete Satrap Harpalos in Griechenland mit reichen Schätzen und einer starken Söldnertruppe; andere Satrapen waren zum Abfall bereit, in ganz Hellas war Unwille und Zorn wider den Makedonenkönig. Hypereides nun war der Ansicht, man müsse mit

Harpalos, welcher sich, seine Schätze und sein Heer Athen anbot, gemeinsame Sache machen und einen allgemeinen Aufstand gegen Alexander hervorrufen; Demosthenes in Gegentheil, der damals noch Leiter der Bürgerschaft war, bewirkte durch einen Volksbeschluß die Verhaftung des ohne Mannschaft nach Athen gekommenen Flüchtlings und die Beschlagnahme der von ihm mitgebrachten Gelder, womit jene geplante Erhebung völlig unmöglich wurde. Daß Demosthenes richtig handelte und seine Vaterstadt vor einer furchtbaren Gefahr behütete, unterliegt uns keinem Zweifel; Hypereides aber begriff das nicht, und in der Ueberzeugung, daß Demosthones bestochen im Interesse Alexanders handle, wandte er sich gegen ihn und betrieb seinen Sturz, wozu ihm die Untersuchung über die an Harpalos' Schätzen fehlenden Summen die Gelegenheit bot. Es ist nun heutzutage ziemlich allgemein anerkannt, daß das Urtheil, welches über Demosthenes wegen Bestechung durch Harpalos eine schwere Geldbuße verhängte und ihn dadurch in die Verbannung trieb, ein durchaus ungerechtes war; die Athener selber gestanden dies zu, indem sie, sowie die politischen Verhältnisse einen Umschwung erfuhren, das durch Tendenz und Rücksicht bewirkte Urtheil soweit aufhoben, wie das nach den Gesetzen möglich war. Die von Hypereides damals wider Demosthenes gehaltene Rede liegt uns jetzt wenigstens in Bruchstücken vor, und sie bestätigt durchaus, was Demosthenes in seinen Briefen sagt, daß keinerlei Beweise gegen ihn vorgebracht seien. Hypereides steht auch in der harpalischen Sache, gleichwie vorher, stets über allem Verdacht eigner Bestechlichkeit, und er hat weder, wie wohl mancher Andre, zur Verheimlichung eigner Schuld noch sonst aus verwerflichen Rücksichten den Demosthenes angeklagt, aber der Vorwurf der Leidenschaftlichkeit und Unüberlegtheit trifft ihn um so mehr, als er sich selber sagen mußte, daß der Sturz des Demosthenes lediglich den Makedoniern und ihren Parteigängern zu Gute kommen konnte. Denn auch Lykurgos war kurz zuvor gestorben, und zahlreiche andre Männer der patriotischen Partei waren demselben schon vorangegangen; allein konnte Hypereides die Partei nicht halten. Wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht auf einmal die ungeheure Kunde von Alexanders Tode die ganze Lage der Dinge verändert, und den letzten hellenischen Befreiungsversuch, den lamischen Krieg, hervorgerufen hätte. Auch dieser Versuch war, wie der Erfolg und die weitere Entwickelung bewies, noch voreilig, und Demosthenes, zur Zeit der Kriegserklärung in der Verbannung, hätte, wenn er gekonnt, vielleicht abgerathen. Anders Hypereides, der indeß bei allem Kriegseifer und bei aller Thätigkeit auch jetzt nicht der eigentliche Urheber des Krieges und der leitende Berather der Bürgerschaft war, vielmehr selber, in seiner auf die Gefallenen des ersten Kriegsjahres gehaltenen Grabrede, diese Ehre dem Leosthenes läßt: Der Tod dieses Feldherrn entschied wesentlich über den Ausgang des Krieges und über Grie-

chenland's Freiheit. Als auch Athen sich dem Sieger schmachvoll gebeugt hatte, wurden die geflüchteten Redner der patriotischen Partei, darunter Demosthenes und Hypereides, von den makedonischen Häschern überall hin verfolgt, und den letzteren traf der Tod von der Hand des Henkers, dem der erstere nur durch Gift entging. Bedeutsam ist, daß trotz dieses den Patriotismus des Staatsmanns besiegelnden Ausgangs dem Hypereides keineswegs, gleichwie dem Demosthenes und Lykurgos, nachmals Ehren zuerkannt wurden. Vielleicht trug man ihm sein Verhalten gegen Demosthenes nach, vielleicht fand man seine thatsächlichen Verdienste nicht bedeutend genug; gleichwie er auch bei Lebzeiten, soviel wir wissen, niemals Kränze und sonstige Ehren empfangen hatte; jedenfalls aber schadete ihm im Leben und nach dem Tode in der öffentlichen Achtung sein Privatleben, welches zu Demosthenes' und Lykurgos' Ernst und Nüchternheit den geraden Gegensatz zeigte. Denn wiewohl er von seinem ererbten und erworbenen Vermögen auch dem Staate wiederholt und freigebig spendete, so verwandte er doch viel mehr noch für seine eignen Lüste, weswegen er auch dem Spotte der Komiker, als Feinschmecker und die Möwen weit hinter sich lassender Fischvertilger, wiederholt anheimfiel. Noch größere Summen kosteten ihm die Hetären, deren er gleichzeitig mehrere auf seinen verschiedenen Gütern unterhalten haben soll. Wenn nun auch die Athener jener Zeit, nach den Schilderungen des Isokrates und Theopompos, allgemein recht leichtlebig und ausschweifend waren, so kannten und ehrten sie doch wenigstens das Bessere, während sie das Schlechtere sich und Andern nur eben nachsahen und verziehen.

Von den andern Sprechern und Staatsmännern der patriotischen Partei kennen wir aus eignen Werken nur den Hegesippos, von dem eine philippische Rede unter Demosthenes' Namen sich erhalten hat. Er war ein freimüthiger und derber Sprecher gegen Philipp und ein gewandter Redner, ohne jedoch das Geringste von Demosthenes' Gewalt und Größe zu haben. Angeführt wird er meistens mit seinem Spitznamen Krobylos, der wie es scheint von seiner wohlgepflegten Haartour herkam; ernstlichere Vorwürfe wider ihn anzubringen ist Aischines, der ihn mit seinem Bruder Hegesandros erwähnt und den letzteren gründlich verlästert, augenscheinlich nicht im Stande. Auch Polyeuktos aus dem Gau Sphettos, zu Philipp's Zeit Gesandter im Peloponnes mit Demosthenes, Lykurgos, Hegesippos und Andern, später unter denen, deren Auslieferung Alexander forderte, hat politische Reden hinterlassen, doch sind uns nur wenige Fragmente übrig. Demosthenes erwähnt ihn einmal mit dem Beisatz: jener vortreffliche, ein Lob, welches in seinem Munde und nach der Gewohnheit der attischen Redner, welche mit Lob ebenso äußerst sparsam wie die römischen verschwenderisch sind, außerordentlich viel besagt. Seine Wohlbeleibtheit, die ihm das Reden zum Volke mitunter recht sauer

machte, gab dem Phokion Anlaß zu dem Spott: „es verlohnt sich wirklich auf dessen Rath hin den Krieg zu beschließen; denn was wird der machen, wenn er erst Panzer und Schild trägt, da er beim Vortrage seiner zu Hause ausgearbeiteten Rede beinahe erstickt?“ Von den andern Vertretern der patriotischen Partei kennen wir kaum mehr als Namen, diese allerdings in ziemlicher Zahl; den sittlich anrüchigen Timarchos, den Demosthenes in seiner früheren Zeit, wo noch nicht so viele Mitstreiter um ihn geschaart waren, bei seiner Anklage gegen Aischines zum Genossen nahm, und den dann dieser stürzte, werden wir noch nachher erwähnen.

Kaum geringer ist die Zahl der Redner auf der andern Seite, und groß auch hier die Verschiedenheit der Charaktere, wiewohl, wie ich im Anfang angedeutet, ein schwerer Makel schon der Partei als solcher anhängt, und nur durch besondere Eigenthümlichkeit des Geistes und der Bildung ein ehrlicher und wohlmeinender Mann, wie Phokion, sich unter sie verirren konnte. Denn die ganze Partei trifft das, was Demosthenes gegen Aischines sagt: er habe, so lange die Vaterstadt in ihren Unternehmungen Glück und Erfolg hatte, das Leben eines Hasen geführt, in beständiger Angst und Zittern, daß man ihn zur Verantwortung ziehe, mit dem öffentlichen Unglück aber habe er aufgeathmet und sei groß und mächtig geworden. Anderswo als in der athenischen Demokratie, wo die Redefreiheit für die Schlechtesten fast am größten war, und wo die Bürgerschaft im allgemeinen solche Unbeständigkeit und Charakterlosigkeit zeigte, daß sich je nach Umständen die trotzigsten und kühnsten und wiederum die verworfensten und schmachvollsten Volksbeschlüsse durchsetzen ließen, hätten Leute wie Aischines und Demades nicht so lange sich halten und verhältnißmäßig unangefochten durchkommen können. Nun aber war es allezeit in Athen lohnend und ungefährlich, das hervorragende Verdienst und die Tugend herunterzuziehen und anzufeinden; denn auch dies schmeichelte der demokratischen Menge, die ungern irgend jemanden über sich sah. Und besser noch lohnte es, immer für Frieden und Ruhe und Genuß zu reden, statt für Krieg und Anstrengung und Opfer; hat doch Demades dafür, daß er nach Chaironeia einen leidlichen Frieden durch seine Unterhandlung erreichte — leidlich für den, dem an der Ehre nichts lag — bei Lebzeiten die höchsten bürgerlichen Ehren erlangt, die dem Demosthenes und Lykurgos lange nach ihrem Tode wurden, früher aber nur solchen, die durch Kriegsthaten Athens Macht und Herrschaft gemehrt, wie Timotheos und Chabrias, gewährt worden waren. Freilich blieben dafür Demosthenes' Ehren für alle Zeit, wogegen Demades' Erzstandbild alsbald nach seinem Tode zu niedrigem Gebrauche eingeschmolzen wurde.

Die beiden genannten Redner, Aischines und Demades, waren in der Partei durch Talent und Wirksamkeit die bedeutendsten; namentlich war

ihre Redegabe so außerordentlich, daß Aischines, trotz der mangelnden rhetorischen Bildung, mit Demosthenes nicht ganz unglücklich wetteiferte, Demades aber ohne alle Bildung und ohne jede Mühe den Demosthenes in der Meinung mancher Zeitgenossen sogar übertraf. Bei ihm war alles extemporirt, alles urkräftige Natur; um das Aufschreiben seiner Reden vor- oder nachher kümmerte er sich so wenig, wie er sich überhaupt um Nachruhm und Nachwelt kümmerte. So sind denn von seinen originellen Ausdrücken und Vergleichen nur spärliche Reste auf uns gekommen: wie daß er auf die ersten Gerüchte von Alexander's Tode in der Volksversammlung gesagt: „Alexander ist nicht todt, ihr Männer von Athen; der Erdkreis würde nach dem Leichnam riechen," und wiederum von Athen: „nicht die streitbare Stadt der Vorfahren habe ich zu leiten überkommen, sondern ein altes Weib, die weiche Schuhe an hat und ihren Gerstenbrei schlürft," mit Anspielung auf die zahlreichen Feste, an denen sich das Volk auf Staatskosten speisen ließ. Ganz das Gegentheil dieses scurrilen Tones zeigt Aischines, der als ehemaliger tragischer Schauspieler stets Anstand und Würde, oft auch Pathos und sogar durchaus hohles Pathos zur Schau trägt. Ein ähnlicher Gegensatz ist auch zwischen dem persönlichen Charakter beider Männer, insofern der eine ein verschlagener Heuchler, der andre ehrlich und offen bis zur Schamlosigkeit war, einer von den Erzeugnissen der Ochlokratie, welche, wie die Alten sagen, nicht bloß schlecht waren, sondern sich auch als schlecht bekannten. So soll er, wie der Römer G. Gracchus erzählt, als in seiner Gegenwart ein tragischer Schauspieler sich rühmte, daß er für eine einzige Vorstellung ein ganzes Talent (1360 Thlr.) erhalten, spottend entgegnet haben: das scheint dir groß, daß durch soviel Schreien ein Talent erworben? Ich habe für Schweigen vom Könige zehn bekommen." Nicht minder schamlos ist seine Aeußerung über das Zuschieben und Leisten des Eides in Privathändeln: man müsse dabei wie in allen andern Dingen das Nützlichste wählen: nun habe der, welcher den falschen Eid schwöre, alsbald das streitige Object gewonnen, dagegen der, welcher schwören lasse, gehe eben so erklärlich des Seinigen verlustig. Bei einer solchen Denkweise versteht es sich von selbst, daß er als Staatsmann leitende Ideen und eine bestimmte Politik nicht hatte, sondern nach Umständen dies und wiederum jenes verfocht, gleichwie er selbst äußerte, er habe sich selbst oft widersprochen, dem Vortheil des Staates aber niemals. Um ganz offen zu sein, hätte er freilich „dem eignen Vortheil" sagen müssen. So gelangte er aus den dürftigsten Umständen — sein Vater war Schiffer gewesen — durch die Gunst der auswärtigen Mächtigen zu Wohlleben und Reichthum, so daß er wie unter anderm Plutarch erzählt, bei der Hochzeit seines Sohnes zu demselben sagen konnte: „als ich deine Mutter heirathete, merkte nicht einmal der Nachbar davon; bei deiner Hochzeit aber geben Könige und Fürsten die Ausstattung." Trotz seiner Ver-

bindung mit Alexander nahm er keinen Anstand, als Harpalos nach Athen flüchtete, auch von diesem zu nehmen; er wurde gleich Demosthenes zu einer Geldbuße verurtheilt, kümmerte sich aber weder vorher um den Prozeß, zu dem er sich nicht stellte, noch nachher um das Urtheil, indem er nichts bezahlte; vielleicht daß ihm die Verwendung Alexanders den Erlaß der Strafe bewirkte. Als nach Alexanders Tode die makedonische Partei ihrerseits leiden mußte, was sie zuvor der andern angethan, erging auch über Demades, wie es heißt, eine siebenfache Verurtheilung, und da er die Geldbußen nicht bezahlte, so ging er der Ehrenrechte verlustig und trat zeitweilig von der Rednerbühne ab. Schlimmeres begegnete ihm nicht; er wurde, als die Athener nach der verlorenen Schlacht und der Sprengung des hellenischen Bundes den Frieden begehrten, als einziger, der denselben vermitteln konnte, wieder in die Ehrenrechte eingesetzt und ward somit Urheber des schimpflichsten Friedens, den Athen jemals geschlossen hatte. Er beantragte auch den nicht minder schmachvollen Volksbeschluß, welcher den Demosthenes, Hypereides und Genossen zum Tode der Verräther verurtheilte. So spielte er dann weiter den großen Mann und ging in salbenduftenden Kleidern und pflegte seinen Bauch, indem auch er zu denen gehörte, welche, nach Demosthenes' Ausdruck, den Bauch zum Maßstabe der Glückseligkeit machten; der Makedonier Antipatros, sein Brodherr, spottete über den altgewordenen Demades, daß von ihm wie von einem geschlachteten und verbrauchten Opferthier nichts als Zunge und Eingeweide übrig seien. Aber das Schicksal, welches ihm seine verrathenen Mitbürger nicht zutheilten, empfing er schließlich aus den Händen der Makedonier selbst, indem Kassandros, Antipatros' Sohn, den als Gesandten nach Makedonien gekommenen Demades, durch ihm hinterbrachte Spöttereien desselben gereizt, mitsammt seinem Sohne schimpflich hinrichten ließ.

Aehnlich an Charakterlosigkeit und Gemeinheit, an Talenten freilich dem Demades gewaltig nachstehend war Aristogeiton, gegen den wir zwei dem Demosthenes untergeschobene Reden und eine echte des Deinarchos besitzen, die letzere bei den harpalischen Prozessen gehalten, in die auch er verwickelt war. Der Ankläger bezeichnet ihn im Eingang als den schlechtesten Menschen in der Stadt und sogar unter der ganzen Menschheit, was er mit allerhand Geschichten, daß er seinen vor dem Todesurtheil geflüchteten Vater im Auslande habe verkommen lassen, daß, als er zum erstenmal im Gefängnisse saß, die andern Gefangenen ihm alle Gemeinschaft aufgekündigt hätten, zu belegen keine Mühe hat. Er war aber nicht nur bisher immer leidlich durchgekommen, sondern wurde auch im harpalischen Prozesse, wiewohl gegen ihn dieselbe Anzeige des Areopag, also dieselbe Autorität wie gegen Demosthenes vorlag, zu allgemeinem Aergerniß freigesprochen: der beste Beweis, was es mit den in diesen Prozessen gefällten Urtheilen überhaupt auf sich hat. Gegen ihn war

kein Neid wie gegen Demosthenes, kein politisches Interesse forderte seine Verurtheilung, der Zorn des Volkes hatte sich gegen Demosthenes und Demades, deren Sache früher vorgekommen war, bereits erschöpft. Ein andrer würdiger Volksmann war Pytheas, der auch gleich Aristogeiton einzelne Reden hinterließ; der Sohn eines Müllers, aus ärmlichsten Verhältnissen, machte er bei seinem ersten Auftreten den Patrioten, jedoch nur zu dem Zwecke, auf sich aufmerksam zu machen, damit man ihn kaufe; sowie das geschehen war, diente er getreu den Makedoniern und verschwendete die erworbenen Schätze in niedrigen Lüsten. Stratokles sodann, um nur noch einen zu nennen, wie Pytheas einer der Ankläger im harpalischen Prozesse, erreichte seine eigentliche Höhe erst einige Zeit später, zu Demetrios' des Städtebelagerers Zeit, wo er in den für diesen beantragten Ehrendekreten alles überbot, was in gemeinster und verworfenster Kriecherei vorher oder nachher irgendwo geleistet ist.

In dieser Gesellschaft nimmt sich Aischines, über den ich an letzter Stelle noch einiges sagen will, in vielen Beziehungen anständig und ehrbar aus. Er hatte noch Schamgefühl und wollte für tugendhaft gelten, enthielt sich auch wirklich öffentlicher Ausschweifungen und Laster, so daß er vor Gericht auf die Mitwissenschaft der Richter über sein untadelhaftes Leben sich beruft. Indessen bei keinem der alten Schriftsteller ist Schein und Wesen in einem solchen Gegensatz, und das macht diesen Charakter so außerordentlich unsympathisch. Seine erste Rede zumal, die gegen Timarchos, ist das widerwärtigste Stück der ganzen attischen Literatur, nicht sowohl der Sache wegen, insofern der Angeklagte eines unsittlichen Lebenswandels bezüchtigt wird, als wegen der Behandlung. Zweck und Veranlassung der Anklage ist offenkundig: Timarchos war mit Demosthenes als Ankläger des Aischines wegen seiner makedonischen Gesandtschaft aufgetreten, und indem nun Aischines dem einen seiner Ankläger das Recht vor Volk und Gericht zu reden durch seine Gegenklage bestreitet, auf Grund des Gesetzes, welches denen, die sich zu unsittlichem Zwecke verkauft hatten, die Ehrenrechte entzog, will er sich selbst frei machen und insbesondere Zeit gewinnen, damit so zu sagen Gras über dem Geschehenen wachse und der Zorn des Volkes sich lege, welche Berechnung ihm auch in der That glücklich ausschlug. Sein Verfahren ist nicht eben zu loben, denn wer sich unschuldig wußte, konnte sich anders vertheidigen, indessen war es wenigstens auch sonst häufiger Gebrauch. Daß er sich aber nun gleichzeitig und später den Schein giebt, als sei es ihm um sittliche Besserung seiner Mitbürger zu thun, ist wirklich unerträglich, zumal wenn man bedenkt, daß Timarchos' Vergehungen zwanzig und mehr Jahre hinterwärts lagen, also unmöglich den sittlichen Zorn des Redners hervorgerufen haben konnten. Dies aber um so weniger, als Aischines sich selber des fraglichen Lasters schuldig bekennen muß: denn wenn er sogar Schlägereien um schöner Knaben

willen von sich eingesteht, wie wäre da an eine sokratische Liebe zu denken? Auch die erotischen Gedichte, die die Widersacher, wie er sagt, als sein Werk vorbringen würden, kann er im wesentlichen nicht verleugnen; ein Glück für seinen Ruf, sagt ein Neuerer, daß sie nicht erhalten sind. Also kann er auch nicht das schelten, was Timarchos gethan, sondern nur daß er um Geld gethan habe. Und zu dem allen kommt als schlimmstes Selbstzeugniß gegen seine Sittlichkeit, daß er bei geflissentlicher Anständigkeit des Ausdrucks in den Sachen doch geflissentlich obscön ist, und unter dem Scheine ängstlichster Ehrbarkeit den gemeinen Neigungen seiner Zuhörer zu kitzeln sucht. Wenn nun Demosthenes, in seiner ein paar Jahre darauf wirklich gehaltenen Anklagerede wegen der Gesandtschaft, dem Aischines eine in Makedonien damals geschehene schmachvolle Mißhandlung einer kriegsgefangenen olynthischen Frau zum Vorwurf macht, Aischines aber mit höchster Entrüstung leugnet und sich auf seinen vor aller Augen liegenden Lebenswandel beruft, wem soll man glauben? kann die Vorsicht, die er zu Hause um des Scheines willen beobachtete, beweisen, daß er draußen beim Rausch des Weines den doch in ihm steckenden schlechten Neigungen nicht nachgab?

Nachdem nun Aischines diese sittliche That vollbracht und den Timarchus für alle Zeit ruinirt hatte — denn da dessen Lebenswandel notorisch war, so gewann der Ankläger, wiewohl er keinen Zeugen hatte, den Prozeß, gelang es ihm unter dem Eindrucke dieses Erfolges seinen eigenen Prozeß nicht nur hinauszuschieben, sondern auch, mit Hülfe der Fürsprache mächtiger Männer, schließlich glücklich zu bestehen, indem er wenngleich mit recht schwacher Majorität freigesprochen wurde. Aber keinen schwereren Fehler hätten die Athener begehen können, als daß sie diese Gelegenheit versäumten, einen Verräther unschädlich zu machen und die andern zu schrecken. Es ist wahr, daß Demosthenes nicht beweisen kann, daß Aischines von Philipp Geld empfangen, sondern nur, daß er ihm gedient hatte. Hierin aber scheint manchen Neueren schon eine fast genügende Rechtfertigung des Angeklagten zu liegen, und überhaupt könnte es nicht wundern, wenn einmal eine förmliche „Rettung“ desselben erschiene. Ich fürchte nur, daß wenn auch mancher von Demosthenes dem Gegner zum Ueberfluß angehängter Schmutz sich abreiben ließe, im Wesentlichen sich doch die Reinigung als Mohrenwäsche erweisen würde. Nämlich wie zum Theil auch vorhin sich zeigte, Aischines wird aus seinen eignen Worten gerichtet. Ein nebensächlicher Anklagepunkt in Demosthenes' Rede ist es, daß jener mit dem unleugbar erkauften und bereits verurtheilten Philokrates zusammen den nach letzterem benannten unvortheilhaften Frieden des Jahres 346 zu Stande gebracht habe. Aischines leugnet und schiebt dem Demosthenes die Genossenschaft mit Philokrates im wesentlichen zu; in der Rede gegen Ktesiphon, nachdem mittlerweile dreizehn weitere

Jahre vergangen, steigert er sogar seine früheren Behauptungen und läßt den Demosthenes allein mit Philokrates Urheber des Friedens sein. Wie sich nun die Sache wirklich verhält, möge Aischines entscheiden: in der Rede gegen Timarchos, gehalten ehe Philokrates angeklagt war, sagt er mit klaren Worten: der Friede, der durch mich und Philokrates zu Stande gekommen ist. Der Hauptpunkt aber, weswegen Demosthenes ihn dort anklagt, ist jener, daß er durch seine lügenhaften Meldungen, als er von seiner zweiten Gesandtschaft zurückkam, es dem Philipp möglich gemacht habe, in Hellas einzudringen und Athens Bundesgenossen, die Phokier, zu vernichten. Aischines hatte nämlich das Gegentheil dem Volke vorher versichert, daß Philipp als Beistand der Phokier wider die Thebaner anrücke, und hatte dadurch das Volk in einen wahren Freudenrausch versetzt und jede Möglichkeit einer athenischen Intervention, die nun überflüssige Mühe schien, beseitigt. War er nun hier Betrüger, oder war er selbst von Philipp betrogen? Aber Aischines räumt selber ein, daß er das Siegesfest Philipps in Delphi nach vollzogenem Gericht über die Phokier mitgefeiert habe; da Demosthenes ihm vorgeworfen, daß er den Päan mitgesungen, so sagt er wörtlich so: welcher Beweis ist dafür, wenn ich nicht etwa wie in den Chören vorsang? Also wenn ich geschwiegen habe, so ist die Anklage falsch, wenn ich aber, während unsre Vaterstadt aufrecht stand und kein öffentliches Unglück die Bürger getroffen hatte, gleich den andern Gesandten den Päan mitsang, wobei der Gott geehrt, die Athener aber nicht beschimpft wurden, so that ich eine Handlung der Frömmigkeit und durchaus kein Unrecht." Da Aischines stumpfsinnig und dumm nicht war, sondern im Gegentheil recht klug und gewitzigt, so ist wohl klar, daß diese Vertheidigung nur aus einem absoluten Mangel an Patriotismus und an Gefühl für die Ehre Athens hervorgehen konnte, und damit ist er als Staatsmann und Bürger gerichtet. Als Staatsmann darf er überhaupt gar nicht gelten, indem dazu erstlich eine stehende und andauernde Betheiligung an den Staatsgeschäften, und sodann politische Ideen und Grundsätze gehören; Aischines aber trat auf der Rednerbühne nur mit langen Unterbrechungen auf, und von Ideen und Vorschlägen, was denn eigentlich Athen statt der demosthenischen Politik erstreben und thun müsse, findet sich bei ihm nicht das Geringste. Aber er war doch beredt wie einer, und wenigstens in seiner späteren Zeit nicht unvermögend, indem er z. B., was Demosthenes sagt, von Alexander's Gunst nach der Zerstörung Thebens Landgüter in Boeotien empfangen hatte; nun hätte er doch dem Staate im einzelnen mit seinem Worte und seinem Vermögen nützen und helfen können, um sich als guten Bürger zu zeigen. Hierüber nun führe ich Demosthenes' Worte an, auf die Aischines unsres Wissens nicht ein Wort entgegnen könnte: „welche Bundesgenossenschaft ist durch deine Vermittelung der Stadt geworden? welche Hülfe

oder Erwerbung von Wohlwollen und Ehre? welche Gesandtschaft, welcher Dienst, durch den die Stadt angesehener wäre? was in den heimischen oder den hellenischen und auswärtigen Angelegenheiten, womit du dich befaßt hast, ist besser gemacht worden? welche Dreiruderer? welche Waffen? welche Schiffswerfte? welche Ausbesserung der Mauern? welche Reiterei? — — Aber, mein Lieber, wenn nichts hiervon, so doch patriotische Gesinnung und redlicher Eifer. Wo? wann? der du sogar damals, als alle die jemals auf der Rednerbühne ihren Mund aufgethan hatten, zur Rettung beisteuerten" — er meint wohl nach Thebens Zerstörung — „auch damals weder hervortratest noch irgend beisteuertest, nicht aus Dürftigkeit, sondern indem du dich in Acht nahmest, denen irgend zuwider zu handeln, in deren Dienst du alles thust." Wenn nun auch die makedonische Partei, als Friedenspartei, wirklich eine Berechtigung in Athen gehabt hätte, so mußten doch nach Erklärung des Krieges auch die Männer des Friedens alles in ihren Kräften Stehende thun, um für den Staat den Sieg zu erringen, und diesem Grundsatze ist Phokion in der That gefolgt, Aischines aber hat geschwiegen und geruht, so lange es kein Unheil anzustiften gab. Seine größte Leistung aber ist, daß er den sogenannten zweiten heiligen Krieg entzündete, durch den Philipp zum zweitenmal nach Hellas hineingeführt wurde; wie Demosthenes wohl mit Recht behauptet, war er dazu von Philipp erkauft, und er selber hat nichts gethan noch gesagt, woraus man schließen könnte, daß ihm der Sieg des Makedoniers bei Chaironeia und die Bezwingung Athens, was Alles aus jenem heiligen Krieg hervorging, irgend Schmerzen verursacht hätte. Was verschlägt es nun eigentlich, ob Habsucht oder Eitelkeit ihn so zum Parteigänger des fremden Unterdrückers und zum Verräther des eignen Vaterlandes werden ließ? In der That scheint weniger von der ersteren, dafür desto mehr von der letzteren in ihm gewesen zu sein, so viel sogar, daß diese Eitelkeit hauptsächlich sein Wesen charakterisirt. Aischines stammte aus niedrigen Kreisen, wenn er uns gleich einen alten Adel seiner Familie glauben machen will; auch dies ist schon ein Stück von der Eitelkeit. Er wurde dann zunächst Schreiber — Subalternbeamter wie wir sagen —, wobei er sich Geschäftskenntniß und die Gunst des damals mächtigsten Staatsmannes, des Eubulos, erwarb. Dann wurde er Schauspieler und bildete sein von Natur schon klangvolles und vorzügliches Organ noch weiter aus, so daß er von hier aus endlich in den Stand gesetzt wurde, als Berather des Volkes aufzutreten. Soweit ist sein Emporstreben noch ohne Tadel, und seine ersten Volksreden waren auch recht patriotisch und voll klarer Erkenntniß von Philipp's Gefährlichkeit, weswegen man ihn eben auch zum Gesandten wählte. In Makedonien aber empfing er nun einen ganz überwältigenden Eindruck von Macht, von Größe, von Reichthum, wogegen ihm die heimischen Verhältnisse elend,

kleinlich, dürftig erschienen; der König selbst behandelte ihn mit größter Leutseligkeit und schmeichelhaftester Freundlichkeit, und von da ab war Aischines an Makedonien verkauft. Freund und Gastfreund, das waren die Titel, mit denen Philipp seine Parteigänger, so lange er sie gebrauchte, ehrte, und so sagt Aischines selber in seiner Rede gegen Ktesiphon, mit der er dem Demosthenes die Bekränzung bestritt, von diesem: „er der mir die Gastfreundschaft mit Alexander zum Vorwurf macht." Besser und gerechter freilich ist niemals einem gedient worden, als es Demosthenes in seiner Entgegnung auf diese Worte thut: „ich dir die Gastfreundschaft mit Alexander? woher hättest du die bekommen oder wie wärest du deren gewürdigt? weder einen Gastfreund Philipps noch einen Freund Alexanders nenne ich dich, so verrückt bin ich nicht, sonst müßte man ja auch die Schnitter und die, welche sonst etwas um Lohn thun, Freunde und Gastfreunde derer nennen, die sie gemiethet haben." Wer als Bürger einer solchen Stadt wie Athen seine Ehre in einem Verhältniß zu einem auswärtigen Herrscher suchen konnte, welches doch augenscheinlich nie und nimmer ein Freundschaftsverhältniß, sondern ein Dienstverhältniß war, der hatte für wahre Ehre kein Gefühl, sondern nur für den Schein von Ehre, und so ist in Aischines' ganzem Leben und Thun, wie auch in seinen Reden nicht minder, inwendig Leere und Fäulniß, auswendig freilich Geziertheit und Putz genug. Denn auch mit seiner Bildung ist es nicht anders bestellt: während er das Wort immer im Munde führt und seine Rede mit schönen Dichterstellen ausschmückt — „um euch Widersachern zu zeigen," sagt er, „daß auch wir etwas gehört und gelernt haben" — so ist doch sogar sein Geschmack so wenig geläutert und rein, daß er zum Beispiel am Schlusse seiner Anklagerede gegen Ktesiphon von der höchsten Höhe pathetischer Beredsamkeit den schmählichsten Fall ins Lächerliche thut, beispiellos fast, wie Lord Brougham bemerkt, in der ganzen Geschichte der Beredsamkeit. Nachdem er eben wundervoll und glänzend gesagt: „Themistokles aber und die bei Marathon Gefallenen und die bei Platää und die Gräber selbst der Vorfahren müssen sie nicht aufseufzen, wenn der, welcher geständig ist, im Bunde mit den Barbaren gegen die Hellenen gewirkt zu haben, jetzt bekränzt wird?" — nach diesem höchsten Aufschwung leitet er das kurze Schlußwort also ein: „Ich nun, o Erde und Sonne und Tugend und Einsicht und Bildung, durch welche wir das Schöne und das Schimpfliche unterscheiden, habe das Meinige gethan und gesprochen." Dieses Selbstzeugniß des Aischines gegen seine Bildung möge der hier versuchten Charakterisirung ihren Abschluß geben.

Zwei ungedruckte Schriftstücke Beethovens.

Mitgetheilt von Dr. Ludwig Nohl.

Das „große Publikum“ ist durch die mancherlei neuen Aufschlüsse über den unglücklichen Selbstmordversuch von Beethovens Neffen*) in solcher Weise in dieses völlig tragische Ereigniß in dem Leben des großen Künstlers eingeweiht, daß es der Sache werth erscheint, auch zwei Schriftstücke zu publiziren, die sich auf die Präludien zu diesem eigentlichen Trauerspiele beziehen, und dessen Conflicte näher zu exponiren geeignet sind. Dieselben, zwei amtliche Eingaben, sind erst kürzlich in meine Hände gelangt und zu genauer Copie gebracht. Zu ihrer verständlicheren Aufnahme diene noch kurz Folgendes.

Die Mutter des Knaben, einzigen Sohnes von Beethovens verstorbenem jüngeren Bruder Carl, war wegen ihres üblen Lebenswandels durch das k. k. „Landrecht“ von der Vormundschaft über denselben ausgeschlossen worden. Sie suchte nun, theils nach ihrem natürlichen Muttergefühl, mehr aber noch nach ihrem unverwüstlichen Hang zu allerhand Thorheit und Schabernack — „zur Intrigue geboren, ausgelernt in Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung,“ schreibt Beethoven um 1819 selbst in eines der Berliner Conversationshefte, — sie suchte mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln unausgesetzt zu dem Knaben zu dringen und ihn zu sich herüberzuziehen. So schreibt die Tochter des Institutsvorstehers Giannatasio, bei dem derselbe 1816—18 war: „Sie soll einmal als Mann verkleidet auf den großen Platz am Hause gekommen sein, wo die Knaben ihre Turn- oder gymnastischen Uebungen hielten.“ Und wenn dies auch nicht verbürgt ist, so wissen wir doch, daß, als der Knabe später bei Beethoven selbst in Mödling auf dem Lande war, es ihr gelang durch Bestechung der Dienstboten mit Kaffee, Zucker, Geld ꝛc. ihr den Verkehr mit demselben zu ermöglichen.

Das war im Sommer 1818, und Beethoven schreibt, nachdem er zunächst beide Dienstboten „zum Teufel gejagt“, an seine getreue Freundin Frau von Streicher: „Alles ist in Verwirrung, jedoch wird man nicht nöthig haben mich in den Narrenthurm zu führen: ich kann sagen, daß ich schon in Wien schrecklich wegen dieser Geschichte gelitten und daher nur still für mich war.“ Andrerseits sagt er: „Machen Sie nur nichts bekannt, da man auf Carl nachtheilig schließen könnte: nur ich, da ich alle Triebräder kenne, kann für ihn zeugen, daß er auf das schrecklichste verführt ward.“ Und trotzdem hatte er die gleiche zarte Rücksicht auf die „ränkevolle leidenschaftliche“ Mutter. Denn er schreibt: „Carl hat gefehlt, aber — Mutter — Mutter, selbst eine schlechte bleibt doch immer Mutter.“

*) Vgl. z. B. das Feuilleton der „Presse“ von No. 124 dieses Jahres.

Sie, die „Königin der Nacht", hörte aber nicht auf, den Vormund mit „Racheplänen" zu plagen und trachtete vor allem die Situation so zu gestalten, daß sie besseren Zugang und dadurch mehr Herrschaft über den Knaben gewinne. Am 21. September 1818 stellt sie an das Gericht (das Niederösterreichische Landrecht) den formellen Antrag, daß Carl ins k. k. Convict gegeben werde. Darüber nun spricht sich unser erstes Schriftstück aus, das mit den nöthigen Erläuterungen unter dem Text zunächst folgt und das uns abgesehen von allem Anderen zeigt, wie ernst Beethoven seine Aufgabe als Erzieher nahm und wie sorgfältig er die dafür erforderlichen Mittel und Maßregeln abwog, zugleich wie rücksichtsvoll er sich noch immer gegen die Mutter benahm und äußerte. Es lautet:

I.

„Hochlöbliches k. k. U. De. Landrecht!"

Als mir die Vorladung des k. k. U. De. Landrechts vom 22. dieses Monats nach meinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte Mödling übersendet wurde, befand ich mich geschäftshalber gerade in Wien und konnte daher dieses Umstands wegen derselben nicht zur anberaumten Frist Folge leisten. Ich ergreife daher das Mittel einer schriftlichen Erklärung, welche ich einem k. k. U. De. Landrecht hiermit vorlege.

Die Mutter meines Mündels, die ihrer moralischen Unfähigkeit wegen von dessen Erziehung durch das k. k. U. De. Landrecht gänzlich und streng ausgeschlossen worden, hat nach mehreren mißlungenen Versuchen, den von mir entworfenen und befolgten Erziehungsplan durch ihre Einmischung zu hindern, abermals sich beigehen lassen, einen Schritt zu thun, dem ich als ausschließlich bestellter Vormund meines Neffen Carl van Beethoven auf keine Weise meine Bestimmung geben kann.

Um zu ihrem Zweck zu gelangen, nimmt sie ihre Zuflucht zu Mitteln, die schon an und für sich von niedriger Gesinnung zeugen, indem sie nämlich meine Gehörlosigkeit, wie sie es nennt, und meine angebliche Kränklichkeit zum Vorwand nimmt, um auf die Erziehung meines Neffen ein nachtheiliges Licht fallen zu lassen.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist es von Allen, die mich näher kennen, zu wohl bekannt, daß jede mündliche Mittheilung zwischen mir und meinem Neffen sowie zwischen andern Menschen auf die leichteste Art stattfindet, als daß hieraus ein Hinderniß entstehen könnte. Zudem war meine Gesundheit nie besser als jetzt, und es ist ebenso wenig von dieser Seite ein Grund vorhanden, daß meines Neffen Erziehung gefährdet werden könnte.*)

*) In Bezug auf das Gehör erzählt der Professor Klöber von Berlin, der ihn in diesem Sommer malte (das lebensgroße Portrait mit dem Neffen zur Seite befindet sich in Wien;

Ich habe, nachdem ich ihn zwei Jahre lang in der Erziehungsanstalt des Herrn Giannatasio ganz auf meine Kosten unterrichten ließ, ihn nun zu mir genommen, um selbst zu beobachten, ob er mehr Neigung zur Tonkunst oder zu den Wissenschaften besäße.*)

Hier hatte er unter meinen Augen alle Gelegenheit, sein Talent für die Musik, worin ich selbst ihn täglich durch drittehalb Stunden unterrichte, zu entfalten, sowie zu gleicher Zeit seine Schulstudien fortzusetzen.**)

Ich fand, daß er mehr Neigung zu den Wissenschaften habe. Daß er diesen Sommer hindurch bei mir auf dem Lande eben so eifrig fortfuhr, wie sonst seinen Studien obzuliegen als in Wien selbst, bestätigen die unter lit. A beigeschlossenen Zeugnisse, die ich wieder zurückerbitte, auf das hinreichendste. Was die Absicht der Mutter meines Mündels betrifft, denselben in das Convikt zu bringen, so muß ich mich gegen dieses Vorhaben aus folgenden Gründen auf das bestimmteste erklären:

I. Haben jene Verhältnisse, welche das Gericht bestimmt, die Mutter nicht nur von der Vormundschaft, sondern auch von allem Einfluß auf Erziehung und Umgang mit dem Mündel zu entfernen, noch fortwährend statt.

II. Würde eben dadurch, daß der Mündel in das Convict komme, die Vorsorge des Gerichts vereitelt, indem daselbst die besonderen Beschränkungen bei dieser Mutter nicht bekannt sein können und sie es leicht dahin bringen würde, den Knaben auszubitten und zu sich nach Hause in ihre Gesellschaft zu nehmen.

Versuche dieser Art hat sie selbst bei mir durch Bestechung der Dienstleute und durch Verführung des Knaben zur Unwahrheit und Verstellung gewagt, ungeachtet es ihr unverwehrt ist, ihren Sohn in meinem Beisein zu sehen und zu sprechen, sobald sie mir ihren Wunsch deßwegen mittheilt und wenn es die Umstände gestatten.

---

der Kopf daraus ist das bekannte Bild mit dem „ossianisch-dämonisch bewegten Haar, in Lichtdruck „Beethovens Brevier" beigegeben): — „Er war schon sehr taub und ich mußte ihm, wenn ich etwas sagen wollte, dasselbe entweder aufschreiben oder er setzte das Rohr an, wenn nicht sein Famulus, ein junger Verwandter von etwa 12 Jahren, zugegen war, welcher ihm dann die Worte ins Ohr schrie." Doch fügt er hinzu, wie der Junge derweilen auf dem Flügel, der etwa 4 — 5 Schritte hinter Beethoven stand, üben mußte und dieser trotz seiner Taubheit jeden Fehler corrigirt habe. Ebenso unverdächtig ist diesmal das Zeugniß Schindlers, der gerade in diesen Jahren der Arbeit an der Missa solonnis Beethovens „feste Gesundheit" rühmt. Und dieses Zeugniß wird bestätigt durch den Umstand, daß Beethovens Briefe aus diesem Herbst 1818 von den sonst so häufigen Klagen in diesem Punkt gänzlich frei sind.

*) „Der Knabe muß Künstler werden oder Gelehrter, um ein höheres Leben zu leben," äußerte er selbst im Frühjahr 1816 gegen den jungen Dr. Bursy aus Kurland. („Beethoven, List, Wagner." Wien 1874 S. 106.)

**) In Wien war der gewöhnliche Lehrer des Knaben der bekannte Carl Czerny.

III. Daß die Mutter meines Mündels solche heimliche Versuche auch schon während seines Aufenthalts im Institute gemacht und daß ihr Umgang mit dem Mündel von dem Vorsteher des Instituts im höchsten Grade als verderblich für denselben erkannt wurde, zeigen die Beilagen unter lit. B und C zur Genüge.

IV. Habe ich seit dem Zeitpunkt, als mir das k. k. Landrecht die ausschließende Vormundschaft meines Neffen anvertraute, nicht nur alle Kosten der Erziehung selbst bestritten (denn der erst seit kurzem als Schadloshaltung erfolgende geringe Beitrag der Mutter kann in dieser Beziehung kaum in Betracht kommen), sondern auch alle Mühe und Sorge unabläſſig angewendet, um ihn in Allem, was erforderlich ist, um ein guter und brauchbarer Staatsbürger zu werden, so gut als möglich unterrichten zu lassen, so zwar, daß der zärtlichste Vater nicht besser für das eigene Kind sorgen kann. Ich erwarte dabei nicht den Dank der Mutter, aber hoffe auf Anerkennung der hohen Obervormundschaft.

V. Ist der Plan für die künftige höhere Erziehung meines Neffen schon längst entworfen und darnach gearbeitet worden. Es würde daher nur eine sehr schädliche Störung in dem Gang der Erziehung entstehen, wenn auf einmal eine Veränderung nach andern Ansichten erfolgen sollte.

Im übrigen werde ich dem k. k. U. Oe. Landrecht bei jeder vorzunehmenden Veränderung mit meinem Neffen die gehörige Anzeige machen, um im Einklange mit Demselben das Zweckmäßige zu ergreifen, in welcher Hinsicht es immer nöthiger werden dürfte, zur Vermeidung jeglicher Störung und Hinderung die Mutter des Knaben von allem Einflusse zu entfernen, sowie es nicht nur in dem sie betreffenden Falle durch den § 191 des bürgerlichen Gesetzbuches bestimmt ist — gewiß eine sehr weise Bestimmung, — als auch weil sie ihren intellectuellen und moralischen Eigenschaften nach bei dem höheren Alter des Knaben überhaupt immer weniger geeignet scheint, auf die männliche Erziehung einzuwirken.

Auf welche Weise aber die Frau Johanna v. Beethoven dem Vorgange des Gerichts zu Folge, wornach sie als moralisch unfähig von der Erziehung und dem Umgange mit ihrem Kinde ausgeschlossen wird, sowie nach der erfolgten Entscheidung des k. k. U. Oe. Landrechts vom 19. Januar 1816, wodurch mir allein und ausschließlich als Vormund die Erziehung meines Neffen anvertraut ist, wie, sage ich, dieselbe sich als Vormunderin ihres minderjährigen Sohnes aufzutreten getrauen mag, ist mir aus ihrem kühnen Benehmen in allen Verhältnissen einigermaßen erklärlich.

Wien den 25. Sept. 1818.

Ludwig van Beethoven
als Vormund meines Neffen Karl van Beethoven."

Nur die Unterschrift ist autograph, bei der bekannten Hieroglyphenhand des Meisters wohl begreiflich, jener Namenszug aber von solcher energischen Bestimmtheit, daß sich das Ernstgemeinte des ganzen Schriftstücks doppelt bethätigt.

Die obervormundschaftliche Tagsatzung vom 30. September entschied denn auch einfach auf Abweisung der Johanna van Beethoven mit ihrem Gesuche. Allein damit war bei der „kühnen" Frau nicht viel gethan. Ihre Antwort war der auf jede Art erneute Versuch den Knaben zu allerhand üblen Dingen gegen den guten Onkel zu verleiten und namentlich ihn gegen denselben als einen „alten Narren dessen er sich zu schämen habe" einzunehmen. „Vorgestern war ich durch die Erzählungen von Beethovens Haushälterin über die Niedrigkeit des Jungen empört und ins Innerste ergriffen," schreibt am 30. November 1818 jenes Fräulein Giannatasio del Rio in ihr Tagebuch.*) „Das ist mehr als Leichtsinn! Der Keim des Bösen konnte also durch gutes Beispiel nicht ausgerottet werden? Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie sehr mich der Undank dieses jungen Menschen ergriff. Es ist aber nothwendig, so wehe es uns thut und wir bei Beethovens unglücklicher Lage befürchten müssen ihm zu mißfallen, ihm hier die traurige Wahrheit ganz zu zeigen, in ihrer ganzen kränkenden Wirklichkeit! Wenn es nur bald geschehen könnte, denn hier handelt es sich um Großes! Er kennt seinen grenzenlosen Leichtsinn, aber diese Züge eines verdorbenen Herzens kennt er nicht, muß sie aber kennen lernen, denn später wäre es gewiß schon zu spät, wenn es nicht jetzt vielleicht schon ist!"

Allein die Frau Mutter, in der That das „böse Princip" in diesem Lebens-Drama, sorgte dafür, daß ihm bald alles und jedes in dieser Sache klar ward. Sie ging mit gleicher energischer Consequenz vor wie unser Meister und — hatte einstweilen den Sieg. Hören wir, was das Fräulein schon wenig Tage darauf, am 5. Dezember aufschreibt.

„Seit einigen Tagen," lautet es hier, „bin ich ganz mitgenommen, ganz ergriffen von Beethovens Geschichte. Nie im Leben werde ich den Augenblick vergessen, als er kam und uns sagte, daß Karl fort sei, zur Mutter entlaufen, und seinen Brief uns zeigte zum Beweis seiner Niedrigkeit. Diesen Mann so leiden, weinen zu sehen, es war sehr ergreifend." Noch erinnert sich das Fräulein, wie er dabei ausrief: „Er schämt sich meiner."

„Wie zeigt sich hier wieder dieses seltene Wesen!" fährt sie fort. „Das böse Kind ist nun wieder bei ihm, mit Hülfe der Polizei, — die Rabenmutter; Er muß von hier weg oder sie, das ist das Resultat. Beethoven will ihn fürs erste in unsere Verwahrung geben. Jetzt aber schrieb ich mit Nanni

*) Dasselbe ist kürzlich veröffentlicht unter dem Titel: „Eine stille Liebe zu Beethoven." (Leipzig, E. J. Günther).

(ihrer Schwester) mehrere Stunden mit Beethoven (ins Conversationsheft); denn wenn er so ergriffen, so hört er fast gar nicht. Wir haben ein Buch vollgeschrieben. Dieser Edelmuth, diese reine kindliche Seele! Es ist nicht in seinem Wesen, einen Menschen für durchaus böse zu halten, wie er sagt, wie es denn doch dies Weib ist. Er sagte mir, er wäre von der Geschichte so ergriffen, daß er seine Gedanken erst zusammenfassen müsse, sein Herz habe die Nacht geschlagen hörbar!"

Die „kühne" Frau aber geht derweilen ebenfalls „ihres Weges Schritt vor Schritt." Der Knabe ist allerdings mit Hülfe der Polizei wieder in Beethovens Hand, und da er für das nächste Frühjahr eine längere Reise nach London projectirt hatte, so lag der Gedanke nahe, um den Knaben dann besser gesichert zu wissen, ihn ebenfalls ins Ausland zu geben. Flugs ist nun Madame van Beethoven (am 9. Dezember) mit einer Demonstration bei der Hand und beantragt vor allem wieder die Untersagung der Ausübung der Vormundschaft. Ja schon am folgenden Tage wiederholt sie diesen Antrag, indem sie zunächst Mißtrauen gegen die Unterrichtung und Bildung des Knaben säet, sodann aber auch dessen moralische Erziehung verdächtigt, da Beethoven ihn „nicht einmal zur Beichte führe."

Schon am Tage darauf (11. Dezember) war denn auch gerichtliche Vernehmung aller drei Betheiligten, und um nun hier das Resultat zu sichern, verfaßt Beethoven abermals eine lange Eingabe, die uns völlig in seine Gesinnung, seine Absichten und seine Maßregeln in Bezug auf das ihm anvertraute „theure Pfand" einweiht. Sie lautet:

II.

„Hochlöbliches k. k. U. Oe. Landrecht!"

Es schien mir anfangs überflüssig, ein k. k. U. Oe. Landrecht von den Einzelnheiten meiner bisher geführten Vormundschaft in nähere Kenntniß zu setzen. Nach den neuerlichen Vorfällen aber, die, wie ich immer mehr mich überzeuge, durch Machinationen herbeigeführt wurden, um eine Trennung meines Mündels von mir zu bezwecken, finde ich es zweckmäßig und nothwendig, mein bisher beobachtetes Verfahren umständlicher darzulegen. Daß dabei die strengste Wahrheit obwalte, verbürgt meine Gesinnung und mein öffentlich anerkannter moralischer Charakter. Die hier folgenden Beilagen werden in dieser Hinsicht die triftigsten Belege liefern.

Die Beilage lit. A enthält die verlangten Schulzeugnisse meines Mündels. Sie beweisen dessen Fortschritte und Sittlichkeit sattsam, würden aber in einigen wenigen wissenschaftlichen Fächern vielleicht noch vortheilhafter sein können, wenn die immerwährenden Störungen von Seite der Mutter desselben nicht Hinderungen bereitet hätten. Die beiden Briefe der Dienstleute sind in

diesem Augenblicke unter meinen Papieren nicht mehr vorfindig. Ihr Inhalt sind elende und meist übertriebene pöbelhafte Klatschereien, wie z. B., daß mein Mündel der Hausmeisterin die Glocke fast abgerissen, einen Kapaun zwischen das Holz gejagt, wo er erstickt sei, daß er 30 kr. von einem Einkauf zurückbehalten und sich Naschereien gekauft, die Dienstleute geschmäht rc.

Da diese Briefe gerade an jenem Tage an mich gelangten, damit ich meinem Mündel dieses Betragen verweisen sollte, an welchem er abends veranstaltetermaßen mein Haus verließ, so ist ersichtlich, in welcher Absicht sie geschrieben, ja vielleicht dictirt worden, nämlich um der Entfernung einen Vorwand zu leihen. Wie sollten sich auch Dienstleute herausnehmen, sich mit dritten Personen von besserer Qualität über das Betragen meines Mündels in Correspondenz zu setzen?

Die Beilagen lit. B. geben die geringen Beiträge von der Pension der Mutter meines Mündels zu dessen Erziehung an, sowie die Auslagen, welche ich zu diesem Zwecke aus meinem eigenen Sacke bestritten. Es geht daraus klar hervor, daß es unmöglich gewesen wäre, ihm eine gehörige Existenz und zweckmäßige Erziehung zu geben, wenn ich nicht freiwillig so große Opfer dargebracht hätte.

Die Beilage lit. C enthält zwei Schreiben des Institutsvorstehers Herrn von Giannatasio del Rio an mich, bei welchem sich mein Mündel früher befand. Sie beweisen hinlänglich, wie schädlich die Einmischung der Mutter in das Erziehungsgeschäft meines Mündels von ihm erkannt wurde und bedürfen bei den sattsam bekannten Umständen keiner Erörterung mehr.

Außer den sehr bedeutenden Auslagen für das Institut habe ich laut Beilagen auch noch den Advocaten und Sollicitator in der Sache meines Mündels aus Eigenem bezahlt, eine Reise nach Retz in dessen Angelegenheiten unternommen auf meine Kosten*), die Meister für den Unterricht im Wissenschaftlichen und in der Musik besonders bestritten und überdies neben anderen unvorhergesehenen Ausgaben, die hier anzuführen ermüdend wäre, auch die bedeutenden Beträge einer glücklich an meinem Neffen vollzogenen Bruchoperation getragen.

Dagegen ist der Betrag des Zuschusses von der halben Pension der Mutter sehr unbeträchtlich und ich habe überdies denselben anfangs nur sehr spät und gegenwärtig wirklich seit einem halben Jahr gar nicht erhalten.

Soviel von dem ökonomischen meiner Vormundschaft.

Was die wissenschaftliche und moralische Erziehung meines Mündels betrifft, so habe ich vor allen Dingen durch Wort und Beispiel dahin zu

*) In Retz in Mähren hatte der Vater des Neffen Geld ausstehen, das trotz langem Prozeß nicht eher zu erlangen war, bis Beethoven persönlich erschien.

wirken gestrebt, ihn zu einem guten Menschen und tüchtigen Staatsbürger zu bilden und ihn die nöthigen Kenntnisse erwerben zu lassen.

Ich gab ihn daher anfangs in das Institut des Herrn von Giannatasio del Rio, das mir jedoch in der Folge nicht genügen konnte, um zu meinem Zwecke vorzuschreiten. Im vergangenen Sommer nahm ich demnach meinen Mündel unter der Aufsicht eines braven Lehrers auf meine Kosten zu mir ins Haus und da der Zeitpunkt heranrückte, wo für den künftigen Stand entschieden werden muß, zu mir auf das Land, um wahrnehmen zu können, wie weit seine Neigung zur Musik unter meiner eigenen Leitung sich entwickeln würde, ohne daß seine Schulstudien bei Seite gesetzt wurden, wie die Zeugnisse darthun, denn auch hier hielt ich ihm einen Lehrer. Wiewohl er keine geringen Anlagen dazu zeigte, so entschied sich seine Neigung doch mehr für die Wissenschaften, und meine Absicht war von diesem Augenblicke an, ihn den öffentlichen Schulunterricht genießen zu lassen.

Nach der Stadt zurückgekehrt, ließ ich ihn sofort die öffentlichen Schulen besuchen und zu Hause den nöthigen Privatunterricht sowohl als Vorbereitung für die Schule als auch in der Musik, im Französischen und im Zeichnen genießen. Nach der letzten traurigen Unterbrechung durch die Mutter gab ich ihn augenblicklich in das Giannatasiosche Institut.

Gegenwärtig da er seinen Fehler einsieht und bereut und nur bittet bei mir bleiben zu dürfen, befindet er sich wieder bei mir in meinem Hause unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers und von mir, der ihn in und aus der Schule begleitet und zu Hause unausgesetzt den Unterricht und die Aufsicht gemeinschaftlich mit mir besorgt, wobei ich die bedeutende Auslage von jährlich 600 fl. ohne die übrigen Emolumente für diesen Lehrer in Anschlag zu bringen nicht schone.

Den Herren Professoren und Präfecten ist er übrigens aufs beste empfohlen und die besondere Aufsicht in der Schule über ihn streng. Mehr kann der sorgenvollste Vater nicht für sein Kind thun.

Und so werde ich auch fortfahren alle Hindernisse, die mir noch gelegt werden könnten, ferner zu besiegen, nur das Beste meines Mündels vor Augen habend und der Bitten meines verstorbenen Bruders eingedenk sowie der Pflicht, die mir die gesetzmäßig ertheilte Vormundschaft, meine Verwandtschaft und die Menschlichkeit bei diesen schwierigen Geschäften auflegen, wobei ich jedennoch bei meinem redlichen Bestreben, bei der Reinheit meiner Absicht und meines Willens jeden Augenblick bereit sein werde, dem hochlöblichen k. k. U. Oe. Landrecht als der Obervormundschaft auf das befriedigendste Rechenschaft zu legen.

Wien den 15. Dezember 1818. Ludwig van Beethoven
Vormund meines Neffen Carl van Beethoven."

Soweit in treumenschlichem Pflichteifer der Künstler, der uns eine Missa solennis gegeben. Der Referent L. von Norrel verfügte: „dem ad No. 25530 veranlaßten Schreiben an den hiesigen Magistrat anzuschließen."

Die Wittwe hatte Beethovens Adel bestritten, und da Beethoven selbst sein „van" ein holländisches Prädicat genannt, das eben nicht gerade Adeligen beigelegt werde, und kein Diplom oder dergleichen aufweisen konnte, so sah sich das k. k. Landrecht, das nur für Eximirte galt, genöthigt die Sache an den bürgerlichen Magistrat abzugeben. Ging nun hier, wo man der Wittwe günstiger gesinnt war, der Tanz erst recht los, sodaß erst nach zwei Jahren durch dasselbe Landrecht, das jetzt als Appellationsinstanz eintrat, die Sache wieder zu Beethovens Gunsten entschieden wurde, so ist bei all dem Zeitverlust und Kummer, der dem großen Künstler hier angethan ward, doch das Eine gewiß, daß sein eigenes Innere und menschliche Wesen dabei die tiefste Erregung und Entwicklung erfuhr, und wir hätten diesen Künstler nicht so wie wir ihn in der Neunten Symphonie und den Letzten Quartetten bewundern und verehren, wenn er nicht auch diese Probe seines rein menschlichen Wesens durchzumachen gehabt und wirklich bestanden hätte. Daß der Erfolg zunächst ein trauriger und das Ende gar Schrecken war, darf uns dabei nicht beirren. Wir führen zum Schluß nur noch das eine Wort des Fräulein Giannatasio an, als er den Knaben so unvermuthet und unmotivirt rasch wieder aus diesem sicheren Gewahrsam genommen hatte: „Man sieht vollkommen, daß sein Grübelgeist und seine Schwäche für den Knaben volles Recht über ihn erlangt." Aber daß der Knabe ihm unentbehrlich geworden und es das reinste aller menschlichen Gefühle, das Bedürfniß zu lieben und ein geliebtes Wesen um sich zu haben, war, was ihn beseelte und zu so manchem Mißgriff in der Behandlung des Knaben führte, versöhnt uns nicht blos mit diesen Mißgriffen selbst, sondern auch mit der Katastrophe, zu welcher dieselben schließlich unausweichlich führen mußten. Der nähere Zusammenhang der Sache ist bereits in dem obengenannten kleinen Buche „Eine stille Liebe zu Beethoven" berührt worden und kann seine ausführliche Darstellung nur in der Biographie selbst finden, deren letzter Band in diesem Herbst erscheinen wird.

Aphorismen zu den neuesten Zeitfragen.

Von L. P. Lange, Professor und Oberconsistorialrath zu Bonn.

1. Gallische sympathetische Ekstasen.

Die jetzige ultramontane Aufregung in Frankreich oder vielmehr des französischen Volkes ist keine neue Erscheinung, sondern das letzte, allerdings größte und schauerlichste Phänomen einer Eigenheit des Gallicismus, welche in der französischen Geschichte in einer Reihe von sympathetischen oder pathologisch unfreien Exaltationen zu Tage tritt.

Es erscheint als eine Eigenheit des gallischen Geistes, welche ohne Zweifel mit seiner Ruhmbegierde zusammenhängt, daß er historische Leiden und Niederlagen nicht wohl ertragen kann, ohne dagegen in schwärmerischen Aufregungen zu reagiren. Während es bei anderen besonneneren Nationen fast wie ein Lebensgesetz sich ausnimmt, daß sie durch große geschichtliche Katastrophen zur stillen ruhigen Einkehr in ihrem nationalen Beruf, zur geistigen Concentration und Sammlung ihrer Kräfte, zur Abwartung der Zeit, und endlich zu einer würdigen begeisterten Erhebung gestimmt werden, reagirt der gallische Geist in der Regel gegen seine Anfälle mit Explosionen eines wilden, krankhaften Enthusiasmus, welcher sich mitunter bis zu dämonischer Maaßlosigkeit steigerte. Schon Cäsar hat in seiner Schrift de bello gallico diesen Charakterzug durch manche allgemeine Bemerkungen wie durch die Darstellung der immer neuen Ueberstürzungen des gallischen Ruhm- und Rachetriebes veranschaulicht. Auch tritt bei ihm schon die Wahrnehmung hervor, daß solche Ueberstürzungen gerne den Charakter religiöser Ueberspannungen unter priesterlicher Leitung annehmen. Zum Beleg dient unter anderm die Stelle, Buch VI, Kap. XVI. Auch hebt er den großen Unterschied der Germanen von dieser Leidenschaftlichkeit hervor, eben daselbst und Kap. XXI. Er berichtet, daß er nur durch die grausamste Strenge das gallische Land habe zur Ruhe bringen können, Buch VIII, Kap. XXXXIIII.

Die Erscheinungen des Aufloderns gallischer Ekstasen gegen vermeintliche Unerträglichkeiten bilden eine lange Geschichte. In den Kreuzzügen reißt der Peter von Amiens sein ganzes Volk und Frankreich, das ganze Abendland mit sich fort: die Muhamedaner dürfen das heilige Grab nicht beherrschen. Weiterhin erklärt der Vertilgungskrieg gegen die Albigenser: die Ketzerei darf das schöne und fröhliche Frankreich nicht verdunkeln. Sogar der Glanz der Tempelherrn wird dem französischen Hofe unerträglich, nicht minder die deutsche Kaiserkrone, und selbst die Autorität Roms mehr als einmal.

Wir übergehen die neueren Mordekstasen, von denen die namhaftesten in dem bedeutungsvollen Gegensatz der Bartholomäusnacht und der Priesterschlächterei unter dem Terrorismus der Revolutionszeit hervortreten. Nur so viel ergiebt sich aus der letzteren Erscheinung, so wie aus der scheußlichen Petroleumekstase der neuesten Zeit, daß die Quelle der Maaßlosigkeiten nicht in der Religion selbst liegt, sondern in jener nationalen Leidenschaftlichkeit, welche selbst Voltaire als tigerartig soll bezeichnet haben, obschon die Religion das gewöhnlichere Medium der Aufregung ist, und selbst eine atheistische Disposition derselben wieder den Charakter einer neuen Religion oder Vergötterung annimmt. Zum Belege des Gesagten dient die Bemerkung, daß die genannten pathologischen Ekstasen in den verschiedensten Farben geistiger Richtung vorkommen: antiprotestantische und protestantische, antijesuitische oder jansenistische und jesuitische. Es versteht sich, daß die letzteren den Culminationspunkt bilden, denn in dem französischen Jesuitismus fließen die zwei der größten weltgeschichtlichen Leidenschaften in Einen Paroxismus zusammen.

Die erste Form charakterisiren wir nur mit Worten des französischen Literaturhistorikers Demogeot, in dem Abschnitt: Les prédicateurs de la Ligue Pag. 300 ff. „Henri IV. écrivait: „Tout mon mal vient de la chaire.“ — L'éloquence des prédicateurs parlait quelquefois aux yeux du peuple par d' imposants spectacles. Telle fut cette procession où plus de cent mille personnes portant des cierges les éteignaient tout d' un coup en s'écriant: „dieu, éteignez ainsi la race des Valois.“ Un témoin oculaire, qui ne peut être suspect, le Protestant d' Aubigné, nous atteste en ces termes la puissance que la chaire exerçait alors sûr les esprits: — Ces esprits élevèrent pour un temps la plupart des courages de la France à un haut degré de vengeances, qui sentoient le juste (?) et le glorieux.“

Daß der protestantische Geist in seiner reinen Gestalt auch den gallischen Enthusiasmus nicht nur beherrschen, sondern auch zu einer eigenthümlich schönen, graziösen Bildung veredeln kann, (wie selbst der christliche Humanismus annäherungsweise analoge Wirkungen hervorbringt) das haben die zahlreichen französischen Flüchtlinge bewiesen, welche mit ihrem Glauben auch reiche Schätze der Kultur und edler Charaktere nach Deutschland gerettet haben. Gleichwohl ist es auch bei den verfolgten Protestanten am Ende zu einer tragischen Aufregung gekommen in der Geschichte der Camisarden. Die Geschichte der Erhebung der protestantischen Bewohner der Cevennen gegen die Dragonaden Ludwigs XIV. ist bekannt. Tieck hat sie in seinem unvollendeten Roman: der Aufruhr in den Cevennen von ihrer Schattenseite angefaßt, der Pfarrer Möves hat sie von ihrer Lichtseite dargestellt, der Erlanger Theologe Chr. L. Hofmann hat sie erzählt nach ihrem allmähligen Verlauf in seiner Geschichte des Aufruhrs in den Cevennen

(Nördlingen 1837). Der Aufstand der Camisarden ging von der ersten Nothwehr des Glaubenseifers (welche für den Romantiker Tiek von vorn herein Aufruhr war), fort zu visinonären Stimmungen, Ahnungen und Weissagungen, weiterhin zu grausamen fanatischen Akten der Rache, und am Ende löste sich die ganze Bewegung auf in prophetische Exaltationen, in die Auswanderung von neuen Propheten, welche mit ihren Weissagungen und angeblichen Wundern halb Europa in Mitleidenschaft versetzten, besonders England, und lange Zeit auch in Deutschland viele Erregungen veranlaßten, während ihre strengsten Beurtheiler ihre Inspirationen für Teufelswerk erklärten. Man kannte die mittlere Sphäre der sympathetisch-enthusiastischen Selbsterregungen und Selbsttäuschungen nicht, daher hieß es: entweder vom Geiste Gottes oder vom Teufel. Daß die armen frommen Bauern in ihren Kitteln (daher ihr Name) ihren blutgierigen Würgern gegenüber die volle Duldungskraft christlicher Märtyrer nicht erreichen konnten, findet einen besonderen Entschuldigungsgrund in ihrem südlich gallischen Naturell.

Aber auch der französische Jansenismus wußte sich unter den Quälereien seiner Widersacher, der Jesuiten, auf die Dauer nicht auf der Linie des reinen passiven Widerstandes zu erhalten. Wir müssen uns auch hier auf die Bekanntschaft oder leichte Zugänglichkeit der Geschichte des französischen Jansenismus in seinem Zusammenhang mit der Geschichte von Port-Royal beziehen. Der eigentliche Ausgang der Jansenistischen Aufregungen knüpft sich an die berüchtigte Bulle Unigenitus vom Jahr 1713, in welcher Clemens XI. auf Veranlassung Ludwigs des XIV. oder vielmehr seines jesuitischen Beichtvaters le Tellier 101 Sätze aus dem neutestamentlichen Bibelwerk von Quesnel verdammt hatte. Augustinische und selbst biblische Sätze waren von diesem vatikanischen Blitzstrahl getroffen, und ein großer Theil der französischen Geistlichkeit mit einem Gefolge von Laien und vielen Bischöfen an der Spitze appellirten in ausgestellten Urkunden von dem Papst und seiner Bulle an ein allgemeines Conzil. Frankreich theilte sich in die zwei Parteien der Acceptanten und der Appellanten, aber die Folge war, daß Clemens XI. die Appellanten in den Bann that, und der moralische Muth der Bischöfe brach dann auch zusammen, wie wieder neuerdings unter der päpstlichen Autorität. Ein Pariser Diakonus aber, Franz von Paris, starb mit einer Appellationsurkunde in der Hand. Das war der elektrische Funke, welcher den Jansenismus in eine schwärmerisch enthusiastische Reaktion versetzten. Von seinem Grabe aus schlug die Flamme einer geistigen Empörung gegen die jesuitischen Würger des inneren Lebens hoch empor. Man besuchte das Grab des jungen Heiligen auf dem Kirchhofe des h. Medardus, und bald verbreitete sich die Kunde von den Wunderkräften, welche von dieser geweihten Stätte, auf welcher sich immer größere Schaaren von Begeisterten sammelten, auszugehen schienen. Ohne

Zweifel haben sich daselbst in dem Brennpunkte gallischer religiöser Erregung außerordentliche Dinge zugetragen. Ein unverkennbares Merkmal krankhafter psychscher Exaltation aber offenbarte sich in den Ostentationen der körperlichen Gefühllosigkeit, Unempfindlichkeit gegen alle Peinigungen, welche sich unter den Besuchern des verehrten Grabes verbreiteten. Die Bewegung war so außerordentlich, die Berichte von großen Wunderzeichen wirkten so stark, daß späterhin selbst in protestantischen Schriften jener geistigen Ereignisse in apologetischem Interesse für die biblischen Wunder verwerthet wurden. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß auch die frommen Jansenisten sich selber ein psychisches Martyrium bereiteten, weil sie das pneumatische Martyrium nicht zu finden wußten. Sie blieben von Anfang bis zu Ende von den Fesseln der Autorität des Papstthums gebunden, während sie im Kampf mit den personificirten Organe des Papstthums, den Jesuiten zu Grunde gingen. Eine ausführliche Verhandlung der Wunder auf dem Grabe des Abbé von Paris hat Tholuck geliefert in seinen vermischten Schriften, 1. Theil B. 133 ff. Insbesondere wird das Zeugniß des Herrn von Montgeron, eines angesehenen Mitgliedes des französischen Parlamentes, welchen der Geist der Andacht und der Entzückungen auf dem Grabe des Abbé Franz aus einem Freigeist zu einem Märtyrer des Jansenismus gemacht hatte, nebst vielen anderen Verhandlungen weitläufig erörtert.

Die Jesuiten erklärten die Jansenistischen Wunderwerke für Betrug. Was sollte man dem zufolge von der gegenwärtigen großen ekstatischen Bewegung in Frankreich, den Madonnenvisionen, den Brunnenmirakeln, den Wallfahrten und Kreuzfahrten sagen? Zunächst ist dieses wohl ausgemacht: die ganze Bewegung ist ein Produkt des gallischen sympathetischen Enthusiasmus, wie das ja auch von den mittelalterlichen Kreuzzügen gilt. Wie es der gallische Christianismus des Mittelalters ünerträglich fand, daß das heilige Grab in Jerusalem im Besitz der Ungläubigen war, so kann es der gallische Fanatismus der Gegenwart nicht ertragen, daß der Vatikan dem König von Italien unterworfen ist, so wie daß Deutschland, die alte militairische Promenade Frankreich's (nicht bloß Elsaß und Lothringen) einer protestantischen Reichsmacht angehört. Wie aber in einer Sturmfluth zwei Potenzen zusammen kommen, die Meeresfluth und der stürmende Seewind, so kommt in dieser Bewegung die äußerste Aufregung des gallischen Geistes mit der äußersten Empörung des jesuitischen Fanatismus zusammen. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß Moliere der größte französische dramatische Dichter ist. Möchte sein berühmtestes Drama, le Tartufe die Andacht der Nation mehr in Anspruch nehmen!

Das eherne Lohngesetz und die Staatsproduction.

Das von Ricardo nachgewiesene, sogenannte eherne Lohngesetz bildet bekanntlich die Scheidelinie zwischen den alten volkswirthschaftlichen Schulen und den Schulen des modernen Socialismus.

Der Socialismus behauptet, die Wirkungen jenes Gesetzes aufheben zu können durch die Staatsproduction, welche nicht Arbeits l o h n, sondern den gesammten Arbeits e r t r a g an die Arbeiter vertheilen soll.

Die Gegner des Socialismus schlagen zweierlei Wege ein. Entweder sie behaupten — ohne freilich zureichende Beweise vorbringen zu können — Ricardo habe Unrecht. Oder sie bestreiten die Möglichkeit der Staatsproduction aus psychologischen oder staatsphilosophischen Gründen.

Aber bei keinem socialistischen oder antisocialistischen Schriftsteller habe ich bis heute Antwort auf die einfache und sehr nahe liegende Frage gefunden: Warum schließen sich beide Größen — Lohngesetz und Staatsproduction — nothwendig gegenseitig aus?

Den Nachweis zu liefern, daß sie sich nicht ausschließen, daß die Staatsproduction dem Ricardo'schen Satze nicht das Mindeste zu Leide thun würde, ist der Zweck dieser Zeilen.

Um auch für den Leser deutlich zu sein, dem volkswirthschaftliche Streitfragen nicht geläufig sind, muß ich einige principiell erläuternde Anmerkungen vorausschicken.

Ricardo lehrt ungefähr: der Arbeitslohn hat die Tendenz, nicht mehr als den nothdürftigen, landesüblichen Lebensunterhalt des Arbeiters zu decken. Der Lohn richtet sich nach Angebot und Nachfrage und seine Wesenheit ist deshalb insoweit identisch mit der Wesenheit der leblosen Waare. Ist die Frage nach einer Waare größer oder kleiner, als das Angebot, so steigt oder fällt ihr Preis. Es vermehrt oder vermindert sich die Erzeugung der Waare so lange, bis ihr Preis die Nähe der Erzeugungskosten erreicht hat. Ganz gleich beim Arbeitslohn. Steigt oder fällt derselbe über, bez. unter das Niveau des nothdürftigen, landesüblichen Lebensunterhalts je nach Angebot und Nachfrage, so mehren oder mindern sich die Arbeiterehen; es mehrt oder mindert sich die Bevölkerung und damit die menschliche Arbeitskraft so lange, bis der Arbeitslohn wieder in die Nähe jenes Niveau angekommen ist. Soweit Ricardo.

Allein der siamesische Zwillingsbruder der zu leistenden Arbeit ist die bereits geleistete Arbeit, oder das Capital, d. h. hier der Vorschuß.

Ohne Vorschuß keine gesellschaftliche Production. Ehe heute Waare erzeugt werden kann, muß gestern Werkzeug, Rohstoff, der Unterhalt des Arbeiters, kurz muß Vorschuß aufgespeichert worden sein.

Diese wesentliche Eigenschaft, daß es nothwendiger Vorschuß sei, hat dem Capital auch sein gelehrtester und fanatischster Gegner, Marx, lassen müssen. Ohne Vorschuß, das führt ferner Lasalle in dem Büchlein, „Capital und Arbeit" treffend aus, kann zwar etwa ein Indianer-, aber kein moderner Arbeiterstaat gedacht werden.

An dieser Eigenschaft des Capitals kann selbstverständlich Anzahl und Name seiner Besitzer nichts ändern. Einerlei, ob es sich um Tausend, oder um einen einzigen Capitalisten handelt, ob die Eigenthümer Müller, Schulze genannt werden, oder ob der Eigenthümer Staat heißt: immer wird das Capital den nothwendigen Vorschuß für zu leistende Arbeit darstellen.

Auch würde für die Tausend gerade so, wie für den Einen die Nothwendigkeit gegeben sein, daß die wachsende Produktion den wachsenden Vorschuß zur Voraussetzung hat. Wenn eine Eisenbahn von einer Meile Länge hergestellt werden soll, so ist ein Actiencapital (Vorschuß) von — sagen wir — einer Million erforderlich. Soll hernach die Eisenbahn 10 Meilen weiter gebaut werden, so bedarf es eines größeren Actiencapitals (Vorschusses.)

Das Alles ist wohl sonnenklar.

Gesetzt nun, man begänne die allgemeine Staatsproduction und damit die Vertheilung des vollen Ergebnisses der Production, des Arbeitsertrags. Was würde Ricardo's ehernes Gesetz antworten?

Daß der Arbeitsertrag gegenwärtig mehr, als der Arbeitslohn sei! Daß dies Mehr über den nothdürftigen landesüblichen Lebensunterhalt hinausgehe! Daß jedes Mehr über den nothdürftigen Lebensunterhalt die Vermehrung der Bevölkerung, mithin des Angebots von Arbeitskräften, zur Folge habe!

In Kurzem würde die größere Bevölkerung eine entsprechende größere Production verlangen. Woher sollte aber der, der größeren Production — wie wir oben gesehen haben — entsprechende größere Vorschuß kommen, da ja der Arbeitsertrag verausgabt, das Capital, der Vorschuß, mithin nicht vermehrt worden wäre?

In Kurzem würde also dem gleichbleibenden Arbeitsertrag ein gewachsener und weiter wachsender Divisor gegenüberstehen. Der Antheil, der auf den Einzelnen käme, würde kleiner werden und dieser Prozeß müßte selbstverständlich so lange fortdauern, bis der Einzelantheil an dem gleichbleibenden Gesammtarbeitsertrag nicht mehr, als den landesüblichen, nothdürftigen Lebensunterhalt decken würde. Denn erst dann würde die Bevölkerung, nach Ricardo, aufhören zu wachsen, der Divisor für den gleichbleibenden Gesammtarbeitsertrag aufhören, größer zu werden. Setzen wir, der Gesammtarbeitsertrag im Jahre sei 50 Milliarden Thaler, die Zahl der sich darein theilenden Arbeiter sei 100 Millionen, so käme auf Einen 500 Thaler. Der nothdürftige Unter-

halt erfordere 300 Thaler. Infolge dessen würden die 100 Millionen Arbeiter, wenn nun 500 Thaler an jeden vertheilt würden, sich rasch vermehren, während die 50 Milliarden Ertrag sich nicht vergrößern könnten. Erst wenn die Arbeiterzahl auf circa 167 Millionen gestiegen wäre, würde die Vermehrung nach Ricardo aufhören, denn 167 Millionen in 50 Milliarden dividirt ergibt ca. 300 Thaler pro Kopf, d. h. den gesetzten nothdürftigen Lebensunterhalt.

Wollten die Socialisten einwenden, daß der Staat ja auch Capital zu vergrößerter Production für die zunehmende Bevölkerung ansammeln und deshalb zwar nicht den ganzen Arbeitsertrag, wohl aber mehr, als der selbstsüchtige Privatunternehmer im jetzigen Arbeitslohn vertheilen werde, so würden sie damit nicht um eine Linie weiter kommen.

Denn erstens: Sobald wieder nur ein Theil, nicht der ganze Arbeitsertrag verausgabt wird, ist ja sofort wieder das Lohnverhältniß da! der ganze Unterschied würde der sein, daß der Schlotjunker jetzt nicht Hinz oder Kunz, sondern Staat hieße. Zweitens aber kommt es für das Princip nicht darauf an, wie viel mehr über den jetzigen, durchschnittlichen Arbeitslohn, oder dem nothdürftigen Lebensunterhalt an den Arbeiter gegeben wird, sondern darauf, daß er überhaupt mehr erhält. In demselben Verhältniß, in dem der Antheil des einzelnen Arbeiters an dem Gesammtertrag über dem nothdürftigen Lebensunterhalt steht, in demselben Verhältniß muß die Bevölkerung, also der Divisor wachsen, bis das Niveau des nothdürftigen Lebensunterhalts wieder erreicht ist!

Man sieht: das Geheimniß des Taschenspielerkunststücks liegt in der Escomotage des Wortes „Arbeitslohn". Es kommt nicht darauf an, unter welcher Bezeichnung, sondern in welcher Höhe der Arbeiter sein Geld empfängt! Das unerbittliche Ricardo'sche Gesetz wird vor dem Wort „Arbeitsertrag" wahrlich nicht Halt machen, wenn der nothdürftige Lebensunterhalt durch den nervus rerum Geld unter der Bezeichnung „Arbeitsertrag", statt wie früher, unter der Bezeichnung „Arbeitslohn" überschritten wird!

Mithin ist die Behauptung der Socialisten, durch die Staatsproduction das directe Einkommen des Arbeiters verbessern zu können: Flunkerei. Wenn Lasalle Recht hätte, daß es in unserer Zeit nur ca. 3% Besitzende, dagegen ca. 97% Nichtbesitzende gäbe, so würde diesem Zustande durch die Staatsproduction lediglich in der Weise abgeholfen werden, daß die 3% auch zu Nichtbesitzenden würden, daß der einzige Besitzende der Staat wäre, alle seine Mitglieder aber sich mit dem nothdürftigen Lebensunterhalt begnügen müßten.

Chemnitz im Juni 1875. Arthur Gehlert.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 27. Juni.

Seit vierzehn Tagen stehen unsere parlamentarischen Gebäude verödet, die Minister sind zur guten Hälfte auf Reisen, auch der hohe Bundesrath hat der Reichshauptstadt soeben den Rücken gekehrt und nur die Justizcommission sucht in der kühlen Halle des Reichstagsfoyers, die kein Sonnenpfeil erreicht, der erschlaffenden Sommergluth noch eine Weile zu trotzen, aber auch ihre Mitglieder, voran die Söhne der süddeutschen Berge, harren bereits mit Sehnsucht dem 15. Juli entgegen, der sie dem Leben, der Menschlichkeit zurückgeben soll. So ist also die todte Jahreszeit in aller Form angebrochen und wer nur immer dazu im Stande ist, der packt seine Koffer und sucht das Weite. Aber wie Wenigen unter dieser Million von Bewohnern Berlins ist es beschieden, den ganzen Sommer in besserer Atmosphäre genießen zu dürfen! Gar Viele sind froh, wenn sie dem ungeheuren Gefängniß nur auf ein paar Wochen entrinnen und die unendliche Mehrzahl bleibt erbarmungslos in seinem Raum eingeschlossen. Doch fügen wir gleich mit dem zur klassischen Figur gewordenen Schließer in der „Fledermaus" hinzu! „'s ist ein fideles Gefängniß!" Der Berliner hat wenig Neigung zur Melancholie. Die Rinnsteinatmosphäre unserer Straßen kann an Tagen mit 26 — 28 °R. allerdings auch den hartgesottensten Phlegmatiker rasend machen; aber wozu hätten wir denn unsere „herrliche Gegend!" In der That, die unmittelbare Umgebung Berlins — selbst von Potsdam, das schon entfernter gelegen, ganz abgesehen — ist keineswegs so reizlos, wie sie draußen im Reich und in der ganzen Welt verschrieen ist. Spree und Havel mischen sich mit den düstern Kieferwaldungen zu manchem überraschenden Landschaftsbilde. Auch die Kunst hat ihre Schuldigkeit gethan; der „Thiergarten" ist ein mit Geschmack angelegter Wald und der prächtige Zustand, in welchem er trotz der Ungunst des sterilen Sandbodens erhalten wird, macht seiner Verwaltung alle Ehre. Der „Zoologische Garten" ferner und die „Flora" in Charlottenburg sind herzerhebende Erholungsplätze, die letztere zumal entfaltet dermalen in reichster Fülle den unbeschreiblichen Zauber, welchen die Königin der Blumen, die Rose, zu allen Zeiten auf das menschliche Gemüth geübt hat. Fürwahr, an solchen Punkten könnte wohl Mancher versucht sein, sich in die wonnevollen Schauer gefühlsseliger Naturbetrachtung zu versenken, wenn er nicht in jedem Augenblick an die brutale Wirklichkeit, an das fidele Gefängniß erinnert würde. Da fliehe Einer z. B. in das düstere Dickicht des „Grunewalds" — wo immer er ein lauschiges Plätzchen findet, da darf er auch sicher

sein, daß irgend eine lustige Gesellschaft sich bereits vor ihm eingestellt hat, Männlein und Weiblein in bunter Mischung, die sich mit allerlei munteren Spielen unterhält, mit den geleerten Weinflaschen nach den Baumstämmen zielt und auf dem Gipfel der Ausgelassenheit ihrem gefühlvollen Herzen mit einem „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" oder sonst dergleichen Luft macht. Oder man rudere über die seeartige Havel hinüber nach dem reizend gelegenen, hügeligen Pichelswerder! Wie süß ließe sich's träumen am friedlichen Gestade dieses ruhigen Wasserspiegels, umsäumt von dichter Föhrenwaldung, in deren würzigem Hauch die Brust sich leichter hebt! Aber ein wahres Jahrmarktsgetümmel schlägt hier an das Ohr: Tanzmusik, Leierkasten, Lieder- und Gläserklang — Alles im lustigen Durcheinander. Kurz, für die Sentimentalität und die einsame Beschaulichkeit ist schlechterdings kein Plätzchen vorhanden, und so bleibt dem, der gezwungen ist, mit den Wölfen zu heulen, nichts übrig, als dem seltsamen Vergnügen, welches der Berliner eine „Landpartie" nennt, auch seinerseits Geschmack abzugewinnen.

Sehr anerkennenswerth ist übrigens, welch' bescheidene Ansprüche der Berliner an sein „Sommervergnügen" zu stellen gewohnt ist. Ueberhaupt darf betont werden, daß der Berliner, der auswärts wegen seines patzigen und hochmüthigen Wesens verrufen ist — und als Tourist verdient er diesen Ruf allerdings nur zu oft —, in der Heimath sich befleißigt, die Gemüthlichkeit und Zufriedenheit selbst zu sein. Nicht selten habe ich meine herzliche Freude gehabt an der fast auffallenden Harmlosigkeit, mit welcher die Leute aus dem besser situirten Bürgerthum sich auf ihren Ausflügen die Zeit vertreiben. Und geradezu rührend ist die Genügsamkeit der unteren Schichten. Wer an einem schönen Sonntagnachmittag Treptow, das „Eierhäuschen" oder wie sonst die Vergnügungsorte an der oberen Spree heißen, besucht, kann sehen, wie sich die reifere Jugend der östlichen Stadtviertel auf jedem beliebigen freien Platz, und wär's auch nur ein sandiger Feldweg, trotz Sonnenbrandes nach einem elenden Leierkasten im Tanze dreht, oder wie sie sich stundenlang mit wahrhaft bewundernswerther Ausdauer mit den kindlichsten Spielen belustigt. Mir fielen die entlegensten Tage meiner Kindheit ein, als ich neulich eine solche Gruppe von „Herren" und „Damen" mit freudestrahlenden Gesichtern die Geschichte vom Bauer, der in's Kirmeßholz fuhr und sich ein Kirmeßweib nahm, aufführen sah. Ich glaube, es ist nicht unnütz, diesen Charakterzug der niederen Schichten unserer Bevölkerung zu erwähnen. Die Tagespresse befleißigt sich, den Lesern im Reich jeden hervorragenderen Ausbruch roher und verbrecherischer Leidenschaften mit düsteren Farben zu schildern; da fordert denn die Gerechtigkeit, auch einmal die erfreulicheren Erscheinungen zu registriren. Jene traurigen Schattenseiten hat die Bevölkerung jeder Groß-

stadt aufzuweisen; ob sie sich aber solcher Lichtseiten rühmen darf, wie die Berliner, bleibt doch die Frage. — —

Gleich der Politik ist auch die Kunst vor dem Sommer geflohen. Die königlichen Theater feiern ganz und die übrigen Bühnen müssen zu allerlei außergewöhnlichen Hülfsmitteln greifen, um sich den Athem nicht ausgehen zu lassen. In der Friedrich-Wilhelmstadt hat die burleske Operette durch das Gastspiel der Wiener Soubrette Frl. Geistinger eine Zugkraft erhalten, die auch den stärksten Leistungen der Temperatur das Gegenspiel hält. Man streitet sich, ob der eigenthümliche Zauber dieser „ewig jungen" Künstlerin mehr in der „Verve," oder in der „Decenz" ihres Spieles liege. Alle aber sind einig darin, sie als die vollendetste Interpretin der Offenbach'schen Muse zu feiern, und damit sapienti sat! — Bei Wallner hat man nach verschiedenen mehr oder weniger verunglückten Novitäten die alte Salingré'sche Posse: „Pechschulze," wieder hervorgesucht und die unbeschreibliche Meisterleistung Helmerdings, sowie das äußerst frische Ensemblespiel ist allerdings geeignet, für die zahlreichen Schweißtropfen, mit denen der Genuß erkämpft werden muß, hinlänglich zu entschädigen.

Auf der Kroll'schen Bühne pflegt man, wie stets im Sommer, die Oper; die Schatten Rossini's und Flotow's werden indeß verzeihen, wenn so mancher Sterbliche, statt in die heiligen Hallen einzutreten, es vorzieht, sich im Lichtmeer des berühmten Gartens bei den herberen Weisen der Janitscharenmusik der Abendkühle zu erfreuen. — Das klassische Drama hat in diesem Augenblick nur noch im Nationaltheater ein Asyl, auch dort freilich im gefährlichen Wettkampf mit der Posse. Wir wollen hoffen, daß die Reception der letzteren nur ein sommerlicher Nothbehelf ist. Bisher war es der Ruhm dieser kleinen Bühne, der Ueberfluthung mit dem französischen Sitten- und Sensationsdrama einerseits und mit witz- und sittenlosem Possenthum andererseits in der rührigen Pflege unserer klassischen Muse einen Damm entgegengestellt zu haben. Auch jetzt, beim Jubiläum der Schlacht von Fehrbellin, war das Nationaltheater die einzige unserer Bühnen, die den Tag in würdiger Weise mit der Aufführung von Kleist's: „Prinz von Homburg" gefeiert hat. Daß dies Stück, obgleich es zu einer der besten Leistungen unserer Hofbühne zählt, den entschiedensten Erfolg gehabt hat, wird dem Leiter des Nationaltheaters hoffentlich eine kräftige Ermunterung gewesen sein, sein Unternehmen auch ferner dem bisher verfolgten hohen Ziele zu erhalten. Welche Anziehungskraft die klassische Dichtung auf unser Publikum ausübt, hat wieder das diesjährige Gastspiel der Meininger bewiesen. Ihrem vorjährigen Lorbeerkranz haben dieselben diesmal mit der Aufführung des „Fiesco" ein herrliches Blatt hinzugefügt. Will man aber etwa einwenden, daß auch hier nur die überaus glänzende äußere Ausstattung die Menge angezogen habe, so erwidern wir

mit einem Hinweis auf den großartigen Andrang, der nach den königlichen Theatern stattfand, als seit dem 1. Mai Vorstellungen zu wesentlich ermäßigten Preisen gegeben wurden. Es wäre höchst verdienstlich, wenn die königlichen Bühnen diese Einrichtung dauernd beibehalten könnten. Da ihnen indeß ihr Budget während der Höhe der Saison eine solche Freigebigkeit schwerlich gestatten wird, so ist es doppelt verdienstvoll, wenn eine kleinere Bühne es sich zur Aufgabe macht, den köstlichen Schatz unserer klassischen Literatur auch für die minder Bemittelten nutzbar zu machen.

Literatur.

Meyer's Conversationslexicon.*) Diese Blätter hatten häufig Gelegenheit auszusprechen, daß sie keine übermäßige Vorliebe für jenen Bildungsstandpunkt hegen, welcher auf das Conversationslexicon, wie auf ein modernes Evangelium für den Hausgebrauch schwört. Wenn man die anmaßliche Halbbildung, welche die große Masse in unsern Tagen beherrscht, mit einem Worte charakterisiren wollte, so könnte man sagen: das Conversationslexicon ist ihre Offenbarung. Vielleicht würde das Wort nicht buchstäblich zu nehmen sein. Vielleicht fließt der Quell ihrer Durchschnittsweisheit aus einem anders titulirten encyclopädischen Born. Aber irgend eine Encyclopädie muß sein — bis weit hinauf in Kreise, wo der pater familias sich vielleicht schon mit der stillen Hoffnung trägt, bei irgend einer passenden Gelegenheit das „Prädicat" Professor zu erwerben. Und dann passirt es wohl, daß dieser zukünftige Professor seinem „Prädicate" wesentlich näher zu rücken glaubt, wenn er einmal im Verein für Volkserziehung einen Vortrag hält, wo möglich den ersten, und der kann natürlich über nichts anderes lauten, als über „Bildung und Erziehung." Und er begibt sich spornstreichs auf irgend eine große Bibliothek — je größer je lieber — und fragt hier: „Haben Sie was über Bildung und Erziehung?" Und da ihm Alles andere zu seinem Zwecke zu weitläufig ist, so wählt er schließlich ein paar Artikel des Conversationslexicons. Das ist buchstäblich vorgekommen; in keiner ganz kleinen Stadt Deutschlands; in welcher, wird nicht verrathen. Und wenn so etwas am grünen Holze geschieht, was sollen wir vom dürren erwarten?

Wer bis hierher gelesen hat, wird mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, der Schreiber dieser Zeilen habe „Meyer's Conversationslexicon" nur an die

*) Meyer's Conversationslexikon, 3. Auflage 1874, Bibliographisches Institut Leipzig, d. Z. bis zum vierten Bande gediehen.

Spitze gestellt, um entweder diese Art von buchhändlerischer Production im Allgemeinen oder Meyers Lexicon insbesondere herabzusetzen, vielleicht zu Gunsten des andern Conversationspapstes, der unter dem Schilde des alten Pierer Meyern die Unfehlbarkeit bestreitet, Spaarmann in Oberhausen — denn Brockhaus hüllt sich in die vornehme Wolke des Olympiers — aber das wäre weit gefehlt. Wir tadeln blos die Leute, welche meinen, auf dem Besitze ihres Conversationslexicons ausruhen zu können mit ihrem Bildungs- und Wissensstreben. Wir erkennen dagegen in jedem Stande und Kreise der Gesellschaft mit inniger Freude an das Streben edlerer Naturen, welche an diese Quelle gemeinnützigen Wissens sich anlehnend, aus ihr die Anregung schöpfen zu weiterer Erkenntniß und zu weiterem Wissen, welche vielleicht das harte Schicksal und die Noth des Lebens ihnen in der Jugend versagte.

Und wir meinen zu Gunsten des redlichen Fleißes, der auf das Meyer'sche Werk verwendet ist, nichts besseres sagen zu können, als das Eine: daß das ganze Werk von diesem höheren Standpunkt geleitet und durchdrungen scheint: dem Leser Anregung und Lust zu geben, an der Hand des hier Gebotenen, streng und richtig Geschichteten, selbständig weiter zu denken, zu forschen, zu erkennen. Und weiter ist zu sagen, daß alle Bedingungen zur Herstellung eines vorzüglichen Werkes dieser Art vom Unternehmer beachtet sind, insbesondere ebenso schnelle als gründliche Bearbeitung der Ereignisse und Ergebnisse der gegenwärtigen Zeit. Die besten Namen deutscher Wissenschaft — auch eine Menge von Gelehrten, die in den unvermeidlichen Reclamen der Prospecte sich nicht genannt haben oder haben nennen lassen, sind, wie wir von — Vielen der Letzteren aus Briefen wissen — Mitarbeiter an der Meyer'schen Encyclopädie. Die Macht des Anschauungsunterrichtes wirkt durch zahlreiche vortreffliche Illustrationen. Wir vermeiden absichtlich, in dem lauten Streit der Interessen, der über dieses Unternehmen Seiten eines Concurrenten in persönlichster Weise erhoben worden ist, den Schiedsrichter zu spielen. Aber das Eine scheint uns gewiß: es wird schwer sein, ein besseres Werk dieser Art aufzuzeigen.

*.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

No. 28.

Ausgegeben am 9. Juli 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Von Tribur nach Canossa.

Von Dr. Wilhelm Kellner.

I. Die Aufrichtung des Papstthums durch die falschen Decretalen und den Orden von Clugny.

An der Grenze des Dreieicher Reichswaldes in der Groß-Gerauer Mark zwischen Groß-Gerau bei Darmstadt und Mainz lag ehemals eine alte Reichsdomäne, jetzt ein Marktflecken von ca. 1450 Einwohnern mit einem Försterhaus, dem Treburer Hof von 9 Einwohnern, genannt Tribur oder Trebur. Hier, wo so manche Reichsversammlung abgehalten worden ist, vereinigten sich auf Betreiben des unzufriedenen Ministers Karl's des Dicken, des Erzbischofs Liutward von Vercelli, auch die östlichen Franken, um, da sie ebenfalls sahen, daß die Kräfte des unfähigen Regenten zur Regierung des Reiches nicht ausreichten, Karl den Dicken abzusetzen und an seiner Stelle seinen Neffen, den Markgrafen Arnulph von Kärnthen zu wählen. So einfach erzählen *) es etwa die Annalen des Klosters des heiligen Vedastus (S. Vaeist) bei Arras. Hiernach war der Anfang des vom Gesammt-Frankenreiche Karl's des Großen sich losreißenden ostfränkischen, später deutschen Königthums ein Wahlkönigthum und ein Geistlicher, der auf einen andern Geistlichen, den Erzbischof von Mainz, eifersüchtig war, leitete die Wahl. In Rücksicht auf diesen letztern Umstand der Wahlleitung durch einen Geistlichen heißt es dann sofort wieder zur Wahl des Nachfolgers Arnulph's seines erst siebenjährigen Söhnchens Ludwig, i. J. 900 gleichartig in dem Schreiben des Erzbischofs Hatto von Mainz an den Papst Johann IX.: „Nach einer, wie wir glauben, göttlichen Eingebung ist es geschehen, daß der Sohn unseres Seniors (!), so klein er noch ist, nach dem übereinstimmenden Beschluß der Fürsten und der Zustimmung des ganzen Volkes zum König erhoben ward, und weil die Könige der Franken immer aus Einem Geschlecht hervorgegangen sind, wollen wir lieber die alte Sitte bewahren, als

*) Die östlichen Franken aber, da sie sahen, daß die Kräfte des Kaisers zur Regierung des Reiches ungenügend waren, vertrieben ihn vom Reich und setzten seinen Neffen Arnulf, den Sohn Karlmann's, auf den königlichen Thron.

auf einer neuen Einrichtung fußen (Goldass de regno Bohemiae). Hier sehen wir als Neues nur, daß der Erzbischof von Mainz von der Wahl dem Papste gewissermaßen zur Gutheißung und mit der Zugabe der Beweggründe Kenntniß giebt oder Anzeige macht, und es soll nun Aufgabe dieser Darstellung sein, wie nach der regelmäßig zu machenden Lebenserfahrung, daß wie der Anfang so das Ende, im Fortgang der wie vorher gezeigt begonnenen Entwickelung Tribur nach der Mittelstation Canossa geführt hat, d. h. wie der durch die Umstände herbeigeführte Verlauf von 887, die Entstehung des ostfränkischen Königthums als Wahlkönigthum unter dem Einfluß der von Rom abhängigen hohen Geistlichkeit, gewissermaßen mit Naturnothwendigkeit den Fortgang genommen, daß ein späterer deutscher König, der glaubte Erbkönig zu sein, sein königliches Dasein dem Papste zu Canossa zu Füßen legte.

Bei dieser Darstellung kommt zuerst in Betracht, daß die Zeit der Wahl Arnulph's zugleich die Zeit ist, wo die entschiedensten Herrscher-Ansprüche des neuen römischen Priesterstaates, der sich gleicherweise von der Herrschaft der Longobarden, wie des oströmischen Kaisers freigestellt hatte, mit dem Papste an der Spitze, in den sogenannten Pseudo-Isidorischen Dekretalen hervortraten. Diese Dekretalen sind, wie die Kritik vorletzt annahm, von dem Mainzer Diakonus Benedictus Levita, welcher 845 in einer Fortsetzung von Ansegisus Kapitularien Karl's des Großen die Dekretalen fleißig benutzte, wie man aber jetzt findet, in Rheims fabrizirte oder wenigstens zusammengestellte Beschlüsse von Konzilien u. s. w., die auf den Namen eines Isidor, wie man auch angenommen hat, auf den des zwischen 595—636 lebenden Bischof Isidor von Sevilla*) getauft sind. Daß sie wirklich erst der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ihr Entstehen verdanken, ergiebt sich aus dem Umstande, daß weder Papst Hadrian (774), noch der früher lebende Mönch Dionysius der Kleine († bei Rom vor 556)**) diese Dekretalen kannten, und Stellen aus den Beschlüssen der Synode von Paris 829 wörtlich darin vorkommen, was nicht möglich wäre, wenn sie früher zusammengestellt wären. Auch hat bereits Erzbischof Hinkmar von Rheims sofort nach ihrem Erscheinen behauptet, daß sie gefälscht seien. Erst Papst Nikolaus I. um 865 erklärte sich für ihre Echtheit und machte zuerst Anwendung von ihnen.

Der Inhalt, welcher demnächst das Wesentlichste für unsere Darstellung

*) Vgl. Weingarten, Zeittafeln zur Kirchengeschichte. Leipzig, 1874. Hartung S. 46: Collectio Isidori Mercatoris. Baur, Geschichte der Kirche des Mittelalters, S. 94 ff. Denzinger, Isidori Mercatoris decretalium collectio.

**) Verfasser einer Sammlung von Kirchengesetzen d. h. von sogenannten apostolischen Kanonen, für die römischen Bischöfe günstigen Beschlüssen der Konzilien und amtlichen Briefen römischer Bischöfe seit dem Ende des 4. Jahrhunderts, Dekretalen genannt.

ist, besteht in Aussprüchen der ältern römischen Bischöfe von Clemens Romanus bis auf Deusdedit in 61 Briefen, die mit wenigen echten Dekretalen untermischt sind. Eine unlateinische barbarische Sprache, Sprachfehler, Zeitverwechslungen in Menge kennzeichnen auch in formeller Weise die Fälschung übel und der Hauptanspruch, den sie erheben, besteht darin, daß Christus selbst der römischen Kirche die Obergewalt über alle andern ertheilt habe. Indem nun in der praktischen Anwendung dieser beanspruchten Obergewalt nun auch die Obergewalt über das weltliche Regiment daraus erwachsen konnte, namentlich wenn dieses wie es auch kam, unfähig zur Verwaltung der rohen Staatenbildung damaliger Zeit sich erwies, ist weiter vor Allem von Belang, wie der Klerus diese zwischen 829 und 845 entstandenen und zuerst durch Papst Hadrian 865 benutzten Dekretalen, welche namentlich behaupten, daß wie alle Bischöfe Stellvertreter Christi seien, so der Papst den Primat haben soll und worin auch schon der Kern der Unfehlbarkeit steckt, seine Verordnungen als Kirchengesetze gelten sollen, nach 887 in der Verwirrung des auseinanderfallenden Karolinger Reiches gebrauchen würde.

Dafür, daß er sie gebrauchen konnte, kam ihm zu Statten, daß von Anbeginn des Karolinger Reiches ihm in der Richtung vorgearbeitet war. Schon Bonifacius hatte im Namen des Bischofs von Rom das Bekehrungswerk in Germanien unternommen und dabei, ehe er vom Papste in Form eines Schreibens an die Grafen die Weisung erhielt, unter Nistresiern, Lognaern, Suduosern, Wetterauern, Hessen, Grabfeldern, Thüringern und Borthariern das Christenthum zu verkünden, mit der Hand auf dem Grabe des Petrus gelobt, der Reinheit und Einigkeit der katholischen Kirche getreu zu bleiben, auch mit andern Priestern, welche den Satzungen der alten Väter entgegenhandelten, keine Gemeinschaft zu haben. Wie Bonifacius nun wieder gesteht, daß er ohne das Schwert (Karl Martel's bereits) bei seinem Bekehrungswerke nicht durchgedrungen sein würde (Schutz der Obrigkeit), so drohte der Papst, als Pipin zum König gesalbt wurde und unter dessen Schutze Bonifacius weiter wirkte, die Excommunication den Franken, wenn sie sich einen König aus einem andern Geschlechte wählten. In dieser Weise war der Einfluß des Papstes bereits bei der eine Usurpation enthaltenden Wahl der karolingischen Hausmeier zu Königen der Franken maßgebend. Wie Bonifacius nur für Rom arbeitete, so arbeitete Rom wieder nur für die es begünstigenden Herrscher in Franken, die praefecti palatii, welche Bonifacius ihren Schutz angedeihen ließen. Das war den Pipiniden wieder umsomehr werth, als es nach jener obigen Andeutung allerdings nicht an einer Gegenpartei fehlte, welche Pipin aus den italienischen Verhältnissen erwuchs. Eginhard stellt den Widerstand der fränkischen Großen gegen den Longobardenzug als einen recht ernstlichen dar. Auch Bonifacius selbst fand Widerstand z. B.

in Adalbert, dem in Dunkel gehüllten „Irrlehrer", der den Ausdruck nationalen Widerwillens „gegen das Fremde, welches ein Angelsachse aus Rom" brachte, darstellt*). Und zerfiel doch schließlich sogar Bonifacius selbst mit Rom, indem man annimmt, er sei nicht mit der Entthronung der angestammten Merowinger durch Pipin und den Papst einverstanden gewesen und habe deshalb, sein Erzbisthum Mainz wieder aufgebend, die Mission unter den Friesen, unter denen er bereits 754 den Märtyrertod fand, von Neuem aufgenommen. Die so lange allgemein geltend gewesene Angabe wenigstens, daß Bonifacius zu Soissons Pipin gesalbt habe, ist nicht genugsam erwiesen. Eine ganze Reihe Annalen weiß nichts von der Sache und nur die erst nach 768 begonnenen kleinen Lorscher Annalen und Eginhard erwähnen wahrscheinlich als eine im Interesse des Karolinger liegende Thatsache die Salbung Pipin's durch Bonifacius**).

Unverkennbar geht also aus der frühzeitigen engen, in der Natur der beiderseitigen Interessen liegenden Verbindung zwischen der Pipinenherrschaft und dem Papstthum die Grundlage hervor, auf welcher die Abhängigkeit des einen Theils vom andern einmal erwachsen mußte. Und wie mit der Bekehrung Germaniens durch Bonifacius und Gewinnung auch dieses Theils Frankens für den päpstlichen Stuhl, mit der Errichtung des Erzbisthums Mainz über den ostfränkischen Sprengel der Anspruch des Papstes als Oberherrn auf diese Gebiete im untersten Grunde zusammenhängt, wie „Pippinus***) per auctoritatem Stephani pontificis Romani . . . ex praefecto palatii rex constitutus est (Annal. Sa. Gall. Sect. I. p. 63 und ähnlich in andern Quellen), so ward Arnulph gewählt und die Wahl Ludwig des Kindes vom Papste gebilligt, die wohl jedenfalls vom Erzbischof Hatto von Mainz ihm zur Billigung angezeigt wurde. Wenn wir nicht aus nächster Zeit Zeichen solchen Anspruches vorlegen können, so waren daran die wilden Wirren Schuld, in welchen die weitest gehenden Fehden unter den ostfränkischen Großen die furchtbar verheerenden Einfälle der Magyaren vermehrten, so daß es gleichgültig war, ob Erzbischof Hatto nach Ludwig's Tod wieder eine seine Kreaturen in der Person des Grafen Konrad auf den Königstuhl erhob. Auch dieser konnte nicht helfen, und während in Rom selbst der Papststuhl die Beute des unsittlichsten und sittenlosesten Weiber-, kräftiger ausgedrückt Buhlerinnen, Metzen, Huren-Herrschaft, wie ganz Italien des Parteikampfes wurde,

*) Vgl. L. Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter König Pipin. Leipzig 1861. Duncker & Humblot.

**) Heuser, Bonifacius und der Staatsstreich Pipin's im Jahr 752. Osterprogramm der Realschule zu Kassel, 1869.

***) „Pipin durch den Ausspruch des römischen Pontifex Stephan vom Palast-Vorstand, Vorsteher des Hausgutes, zum König eingesetzt worden ist."

gefährdeten Fehden und Magyaren schließlich die ostfränkischen Bisthümer selbst und die ganze kirchliche Organisation hier so, daß in der äußersten Noth zur Wahl des Sachsenherzogs Heinrich gegriffen wurde, dem Hatto vorher nach dem Leben gestrebt hatte und der nun in natürlichem Abneigungsgefühl gegen die ihm so feindlich gewesene Pfafferei die Salbung durch die hohe Geistlichkeit entschieden von sich wies. Das war aber nur eine vorübergehende Schwäche des römischen Papstthums. Schon unter Heinrich's Sohne holte er wieder ein, was eine Zeitlang verloren schien. Es ist dabei allerdings zu constatiren, daß das Papstthum so wenig wie irgend eine andere zu großer Machtentwickelung gelangte weltliche Anstalt, ohne zeitweiliges starkes Zurücksinken, seinen Weg zu der Macht zurückgelegt hat.

Welcher Sinn bereits frühe in der römischen Priester-Republik lebte, ist zum Theil bereits angedeutet, zum andern Theil wirft einen grellen Lichtstrahl gleich auf die ersten Anfänge des Hochmuthes ein allerdings bereits in die Zeiten Friedrich I. des Rothbart fallendes päpstliches Schreiben, ein Brief des Papstes Hadrian IV. 1158 geschrieben an die deutschen Bischöfe (Hadrian war ein Engländer; Höfler, die avignonesischen Päpste Seite 4) folgenden Inhalts: Der Kaiser stellt seine Macht der unsrigen gleich, als wäre diese auf einen Winkel wie Deutschland beschränkt, auf Deutschland, welches, wie die Päpste es erhoben, für das geringste aller Reiche gegolten (!). Fuhren die Frankenkönige nicht auf Ochsenwagen wie Philosophen, ehe Karl von Zacharias geweiht wurde? besaßen die Armen etwas anderes, als was ihnen ihr Hausmeier aus Gnaden bewilligte? Haben sie nicht ihren Sitz zu Aachen im Gallischen Walde*), wir aber in Rom? So wie Rom über Aachen erhaben ist, so sind wir über jenen König erhaben, welcher mit Weltherrschaft prahlt, während er kaum einen ungehorsamen Fürsten im Zaume halten oder auch nur den rohen und unverständigen Stamm der Friesen bezwingen kann. Das Kaiserthum endlich besitzt er durch uns, und wir haben das Recht zurückzunehmen, was wir nur unter Voraussetzung der Dankbarkeit verliehen."

Dieser Inhalt des bezeichneten Briefes stellt so recht den Sinn des hochmüthigen, übermüthigen Priesterthums Roms dar; es hat sich nur in stürmischen, unfruchtbaren Zeiten geduckt, um zu günstiger Frist um so unverhohlener und anmaßender hervorzutreten.

In der Zeit äußerster Rathlosigkeit im ostfränkischen Reiche und in Rom

*) Und doch legte schon Gregor von Tours (560—600) von der Herrschaft der Geistlichkeit in diesem Gallischen „Walde" dem König Chelperich, Chlodwig's Enkel, die Klage in den Mund (VI, 46) ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae: nulli penitus nisi soli episcopi regnant. Dazu war Gallien gut; von Gallien trug sich dann das Verhältniß nach Germanien über.

war eine Stätte neuer Kräfteerholung im südöstlichen Frankreich geschaffen worden. In Clumacum, Cluny, Clugny in Burgund gründeten 910 auf der Unterlage der verbesserten Benediktiner-Regel Mönche ein neues Centrum des päpstlichen Weltbeherrschungsplanes, von welchem der in frommer Gesinnung und entsprechender Darstellung zuweilen überschwengliche umfassende Geschichtschreiber der Kaiserzeit, jedenfalls ein von der römischen Kirche in sofern anzuerkennender Zeuge,*) Giesebrecht deutsche Kaiserzeit, I. S. 645 ff. sagt: „Die Kongregation von Cluny gewann mit Einem Worte für jene Zeit und die nächstfolgenden Jahrhunderte etwa dieselbe Bedeutung, wie sie in der neuern Zeit die Gesellschaft Jesu erhielt, mit der sie in ihren Grundsätzen und in ihrer Verfassung die mannigfachsten Vergleichungspunkte darbietet."

Unter dem vierten Abte (der erste ist Berno, der Sohn eines burgundischen Grafen, der zweite Odo, der dritte Aymardus, der Vermögensansammler) Majolus 948—994 standen mit dem von Anfang an unmittelbar unter Rom gestellten Kloster mit 117 Mönchen bereits 37 Klöster im westlichen Frankreich, in Burgund, in engerer Beziehung, in weiterer auch andere in Italien und Deutschland. Hier erlangte nun den größeren Einfluß die Kongregation unter Otto I., und den größten unter seinen Nachfolgern. Zunächst hatte hier freilich Heinrich I. die Aufgabe zu erfüllen, die Einfälle der Ungarn abzuwehren und die auseinandergezerrten und abgefallenen Theile des ostfränkischen Reiches wieder zu einiger Verbindung zu bringen; dann kämpfte sein Sohn Otto eine Reihe von Jahren wider die gegen seine Herrschaft sich auflehnende Verwandtschaft, gegen den eignen Schwager und Bruder, bis endlich dieser Widerstand gebrochen war. Dann aber, sowie Otto einigermaßen zu Hause frei geworden war und seine Schritte wieder nach Italien lenken ließ, brachte seine von dorther mitgebrachte zweite Gemahlin auch den Einfluß der Kongregation von Cluny an seinen Hof. Abt Majolus, der vorerwähnte vierte der Kongregation, bei der es schon jetzt darauf abgesehen war, dem ganzen Mönchthum eine streng abgeschlossene monarchische Verfassung zugeben, besaß das besondere Vertrauen des burgundischen Königshauses und wurde durch Adelheid, die verwittwete Königin von Italien, die Prinzessin aus dem burgundischen Königshause, die zweite Gemahlin Otto's diesem bekannt gemacht und dann von demselben hochgeehrt. Otto I. berief Majolus nach Italien, um dort die verfallene Kirchenzucht wieder herzustellen, Otto II. soll, was hier vorangesandt werden mag, Majolus sogar den Stuhl

*) Deshalb ist hier gerade der Giesebrecht'schen Darstellung gefolgt. Das Verhältniß ist vor ihm schon lichtvoll und eingehend behandelt von „Spittler, Geschichte des Papstthums, neu edirt von Paulus, Wien 1828 Seite 100 f. und L. Ranke, die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat S. 30 f.

Petri angeboten haben. Als Majolus dem von ihm selbst bezeichneten Nachfolger Odilo 994 — 1048 die Regierung des Klosters überließ, beherrschte der Orden bereits fast die ganze Klostergeistlichkeit Frankreichs und Burgunds und hatte er auf den meisten Thronen mächtige Gönner und Beschützer und die Cluniacenser gingen jetzt auch schon über den ursprünglichen Zweck: Reform des Mönchthums hinaus und wollten das kanonische Leben auch in der Weltgeistlichkeit wieder zur Geltung bringen, auch in dieser eine Hierarchie wie im Orden aufrichten, in welchem alle Kirchen unter die Macht des Stuhles Petri, dem sie selbst als Eigenthum angehörten, gebeugt würden. Sie wollten die pseudoisidorischen Dekretalen, welche die Päpste seit geraumer Zeit nicht mehr durchgreifend hatten zur Anwendung bringen können, durchführen.

Wie ist das nun dem Orden von Cluny gelungen? Zuerst unter Otto I. kam es wieder zu furchtbaren Verwickelungen für das neudeutsche Reich. Schon die Beendigung des ersten großen Aufstandes der Großen hatte Otto I. Einbußen gekostet, welche der Einheit des Regimentes den entschiedensten Eintrag thaten. Sie kostete dem neuen König die Anerkennung des Herzogthums, welche namentlich nicht dadurch gemildert wurde, daß er dasselbe nächsten Verwandten, dem Bruder in Bayern, dem Schwiegersohn in Lothringen, dem eignen Sohne in Schwaben, dem treuesten Kriegsmanne in Sachsen gab. Die Verwandtschaft verstärkte eher die Selbständigkeit als daß es sie schwächte und erleichterte die Erblichkeit des Amts. Jetzt wie die neue Gemahlin an den Hof kam, brachte sie zugleich an denselben eine ganz andere Interessenverbindung, und diese wieder eine Feindschaft wider schon bestehende Interessenkreise. Otto hatte aus seiner ersten Ehe mit Prinzessin Editha von England zwei Kinder, Liudolf und Liutgarde. Jenem gab er das Herzogthum Schwaben, dieser zum Gemahl den mit dem Herzogthum Lothringen beliehenen Konrad den Rothen von Franken. Sehr bald nach Otto's Wiederverheirathung hatte, nach Allem zu schließen — denn die unmittelbaren Mittheilungen darüber sind nicht vorhanden — ein natürliches Mißtrauen des Sohnes erster Ehe gegen die Stiefmutter Anhalt dafür gewonnen, daß die Nachkommenschaft der zweiten Königin Adelheid der Anwartschaft Liudolf's schädlich werden dürfte. Es drängte sich dann sehr bald auch Heinrich von Baiern, der alte Ränkeschmied, wie ihn Giesebrecht charakterisirt, an die neue Königin schmeichelnd heran und dies beschleunigte eine innigere Verbindung zwischen Liudolf mit seinem Schwestermann Konrad von Lothringen, welche einen neuen Aufstand gegen Otto's des Vaters und Schwiegervaters Regiment entflammte, der wieder erst nach mehrjährigem Kampfe gedämpft wurde und auch die Ungarn von Neuem in das Reich rief. Ehe

sie 955 bei Augsburg auf dem Lechfelde geschlagen waren, konnte sich Otto I. eben um Italien nicht kümmern.

Aber die Geistlichkeit im Reiche hatte dabei um so mehr gewonnen, als sie in dem Aufstande Liudolf's und Konrad's hülfreich erkannt worden war. Die Verwaltung des Konrad abgenommenen Herzogthums Lothringen übergab Otto seinem Bruder, dem Erzbischof Brun von Köln. Auf den Stuhl des Erzbisthums Mainz brachte er seinen unehelichen Sohn von einer wendischen Prinzessin, Wilhelm, in Schwaben wurde Liudolf abgesetzt. Unter solchen Verhältnissen griff mit allem Entgegenkommen gegen die Interessen der Kirche Otto I. auch wieder in die italienischen Dinge ein.

Der durch Otto's zweiten Römerzug von seinem Bedränger, dem Vicekönig Berengar befreite Papst erkaufte zwar zunächst mit Unterordnung seiner Wahl unter die Leitung des zum Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation gekrönten Otto die Wiederaufrichtung seines Ansehens; aber auch dieser Papst, mit dem der neue Kaiser zu thun hatte, steifte sich auf seine Oberherrlichkeit und Kaiser Otto konnte es von seinem eignen Sohne, Erzbischof Wilhelm von Mainz nicht erreichen, daß derselbe in die Erfüllung seines Lieblingswunsches der Gründung des Erzbisthums Magdeburg willigte. Erzbischof Wilhelm wollte von seinem Sprengel nichts an den neuen Sprengel verlieren und schrieb, sich auf die oben erwähnten Ansprüche des Bonifacius berufend, und selbst einer seitens Otto's erlangten Zustimmungsbulle eines willigen Papstes sich entgegenstemmend dem Papste: es sei ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß der Bischof thue, was sich für den Herzog und Graf gebühre, dagegen aber auch der Herzog und Graf thue, was des Bischofes sei. Nach den Privilegien, welche ihm früher der Papst verliehen, mit der Machtfülle, Eingriffe in seinen erzbischöflichen Besitz mit dem Banne zu bestrafen, werde er nie in die Verkürzung des Mainzer Sprengels um die Halberstädter Kirche (um die es sich also handelte) einwilligen, auch wenn der betreffende Bote einen apostolischen Brief mitbringe des Inhalts, daß es in apostolischer Machtvollkommenheit dem Könige erlaubt sein solle, Bisthümer nach Belieben zu ordnen. Er sei als Primas in Germanien Niemand Rechenschaft schuldig (Giesebrecht I. S. 420).

Der Erzbischof Wilhelm verhinderte es bis zu seinem Tode 968, daß Otto I. das Erzbisthum Magdeburg errichtete. 5 Jahre darauf starb Otto I. selbst, seinem Sohne Otto II. (nach Luidolf's 957 erfolgtem Ableben und noch vor Otto's I. Tod bereits erfolgter Wahl zum König 961 und Krönung zum Kaiser 967) das Reich hinterlassend. Wir übergehen hier nun, wie ebenfalls Otto II. seine Mühe hatte, seinem gleichfalls nach der Königskrone strebenden Vetter Heinrich (dem Zänker) von Baiern zu steuern und seine Kräfte an dem erfolglosen Versuche, Apulien und Kalabrien als Erb-

gut seiner Gemahlin Theophano, einer konstantinopolitanischen Prinzessin zu erkriegen, vergeudete. Rom wenigstens gewann an größerer Sicherheit seiner Verhältnisse unter der immer häufigeren zuletzt fast stetigen Anwesenheit des deutschen Kaisers in Italien. Unter Otto's II. unmündigem Sohne Otto III., der als ein ganz kleines Kind den Thron erhielt und dem dadurch nöthig werdenden vormundschaftlichen Regimente der Kaiserinnen Theophano und Adelheid, erhielt nach Theophano's frühem Ableben diese Freundin der Cluniacenser zuletzt den ganzen Einfluß, und wie sie ihn brauchte, geht schon daraus hervor, daß sie hochbetagt, in langem vertrauten Verkehr mit dem Orden das Kloster Peterlingen*) im Burgundischen Reiche und das S. Salvators Kloster in Pavia den Cluniacensern überwies und schließlich das neugebaute Kloster zu Seltz unter die unmittelbare Leitung des Stuhles Petri stellte. Noch viel bezeichnender aber ist die Weise, wie sich jener Orden der Cluniacenser mit dem Zwecke der Durchführung der pseudoisidorischen Dekretalen der Person der beiden nächsten Kaiser bemächtigte.

Was zunächst Otto III. betrifft, so war der Erzieher des jungen Prinzen erst der griechisch redende Calabreser Mönch Johannes, später Bischof von Piacenza, dann Bernward, ein vornehmer Sachse, später Bischof von Hildesheim. Welche Wirkung ihre Erziehung gehabt, geht aus folgender Schilderung hervor, die wieder Giesebrecht entnommen ist.

Wie mit Herrschertrotz und phantastischer Vorstellung von seiner Stellung, höchster Idee kaiserlicher Gewalt mystischer Tiefsinn und Hang zu frommen Bußübungen sich verbanden, zeigte Otto III. in Regensburg, wo er erst im Kloster St. Emmeran dem Abte Romuald, von dem ihm Schmähworte auf seine Person hinterbracht worden waren, stolz und hochfahrend begegnete und dann, nachdem der alte Mann sich gerechtfertigt, ihm der junge König auf niedrigem Schemel sich zu Füßen setzte, indem er seine ernsten Ermahnungen unter Thränen der Buße anhörte und seine Sünden beichtete. Von ganz besonderm Einfluß auf Otto III. wurde noch Adalbert von Gnesen (Woytech), der als frommer Büßer eine Zeit lang im Kloster Monte Casino ebenfalls die Cluniacenser Regel übte und mit dem frommen Eremiten Nilus bekannt wurde. 996 wurde Adalbert von Gnesen, auf der zweiten Rückkehr aus Rom

*) Hier ist freilich zu notiren, daß auch Homerus dormitat. Giesebrecht Deutsche Kaisergeschichte I. Seite 638 liest man zum Jahre 995: „Die schon betagte Frau (Adelheid, die sich vom Hofe zurückzog), die seit geraumer Zeit mit den Mönchen von Cluny in ununterbrochener Verbindung stand und erst das Kloster Peterlingen im Burgundischen Reiche, dann das S. Salvators Kloster zu Pavia begründet hatte, zog sich darauf auf das Witthum nach dem Elsaß zurück. „Giesebrecht II. S. 275. Anm. „Peterlingen war im Jahre 962 von der schwäbischen Bertha, der Mutter der Kaiserin Adelheid gestiftet und dem Abt Majolus von Cluny untergeben worden. Am Tage nach seiner Krönung in Mainz (9. September 1025) hatte Konrad II. bereits die Besitzungen der Abtei im Elsaß bestätigt."

im Heere Otto's gehend, mit diesem bekannt, der ihm dann ganz und gar sich ergab, so daß sie nebeneinander schliefen und die Nächte in vertrautem Gespräch mit einander zubrachten, bis sie sich in Mainz trennten, von wo aus Adalbert, zu den Preußen ziehend, unter denselben den Märtyrertod als Missionar fand, was Otto wieder Gelegenheit gab, zu dem Grabmal des Heiliggesprochenen zu wallfahrten.

Unter einem so fromm erzognen Jüngling — Otto III. ist überhaupt nur 22 Jahr alt geworden — auf dem Throne ist es kein Wunder, wenn seine vormundschaftliche Regierung, zuletzt Adelheid und der Erzbischof Willigis von Mainz, welche beide als Agenten des Cluniacenser Ordens zu betrachten sind, dem geistlichen und kirchlichen Wirken dieses allen Vorschub leisteten.

Es geht das, damit wir nun wieder zu der geschichtlichen Entwickelung jener Zeit wie sie mehr dem nach Außen Eindruck machenden Gebiete angehört, zurückkehren, aus Nichts durchsichtiger hervor als aus einem nicht blos für jene Zeit merkwürdigen, sondern auch gerade für die neueste Zeit höchst lehrreichen Vorgange hervor.

In Westfranken, Frankreich, hatte sich um jene Zeit unter der höhern französischen Geistlichkeit eine starke Bewegung gegen die von Rom aus so hartnäckig damals schon angestrebte Kircheneinheit wenigstens über den westlichen Theil des Kontinents geltend gemacht. Die Bewegung galt auch dem Orden von Cluny und seinen römischen Tendenzen.

Um das Jahr 995 setzte sich da Bischof Gerbert von Rheims mit dem Hofe Adelheid's, namentlich dem Erzbischof Willigis von Mainz in Verbindung, um von hier aus dem Vorgehen der französischen Bischöfe gegen Rom's Kircheneinheit entgegen zu wirken. Dem Könige Hugo (Capet) von Frankreich, dessen Emporkommen damals im gleichen Schritt mit der Selbständigkeit der höhern Geistlichkeit ging, ward um diese Zeit gar hinterbracht, eine Verschwörung mit dem Bischofe Adalbert von Laon an der Spitze, die im Einverständniß mit Deutschland stehe, wolle Frankreich an den jungen König Otto von Deutschland verrathen, Hugo aus dem Wege räumen, den Mitverschwornen Grafen Otto von Chartres (auch einen Anhänger der Cluniacenser) zum Herzog von Francien, Adalbert zum Erzbischof von Rheims machen. Otto stehe bereits mit einem Heere an der Grenze bei Metz, um Hugo bei der Reise nach einem zu Mouzon angesetzten Bischofs-Konzil zu überfallen.

Ganz besonders bezeichnend ist noch das Vorspiel zu diesem Hauptspiel doch wohl schon weit genug ausschauender Kirchenpolitik. Es that vornehmlich dar, wie viel weniger die Franzosen zu allen Zeiten geneigt gewesen sind, ihr nationales Interesse unter kirchliche Anwandlungen vom Auslande her zu stellen als z. B. die Deutschen.

Als der vorgenannte König Hugo, während am römischen Stuhle wieder die traurigsten Verhältnisse obwalteten, den Erzbischof Arnulph von Rheims wegen Landesverraths von einer Bischofversammlung hatte ab- und Gerbert dort hatte einsetzen lassen, und eine Partei in Stützung auf die pseudoisidorischen Dekretalen dagegen auftrat, verweigerten die in Rheims versammelten Bischöfe die Anerkennung der Gültigkeit dieser Dekretalen und faßten Beschlüsse, welche auf Losmachung von Rom hinausliefen (Rheimser Beschlüsse). Diese Beschlüsse wurden später unter dem Vorsitz des jungen Königs (Sohns) Robert in Chelles 992 wiederholt: die Beschlüsse der französischen Synoden sollten überhaupt unantastbare Gültigkeit haben, und wenn der Papst etwas dawider unternehme, es für null und nichtig erklärt werden. Sofort hatten damals Willigis von Mainz und die deutschen Bischöfe auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche von Gallien her drohten; es war auch für Frankreich selbst nur ein Vorspiel der spätern pragmatischen Sanction und der gallikanischen Kirchenfreiheiten.

Für uns, für die ganze Kirchengeschichte sowohl wie für die Politik hat nebenbei das Benehmen des Bischof Gerbert noch eine besondere belehrende Seite. 995, drei Jahre später, zu der Zeit, wo wie oben bemerkt, der deutsche König Otto III. Rom gegen Frankreich zu Hilfe aufgeboten ward, waren die Verhältnisse Roms gerade günstiger. Die Anhänger des Cluniacenser Ordens Odo von Chartres (immer der Druidenmittelpunkt schon!) Blois und Tours, der auch die Bretagne erstrebte, erhielt Vortheile in einem Kampfe mit Hugo Capet, in einem Kampfe, in welchem wieder die mit Hugo verbündeten Bischöfe so schrecklich litten, daß der genannte Gerbert, also die Kreatur Hugo's sich äußerte, die Kirche Galliens sei dem Untergange nahe, und eben jene Schwenkung vollzog, die ihn von der Verbindung mit Hugo weg 995 in die Verbindung mit dem deutschen Hofe gegen Hugo brachte. Es war eben jetzt, wo die Kunde von dem Eingreifen Otto's III. die Versammlung von Mouzon verhinderte und Hugo von dort fern hielt.

In diesem Zeitpunkte war die Hilfe aus Deutschland um so erfreulicher, als weder in Frankreich noch Italien solche zu haben war. Von Frankreich muß noch hervorgehoben werden, daß der Widerstand wider Rom noch in folgender Weise gekräftigt ward. Die Cluniacenser Kongregation rügte schonungslos das weltliche und niedrige, dem Landesherrn ergebene Treiben der Bischöfe, während sie selbst zugleich sich und ihre Genossenschaft jeder bischöflichen Aufsicht zu entziehen suchte und eine Ausnahmestellung beanspruchte, der als den alten kirchlichen Ordnungen widersprechend von den Bischöfen mit Recht die Anerkennung versagt wurde. Und während hier Clugny und die Bischöfe überall hart gegen einander, z. B. auf der Rheimser Synode allein die Aebte

gegen die Schritte der Bischöfe auf Seiten des römischen Stuhles standen, hatte dieser in Italien selbst hinwiederum überall äußerst wenig gegolten, schon wegen der greulichen Sittenverwilderung, welche Alles zeigte.

Da war denn Deutschland der Rettungsanker. Die Rettung vermittelte eben jener Bischof Gerbert von Rheims, der ein durchaus zweifelhafter Charakter, aber ein Bischof, wie ihn der Zweck des Cluniacenser-Ordens brauchen konnte (vgl. die Bischöfe des Vatikanischen Konzils), von den Rheimser Bestrebungen abfiel und sich an den deutschen Hof begab, um hier gerade entgegengesetzt zu wirken. Er paßte auch zu Otto's III. phantastisch theokratisch mit Absicht der Erziehung gestalteten Weltbeherrschungsplänen, daß er von Rom aus Herr der Welt würde. Ohne daß gerade, wie man so vielfach in den dargebrachten Geschichtsdarstellungen liest, Otto ein Schüler Gerbert's in früheren Jahren gewesen, weil Gerbert erst durch seine Uebersiedlung von Rheims an den deutschen Hof mit Otto in persönliche Berührung trat und 998 dann zum Bischof von Ravenna ernannt wurde*) nährte Gerbert doch auch wieder in Otto den Gedanken einer Herstellung des alten Römerreiches, erreichte er 999 seine Erhebung zum Papste, als welcher er Otto zur Wallfahrt nach Gnesen trieb und gleichzeitig zur Bewährung jener wunderbaren Dankbarkeit, die immer der römische Papst den sich für ihn aufopfernden deutschen Kaisern entgegengetragen hat, zum Schaden der Machtsphäre des deutschen Reichs und in Gründung einer neuen päpstlichen Staatenreihe Polen die Einsetzung eines Metropoliten für Polen in Gnesen und Ungarn eine päpstliche Königskrone, verliehen an Stephan I. von Ungarn, gewährte. Den Cluniacensern schrieb Sylvester II. als Papst, so lange er in Macht stände, solle ihre Kongregation keinen Abbruch irgend einer Art erleiden.**) Dieser Papst Sylvester II. und sein Wirken ist in den gewöhnlichen Geschichtsdarstellungen noch nicht mit der ausreichenden Beachtung gewürdigt worden; obwohl an Großartigkeit des Geistes und hierarchischem Herrschertalent unter den Päpsten zwischen Nicolaus I. und Gregor VII. keiner ihm gleich kommt. Er hatte der fortschreitenden Bewegung des muhamedanischen Glaubens gegenüber auch schon den Gedanken eines allgemeinen Kreuzzuges.

So weit war Cluny mit Rom unter Otto III. (983—1002) gekommen. Zwar starb schon ein Jahr hinter Otto her auch Papst Sylvester II., 1003, aber übersehen wir die Sachlage, so ging die Durchführung der pseudoisidorischen Dekretalen ihren guten Weg.

Während der junge Kaiser sich gerade wie sein Vorfahr in Italien ver-

*) Vgl. Tappe: Dr. Gerbert oder Papst Sylvester II. und seine Zeit. Jahresbericht der königlich städtischen Realschule. Berlin 1869.

**) Giesebrecht I, Seite 680.

blutete, kamen die gleichzeitig in Deutschland gelockerten Verhältnisse der Entwicklung der Kirche zu statten. Es treten dabei freilich grelle Gegensätze zu Tage. Otto III. verfolgte wie gesagt den in der That großartigen Gedanken, Rom zum Mittelpunkte seines großen Gottesreiches zu machen; aber während er zugleich unter Bußübungen erfolglose Vorbereitungen traf, um Italien und Rom, aus dem er vor einem Aufstande hatte flüchten müssen, wieder zu erobern, wozu ihm aus dem in eine Verschwörung des Erzbischofs Willigis von Mainz um Gandersheim gegen den Kaiser aufgelösten Reiche nicht einmal hinlänglicher Zuzug zu Hülfe kam, — während, um ganz mit Giesebrecht's Worten zu reden, Otto Nebelschlösser auf Wolken baute, gründeten die Bischöfe und Aebte, die Grafen und Herren ihre Felsenburgen auf fester Erde, unterhielten sie mit ihrem erbeuteten Reichthum zahlreiche Dienstgefolge, bauten sie Burgen an Burgen, ummauerten sie ihre Wohnsitze, strebten sie nach der Erblichkeit ihrer Lehen oder der Erbfolge in einem Gebiete, das so aus einem bloßen Amtssprengel eine Erbherrschaft wurde. Aus diesem Kreise stellte sich nach Theophano's Ableben bereits der Kaiserin Adelheid, die nichts ohne den Beirath der geistlichen und weltlichen Großen ausführen konnte, ein aristokratisches Regiment zur Seite und an die Spitze dieses Regiments der den Cluniacensern ergebene Erzbischof Willigis von Mainz, der Erzkanzler des Reiches. Neben ihm sind aus jenem Zeitschnitt noch zu nennen als von bedeutendstem Einfluß die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, der Herzog Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwaben, Heinrich von Baiern, Markgraf Eckard von Meißen, Erzbischof Gisiler von Magdeburg, — in Italien der Markgraf Hugo von Tuscien.

Diese und andere Großen entwickeln auch bereits jenen Sinn, daß sie, je nach dem Wechsel der Dinge zu dem ererbten Allodialbesitz Lehen über Lehen häufend, durch Schenkungen aus Reichsgut bereichert, dem Kaiser ihrem Lehnsherrn doch nur so lange treu und hold bleiben, so lange ihr Interesse mit dem seinen gleichen Schritt geht und bei der leisesten Verletzung vermeintlicher oder wirklicher Rechte dem Gesalbten des Herrn keck und trotzig entgegentreten, nur auf Bedingungen hin sich ihm zu herkömmlichen begrenzten Diensten und zum Gehorsam verpflichtet glauben und darüber hinaus sich nur als seines Gleichen, als hochfreie Männer gleich ihm ansehen. Nicht der König machte sie, sondern sie machten den König.

Dem jungen König Otto III. fehlte es, als er selbständig wurde, gegen diese Entwickelung an allem Gegengewicht. Die alte Gemeinfreiheit waffentüchtiger kleiner Freien wich überall ohnmächtig dem Vasallenthum; die Gauverfassung löste sich auf, geistliche und weltliche Herrschaften theilten sich in die alten Gaubezirke; die freien Genossen wurden zum größten Theil Hintersassen

der Bischöfe, Aebte, Grafen. Immer größer wurde die Kluft zwischen dem Ritter im Sattel und dem Bauer am Pflug — bis man sich aus den offnen Weilern (Villa) mehr und mehr hinter die Mauern der Burgflecken rettete, aus welchen letzteren dann, aber erst mit dem Erliegen des Reichskönigthums die Städte sich entwickelten, deren Verfassung die Anfänge unseres modernen Staatswesens darstellt.

Als Otto III. nun auch noch so frühe starb, ohne einen Erben zu hinterlassen, stand so gut wie Alles für das Königthum in Frage; der Nachfolger konnte nur wieder gewählt werden. Als der Vetter Heinrich von Baiern 1002 sich bei Polling an die aus Italien herüber kommende Leiche seines kaiserlichen Vetters herandrängte, sie über Augsburg nach Neuburg a/Donau begleitete, sich den Fürsten zur Wahl empfahl, fanden sie Vieles an Heinrich auszusetzen, vor allem gewiß, daß er auf sein Erbrecht pochte, während sie frei ihr Wahlrecht zu üben gedachten. „Der neue König," sagt von Sybel, „fand die deutsche Monarchie etwa auf dieselbe kümmerliche Lage zurückgebracht, aus der sie 80 Jahre früher der erste Heinrich emporgehoben."*) Es ist zu bezeichnend, daß schon zu Otto's II. Thronbesteigung Heinrich der Zänker von Baiern nach der Königsherrschaft griff, weil der regierende Vetter nicht das durch den Tod des alten Herzogs Burkhard erledigte Herzogthum Schwaben auf die Hand von Burkhard's Wittwe Hedwig, Heinrich's Schwester, übergehen ließ, wie es die bairische Herzogsfamilie sich ausgedacht hatte; sie selbst vererbte bereits ihr Herzogthum. Nun trat Heinrich dem Sohne des Zänkers, des Vaters Gegnerschaft gegen das erbliche Königthum selbst entgegen. Neben ihm, den die Baiern, nachdem er schon 993 urkundlich als Mitherzog bezeichnet ist, als Sohn des vorigen Herzogs gewählt hatten, hatten sich die Friesen so gut wie vom Reiche getrennt, Herzog Bernhard von Sachsen ganz unvermerkt sein Amt von Ostfalen aus über ganz Sachsen ausgedehnt, vererbte Konrad das Herzogthum Schwaben gleichsam auf seinen Vetter Hermann und hatten sich die thüringischen Großen in Eckard von Meißen ihren eignen Herzog gewählt. Heinrich von Baiern und die beiden letztgenannten waren es denn auch, die zugleich als Bewerber um die Krone Otto's III. hervortraten. In den geschilderten Gedanken, wie sie sich in der hohen Aristokratie der deutschen Fürstbischöfe, Herzöge, Grafen u. s. w., deren Aemter jetzt schon beginnen Titel zu werden, bestärkte sie noch das Beispiel Westfrankens, wo die Großen noch so eben einen aus ihrer Mitte, Hugo Capet, auf den Thron gehoben hatten.

Unter den drei genannten Bewerbern um die Krone trug Heinrich von Baiern, der Liebling der cluniacensischen Geistlichkeit über die beiden andern

*) Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Düsseldorf 1862. Budeeus.

den Sieg davon, und es ist für den Zweck dieser Darstellung der Weg, auf welchem der neue König zum Königthum gelangte, ebenso charakteristisch, wie seine ganze Persönlichkeit; beides zeichnet das Ziel, wohin wir jetzt streben, den Mönch auf dem Throne.*)

Ungarische Zustände.

Die jüngste Ministerkrisis in Pest-Ofen, welche schließlich den Führer der Linken, Kolman Tisza, zum thatsächlichen Leiter des ungarischen Staates erhob, hat wieder die Blicke des europäischen Publikums auf die Länder der Stephanskrone gelenkt, die sonst seinem Interesse ziemlich fern liegen. Wenn dabei eine Empfindung herrschend war, so war es sicher das Gefühl des Staunens darüber, wie diese mit allen Hilfsquellen gesegneten und von einem Adel, der sich mit dem englischen zu vergleichen liebt, beinahe souverän regierten Lande doch einem solchen finanziellen Abgrunde haben zutreiben können. Wer sich darüber wie über den ganzen furchtbar raschen Verfall Ungarns seit dem Jahre des „Ausgleichs" 1867 aufklären will, der kann dies kaum besser thun als durch die Lectüre des vortrefflichen Buches von Franz v. Löher, Die Magyaren und andere Ungarn (1874). Wir gestatten uns, den Lesern dieser Blätter das Wichtigste aus diesem hochinteressanten Werke in freier Bearbeitung mitzutheilen, weniger allerdings, um seine Lectüre zu ersetzen, als vielmehr, um zum Genusse des Ganzen anzuregen.

Franz v. Löher, königlich bairischer Archivdirektor und Professor an der Universität München, bekannt durch mehrere gediegene historische und reisewissenschaftliche Werke, besuchte im Sommer 1871 Ungarn und schilderte seine Beobachtungen sodann in Reisebriefen, die in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" erschienen. Aus diesen und verschiedenen Zusätzen entstand dann das vorliegende Buch. Diesen Ursprung verleugnet es nicht ganz; es erscheint vielfach skizzenhaft, bringt Verschiedenartiges in bunter Mischung, vermeidet auch keineswegs Wiederholungen, aber der Verfasser verräth überall scharfe

---

*) Hierzu paßt, was Spittler, Geschichte des Papstthums a. a. O. von den Mönchen auf dem Papststuhl sagt: „Wo irgend ein streng regierender Papst ist, war es ein Mönch ..... Auch Papst Gregor VII. war ein Cluniacenser Mönch." Baur, Geschichte der Kirche des Mittelalters Seite 169 wendet diese Eigenschaft schon auf Otto III. an. Er sagt: Kann es einen augenscheinlicheren Beweis des übergreifenden Einflusses geben, welchen die ascetisch-hierarchischen Ideen auf die damalige Welt gewannen, als das Beispiel eines Herrschers, welcher wie Otto III. Kaiser und Mönch in Einer Person war ....?" Man vergleiche die Stelle.

Beobachtung von Land und Leuten, gründliche historische und ethnographische Studien, und weiß stets lebhaft, oft glänzend zu schildern. Das alles macht das Buch zu einer nicht blos lehrreichen, sondern auch sehr genußreichen Lectüre.

Seine Reise hat Löher so eingerichtet, daß er den Hauptstrom und die Hauptstadt Ungarns, die weiten Ebenen der Pußten und die gewaltigen Gebirgsmassen der Karpathen, also alle Haupttheile des Landes mit Ausnahme Siebenbürgens, aus eigner Anschauung kennen lernte. Er schwamm auf dem Dampfer die Donau von Wien nach Pest hinab, durchflog die Pußten auf der Eisenbahn von Pest über Czegléd, Szolnok, Debreczin nach Nyiregyháza und erreichte die Karpathen bei Munkacs. Von dort bestieg er den hohen Stoj, und setzte sodann seine Reise am Südrande des karpathischen Waldgebirges über Unghvár nach Eperies, Kaschau und den Städten der Zips fort. Nachdem er noch einen der höchsten Gipfel der Tatra, den Krivan, besucht, gelangte er über den Tychipaß auf polnische Erde, nach Galizien.

Es giebt Länder, die von der Natur zum Sitze einer einheitlichen Nationalität und zum Schauplatze einer ungebrochnen, stetigen Culturentwicklung berufen scheinen, und deren Geschichte genau das Gegentheil aufweist: bunte Mischung der Stämme und die stärksten Erschütterungen. Unter allen Landschaften innerhalb der natürlichen Grenzen Deutschlands giebt es keine, die mehr eine physische Einheit bildete, als Böhmen, und doch ist das Land die Heimat zweier tief verfeindeter Nationalitäten und seit Jahrhunderten die Stätte eines erbitterten Rassenkampfes, zugleich furchtbarer kirchlicher Wirren gewesen, hat auch seine Unabhängigkeit längst eingebüßt. In weit größerem Maßstabe treten dieselben Erscheinungen in Ungarn auf. Im Westen, Norden und Osten umzieht eine mächtige, vielgegliederte Gebirgsmasse das Flach- und Hügelland der Donau und Theiß, während im Süden gewaltige Ströme, die stets mehr Wallgräben als Culturstraßen gewesen sind, es von der Balkanhalbinsel scheiden. Und dieses ganze weite Rund wird beherrscht von einem einzigen prachtvollen Strome, dem größten West-Europas, in den ringsum die Gebirge ihre wasserreichen, größtentheils schiffbaren Zuflüsse senden. Ueppig fruchtbar dehnt sich das Tiefland der Mitte, dichte, unerschöpfliche Waldungen bedecken das Gebirge, reiche Metallschätze birgt sein Inneres. Und was lehrt die Geschichte dieser Länder? Ein unaufhörliches Wogen und Drängen der Völker ist über diesen Boden gegangen; seit hier die Römermacht, welche den Südwesten und Südosten Ungarns mit starkem Arme behauptete, zusammenbrach, haben Germanen der verschiedensten Stämme, Slawen, Hunnen, Awaren, Magyaren neben- und nacheinander ihre Sitze aufgeschlagen, bis schließlich die Magyaren die Mitte, Slawen, Deutsche, Rumänen die Ränder festhielten. Und dies Land, das so leicht zu vertheidigen scheint, ist von allen Seiten her — mit Ausnahme der Nordseite, von Eroberern heimgesucht worden: von

Süden kamen die Römer und Türken, von Westen die Deutschen, von Osten die Magyaren selber ins Land. Mehr als einmal wurde die begonnene Culturentwicklung jäh unterbrochen, erst von den Magyaren, dann von den Türken mit Vernichtung bedroht; nur deutschen Waffen verdankt Ungarn, daß es noch existirt; ohne sie flimmerte vielleicht noch heute der Halbmond über der Liebfrauenkirche zu Ofen.

Indeß — meinen wir — erstaunlich ist doch diese Entwicklung keineswegs. Zunächst ist die eigentliche ungarische Tiefebene durchaus nicht sehr lockend zur Niederlassung, wenigstens nicht für ein Ackerbauvolk. Widerstandlos rast über die weiten Flächen im Sommer der heiße Wind, im Winter der schreckliche Schneesturm; dörrende Sonnengluth und eisige Kälte spotten jeder Voraussicht und jedes Fleißes. Wie mag hier ein Volk dauern, das für den Bodenanbau vor allem günstige Bedingungen sucht? Nur Nomadenstämme haben sich hier zu behaupten vermocht, und wenn der magyarische Bauer seit wenigen Jahren zum Ackerbau übergegangen ist, so that er es unter dem Zwange übermächtiger Umwälzungen und war des Klimas längst gewöhnt. Ursprünglich ackerbauende Völker aber zogen rasch weg von diesen unwirthlichen Steppen. Dieser Umstand scheint mir die Völkermischung Ungarns völlig zu erklären. Denn die Nomaden, welche die Pußten eroberten, Hunnen, Awaren, Magyaren vermochten doch nicht in's Gebirge vorzudringen, überließen dies vielmehr den Stämmen seßhafter Landbauern, die wiederum ihrerseits nicht geneigt sein konnten, die schutzlose Ebene zu suchen.

Wenn dann Ungarn aus fast allen Himmelsrichtungen Eroberer über sich hereinbrechen sah, so mag daran erinnert werden, daß Ströme, wie sie im Süden das Land abschließen, niemals in dem Sinne, wie hohe Gebirge trennen und schützen, und daß auch das höchste Gebirge des Welttheils Italien vor Invasionen bekanntlich keineswegs geschirmt hat. Nach Westen aber kann nur theilweise von einer Naturgrenze gesprochen werden; südlich der Donau besteht nirgends eine scharfgezogene Grenzlinie, die Flüsse Ungarns sind auch die Steiermarks und Kärntens und vor allem wälzt hier die Donau ihre grauen Fluthen aus dem Innern Deutschlands heraus dem Osten zu. Wer einmal diesen mächtigsten der westeuropäischen Ströme hinabgeschwommen ist, durch tannendunkle schweigende Engthäler hindurch, wo am Ufer höchstens eine Fischerhütte steht, oder hoch oben ein Schloß ragt, und dann wieder an niedrigen, bebuschten Auen und Ufern vorüber, zwischen denen die glitzernde Wasserfläche sich in's Unendliche zu dehnen scheint, der wird sich leicht die Empfindung vergegenwärtigen können, die in den Volksstämmen an seinen Ufern lebte: das Streben aus dem Thal in die Ebene und aus der Ebene in das Thal, immer weiter nach Osten. Von Westen, von Deutschland her ist deshalb seit einem Jahrtausend der stärkste Einfluß

nach Ungarn hineingedrungen, von jener Zeit an, da Pippin den Ring des Awarenkhans stürmte, bis dahin, wo Prinz Eugen die Türken bei Zenta schlug und kaiserliche Generale den letzten nationalen Aufstand der Magyaren 1848/9 zu Boden warfen. In der That hat ein selbständiges Ungarn nur wenig mehr als ein halbes Jahrtausend bestanden, von Stephan dem Heiligen, der die wilden Nomadenhorden zu einem christlichen Staate zusammenfaßte, bis auf König Ludwig, der 1526 auf dem Felde der Niederlage von Mohacs im Sumpfwasser ertrank. War vorher schon unter Kaiser Heinrich III., dem gewaltigsten der Salier (1039 — 1056), Ungarn zeitweilig ein deutscher Vasallenstaat gewesen, so stritten seit 1526 türkische und deutsche Waffen in fast unaufhörlichem Ringen um die Herrschaft des weiten Donaubeckens, bis endlich der Adler und das Kreuz den Halbmond verdrängten. Und unaufhörlich ist seit dem 9. Jahrhundert deutsche Volkskraft und deutsche Cultur nach Ungarn geströmt; es ist „unser uraltes Cultur- und Handelsgebiet", wir fügen hinzu: auch unser uraltes Herrschaftsgebiet. Von deutscher Herrschaft hat es sich gelöst, von deutschem Cultureinfluß wird es sich niemals lösen.

Die Gegenwart jedes Landes ist das Product einer langen Entwicklungsreihe und seiner Natur. Das gilt auch für Ungarn. Seine scheinbar so einheitliche Fügung hat trotzdem ein einheitliches Volksthum nicht entwickeln können; seine scheinbar so geschützten Grenzen haben fremde Herrschaft und fremde Cultur nicht auszuschließen vermocht. So ist es geworden, was es trotz alledem werden mußte: ethnographisch ein Völkergemisch, wie es in West-Europa nicht seines Gleichen findet, culturell und politisch eine Dependenz von Deutschland — trotz alles Sträubens der Magyaren.

Bunt in der That ist die ungarische Völkermischung, und sie wird noch bunter durch die Verschiedenartigkeit der Völkercharaktere. Der österreichische Statistiker Ficker zählt 1869 in Ungarn mit Siebenbürgen: Deutsche 1,810,000, Magyaren 5,413,000, Juden 456,000, Slowaken und Ruthenen 2,222,000, Slowenen, Kroaten und Serben 2,441,000, Walachen 2,648,000, Zigeuner 150,000, also im Ganzen etwas über 15 Millionen. Nach Procentsätzen stellt sich dann das Verhältniß folgendermaßen: $12\frac{2}{3}$% Deutsche, $38\frac{2}{3}$% Magyaren, $3\frac{1}{4}$% Juden, $12\frac{1}{4}$% Slowaken, $10\frac{1}{2}$% Slowenen, Kroaten, Serben, $17\frac{2}{3}$% Walachen, $3\frac{1}{2}$% Ruthenen, 1% Zigeuner, $\frac{1}{2}$% Griechen, Bulgaren u. s. f.

Unter diesen Nationalitäten nehmen die Magyaren billig die erste Stellung ein. Sie sind für sich allein stärker als jede andere, und was noch mehr bedeutet: sie sitzen in compakter Masse in der ganzen Mitte des Landes, nur durch verhältnißmäßig kleine deutsche und slawische Sprachinseln unterbrochen. So durchaus sind sie ein Volk der Ebene, daß sie die gebirgigen

Ränder Ungarns überall eben nur streifen; am Ungemischtesten aber wohnen sie in den alten Nomadensitzen Ungarns zwischen Donau und Theiß und links der Theiß, namentlich in den Comitaten Heves, Szolnok, Csongrád; nur im Südosten Siebenbürgens haben sie mit den stammverwandten Szeklern im gebirgigen Terrain sich niedergelassen. Sind sie so durch die centrale Lage ihrer Sitze zur herrschenden Stellung berufen, so steht doch mit diesem Anspruch ihre ganze Cultur in eigenthümlichem Widerspruch. Denn sie sind immer noch ein Bauernvolk, über dem ein zahlreicher, früher noch mehr als jetzt begüterter, herrschgewöhnter und herrschverständiger Adel sitzt, aber ohne Bürgerthum, ohne Handel und Gewerbe, mit andern Worten: ein halbmittelalterliches und halborientalisches Volk. Ihre Dörfer, meint Löher, sind die in Lehm und Holz übersetzten Zeltlager der Steppe, endlose breite Gassen, an den Seiten die kleinen, ebenerdigen Häuser in eingezäumtem Hof mit Maisstauden und Sonnenblumen vor den kleinen Fenstern, schattenlos, eins wie das andere, das ganze Dorf von colossaler Ausdehnung, von 5000, ja 10,000 Menschen bewohnt, inmitten einer riesigen Feldmark, die oft eine Quadratmeile umfaßt, denn Nomaden hocken stets in dichten Gruppen beisammen. In früherer Zeit, wo der Hauptreichthum des magyarischen Landmanns in den dichten Herden seiner weißen, großhörnigen Ochsen bestand, mochte diese Ausdehnung der Feldflur wenig hindern; seitdem die weiten Ebenen von wogenden Waizen- und Maisfeldern bedeckt sind, steht die uralte Nomadengewohnheit der Intensivität des Ackerbaus durchaus im Wege. Daher die herrschende Oberflächlichkeit der ganzen Bodenbewirthschaftung, welche auch durch die vielen Tanyas, selbständige Vorwerke, wenig berührt wird. Nur zahlreiche Adelsgüter machen eine oft glänzende Ausnahme, aber sie werden für den Bauer keine Vorbilder.

Auch die Marktflecken und Städte der Magyaren sind nichts als große Dörfer. „Ein Dorf mit 20,000 Einwohner heißt ein Marktflecken, wenn es das Recht hat, große Vieh- und Krammärkte zu halten. Ist das Dorf aber mit 40,000 besetzt, dann verdient es eine königliche Freistadt zu heißen.“ Einen inneren Unterschied giebt es nicht. Das beste Beispiel einer solchen „Stadt“ ist das echt magyarische Debreczin. „Was sieht man in Debreczin?“ fragt Löher. „Hauptsächlich lange Stücke der Steppe, die man Straßen nennt, weil sie hin und wieder Häuser zur Seite haben, straßenbreit und stundenlang. Von Domen, Prachtpalästen, Häuserlinien ist keine Rede: Straßen und Häuschen, ein großer Platz, ein paar Kirchen, und wieder Straßen und Bauernhütten bilden die Stadt. Bürgerliches Gewerbe ist vorhanden; es besteht aus Schweinemetzgern, Müllern, Seifensiedern, Töpfern, Krämern und einer Menge Fuhrleuten. Dazu kommen einige Großhändler in Korn, Talg und Häuten, einige Aerzte, Lehrer, Beamte; alle übrigen

Einwohner von Debreczin unterscheiden sich von den Bauern in weiten Leinwandhosen hauptsächlich dadurch, daß sie sich alle mit tiefem Stolz Bürger einer vormaligen königlichen Freistadt nennen, denn eine königliche Freistadt war eine adlige Person. . . . . In der Verzweiflung läßt man sich einfallen, die Thurmhöhe der großen protestantischen Kirche zu besteigen. Was sieht man? Trostlose Einförmigkeit. Die breiten Straßen laufen weit, weit hinaus in die leichtbraune oder bleichgrüne Ebene, und noch darüber hinaus sind, soweit man blicken kann, elende Hütten über die Fläche verstreut." Ein ungeheures „Weichbild", wenn man so sagen darf, gehört zu einer solchen Stadt; das Gewöhnliche ist ein Umfang von 7—8 Quadratmeilen; Debreczin soll gar 18 Quadratmeilen haben, genau weiß es Niemand, selbst wohl der „Polgármester" nicht, wie die Magyaren mit deutschem Ausdruck den ihnen sachlich gänzlich fremden „Bürgermeister" benennen.

Die einzige größere Stadt Ungarns, die ein europäisches Aeußere zeigt, ist Pest-Ofen (abgesehen natürlich von den deutschen Städten in Siebenbürgen, in den Karpathen, im südwestlichen Ungarn). Aber die Bevölkerung dieser von den Magyaren vergötterten Stadt ist zum größten Theile deutsch oder jüdisch, in ihr wird viel mehr Deutsch als Magyarisch geredet, und nicht die Magyaren sind es, welche die glänzenden Palastreihen an der Donauzeile erbaut haben. Auch liegt Pest keineswegs in der Mitte des magyarischen Nationalgebiets, und deutsche und slowakische Sprachinseln erstrecken sich bis vor die Thore der „heiligen" Stadt.

Von dem Volkscharakter der Magyaren hat sich Löher ein im Ganzen günstiges Urtheil gebildet, was indessen die Anerkennung starker Schattenseiten keineswegs ausschließt. Ehrlichkeit und Gutherzigkeit sind dem Magyaren eigen; lebhaftes Freundschaftsgefühl und aufopfernde Gastlichkeit entwickeln sich daraus. Kein besserer Zeltkamerad, kein bereiterer Gastfreund als er. Eine mächtig bezwingende Thatkraft treibt ihn zu den größten Anstrengungen, zur verwegensten Tapferkeit; was andere in geduldigem Ausharren erreichen, meint er in raschem Anlauf durchsetzen zu können; und nichts gleicht dem stürmischen Wagemuth, mit der magyarische Truppen die schwierigsten Aufgaben lösten. Aber diese glänzenden Soldateneigenschaften machen den Magyaren zu den Werken des Friedens oft genug völlig untauglich. Die leidenschaftliche Thatkraft erschlafft plötzlich; eine Sehnsucht nach behaglichem Nichtsthun tritt an ihre Stelle, der nichts widersteht; die stürmische Tapferkeit paart sich nicht mit kühler Besonnenheit, die ihres Zweckes bewußt ist, sie ist blind und dazu nicht ausdauernd. Das Alles macht zur fortgesetzten, ruhigen, umsichtigen Arbeit wenig brauchbar. Schon dies würde es erklären, daß in Ungarn so wenig wie in Polen ein einheimischer Bürgerstand erwachsen ist. Nicht minder ist davon ein weiterer Charakterzug die Ursache: der edelmänni-

sche Stolz, der auch den Geringen sich einen König dünken läßt und oft vor Gemeinheit bewahrt, aber vielleicht ebenso oft in junkerlichen Dünkel ausartet, in jene vielleicht sehr ritterliche, aber im Grunde rohe Gesinnung, die die beste Wissenschaft in Kalpak und Dolman findet und verächtlich auf die Spießbürger der Städte und das Gelehrtenvolk herabschaut. Noch gehoben wird dieser magyarische Stolz durch eine heiße, leidenschaftliche Vaterlandsliebe, unstreitig den großartigsten Zug im Volkscharakter. Ungarn zum glücklichsten Lande der Welt, Pest zur herrlichsten Hauptstadt Europas, die nationalen Honvéds zur glänzendsten Truppe unter allen Heeren zu machen, das sind die heißesten Wünsche jedes Magyaren. Ein Idealbild Ungarns, wie es sein soll, hat er sich zurecht gemacht, er hat hartnäckig dem Systeme Metternich und Bach widerstanden, endlich eine fast selbständige Stellung seines Landes durchgesetzt, und wenn Vaterlandsliebe und Opferfähigkeit allein im Stande wären, einen Staat zu schaffen und zu erhalten, gewiß, jenes Bild wäre längst Wirklichkeit. Daß es dies nicht ist und so, wie man es träumt, nie werden wird, daran trägt auch die Kehrseite jenes Patriotismus die Schuld: die Unfähigkeit, andere Nationalitäten zu verstehen und gerecht zu behandeln, jene nationale Bornirtheit, die jeder auch der sonnenklarsten Logik spottet und Ungarn, seit dem Anfange der Geschichte ein vielsprachiges Land, zu magyarisiren strebt selbst um den Preis heilloser Culturverwüstung. Eine feurige Phantasie, die eine strahlende Fata Morgana für Wirklichkeit nimmt, die sich berauscht in orientalisch ausschweifenden Träumen, hilft über jedes Hinderniß hinweg, bis man endlich doch auf die harte Realität der Dinge stößt.

Manches in diesem Volkscharakter erinnert an französische Eigenthümlichkeiten: die mächtige Thatkraft, die stürmische Tapferkeit, der leidenschaftliche Patriotismus. Aber unendlich ist doch der Franzose dem Magyaren überlegen durch ausdauernde, ruhige Arbeitskraft in jedem Zweige menschlicher Cultur, die Frankreich zum reichsten Lande Europas nächst England gemacht hat. Darin vor allem liegt der tiefe Unterschied zwischen diesem alten Culturvolke mit seiner bürgerlich-städtischen Gesittung und jener halbasiatischen Nation, die nur Adel und Bauern kennt. Fremdartig, orientalisch in der That stehen die Magyaren in der Völkerfamilie des indogermanischen Europa, wie ihre Sprache selber. Und noch anderes in ihrem Charakter erinnert an den Orient: ihr religiöser Indifferentismus und ihre fatalistische Gelassenheit. Jener, der allen Mongolenvölkern im hohen Grade eigen ist, zeigt sich auch in Ungarn; die katholische Kirche gebietet über gewaltige Reichthümer, nur wenig über die Herzen der Bevölkerung. Der eigenthümliche Fatalismus aber mag auch mit der Natur der Steppe zusammenhängen, der gegenüber der Mensch sich wehrlos fühlt und die er als eine unüberwindliche Macht schalten

lassen muß; doch wird Niemand leugnen, daß etwas Orientalisches in ihr hervortritt, wie kaum bei einem andern Volke Europas.

Wunderbar ist es in der That, daß dieser turanische Stamm, der durchaus isolirt dasteht, nicht längst von den Fluthen der arischen Völker, die seit fast einem Jahrtausend ihn umgeben, verschlungen worden ist. Er hat nicht nur widerstanden, sondern auch zahlreiche fremde Elemente sich assimilirt. Er ist durch Blutmischung den arischen Völkern näher gerückt als irgend ein turanisches Volk und hat unendlich mehr europäische Culturelemente in sich aufgenommen, als etwa die Türken; aber die Grundlage hat sich unverändert erhalten. Und jetzt gerade ist am wenigsten abzusehen, ob jemals eine wirkliche Amalgamirung mit der westeuropäischen Bevölkerung stattfinden wird. Dann freilich wäre es mit dem ganzen Volke zu Ende; wer aber möchte jetzt an einen solchen Ausgang glauben?

Denn in politischer Beziehung wenigstens, und theilweise nicht nur in dieser, ist kein anderes Volk in Ungarn den Magyaren gewachsen, weder Slawen noch Rumänen oder Deutsche, soweit auch die letzteren an Cultur über allen Nationalitäten Ungarns stehen.

Da sind zuerst die Ruthenen im nordöstlichen Ungarn, wohin sie aus dem polnischen Galizien übergreifen. In die Ebene ragen sie nicht hinein; war das in früheren Jahrhunderten der Fall, so haben sie später hier vor den Magyaren zurückweichen müssen, wie sie auf der andern Seite den Slowaken vielfach das Feld geräumt haben. Die Ruthenen bilden fast durchweg das Gegenstück zu den Magyaren. Sie sind gutmüthig, wie diese, entwickeln deßhalb auch ein lebhaftes Familiengefühl, aber sie sind überaus leichtlebig, ja leichtsinnig und wankelmüthig; ohne Spur von Stolz und Selbstbewußtsein beugen sie jedem Höhergestellten sich in demüthiger Unterwürfigkeit. Ihre intellektuelle Begabung ist an sich nicht unbedeutend, aber wenig entwickelt infolge jahrhundertelanger Vernachlässigung: Schulen giebt es höchstens in den größeren Orten. Nur in der Kirche finden sie eine gewisse geistige Pflege; doch diese Kirche ist ja die entgeistigte russisch-griechische, deren Dienst zu äußerlichstem Formelkram geworden, deren Priester nur die gewinnbringende Seite ihrer Thätigkeit mit Eifer zu cultiviren pflegen. Kein Wunder deßhalb, daß die Nacht dichten Aberglaubens diese ruthenischen Köpfe gefangen hält, eines durchaus heidnischen Aberglaubens, der nur hier und da christliche Formen angenommen hat.

Auch wirthschaftlich stehen die Ruthenen auf der untersten Stufe. Ein Volk von Kleinbauern, das erst seit kaum einem Menschenalter aus tiefer Knechtschaft erlöst worden ist, wohnen sie nur in kleinen schmutzigen Dörfern und bestellen mit kümmerlichen Werkzeugen ihren Acker oder weiden ihr Vieh auf den Almen der Hochkarpathen. Ihre Häuser — wenn man sie so nennen

kann — sind sicher die schlechtesten Wohnungen in ganz Ungarn. „Eitel schwarzer Ruß an den Wänden, ein fürchterlicher Lehmofen, roher Tisch mit Holzbank, ganz elende Lagerstätten, Gestank und Rauch ohne Ende — das ist Wohn- und Schlafstube für Großvater und Großmutter, Mann und Frau Onkel und Tante, und ein Rudel Kinder dazu .... Das Haus ist das russisch-polnische Blockhaus, jedoch mit höherem Strohdach, ohne Schornstein, und fast stets grau und halb verfallen. Der Rauch füllt erst die Stube, dann zieht er durch eine Oeffnung über dem Ofen auf den Boden, von da sucht er den Ausweg durch die Lücken im Strohdach. In's Gebiet des Luxus erhebt sich ein Kamin, der von Weidenruthen geflochten ist. Augenkrankheiten sind ebenso unvermeidlich bei diesem ständigen Rauch und Ruß, als hinfällige Leiber bei dem ewigen Fasten, welches die Kirche drei Monate, die Noth ein halbes und der Branntwein so ziemlich das ganze Jahr auferlegt." Löher sieht keine Hilfe für das Volk. Allein vermag es sich nicht zu heben, und die Magyaren, die jetzt das Ruder führen, haben weit wichtigeres zu thun, als sich um die Cultur der nichtmagyarischen Stämme zu kümmern. „Der Rußniak hat in Ungarn keine andere Bestimmung mehr, als Volksdünger für die Magyaren und Slowaken abzugeben."

Viel besser gestaltet sich die Lage der Slowaken, die im nördlichen und nordwestlichen Ungarn als die nächsten Stammverwandten der Tschechen und Mährer hausen, aber in starken Gemeinden fast durch ganz Ungarn zerstreut leben. Auch sie sind durchaus ein Bauernvolk, ohne Städte, wenn auch nicht ohne emsigen Betrieb des Kleingewerbes. „Eine slowakische Ortschaft besteht aus kleinen Blockhäusern und breiten geraden Gassen. Die Giebelseite ist der Straße zugekehrt, zeigt aber nichts als zwei Fensterchen neben einander. Die Häuschen sind einander ganz ähnlich, alle weiß angestrichen, und mitten dazwischen steht eine kleine, weiße Kirche. — Auffällig ist die Gewohnheit, die Häuser je zwei und zwei auf der innern Langseite zu verbinden: durch die Einfahrt sieht man auf einen länglichen Hof, den auf beiden Seiten ganz kleine Scheunen und Schuppen und Ställe umgeben." Die Einrichtung der Zimmer ist ungleich stattlicher, als bei den Ruthenen, sinnreich ausgedacht und nett. Nur ist der Schmutz groß und die Rücksichtslosigkeit gegen den Geruchssinn hervorragend. Außer dem Ackerbau treiben die Slowaken mancherlei Handwerk; die Männer arbeiten in den Bergwerken, als Fuhrleute und Drahtbinder, die ja auch in Deutschland allerwärts bekannt sind, und ihre Frauen verdienen mit Handarbeit ein gutes Stück Geld. Aber sie bleiben im Kleinen stecken, ein solides Handwerk kommt nicht auf.

Jedenfalls aber stehen die Slowaken viel höher als die stammverwandten Ruthenen. Auch sie zeigen sich gutmüthig, die Frauen namentlich entwickeln

einen ungemein lebhaften Sinn für Häuslichkeit und Familie; sie treten keineswegs selbstbewußt auf, ja es scheint das Ehrgefühl ihnen fast ganz zu mangeln, sie besitzen aber eine außerordentliche Zähigkeit, die den Ruthenen ganz abgeht, großen Fleiß und emsige Betriebsamkeit. Intellektuell erscheinen sie trotzdem in ihrer Masse nicht eben bedeutend, doch spricht für ihre Bildungsfähigkeit die Thatsache, daß hervorragende Männer aus ihnen hervorgegangen sind. Wir haben nur an den Dichter Kollár oder an den Geschichts- und Sprachforscher Schafarik zu erinnern, von denen jener der Vater des Panslawismus zu heißen verdient, dieser zuerst über das slawische Alterthum helles Licht verbreitet hat.

Wenn die Ruthenen gemäß ihrer wirthschaftlichen Barbarei und ihrer inneren Haltlosigkeit mehr und mehr zurückweichen, so sind dagegen die Slowaken in merkwürdig raschem Vordringen begriffen, Dank ihrer Betriebsamkeit, ihrer Zähigkeit und ihrer raschen Vermehrung. Deutsche, Magyaren, Ruthenen erliegen ihnen, werden verdrängt oder slowakisirt. „Die Slowaken kommen als Dienstboten, Tagelöhner und Handwerker, kaufen sich Häuschen in den Vorstädten, nehmen mit geringem vorlieb, und ehe man es sich versieht, haben sie die Stadt umzingelt und dringen auf ihren Kern.“ Ganze Reihen deutscher Dörfer und Städtchen sind ihnen erlegen. So ist in der deutschen Zips Lauchsenburg zu Lusciona, Mangsdorf zu Mangusovce, Gerlsdorf zu Gerlachovce geworden; in diesen Orten, wo sonst nur deutsch gesprochen wurde, ist es jetzt verklungen; in der ganzen Zips verstand man vor 30 Jahren nur sehr wenig slowakisch, jetzt spricht es fast jedermann. Daß die Ruthenen den Slowaken weichen, scheint natürlich, denn die letzteren stehen relativ höher als die ersteren und die Slowakisirung einer ruthenischen Gemeinde bedeutet für diese Erhebung zu besserem Dasein; räthselhaft zunächst ist es, daß die Slowaken auch mit den Deutschen und Magyaren fertig werden, die, wenn sie sich slowakisiren, stets auf eine tiefere Stufe sinken. Hier zwingt die niedere Rasse die höhere. Die Erklärung liegt in der zähen nationalen Eigenart des Slowaken, der schwer eine andere Sprache lernt und sich dadurch nicht nur behauptet, sondern auch andere zwingt, darauf einzugehen, wenn sie von ihm Dienste begehren, ferner in ihrer Genügsamkeit und Betriebsamkeit und nicht zum wenigsten in ihrer Kindermenge. In keinem dieser Punkte können es Deutsche oder Magyaren mit ihnen aufnehmen, am wenigsten im letzten die kinderarmen Magyaren. Nur der Jude hält dem Slowaken Stich, denn er entwickelt jene Eigenthümlichkeiten alle und besitzt zu dem die höhere Cultur.

Ein merkwürdiger Gegensatz des nationalen Verhaltens zeigt sich aber zwischen den katholischen und lutherischen Slowaken, namentlich sobald sie als vereinzelte Gemeinden inmitten Fremder leben. Die Lutheraner bewahren

auch hier ihre Nationalität, die Katholiken magyarisiren sich leicht. Es zeigt sich eben auch hier, daß der Katholicismus, der überall nur eine Form des Glaubens, des Denkens und des Gottesdienstes gelten läßt, der nationalen Eigenart nicht günstig ist, sofern diese sich ihm nicht völlig unterordnet, wogegen die freie Mannigfaltigkeit des Protestantismus dem nationalen Charakter sich anschmiegt und ihn festigt. Nicht zufällig leisten die protestantischen Sachsen Siebenbürgens den Magyaren den zähesten Widerstand, und diese selbst hätten ihre Nationalität in den Nöthen des 16. und 17. Jahrhunderts vielleicht weniger energisch behauptet, wenn sie nicht durch das calvinische Bekenntniß, das sie selbst wohl gern als magyar hit, als magyarischen Glauben gegenüber dem nemet vallas, der deutschen (d. i. katholischen) Religion bezeichnen, mächtig unterstützt worden wären.

Von den Rumänen oder Walachen giebt Löher, da er sie nicht aus eigner Beobachtung kennt, keine eingehendere Schilderung. Ihre rasche Ausbreitung nnd Vermehrung läßt freilich darauf schließen, daß sie noch zu einer größeren Rolle bestimmt sind, als die ist, welche sie gegenwärtig spielen.

Besonderes Interesse erregen dagegen die Schilderungen, welche Löher von den Deutschen in Ungarn entwirft. Allerdings kennt er aus selbständiger Anschauung nur die deutschen Niederlassungen in den Karpathen, nicht die im alten Pannonien zwischen Donau uud Drau und die der Siebenbürger Sachsen. Aber er hat genug gesehen und gehört, um die Lage und Bedeutung der Deutsch-Ungarn überhaupt klar zu erkennen.

Man kann die geschlossenen nationalen Niederlassungen der Deutschen in Ungarn in drei große Gruppen theilen: es sind die Colonien im alten Pannonien, also rechts der Donau, in den Karpathen, in Siebenbürgen mit dem nahen Banat. Die deutschen Ansiedlungen im ersteren Theile mögen z. T. bis in's 10. vielleicht bis in's 9. Jahrhundert zurückgehen. Dicht geschlossen setzt sich an Nieder-Oesterreich ein deutsches Sprachgebiet von etwa 100 Quadratmeilen und 380,000 E. an. Nordwestlich und südöstlich des Plattensees wohnen dann in einzelnen inselartig verstreuten Gruppen etwa 425,000 Deutsche. Oestlich der Donau und Theiß dagegen sind sie dünner gesät: im Banat und der Baczka (zwischen Donau und unterer Theiß) mögen auf etwa 130 Quadratmeilen gegen 384,000 deutschen Stammes wohnen, nördlich der Baczka und jenseits der Marosch dagegen nur 80,000.

Dichter drängen sich wiederum die alten Sachsenniederlassungen des „Königsbodens" in Siebenbürgen; hier zählt man etwa 217,000 Deutsche.*) Im nördlichen Ungarn mögen noch etwa 90,000 Deutsche wohnen. Außer-

*) Diese Zahlen nach Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet, Berlin 1869.

dem aber leben durch ganz Ungarn zerstreut viele Tausende von Deutschen als Kaufleute, Beamte, Lehrer u. s. f., um ein höchst wirksames Ferment der Cultur zu bilden.

Zu sehr verschiedenen Zeiten sind diese Deutschen in Ungarn eingewandert. Die Niederlassung in Pannonien mag im 10., wenn nicht schon im 9. Jahrhundert begonnen haben; wenigstens haben im 9. Jahrhundert zahlreiche deutsche Dörfer bis zum Plattensee hin bestanden, wie wohl es freilich ungewiß ist, ob sie den magyarischen Sturm überdauert haben. Im 12. und 13. Jahrhundert erfolgte sodann die Einwanderung in die Karpathen, namentlich in die schönen Thäler der Zips.

Im 13. Jahrhundert rückten auch die Sachsen in Siebenbürgen ein. Neue dichte Schaaren deutscher Einwanderer kamen dann nach der Befestigung der kaiserlichen Herrschaft im 18. Jahrhundert; nicht nur deutsche Grundbesitzer, wie der Türkensieger Prinz Eugen, sondern in größerem Stile vor allem unter Maria Theresia zogen Deutsche, namentlich schwäbische Bauern in Menge in's Land; aus jener Zeit datiren besonders die Colonien im Banat.

Sehr anziehend ist die Schilderung, welche Löher von den deutschen Städten der Zips und Ober-Ungarns entwirft, von denen er die wichtigsten wie Kaschau, Leutschau, Käsmark u. s. f. selbst besucht hat. In prachtvoller Gebirgslandschaft, fast am Fuße der hohen Tatra, inmitten herrlicher Waldungen, die von frischen Quellen und mineralischen Wässern sprudeln, haben sich im 12. und 13. Jahrhundert zahlreiche deutsche Städte und Dörfer gebildet. Sie haben sich Jahrhunderte lang fröhlich entwickelt, durch Industrie, Bergbau und Handel, der damals seine Verbindungswege zwischen dem ungarischen und polnischen Tieflande durch die Karpathen führte; sie haben ihre Helden- und Leidenszeit gehabt, erst gegenüber den Mongolen, dann und vor allem im Kampfe gegen die katholischen Magyaren im 16. und 17. Jahrhundert. Diese Stürme haben ihre Nationalität und ihren Protestantismus nicht vernichten können, aber ihre Volkszahl ist überall zurückgegangen, namentlich auf dem Lande dringen überall die Slowaken vor. Die Städte selbst sind in der Entwicklung zurückgeblieben, seit der Handel andere Bahnen eingeschlagen hat. „So versanken diese deutschen Städte seit vielen Menschenaltern allmählich in ein behagliches Stilleben.

— — Es scheint hier Alles noch so, wie in unsern alten Reichsstädten im vorigen Jahrhundert. Man lebt vom schönen Erbe der Väter, geht frühstücken zum Apotheker und trinkt nach Tisch Kaffee bei dem Konditor.

— Die alten Familien heirathen natürlich gern untereinander, und eine auffallend große Menge führt denselben Namen." Es lebt in diesen Deutsch-Ungarn keine frische Triebkraft, keine nationale Idee mehr.

Auch das Aeußere ihrer Städte ist noch sehr alterthümlich: die breite

Hauptstraße, von der die Nebengassen auslaufen und die in ihrem breitesten Theile den „Ring" bildet mit dem Rathaus, die Bogengänge (hier „Vorleben") vor den Häusern, oft noch die alten Festungsmauern oder auf hohem Berge die Ruinen einer festen Burg.

Aber mögen auch die Deutschen Ober-Ungarns und der Zips im besonderen an Zahl sehr zusammengeschwunden, mag ihre wirthschaftliche Bedeutung zurückgegangen sein, ihre deutsche Tüchtigkeit, ihr gutes Schulwesen, ihren behaglich breiten Dialekt und ihre Volkslieder haben sie bewahrt und sie sind deshalb ein sehr wichtiges Culturelement in Ungarn geworden, um so mehr, als sie sich der ungarischen Staatsidee mit Begeisterung, leider oft selbst mit Verleugnung des eignen Volksthums angeschlossen haben. Als Kaufleute und Beamte sind sie überall in Ungarn zu finden; wo irgend eine gescheidte liberale Idee auftaucht, da steckt, meint Löher, meist ein Zipser dahinter.

Ueberhaupt aber ist die Bedeutung des deutschen Elements für Ungarn kaum zu überschätzen. Seine geschlossenen Niederlassungen haben Ungarn die einzigen wirklichen Städte, d. h. Cultur gegeben und geben sie ihm noch. Und so eifrig gegenwärtig magyarisirt wird, so viele Deutsche sich auch den Magyaren angeschlossen haben, ja in sie aufgegangen sind, wie jener Zipser Schedel, der als Toldy der Begründer der magyarischen Literaturgeschichte geworden ist, eben culturelle Ueberlegenheit der Deutschen fordert noch gegenwärtig ihre Ausbreitung, vielleicht sogar mehr als früher, allerdings in anderer Form. Denn nicht in geschlossenen Gemeinden lassen sich jetzt die Deutschen nieder, sondern sie kommen einzeln, zumal als Geschäftsleute. Ihre Sprache ist allgemein durch ganz Ungarn verbreitet und bekannt, gewiß reden dort viel mehr Menschen Deutsch als Magyarisch. Schon sprechen die Magyaren von einer mächtigen deutschen Propaganda selbst in Süd-Ungarn. Und je mehr Ungarn ein modernes Land wird, um so mehr wird das Gewicht der Deutschen wachsen, denn sie werden vom Zeitgeist getragen.

Als ihre Bundesgenossen, ja als ihre Volksgenossen in sprachlicher Beziehung erscheinen die Juden. Sie sind überall zu treffen, in Städten und Dörfern bis in die fernsten Winkel der Karpathen. Ihr Element ist hier wie überall der Schacher, der Kleinhandel in jeder Branche, und das Geldgeschäft. In den Dörfern aller Nationalitäten setzen sie sich als Krämer und Wirthe fest, sie sind vielen Edelleuten schon unentbehrlich, sie spüren alle verborgenen Schätze des Landes aus, lassen die Wälder abtreiben und „machen" in Güterkäufen. Sie bringen den Ruthenen und Slowaken die Branntweinpest in ihre Hütten, sie schlachten die Güter aus und werfen die Schale weg, sie wirken so oft genug verderblich, und doch erscheinen sie überall als Culturträger niederer Art. „So wie der Zugvogel ohne Ahnung in seinem Dünger manche

edle Pflanze nach andern Ländern verpflanzt und verbreitet, so schleppt der Jude germanische Culturelemente nicht nur nach Ungarn, sondern nach dem tiefen Osten, auch noch über Sebastopol hinaus.“ Denn die Juden in Ungarn sprechen nur deutsch. Sie mögen im Verkehr Magyarisch oder Ruthenisch reden, in ihren Häusern reden und lesen sie nur Deutsch, selbst ihre Gebetbücher sind oft nur mit hebräischen Lettern gedruckt. Zählt man aber Deutsche und Juden in Ungarn zusammen, so erhält man eine Ziffer von etwa 2,300,000 Menschen, die alle Deutsch als ihre Muttersprache betrachten, und in ihren Händen liegt die Cultur. —

Daß in diesem Völkergemisch die jeden einzelnen Stamm an Zahl übertreffenden und in der Mitte des Landes angesiedelten Magyaren die herrschende Stellung behaupten, ist nur natürlich. Freilich sind sie kein wirkliches Culturvolk, sie sind eine Nation von Bauern, an deren Spitze ein zahlreicher politischer Adel steht. Das Vorhandensein dieses Adels vor allem macht die Magyaren fähig zur Herrschaft. Die besten Eigenschaften des Volkscharakters repräsentiren diese Edelleute, stolze, patriotische, hochgesinnte, feurige Männer von den besten Umgangsformen, auf ihren schönen Edelsitzen von einer wahrhaft vornehmen Gastfreiheit. Freilich auch die Schattenseiten der Magyaren fehlen ihnen nicht: die Abneigung gegen fortdauernde, gründliche Arbeit, die Unfähigkeit andere Nationen zu verstehen, die nationale Beschränktheit. Trotz alledem wird sicher dieser Adel seine Führerschaft behaupten, so lange es ein magyarisches Volksthum giebt, denn in seinen Händen hält er wahrhaft fürstlichen Grundbesitz und er allein hat politische Erfahrung und Einsicht, die es nicht ganz unberechtigt erscheinen läßt, wenn er sich gern mit dem Adel Englands vergleicht.

Leider hängt sich an diesen echten Adel sein häßliches verzerrtes Abbild, der sogenannte Bauernadel. Entstanden ist er aus den schon vor 1848 freien Bauern, den bocskoros, die eben deshalb die Rechte des Adels genossen, jetzt aber, nach der Emancipation des gesammten Bauernstandes, ohne alle Vorrechte sind. Jene Erinnerung jedoch an den alten Vorrang sitzt diesen Leuten noch tief in den Gliedern; zu stolz, um gewöhnlicher ländlicher Beschäftigung, überhaupt einer regelmäßigen Arbeit sich zu widmen, werfen sie sich einseitig auf die Politik. Aus ihnen gehen viele Abgeordnete, vor allem die Stellenjäger und deshalb die meisten Beamten, Advocaten und Journalisten hervor, und da sie weder genügende Kenntnisse noch Lust zur Arbeit mitbringen, so verschulden sie vor allem die beispiellose Mißverwaltung, an welcher Ungarn krankt. Unruhiger Ehrgeiz, nationale Bornirtheit kommen hinzu, um diese ganze Classe zu einer wahren Plage für Ungarn zu machen.

Dieser doppelte Adel, wenn man so sagen darf, regiert das Land und macht die Gesetze. Denn trotz der sehr liberalen Verfassung kommt auf die

Masse des Volkes sehr wenig an. Diese Masse bilden ja die rohen, ungebildeten Bauern, trotz trefflicher Eigenschaften, wie natürlich Leute ohne jede politische Einsicht, leicht zu leiten durch den, der sie durch feurige Reden und reichliche Weinspenden zu erhitzen versteht, das Werkzeug der Adelsparteien. Daher jene berüchtigten „Wahlschlachten", ein ganz besonderer Charakterzug des ungarischen Verfassungslebens.

Was aber ist das Ziel dieses regierenden Adels? Gewiß die möglichste Entfaltung der Cultur und des Wohlstandes, vor allem aber, was ihm unzertrennlich damit verbunden zu sein scheint, die Magyarisirung Ungarns um jeden Preis. Eine geheime Angst vor der Uebermacht der nicht magyarischen Nationalitäten im Lande, besonders der Deutschen und Slawen, treibt die Magyaren nach dieser Richtung vorwärts, jede Logik hört auf, sobald diese Frage in's Spiel kommt. Und weit in der That sind sie gekommen. Das Sprachengesetz von 1868 hat im Reichstage jede andere Nationalität als die ihrige mundtodt gemacht; das Magyarische herrscht in den Komitatsverhandlungen und in den Gerichtshöfen. Den Stadtverwaltungen hatte man allerdings gestattet, sich die amtliche Sprache nach den Bedürfnissen der Bevölkerung zu wählen; da aber dann für Pest-Ofen sicher das Deutsche als Amtssprache beschlossen worden wäre, so wurde dieser vorwiegend deutschen Stadt durch ein Ausnahmegesetz das Magyarische aufgezwungen und in ihrer eignen Stadt die Deutschen zum Schweigen verdammt. Die Post kennt nur das Magyarische; ja die neueste Verfügung bedroht alle Eisenbahnbeamte, die sich nicht bis zum Juli 1875 in dieser Mundart ausdrücken können, mit sofortiger Entlassung! Auch die Bildungsanstalten werden magyarisirt. Die Mitglieder der königlich ungarischen Akademie dürfen nur magyarisch schreiben; der verdienstliche Codex patrius, der die Urkunden des ungarischen Mittelalters zusammenstellt, giebt Vorrede, Titel, Erklärungen nur in magyarischer Sprache, eine wahrhaft classische Bornirtheit, denn das dürfen die Magyaren ja nicht erwarten, daß ein auswärtiger Gelehrter dieses Codex und der wenigen wissenschaftlichen Werke der Magyaren halber eine schwere Sprache lernt, die ganze 5 Millionen Menschen reden. In den höheren Bildungsanstalten ist das Magyarische zur vorherrschenden Unterrichtssprache gemacht worden, auch in ganz deutschen Gegenden, wie z. B. in Oedenburg am Gymnasium. Da nun die deutschen Lehrer das Magyarische nicht verstehen, es vielleicht auch gar nicht mehr lernen können oder wollen, so ersetzt man sie, wo es irgend angeht, durch Magyaren oder Magyaronen, d. h. deutsche Renegaten, die es an Fanatismus den andern womöglich noch zuvorthun. Eine gräuliche Culturverwüstung ist die nothwendige Folge, denn in jedem Gebiete höherer Bildung sind und bleiben die Magyaren Barbaren. Ihre Rechnung ist freilich sehr einfach: wenn Alles magyarisirt wird, so muß, meinen sie, Alles magyarisch

lernen, was in die Höhe will, und so wird sich der schwache Stamm durch Millionen magyarisirter Deutsche, Slawen und Rumänen verstärken und sich selber schützen gegen das Verschlungenwerden. Wir zweifeln sehr, ob diese Rechnung richtig ist.

Den Gipfel des Unverstandes aber hat diese Magyarisirungswuth erreicht in dem berüchtigten „Arrondirungsgesetz" von 1873. Durch dies Gesetz werden absichtlich die geschlossenen deutschen Gebietstheile auseinandergerissen und mit fremdsprachigen zusammengeschweißt. So wird die deutsche Bacska mit zwei serbischen, bez. magyarischen Gebietstheilen verbunden, das deutsche Wieselburger Comitat mit dem magyarischen Raaber Comitat vereinigt, die 16 deutschen „Freistädte" der Zips dem magyarisch-slowakischen Comitat einverleibt, ein Theil des deutschen Torontaler Comitats mit dem serbischen Distrikt Groß-Kikiada verbunden, der verbleibende erhält das magyarische Groß-Becskerek zum Sitze. Ueberall sollen offenbar die Deutschen in die Minderheit gebracht, bei den Reichstagswahlen mundtodt gemacht worden. In ähnlicher Weise wird der uralte freie „Königsboden" der Siebenbürger Sachsen, dessen Integrität 1867 von Kaiser Franz Josef als gekröntem Könige Ungarns feierlich beschworen und noch 1868 in dem Gesetze über die Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens bestätigt wurde, in drei Stücke zerschlagen und jedes derselben mit magyarischen und rumänischen Gebietstheilen zusammengekoppelt. Ja noch mehr. Was seit 6 Jahrhunderten der Fleiß der Siebenbürger Sachsen als Eigenthum ihrer „Nationsuniversität" (Gesammtvertretung) erworben, was ihre zähe Tapferkeit behauptet, das wird ihnen einfach geraubt durch die Bestimmung, welche das gesammte Eigenthum der neubegrenzten Bezirke in gemeinschaftliches Besitzthum verwandelt und den Sachsen speziell jede Verfügung über ihr Nationaleigenthum kurzweg entzieht*). Was etwa der Despotismus des sinkenden Römerreichs unter König Justinian I. gewagt, der das Municipalvermögen der griechischen Städte einfach einzog, das that ein constitutionelles Ministerium mit der Nationalvertretung in Ungarn im Jahre 1873! Und als die Nationsuniversität unterm 19. December 1873 gegen diesen Gewaltstreich protestirte, da verfügte der Minister des Innern, Graf Szapary, daß sie sich mit öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr zu befassen habe, d. h. er nahm ihr überhaupt ihre verfassungsmäßige Wirksamkeit. Am 16. Februar 1874 wurde die sächsische Nationsuniversität geschlossen. Kein Deutscher wird ohne tiefe Bewegung den männlichen Protest gegen diese Maßregel lesen und die Namen der vierunddreißig guten deutschen Männer, die ihn unterzeichneten. „Durch den Machtspruch der Regierung der Möglichkeit beraubt, unser Recht und das

*) S. die unten angeführte Denkschrift.

der sächsischen Nation selbst zu vertreten, erwarten wir den Schutz und die Wiederaufrichtung dieses gebeugten Rechts von Ungarns Reichstag und gekröntem König und von der über den Geschicken der Völker und Fürsten allwaltenden Gerechtigkeit," mit diesen gefaßten Worten schließt die Verwahrung. Eine ebenso würdige als beredte Denkschrift, die ein angesehener Deutscher in Hermanstadt verfaßte, hat Löher unter dem Titel: „Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn" (München, Ackermann 1874) edirt und bevorwortet. Auf sie möchten wir alle die verweisen, die sich für diese Verhältnisse näher interessiren.

Was werden soll, wenn die ungarische Regierung und der magyarische Adel auf diesem Wege der Unterdrückung aller andern Nationalitäten fortschreitet, ist nicht zu sagen. Von einer Magyarisirung von Millionen kann keine Rede sein. Dagegen stemmt sich bei Deutschen und Juden die höhere Cultur, mögen auch Hunderte von ihnen schimpflich ihre Nationalität verleugnen, wie es leider geschehen ist, bei Slowaken und Serben ihre harte nationale Eigenart, bei allen Stämmen der natürliche Trieb der Selbsterhaltung und der Gang der Geschichte, der einer solchen Vergewaltigung widerspricht. Die ausgesprochene Unfähigkeit der Magyaren zu jeder dauernden Arbeit kommt dazu. Schon kocht die Erbitterung und leidenschaftlicher Groll in den Nationalitäten. Jene furchtbare Coalition, welche die Magyaren entsetzt, die Coalition zwischen den Deutschen und Slawen Ungarns, ist vielleicht näher als sie glauben. Schon halten im südlichen Ungarn Deutsche und Serben fest zusammen gegen den herrschenden Stamm. Schon oft, zuletzt 1848/49, ist der Todhaß der Slawen gegen die Magyaren schrecklich zu Tage getreten; brechen dereinst große Katastrophen über den Osten des Welttheils herein, so mag er wieder erwachen. Nur ein Mittel giebt es, tiefgehende Zersetzung zu verhindern: Gleichberechtigung der Nationen. Aber wer gesehen hat, wie unfähig jede ungarische Partei zu jeder Zeit ist, diesen Gedanken zu fassen, mag sie Deák oder Tisza führen, der muß an der Realisirung verzweifeln.

Hätten doch wenigstens nur die Magyaren bewiesen, daß sie sonst das Wohl des Landes zu fördern verstehen! Es ist wahr: sie haben zahlreiche Eisenbahnen gebaut, das Land in den großen Weltverkehr hineingerissen, die Weidestrecken der Pußten in fruchttragende Gefilde umgeschaffen. Aber sie haben auch durch unsinnige Speculationen den Nationalwohlstand gründlich erschüttert, den Staat dem Bankerott nahe gebracht, durch ihre hastige Gesetzmacherei alles verwirrt und eine Verwaltung geschaffen, die an Unzuverlässigkeit und Parteilichkeit ihres Gleichen nicht findet; ja sie sind dabei, durch ihre Magyarisirungswuth die Cultur gründlich zu ruiniren und die gebildeten Stämme Ungarns auf dasselbe Niveau herunterzubringen, von dem sie selber sich nicht erheben können. Nach acht Jahren des „Ausgleichs", in denen der

magyarische Adel allein regiert hat, steht Ungarn hoffnungsloser da als jemals. „An seinem Hochmuth wird mein Volk zu Grunde gehen" hat Graf Széchenyi gesagt. Bisher haben die Magyaren alles gethan, um ihm Recht zu geben. Otto Kaemmel.

Aphorismen zu den neuesten Zeitfragen.

Von L. P. Lange, Professor und Oberconsistorialrath zu Bonn.

2. Die weißen und die schwarzen Freimaurer.

Von den herkömmlichen Freimaurern wissen wir nur durch allgemeine bekannte Statuten und durch den Eindruck einzelner ehrwürdiger Charaktere. Auf diesem Wege aber, den jeder Nichtfreimaurer betreten kann, wissen wir zweierlei, erstens daß die Freimaurer eine Brüderschaft bilden, welche ihre geheimen Ueberlieferungen und Conferenzen hat, zweitens, daß ihre Zwecke auf Verbreitung der Grundsätze christlicher Humanität gerichtet sind, einer Humanität, die sich emancipirt hat von den Schranken der Glaubensmeinungen, den Vorurtheilen und Gehässigkeiten der kirchlichen Parteien. Es mag sein, daß manche Freimaurer durch den Gegensatz, den ihre Principien mit kirchlicher Intoleranz bilden, in ein negatives Verhalten gegen die Kirche und das Christenthum selbst gerathen sind: sicher aber ist dies der Grundgedanke der Maurerei selber nicht; dagegen zeugen viele bedeutende Männer, von denen man weiß, daß sie den entschiedensten christlichen Charakter mit ihrem Maurerthum vereinigt, oder vielmehr die wesentlichsten Maurerischen Principien: Gewissensfreiheit, religiöse Duldung, allgemeine Menschenliebe, Freiheit von den Hemmungen des Hierarchismus und Pharisäismus im Geiste des barmherzigen Samariters tief im eigensten Wesen des Christenthums selber gefunden haben. Ohne Zweifel hat sich mit der Entfaltung eines fanatischen Verfolgungsgeistes in der Kirche auch der Geist der christlichen Menschlichkeit immer stärker geregt, und so ist es zu dem großen historischen Gegensatz gekommen, nach welchem der kirchliche Fanatismus dieser Zeit geneigt ist, alle humanen Widersprüche gegen seinen menschenfeindlichen Despotismus unter dem Titel der Freimaurerei zu verfluchen. Dabei bedenkt Pius IX. am Wenigsten, daß die Indifferenz der Maurer gegen kirchliche Spannungen dem römischen Katholicismus in seinem äußern Bestehen sogar vielfach sehr genützt hat. Die krankhaft überspannte Toleranz des 18. Jahrhunderts hat der jesuitischen Intoleranz, welche im 19. Jahrhundert zu einer scheinbaren Weltmacht erwachsen ist, im bedeuten-

den Maaße Vorschub geleistet. Das einseitige indifferente Verhalten gegen confessionelle Verhältnisse hat zunächst die Romantik, dann aber auch den Romanismus in hohem Maaße begünstigt. Gleichwohl dürfen wir diese Freimaurerei im Ganzen als die „weiße“ bezeichnen im Verhältniß zu ihrer Gegnerin, die sich ebenfalls zu einer Maurerei gestaltet hat sowohl mit dem Charakterzug des Geheimwesens als mit dem Charakterzug der internationalen Propaganda. Diese Letztern aber können nach dem Geist ihres Geheimwesens und ihrer Tendenzen auf den Namen der „schwarzen“ Freimaurerei Anspruch machen. Dieser Gegensatz der weißen und der schwarzen Maurerei wäre nun mit einzelnen Zügen zu erläutern.

Die weißen Maurer stehen in einer geheimen Verbindung, welche ihnen ohne Zweifel aufgenöthigt worden ist durch den Verfolgungsgeist des mittelalterlichen Fanatismus, die ihnen dann aber zu einer lieben Gewohnheit des Daseins und Wirkens geworden ist unter einem Schleier, den sie immer mehr lüften. Die schwarzen Maurer dagegen schließen sich immer mehr zu einer Conspiration zusammen, welche durch die undurchdringlichen Geheimnisse des Beichtstuhls, durch erscheinende und verschwindende Priester, sogar durch juvenile Streiche, welche die Polizei foppen, durch unerfindliche apostolische Delegaten, durch geistliche Vehmen und Bannflüche anonymer Sendboten die geordneten gesetzlichen und nationalen Verhälnisse der christlichen Kulturwelt erschüttert, und mit ihrem unheimlichen Treiben eine Besorgniß vor unerhörten Attentaten verbreitet.

Die weißen Maurer bewegen sich von ihrem Geheimwesen zur Oeffentlichkeit hin; die schwarzen Maurer verwandeln sich immer mehr aus einer öffentlichen Gemeinschaft in ein nächtliches unheimliches Geheimwesen.

Die weißen Maurer verstatten jedem Staatsmann den Eintritt in ihren Kreis und sind stolz auf ihre gehorsame Anlehnung an die Säulen des Staates; die schwarzen Maurer finden die reine Autorität des Staates so unerträglich, daß sie sogar die polizeiliche Anmeldung ihrer Beamten, die äußerlichste Unterordnung unter die Gesetze des Staates für eine Uebertretung der ewigen Gebote Gottes ausgeben.

Die weißen Maurer wollen die Freiheit der Gewissen, die schwarzen wollen den Syllabus zur Herrschaft bringen, das heißt, den Grundsatz der Gewissensfreiheit ausrotten als eine arge Ketzerei.

Die weißen stehen ein für alle Grundsätze edler, schöner Menschlichkeit, die schwarzen verlangen das Opfer der Wissenschaft, des Wissens, des Gewissens selbst.

Man sagt, die weißen Freimaurer hätten in jeder Loge einen freigewählten Meister vom Stuhl. Bei den schwarzen sind die Ueberreste dieser

Sitte neuerdings abgeschafft; hier kann es nur Einen Meister vom Stuhle geben. —

3. „Falsch Gehör und Wort,"*) die Signatur des Fanatismus.

Unsere Zeit müßte eine gediegene Monographie über die welthistorische Erscheinung des Fanatismus als ein Wort zu seiner Zeit begrüßen. Vor allem wäre der Begriff des Fanatismus festzustellen: Vergötterung eines religiösen Mediums als des ausschließlichen Kreises der Gottesoffenbarung, welche Alles außerhalb des Kreises liegende mindestens zum Profannen herabsetzt. Jede junge Religionsform entwickelt sich allerdings meistens mit einem Accidens von Fanatismus, allein von den gesunden Formen gilt das Wort: „die Flamme reinigt sich vom Rauch." Wenn aber eine Religionsweise von egoistischen Motiven zerfressen und zersetzt ist, so kann sich auch wieder eine anfänglich schöne Flamme später in Rauch und Qualm auflösen. Die mißliche Vermenschlichung der Religion in den Erscheinungen des Fanatismus zeigt sich darin, daß jede Nationalität, Religion und Confession eine eigenthümliche Art von Fanatismus hat. Doch bleibt sich derselbe in seinen Grundzügen gleich, wie dieselben unverkennbar in dem Verhalten der Söhne Jacob's gegen die Sichemiten (1. Mos. 34) hervortreten. Das treibende Motiv ist beleidigter religiöser Stolz; die Erscheinung ihres Fanatismus schreitet von der List und Lüge zur blutdürstigen Grausamkeit fort, und auch der Charakterzug der Raubsucht hat sich hier schon eingestellt. Der Vater Jacob hat diese That seiner Söhne Simeon und Levi gerichtet und verworfen, das apokryphische Buch Judith aber hat dieselbe gefeiert. Judith, die vorbildliche Erscheinung des fanatischen Tyrannenmordes, war stolz darauf, eine Tochter des Vaters Simeon zu sein, welcher die Rache des israelitischen Stolzes an den Heiden vollzogen hatte.

Die vielfach verbreitete Vorstellung, das Alte Testament selber sei mit dem Charakterzug des Fanatismus behaftet, beruht auf mehr als einem Vorurtheil, besonders auch auf der Meinung, das nationale Judenthum sei mit dem Geiste der Offenbarung, dessen Träger es war, identisch. Sogar der jüdische Volkscharakter selbst war von Hause aus zu wahrheitsliebend, zu besonnen und zu human, als daß er in den Blüthezeiten seines Geistes die Wege des Fanatismus hätte betreten können. Später wurde das ganz anders, als die Pflege der israelitischen Religion dem Fanatismus verfallen war.

Giebt es ein zweites Volk, das so strenge gegen sich selbst gewesen wäre, wie Israel in seinen Propheten, das sich selbst so strenge gerichtet hätte, dagegen so hoffnungsreich geäußert über die Zukunft der Heiden? Es ist die

*) S. Goethe's Faust. 1. Theil.

Signatur eines wahren Israeliten in dem Munde Christi: ein Mensch, in welchem kein Falsch ist. Dieser ideale Zug feierte seine Vollendung in der Person Christi.

Nun aber tritt auch dem König der Juden der Judas gegenüber. Und wenn wir fragen: wie war es möglich, daß aus dem Volke der Propheten eine Sekte werden konnte, die den Talmud erzeugte, so liegt die Lösung des dunklen Räthsels einfach in der Thatsache, daß der Fanatismus der Hierarchen den Charakter des edlen Volkes auf lange Zeit hin verkehrt hatte.

Es war also auch nicht zufällig, daß falsche Zeugen gegen Jesum auftraten mit der Beschuldigung; er hat gesagt, ich kann den Tempel Gottes abbrechen und in dreien Tagen denselben bauen. Der Fluch des Fanatismus mußte sich in dieser Verdrehung des Wortes Jesu offenbaren, auch darin offenbaren, daß ihr Zeugniß nicht übereinstimmte. „Falsch Gehör und Wort" das war das Gericht des Fanatismus, welchen sie verfallen waren. Auch darin bleibt der heutige Fanatismus dem alten gleich, daß die Zeugnisse nicht übereinstimmen. Da gibt es eine andere lateinische Grammatik in Rom, eine andere im Berliner Centrum (utpote quae sit.), eine andere Definition der Ketzer in Meppen als in der römischen Dogmatik, eine andere Erklärung der Gebote Gottes für Frankreich und Süddeutschland, eine andere für Preußen, und bald heißt die angebliche Religionsverfolgung Julianisch bald Diocletianisch, obschon beide Methoden der Verfolgung einander völlig entgegengesetzt waren.

Heilloses Geschick, von den falschen Prämissen
Gestachelt zu falschem Gewissen und Wissen,
Falsch hören zu müssen, falsch reden zu müssen.

Eine Bauernhochzeit an der Ellna.

Von B. Spieß.

Vor kurzem hatte ich das Vergnügen, einer Hochzeit bei Verwandten in Oberellen, einer meiningischen Enclave im Eisenachischen, beizuwohnen. Da dieselbe mancherlei Eigenthümliches darbot, so lasse ich deren Beschreibung hier folgen.

Es war dies eine jener Hochzeiten, wie solche heutzutage nur noch selten und nur bei reichen oder wohlhabenden Leuten vorkommen. Sie dauerte drei Tage, und waren dazu etliche 70 bis 75 Personen geladen worden, eine Zahl, die nicht selten noch weit überschritten wird. Die Feierlichkeit begann mit

einem Dienstag, ein Tag, welchen man nicht bloß in dieser Gegend, sondern auch anderwärts, wie z. B. im Hennebergischen, mit Vorliebe wählt.

Zu dieser Hochzeit waren schon einige Tage vorher Zubereitungen gemacht worden. Man hatte ein Schwein und ein Kalb geschlachtet und von zwei Centnern Weizenmehl Kuchen gebacken. Das nöthige Rindfleisch hatte ein eisenacher Metzger geliefert; das Bier war aus der berühmten Brauerei in Neuenhof an der Werra, und der Branntwein, der hier wie in der ganzen Umgegend eine große Rolle spielt, wird wohl aus Nordhausen, der Metropole des spiritus alkoholis gekommen sein. Bei einer solchen Gelegenheit wird eine große Quantität von den beiden genannten Flüssigkeiten vertilgt.

Am Montag Abend, bei dem Anbruch der Dämmerung, brachten die Musikanten ein Ständchen vor dem Hochzeitshause, nach dessen Beendigung diese hineingingen und mit Wurst, Käse und Brod, Bier und Branntwein bewirthet wurden.

Des andern Morgens, also am ersten Hochzeitstage, um ein Uhrer 8, erschienen die Musikanten wiederum vor dem Hochzeitshause und bliesen einen Choral. Sobald der letzte Ton desselben verhallt war, zogen die Musikanten, welchen einige Hochzeitsburschen folgten, im Dorfe herum, eine Art Reveille machend, und luden die Geladenen zum Frühstück ein, worauf sich letztere in ihrem vollen Staat im Hochzeitshause einstellten. Dasselbe bestand in zweierlei Wurst (rother und weißer) und Brod, Bier und Branntwein, wobei die Musik aufspielte.

So gegen 11 Uhr Vormittags fand der Kirchgang statt, vor welchem den Gästen eine Tasse Bouillon gereicht wurde.

Unter dem Geläute der Glocken geht der Zug zur Kirche, vor welcher junge Maien standen. Im Winter setzt man statt derselben Tannenbäumchen.

An der Spitze des Zuges schreitet die Musik, einen feierlichen Marsch blasend, deren Instrumente mit rothen Bändern geschmückt sind. Unmittelbar hinter der Musik geht das Brautpaar, welchem eine Anzahl kleinerer, mit ihren Eltern gleichzeitig geladener Mädchen paarweise und mit Guirlanden auf dem Kopfe, folgen. Auf diese kommen, ebenfalls paarweise, die jungen Burschen und Mädchen, letztere mit Kränzen von künstlichen Blumen im Haar. Hinter diesen schreiten die verheiratheten Männer und Frauen einher, und den Schluß des Zuges bilden die Väter des Brautpaares.

Das Kostüm des Brautpaares, wie das der Hochzeitsgäste bot mit Ausnahme der alten Weiber, die sich von ihrer breiten Haube mit der bis tief in die Stirn hineinreichenden Spitze nicht trennen können, nichts Charakteristisches dar, indem die alte thüringisch-hessische Tracht dieser Leute schon längst der neumodischen unmalerischen städtischen Kleidung hat weichen müssen.

Die Braut trug einen schwarzen faltenreichen Tuchrock mit einer sog.

Quitschfalte in Kniehöhe, auf welcher ein Perlenbesatz, eine dergleichen Jacke, eine blaue seidene Schürze, weiße baumwollene Strümpfe und Komode (sog. umgenähte, nicht den ganzen Fuß bedeckende lederne Schuhe). Auf dem Haupthaar ruhte das Myrthenkränzlein, welches man nur ein Mal im Leben trägt.

Der Bräutigam trug einen schwarzen Tuchrock, eine dergleichen lange Hose, schwarze Weste, einen Cylinderhut und gewichste Stiefel, die nach Berthold Auerbach schon allein den Gebildeten verrathen. Das Myrthenkränzlein hatte derselbe an der linken Seite des Rockes. Diese Kränze waren von einer nahen unverheiratheten Verwandten der Brautleute am Abend vorher geflochten worden.

Die Mädchen hatten statt des schwarzen Rockes einen dunkelgrünen Tuchrock und eine hellfarbige Schürze, während die Burschen theils Tuchröcke, theils auch Joppen und meist Mützen trugen. Demnach unterschied sich der Anzug der Braut nur sehr wenig von dem der Mädchen.

Die Kleidung der verheiratheten Männer und Frauen, die über die Thorheiten der Eitelkeit und Koketterie hinaus sind, und nicht mehr darauf ausgehen, Eroberungen zu machen, war weniger gewählt, wiewohl sauber und einem solchen Feste ganz angemessen.

In der Kirche angekommen, empfing den stattlichen Zug ein Präludium der Orgel mit vollen Stimmen, während die Musik schwieg. Vater und Schwiegervater stellten sich seitwärts vom Altar auf; das Brautpaar aber blieb hinten im Schiff der Kirche stehen, und alle Uebrigen des Zuges nahmen die Kirchenstände, je nach ihrem Geschlecht und Alter ein.

Nach dem Absingen einiger Verse aus dem Gesangbuch, welche auf die Handlung Bezug hatten, begab sich das Brautpaar zum Altar, vor dem der Geistliche indessen sich aufgestellt hatte, und die Trauung erfolgte nach der herkömmlichen Weise.

Nach dem Rückzug zum Hochzeitshaus, der in der nämlichen Ordnung wie hinwärts erfolgte, fand die Gratulation statt, nicht nach Rang und Stand, wohl aber nach dem Grade der Verwandtschaft.

Unmittelbar auf die Gratulation folgte die Hauptmahlzeit. Es wurde an drei verschiedenen Tischen gespeist. Am ersten Tisch saßen der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer, der Gutspachter, die beiden Väter und meine Wenigkeit.

Den zweiten Tisch nahmen die Verheiratheten ein, und den dritten hatte das „Junggesinde," d. h. die Burschen und Mädchen, eingenommen. Die Kinder mußten sich mit dem Essen gedulden, bis die Erwachsenen getafelt hatten.

Diese Mahlzeit bestand aus mehreren Gängen, die jedoch nicht so strenge und regelrecht von einander abgesondert waren, wie dies an den großen Tafeln bei Fürsten und Herren der Fall zu sein pflegt. Den Anfang machte eine

Semmelsuppe, ihr folgte Sauerkraut mit Schweinefleisch, hierauf Reissuppe mit Rindfleisch, dann Meerettig mit Rindfleisch, und zuletzt verschiedene Kuchen, wovon je ein halber Kuchen auf den Teller gelegt wurde. Bier und Branntwein fehlte dabei nicht, und die Musik spielte lustige Weisen.

Das Auftragen der Speisen wurde vom Bräutigam und einigen Weibspersonen in weißer Schürze besorgt. Während der Mahlzeit tranken die Burschen den Mädchen fleißig zu. Was dies zu bedeuten hatte, das sollte ich erst später erfahren.

Am Ende der Mahlzeit erschien die Köchin mit einem stark versengten Lappen, dem Reste ihrer verbrannten Schürze, auf einem Rührlöffel, sich ein kleines Geschenk als Ersatz für jene ausbittend. Auch die Musikanten sah ich einige Male während des Spielens mit einem Teller bei den Gästen umhergehen.

Kaum war die Tafel aufgehoben, so ging's mit Musik unter die große schöne Dorflinde zum Tanz, welchem die meisten Gäste beiwohnten.

Dort angekommen, nahmen die Mädchen ihren Kranz vom Haupte und hefteten ihn an die Mütze derjenigen Burschen, die ihnen während der Mahlzeit zugetrunken hatten. Und dieser Bursch blieb von nun an der beständige Tänzer des betreffenden Mädchens. Während des Tanzens wurde Kuchen herumgereicht.

Aus manchem jener leichtgebildeten Paare mag nicht selten später ein Ehepaar werden; denn es wird auch hier wie bei uns im Hennebergischen heißen: „es ist kein Hochzeitchen so klein, es kommt ein anderes wieder auf die Bein'."

Erst gegen 6 Uhr Abends kehrten die Tänzer in's Hochzeitshaus zurück, um die Abendmahlzeit einzunehmen, die bald nachher aufgetragen wurde. Dieselbe bestand in verschiedenen Salaten mit Kalbs- und Schweinebraten. Auf die Mahlzeit folgte ein Tanz im Hause selbst, welcher bis zum andern Morgen gegen 4 Uhr anhielt.

Diese Art des Tanzens war mir neu. Die Touren hatten eine Dauer von einer halben Stunde und waren aus verschiedenen Tänzen (Galopp, Walzer, Schottisch 2c.) zusammengesetzt. Zwischen jeder Tour fand eine längere oder kürzere Pause statt, die mit Gesang, in Begleitung der Musik, ausgefüllt wurde. Um 12 Uhr Mitternacht, auch am Schluß des Tanzes, wurde gegessen.

Am zweiten Hochzeitstag erscholl wieder ein Choral vor dem Hochzeitshause, worauf, wie am ersten Tage, zum Frühstück eingeladen wurde, welches in Wurst und Salat, Käse und Brod und Kuchen bestand.

Um 11 Uhr Vormittag trug man dann noch ein Warmbier auf. Die Zwischenzeit wurde mit Gesang und Tanz ausgefüllt.

Jetzt kam das Hänseln der jüngsten anwesenden Ehepaare, d. h. derjenigen jungen Eheweiber und Ehemänner, welche zuletzt Hochzeit gehalten hatten, an die Reihe. Männer und Burschen versuchten nämlich, einen Schuh, einen Stiefel der Betreffenden zu erhaschen, was ihnen theilweise auch gelang. Der Raub wurde dem Verstrich unter den Theilnehmern ausgesetzt und das hieraus gelöste Geld gemeinschaftlich in einem Punsch vertrunken.

Nachdem noch ein Choral vor dem Hochzeitshause angestimmt worden war, wurde abermals zum Tanz unter die Linde gezogen. Jetzt trug auch die Braut ihren Kranz wieder, den sie seit gestern abgelegt hatte.

Noch während des Tanzes brachte der Metzger, welcher in der Küche beschäftigt ist, in weißem Fürtuch und dem Gürtel mit Stahl und Messerbesteck, das Beil im Arm, einen Ochsen an der Kette geführt, um ihn, wie es schien, zu schlachten. Er gab ihm einen Schlag mit dem Beil auf den Kopf; der Ochse stürzte zu Boden, sprang aber sofort wieder auf und lief unter dem Hallo der Menge wieder auf und davon, indem er sich zu einem Manne entpuppte, dessen Kopf und Hörner ein umgestürzter irdener Tiegel gewesen war.

Zum Hochzeitshause zurückgekehrt, was so gegen 6 Uhr Abends stattfand, nachdem den Gästen noch eine Wecksuppe gereicht worden, schritt man zum Schenken. Die Geschenke, welche nicht allzureichlich flossen, bestanden meistens in Geld, selten unter 2 Thaler, und nur zum kleinsten Theil in Haus- und Küchengeräthschaften. Ein besonderes Ceremoniel, wie dies bei dieser Gelegenheit bei uns an der Werra üblich war und zum Theil noch ist, fand dabei nicht statt.

Sobald die letzten Stücke abgegeben waren, wurden die Geschenke sämmtlich auf einen Haufen zusammen gelegt, über welchen die Braut springen mußte.

Nach dieser Motion wurde wieder eine Mahlzeit gehalten, bestehend in Kraut mit Schweinefleisch, Selleriegemüse mit Semmelklößchen und Rindfleisch, Wurst, kaltem Kalbsbraten und Bratwürsten, die auch hier üblich sind, und verschiedenen Salaten. Dem Mahle schloß sich ein Tänzchen an, welches fast ununterbrochen bis zum nächsten Morgen anhielt, und während desselben wurde nach Belieben gegessen und getrunken.

Wenn je ein Fest erst dann recht gefeiert werden kann, wenn man dabei brav ißt und trinkt, so konnte gewiß keine Hochzeit besser gehalten werden als eben diese.

Gegen Mitternacht wurde der Tanz dadurch unterbrochen, daß die jungen Weiber und Mädchen der Braut den Kranz vom Haupte herunterrissen und ihr dafür eine „Bätze" (Haube) aufsetzten. Bei dieser Handlung gab's Kaffee mit Kuchen, welcher eigens zu diesem Zwecke gekocht worden war.

Nun aber hatte die Hochzeit, wie man zu sagen pflegt, „ein Loch bekommen“, d. h. sie war ihrem Ende nahe, denn alles hienieder hört ja einmal auf. Das sprach sich denn auch in einer gewissen Abspannung von Seiten der Hochzeiter, wie der Gäste aus; Speisen und Getränke mochten wohl auch auf die Neige gehen.

Am dritten als am letzten Hochzeitstage, war es bereits 11 Uhr Vormittags geworden, als sich die Gäste zum Frühstück im Hochzeitshause einfanden. Sie waren heute gekommen, ohne von den Musikanten, die von da an wegblieben, geladen worden zu sein. Es gab Suppe, Wurst und sauere Gurken, Bier und Branntwein. Um 2 Uhr Nachmittag wurde Kaffee getrunken. Die Zwischenzeit vertrieb man sich auf folgende Weise: Burschen und Mädchen, junge Eheweiber und Ehemänner, jedes Geschlecht besonders, drangen in die Häuser der Geladenen und entwendeten Eier wie und wo sie solche fanden, wozu sie stillschweigend Erlaubniß hatten. Diese Eier versteckten sie im Hochzeitshause und in der nächsten Nachbarschaft an Orten, an welchen man sie nicht leicht vermuthete, z. B. in Stiefel, Rocktaschen, Uhrgehäuse und dergl., worauf eine Partei die Eier der andern suchte. Die gefundenen Eier wurden dann in verschiedener Form, gesotten, „ausgeschlagen“ (Rühreier), oder auch roh verspeist.

Nach dieser Zerstreuung unterhielt man sich mit Kartenspiel, Gesang und Tanz nach einer Harmonika. Es folgte dann gegen 6 Uhr Abends noch ein kleines Mahl (die „Trollsuppe“), bestehend in einer Wassersuppe mit Rahm und gerösteten Semmelschnitten, Nudelsuppe mit Rindfleisch und Uebriggebliebenes: Sauerkraut, Schweinefleisch, Sellerie und andere Reste; man plauderte noch ein paar Stündchen, und aus war's.

Literatur.

Civil im Kriege, Studien und heitere Skizzen zum Versuch einer Reorganisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde und Daheim von Dr. jur. Max Bauer. Berlin, 1875. Carl Heymann's Verlag. — Diese Zeilen wollen das sehr lesenswerthe anspruchslose Schriftchen des früheren Delegirten der freiwilligen Krankenpflege bei der Maas-Armee vorläufig nur anzeigen, und später näher auf die ernsten Vorschläge und die gemischten Kriegserlebnisse des Verfassers näher eingehen. Schlachtenbummler ist der Verfasser jedenfalls nicht gewesen, sondern harter Arbeiter um Gotteslohn. Das kann ihm Schreiber dieses bezeugen, der die Hälfte Frankreichs an seiner Seite durchmessen hat. Davon giebt auch das vorliegende Schriftchen Kunde. Wenn dem ernsten ersten Theile, in dem sich die practischen Erfahrungen und Vorschläge Bauer's auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege niedergelegt finden, ein meist sehr heiterer zweiter folgt, welcher die Kriegsfahrten Bauer's schildert, so wird man doch nur unschwer erkennen, daß neben dem Ernst auch der Scherz nur dazu verwendet ist, um die wohlgemeinten Rathschläge Bauer's zur Umgestaltung der freiwilligen Krankenpflege an der Hand individueller Erfahrung zu befürworten. B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 29.

Ausgegeben am 16. Juli 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Wie Velten Ziegenschurz Gesell wurde.

Von Moritz Busch.

Wenn in der alten Zeit der Lehrling in einer deutschen Innung gehörig ausgelernt hatte, so wurde er vor den Zunftmeister gebracht und von diesem vor offner Lade im Namen des Handwerks feierlich „frei- und losgesprochen." Er war damit aus einem „Jungen" zum „Jünger" geworden. „Gesell" wurde er erst durch eine zweite feierliche Handlung, die bei den verschiedenen Gewerken verschiedene Namen führte und, wie ich weiter unten auszuführen gedenke, auch bei andern Berufsarten üblich war. Der Jünger wurde „gehänselt", „getauft", „geschliffen", „gehobelt" oder „gedreht", und zwar geschah dies in der Versammlung der Gesellen, denen jener zu diesem Zwecke gewöhnlich von zwei Meistern zugeführt wurde, durch den Altgesellen.

Zweck dieser Ceremonie war Unterrichtung des angehenden Gesellen in den Bräuchen seiner Zunft, die er wissen mußte, wenn er in die Fremde ging.

Die Unterweisung geschah vermittelst einer stereotypen Rede, deren Hauptstellen dem Betreffenden durch gewisse Handgreiflichkeiten, Zupfen an den Haaren, Schläge mit Ruthen oder Löffeln, Backenstreiche u. d. eingeprägt wurden.

Bei manchen Handwerken kam hierzu noch eine Prüfung. Bei den Beutlern mußte der Jünger Handschuh und Strümpfe mit Kohle auf den Tisch zeichnen, und versah er sich dabei, so hatte er die Zeichnung auszulöschen, wobei man ihm mit Ruthen auf die Finger schlug. Bei den Buchbindern mußte er alle Handgriffe, die zum Einbinden eines Buches erforderlich sind, nach bestimmter Formel aufzählen, während er auf einem Klötzchen, dem „Arbeitsholze", saß. Die Gesellen nahmen ihm dies oft im Verlauf seiner Rede weg und warfen es auf die Straße, von wo er es zurückzuholen und dann genau da fortzufahren hatte, wo er stehen geblieben war. Vermochte er das nicht, so erhielt er von dem ihn Prüfenden mit einem Rührlöffel einen Schlag auf die Hand.

Dazu traten ferner bei einigen Zünften verschiedene mehr oder minder symbolische Handlungen und häufig auch reine Neckereien, die bisweilen

ziemlich grausam waren. Bei den Tischlern war die Ceremonie des Hänselns eine Darstellung des Verfahrens bei der Umgestaltung des Rohstoffes in ein Arbeitsproduct. Der Jünger, der hier den anmuthigen Spitznamen „Kuhschwanz“ führte, wurde auf eine Bank gelegt und zunächst behackt, beschnitten und behobelt, worauf dem Altgesellen von dem anwesenden Meister befohlen wurde, aus dem Behobelten eine Säule zu machen. Der Altgesell riß diese Säule auf dem Leibe des Kuhschwanzes mit einem Holzzirkel auf, dessen eine Spitze in einen mit schwarzer Farbe gefüllten Pinsel auslief. Der Meister erklärte diese Säule für mißlungen, und darauf überstrich der Altgeselle dem Jünger das Gesicht mit Ruß. Bei den Messerschmieden bekam der Aufzunehmende unter Anderm vom Herbergsvater ein paar Ohrfeigen, wozu dieser sagte: „Das leide von mir; wenn dir aber ein Anderer eine giebt, so wehre dich.“ Bei den Beutlern, wo der Bewerber um die Gesellenwürde mit einem Strohkranz auf dem Kopfe und Kniebändern von Stroh zu erscheinen hatte, wurde derselbe am Schlusse der Ceremonie durch einen Barbier bearbeitet, der ihn mit einem Hakmesser abschabte, ihn mit einem Ziegelsteine berieb und dann mit Staub puderte, worauf ihm „der böse Zahn“ ausgerissen und in den mit einem Löffel offengehaltnen Mund ein rohes Ei geworfen wurde, welches „der Zahn der Weisheit“ hieß.

Mehr hierüber findet man in der Schrift „das deutsche Handwerk“ von F. W. Stahl, der ich im Obigen auszugsweise gefolgt bin.*)

In der ältesten Zeit nannte man die Aufnahme in die Gesellenschaft die „Taufe“ und den, welcher sie an dem Jünger vollzog, den „Pfaffen“, neben dem noch „Pathen“ und ein „Glöckner“ fungirten. Diese erschienen in feierlichem Aufzuge in der Herberge, voran der Pfaffe mit Meßbuch und Weihwedel, dann die Pathen mit dem Jünger, zuletzt der Glöckner, der seine Glocke schwang, und sangen „Laudate Dominum“. Als diese Profanirung kirchlicher Gebräuche Anstoß erregte, richteten die Gesellen sich anders ein. Die Taufe wurde bei den Tischlern zum „Hobeln“, bei den Schmieden zum „Feuer anblasen“, bei den Gerbern zum „Einweichen“, bei den Böttchern zum „Schleifen“, der Pfaffe verwandelte sich in einen „Hobel“- oder Schleifgesellen“, die Pathen hießen fortan „Zeugen“ oder, wie bei den Böttchern, „Schleifgöttinnen“. Der Jünger führte während der Hänselung einen besondern Namen. Bei den Weißgerbern hieß er der „Jude“, bei den Tischlern, wie bemerkt, der „Kuhschwanz“ oder auch der „Schlüssel“, bei den Böttchern der „Ziegenschurz“. Am Schlusse der Ceremonie aber empfing er einen andern Namen, den Gesellennamen, bei dem er fortan allein genannt werden durfte.

*) Dieselbe ist 1874 in Gießen, bei Ricker erschienen.

Nach diesen Vorbemerkungen gebe ich im Nachstehenden mit einigen durch den Raum dieses Blattes gebotenen Zusammenziehungen und Weglassungen die Rede und die Ceremonien, mit welchen vor etwa anderthalb Jahrhunderten die deutschen Böttcher ihre Lehrlinge in Gesellen verwandelten. Wer diesen Act unverkürzt zu haben wünscht, der schlage Stahl S. 239 bis 260 nach oder verschaffe sich das 1708 erschienene „Ceremoniell der Handwerke und Künste" von Frisius, aus dem jener die Sache entnommen hat.

Wenn der Böttcherjunge losgesprochen sein wollte, so suchte er sich einen Gesellen, der zu dem Ende die Rolle des Schleifpfaffen zu übernehmen geneigt war. Mit diesem lud er alle Meister, sowie die Gesellen seines Handwerks zu der Feierlichkeit auf die Herberge ein. Waren sie alle versammelt und die Lossprechung erfolgt, so erhob sich der Schleifpfaffe und hielt folgende Rede:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich bitte Meister und Gesellen, sie wollen mir doch vergönnen, ein Wort oder zwei zu reden. Ich sage mit Gunst, es ist Meister N. N. sein Ziegenschurz zu mir gekommen und hat mich angesprochen und gebeten, daß ich ihn heutigen Tages schleifen und seinen ehrlichen Namen segnen soll. Nachdem es Handwerksgebrauch ist, so habe ich ihm Dasselbige nicht wollen abschlagen. So mit Gunst, günstige, liebe Meister, desgleichen alle Gesellen: ich wollte sie alle mit einander gebeten haben, sie wollen mir doch vergönnen, daß ich den Ziegenschurz möchte hereinholen."

Dies geschieht, und der Redner fährt, zunächst im Namen des Aufzunehmenden, fort:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst: Ich komme daher, ohn' alle Gefähr, es tritt mir nach, ich weiß nicht, wer, ein Ziegenschurz, thut solches Meister und Gesellen zum Trutz, ein Reifenmörder und Faßverderber, ein Pflastertreter, ein Meister- und Gesellenverräther; er tritt auf die Schwellen, er tritt wieder davon, er spricht, er habe es nicht gethan, er tritt mit mir herein, er spricht, er will nach diesem seinen Schleifen auch ein guter Geselle sein. . . .

So mit Gunst, Meister und Gesellen! Ich habe drei Umfragen zu thun, derohalben frage ich zum ersten Male, ob etwa ein Meister oder Geselle vorhanden wäre, der auf mich oder auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz oder auf seinen Lehrmeister etwas wisse. Der wolle jetzund aufstehen, mit Bescheidenheit vor den Tisch treten und solches bei Zeiten melden, hiernach aber stille schweigen, damit ich in meinem Schleifen nicht gehindert und der Ziegenschurz hernach auf seiner Wanderschaft möchte geehrt und gefördert werden. Weiß aber einer etwas auf mich, so will ich mich von einem ehrsamen Handwerke, nachdem es der Gebrauch ist, willig strafen lassen. Weiß

aber einer etwas auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz, so soll derselbe nicht so würdig und werth gehalten werden, daß er von mir oder von einem ehrsamen ganzen Handwerk zu einem Gesellen gemacht werden soll. Weiß aber einer etwas auf seinen Lehrmeister, so wird derselbige sich auch willig strafen lassen . . . . So aber keiner nichts weiß, so wollen wir etwas Anderes anfahen, der Tag wartet unser nicht, viel weniger Zeit und Stunde. So mit Gunst, Meister und Gesellen, daß der Ziegenschurz mag auf den Tisch steigen. So mit Gunst, daß der Ziegenschurz mag auf dem Schemel sitzen. So mit Gunst, daß ich mag um den Tisch rum gehen und sehen, ob der Tisch auch wohl verkeilet ist, damit ich und mein Ziegenschurz nicht herunterfallen. Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag auf den Tisch steigen. Ich sage mit Gunst, daß ich mag dem Ziegenschurz in die Haare greifen, ich in die seinen und er nicht in die meinen; denn so würden wir der Sache nicht lange eins bleiben, es würde uns der Tisch zu schmal, die Stube zu enge, die Thüre und Fenster viel zu wenig sein."

Der Candidat zur Gesellenwürde, der einen Schemel auf der Schulter mitgebracht hat, setzt nun diesen auf den Tisch und sich auf den Schemel, und jeder von den anwesenden Gesellen zieht ihm diesen dreimal weg, sodaß er auf den Tisch fällt. Der Schleifpfaffe aber zerrt ihn bei den Haaren wieder in die Höhe, was „Schleifen" genannt wird, und begießt ihn dabei mit Bier, worauf er fortfährt:

„Nun wohlan, das Haupt, auf das ich greife, das ist hohl wie eine Pfeife, darunter ist ein rother Mund, darein schickt sich ein guter Bissen wie ein guter Trunk. Nun, mein lieber N. N., wenn ich dich schleifen und segnen soll, so ist hier und anderswo mehr Handwerksgewohnheit, daß neben dem Schleifpfaffen man auch muß zwei Schleifgöttinnen haben. So sieh' Dich um allhier unter den Gesellen, lies Dir einen oder zwei aus, die neben mir Deine Schleifgöttinnen seien."

Sobald dies geschehen, fragt der Redner:

„Nachdem Du nun einen Schleifpfaffen und zwei Schleifgöttinnen hast, so will ich Dich gefragt haben: wie willst Du mit Deinem Schleifnamen heißen? Erwähle Dir einen feinen, der kurzweilig ist, und der den Jungfrauen wohl gefällt. Denn wenn einer einen kurzweiligen Namen hat, so trinkt ihm jedermann eher ein Glas Bier oder Wein zu, deß er sonst wohl darben müßte. Sage nun, wie willst Du heißen? Hans Springinsfeld oder Hans Saufaus oder Hans Frißumsonst oder Hans Seltenfröhlich oder Urban, mache Leim warm oder Velten Stemshorn oder was sonst der Namen mehr sein? Nun, Du sollst bei Deinem Taufnamen bleiben.

So mit Gunst, günstige liebe Meister und Gesellen: er will mit seinem Schleifnamen N. heißen. Ist einer oder der andere da, der also heißet, so

wollen wir eine Weile diesen unter die Bank stecken und jenen schleifen, ist aber keiner da, so wollen wir den behalten und schleifen."

Die Versammlung schweigt, und der Schleifpfaffe fährt, zu dem Candidaten gewendet, fort:

„Wohlan denn, mein lieber N.. so will ich Dich nun fragen, was Du zum Namengelde giebst. Verehre denen Gesellen eine Kuh und ein Kalb, dazu ein fettes Schwein und ein paar Hühner und Gänse, ein Faß Bier und ein Faß Wein, das liegt Alles zu Köln am Rhein. Nun hast du aber weder Roß noch Wagen und kannst solches auf Deinem Buckel nicht selbst hertragen. Was gedenkst Du denn zu geben?"

Der Ziegenschurz nennt die Summe, und der Redner fragt nun dessen Lehrherrn:

„Mit Gunst, Meister N. N., habt Ihr Euren Jungen auf diesmal ausgelernt? Hat er Euch auch viel Holz und Reifen zerweicht und zerbrochen? Ist er oft bei Bier und Wein gewest und schönen Jungfrauen nachgelaufen? Hat er gerne gespielet und wacker geturnieret? Hat er gerne lange geschlafen und wenig gearbeitet, oft gegessen und zeitig Feierabend gemacht? Hat er auch seine Lehrjahre ausgestanden, wie es einem ehrlichen Jungen gebührt?"

Antwort: „Ja."

„Hast Du denn nun ganz ausgelernt?"

Antwort: „Ja."

„Ei Du kannst gar nicht ausgelernt haben; denn schau Dich ein wenig um hier unter den Meistern und Gesellen, wie so feine alte Meister und Gesellen hier sein. Doch hat noch keiner ausgelernt, und Du willst schon ausgelernt haben? Das ist noch weit gefehlt. Gedenkst Du auch Meister zu werden?"

Antwort: „Ja."

„Ei Du mußt zu vor Geselle werden?" Gedenkst Du auch zu wandern?"

Antwort: „Ja."

„Wo willst Du hinausziehen? Du kannst nicht gleich zum Thore hinauswandern, sondern Du mußt zuvörderst aus Deines Meisters Thür hinaus, und so machst Du kein Loch durch die Mauer, es fällt Dir auch kein Stein oder Ziegel auf den Kopf; denn wenn Du ein Loch durch die Mauer machtest, so würden die Herren (vom Rathe) nicht mit Dir zufrieden sein, Du müßtest es wieder machen lassen." ... Hier ist eine Lücke, in der wahrscheinlich früher ungefähr das stand, was die Schmiede an dieser Stelle der Aufnahmeceremonie sagen, also etwa: „So nimm einen ehrlichen Abschied von dem Meister, Sonntags zu Mittag nach dem Essen, nicht in der Woche, und sprich: Lehrmeister, ich sage Euch Dank, daß Ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk habt

verholsen, es steht heute oder morgen gegen Euch oder die Eurigen wieder zu verschulden." . . . „Da schleife ich (gebe ich durch Ziehen an den Haaren einen Merk's, einen Denkzettel) zum ersten Male. Nun so stehe auf und kehre Dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen.

Wenn Du nun wirst zum Thore hinausziehen, so werden drei Wege gehen, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der dritte gerade aus, welchen willst Du ziehen? Gehst Du gerade aus, oder wie man in dem gemeinen Sprichwort zu sagen pflegt, der Nase nach, so wirst Du leichtlich nicht irren; denn wenn Du den Weg gingest zur Rechten oder zur Linken, so zögest Du zu einem Thore aus, zum andern wieder ein, und so würde Deine Wanderschaft bald aus sein. Wenn Du nun den Weg fortziehest, so wirst Du vor einem Misthaufen vorübergehen, da werden schwarze Raben daraufsitzen, die schreien: Er zieht weg, er zieht weg! Wie willst Du es machen, willst Du wieder umkehren?"

Antwort: „Ja."

„Du sollst Deinen Weg fortgehen und gedenken: Ihr schwarzen Raben, ihr werdet meine Boten sein. Wenn Du nun weiter gehst, so wirst Du kommen vor ein Dorf, da werden Dich drei alte Weiber sehen und sagen: Junggeselle, kehrt doch wieder um; denn wenn Ihr eine Viertelmeile Wegs gehet, so werdet Ihr in einen Wald kommen und Euch darin verirren, da wird dann niemand wissen, wo Ihr hin seid. Wie willst Du es machen? Willst Du wieder umkehren?"

Antwort: „Ja."

„Ei Du sollst es nicht thun; denn es wäre Dir ein Spott, daß Du Dich ließest Drei alte Weiber überreden. Wenn Du nun bis an des Dorfes Ende gegangen bist, so wirst Du kommen vor eine Mühle, die wird sagen, Kehre wieder, kehre wieder, kehre. Willst Du umkehren oder fortgehen? Du sollst Deinen Weg fortgehen und sagen: Mühle gehe Du Deinen Klang: und ich will gehen meinen Gang. . . Wenn Du nun wirst fortlaufen, so wirst Du vor den großen Wald kommen, davon Dir die drei alten Weiber gesagt haben. In demselben wird es finster und ungeheuer sein, und Dir wird recht grauen. Die Vögel werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume werden gehen die Winke, die Wanke, die Klinke, die Klanke, die brausen und prasseln. Da wird es sein, als ob Alles mit einander wollte über den Haufen fallen, und Du wirst gedenken: Ach wärest Du daheim bei der Mutter geblieben; denn da steht zu besorgen, daß ein Baum umfallen und Dich erschlagen möchte, da kommst Du um Dein junges Leben, Deine Mutter um ihren Sohn und ich um meinen Ziegenschurz. Da wird es fürwahr von Nöthen sein, wieder umzukehren, oder willst Du Deinen Weg fortgehen? Du sollst nicht wieder umkehren, sondern fortgehen.

Kaum wirst Du nun vor den Wald hinaus sein, so wirst Du auf eine grüne Wiese kommen, allda wird ein gar schöner Birnbaum stehen und darauf schöne gelbe Birnen. Nun wird der Baum hoch sein, daß Du wirst keine können herunterlangen, und Dich wird doch gelüsten, Birnen zu essen. Wie willst Du es machen, daß Du welche davon bekommst? Lege Dich eine Weile unter den Baum und sperre das Maul auf; denn wenn eine kühle Luft kommt, so werden sie Dir schon Haufenweise in's Maul fallen. Willst Du das thun?"

Antwort: „Ja."

„Nein," (der Redner schüttelt den Candidaten bei den Haaren) „das sollst Du nicht thun. Ich will Dir einen andern Rath geben. Du bist ein junger starker Geselle, bis an (d. h. mache dich heran) und nimm den Baum unten beim Stamme und schüttele ihn also (abermaliges Schütteln an den Haaren), da werden sie häufig herunterfallen. So wirst Du vielleicht einen Ranzen oder Bündel bei Dir haben; wie willst Du es machen, willst Du sie alle auflesen?"

Antwort: „Ja."

„Ei Du sollst es nicht thun, sondern etliche liegen lassen und gedenken: Wer weiß, wo etwa ein anderer guter Geselle durch den grausamen Wald kommen und ebenfalls unter diesem Birnbaum rasten möchte, der auch gerne Birnen essen wollte, aber nicht so stark wäre, daß er den Baum schütteln könnte, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrath fände. . . . Wenn Du nun weiter fortgehest, so wirst Du zu einem Wasser kommen, darüber wird ein schmaler Weg sein, darauf wird Dir eine Jungfrau und eine Ziege begegnen. Nun wird der Weg so schmal sein, daß ihr einander nicht werdet ausweichen können; wie willst Du es machen? Da bis her, stoß die Jungfrau und die Ziege ins Wasser, so kannst Du hernach ohne allen Schaden hinüberkommen. Willst Du das thun?"

Antwort: „Ja."

„Ei Du sollst es nicht thun, sondern ich will Dir einen andern Rath geben. Bis her, nimm die Ziege auf die Achsel und die Jungfrau unter den Arm und führe sie hinüber, und die Jungfrau kannst Du hernach zum Weibe nehmen, die Ziege aber kannst Du schlachten; denn das Fleisch ist gut für die Hochzeit, das Leder giebt Dir ein gutes Schurzfell, der Kopf einen guten Schlägel, die Hörner geben ein gut Paar krumme Stecken, die Ohren ein gut Paar Flederwische, die Augen eine gute Brille, die Nase eine gute Sparbüchse, das Maul eine gute Reifziehe, die Beine ein gut Paar Bänklein, der Schwanz einen guten Fliegenwedel, daß Du Deiner Frau kannst die Fliegen wehren. Auf diese Weise kannst Du das Alles gebrauchen und Dir zu Nutze machen. Nun, so stehe auf und kehre Dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Geselle, den N. zum andern

Male. Frisch auf und habe einen guten Muth, es giebt Kegel und Hut, Mantel und Röcke, Ziegen und Böcke, Messer und Schwert, Spieße und Stangen, mein Ziegenschurz thut verlangen, daß er bald möchte eines ehrlichen Gesellen würdig werden. So sei doch nun unverzagt, siehest Du doch schon wie ein halber Geselle. Nun mit Gunst, Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig, so will ich Handwerksgewohnheit erzählen, damit er sich auf der Wanderschaft recht weiß zu verhalten. So höre nun fleißig darauf; denn alles dasjenige, was ich Dir jetzt erzähle, das sind eitel Handwerkssachen, darnach Du Dich mußt richten und achten." . . .

Der Schleifpfaffe tritt nun aus dem märchenhaften Gebiet, auf dem sich seine Unterweisung und Ermahnung bisher bewegt hat, in das Bereich des practischen Lebens und giebt dem Ziegenschurz allerlei Regeln, die er beim Einzug in eine Stadt, auf der Herberge, beim Aufsuchen von Arbeit, beim Abholen des Geschenkes und im Verkehr mit der Gesellenschaft fremder Orte zu beobachten hat. Ich theile davon nur das mit, was dem Aspiranten in Betreff seines Verhaltens am Stadtthore gerathen wird. Der Redner sagt in dieser Beziehung:

„Wenn Du weiter gehest, so wirst Du kommen vor eine Stadt. Wenn Du nahe hinzu bist, so setze Dich eine Weile nieder, lege ein paar gute Schuhe und Strümpfe an, thue einen weißen Ueberschlag um und gehe hernach in die Stadt hinein. Wenn Du nun wirst zum Thore hineingehen, so wird Dich der Thorwärter anschreien und sagen: Woher, Junggeselle? Denn die Thorwärter sein zuweilen auch spitzfindig, sie wollen immer gerne was Neues erfahren. So thue Du, als wenn Du es nicht hörtest, und gehe immer fort. Schreit er Dich alsdann wieder an, so schreie zurück und sprich zu ihm: Da komme ich aus dem Lande, das nicht mein ist. So werden ihn die Andern auslachen, und wird ihm ein großer Spott sein, daß er Dich gefragt hat. Willst Du das thun?"

Antwort: „Ja."

„Ei das sollst Du nicht thun, sondern, wenn Dich jemand fragt, so unterrichte ihn und sprich: da und da komme ich her; denn es ist an manchen Orten der Gebrauch, daß man den Handwerksburschen nicht pfleget einzulassen, er muß zuvor den Namen von sich geben, oder er muß sein Bündel unter dem Thore ablegen und das Zeichen holen (das auf der Herberge lag und dem Reisenden zu seiner Legitimation beim Thorschreiber übergeben wurde, nachdem er sich beim Herbergsvater als zu dem betreffenden Handwerke gehörig zu erkennen gegeben hatte), so wird Dir es der Thorwärter schon sagen und sprechen: Gesellschaft, wie heißt Ihr mit Eurem Namen? Den sage ihm willig und dann frage ihn: Mein guter Freund, berichtet mich doch, bei

welchem Meister die Herberge ist, so wird er Dir sagen, daß sie in der oder jener Gasse ist" . . . .

War der Unterricht vollendet, so sagte der Schleifpfaffe zum Ziegenschurz: „Nun, so stehe auf, kehre Dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrsam Handwerk. Meister und Gesellen, da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Geselle, den N. zu einem ehrlichen Gesellen zum dritten Male. Nun, ihr Gesellen alle, gehet hinaus, holet die Schrauben herein, damit ich ihn zu einem Ohr einschlage, zum andern wieder raus."

Und nun folgte der Schlußact der Ceremonie. Der Schleifpfaffe wandte sich vom Ziegenschurz wieder an die Versammlung und sprach:

„Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag von dem Tisch heruntersteigen, daß ich Macht habe, den Schemel vom Tische zu nehmen, und daß ich den Schemel mag auf die Achsel heben. Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, die Anfrage zu thun. Derohalben frage ich zum ersten Male, so etwan ein Meister oder Geselle da wäre, der es wüßte, daß ich in diesem Schleifen ein Wort oder etliche möchte verfehlt haben, der wolle aufstehen, vor den Tisch treten und solches anmelden, hernach aber stille schweigen. Es ist umgefragt zum ersten Male."

Mit ähnlichen Worten fragte der Redner noch zwei Mal, dann bat er — natürlich „mit Gunst" — abtreten zu dürfen, und wenn er wieder hereinkam, sprach er:

„Guten Tag! Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst: vorhin habe ich mit hereingebracht einen Ziegenschurz, einen Reifenmörder, einen Holzverderber, einen Pflastertreter, einen Meister- und Gesellenverräther; ich hoffe, jetzund werde ich hereinbringen einen ehrlichen Gesellen. Ist etwa Einer oder der Andere da, der besser geschliffen ist als dieser, so wollen wir sie mit einander unter die Bank stecken und wieder hervorziehen, damit sie alle beide gut geschliffen werden.

Hiermit wünsche ich Dir Glück und Segen zu Deinem Gesellenstand und auf Deine Wanderschaft. Gott helfe, daß Dir's wohl gehe zu Wasser und zu Land, und wo Du heute oder morgen mögest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, so hilf sie aufrichten. Hast Du nicht Geld, so nimm Geldeswerth. Hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen, hilf eher zehn ehrlich machen, als einen unehrlich. Wo es aber nicht sein kann, so nimm den Bündel und lauf davon."

Hierauf mußte der neue Geselle auf die Gasse laufen und Feuer schreien. Die andern Gesellen kamen dann und begossen ihn mit Wasser. War er wieder einigermaßen trocken, so ging es zum Schmause. Dabei wurde ihm der oberste Platz eingeräumt, ihm ein Kranz aufgesetzt und seine Gesundheit getrunken.

Mehrere Reichsschlüsse des vorigen Jahrhunderts bezeichnen diese Ceremonien als „Unfug," die Ansprachen der Schleifpfaffen als „lächerliche" oder „läppische Redensarten." Wären sie alle von der Beschaffenheit, wie das hier von den Faßbindern Mitgetheilte gewesen, so würde ich jene Ausdrücke nicht verstehen, die Hänselung vielmehr von gutem Gefüge, sinnreich, poetisch und nützlich finden. Indeß wird sie zuletzt vielfach ausgeartet, unfläthig und grausam geworden sein, und so ist's erklärlich, daß das Reich wie die Einzelregierungen gegen den zur Unsitte gewordenen Gebrauch einschritten und ihn unter Androhung empfindlicher Strafen verboten. Aber es dauerte geraume Zeit, bevor man der Sache völlig Herr wurde, und noch im Jahre 1810 ergingen Erlasse, in welchen die Fortdauer derselben trotz aller Bedrohungen gerügt wird.

Derartige, später in bloße Neckerei und Mißhandlung ausgeartete Aufnahmefeierlichkeiten waren übrigens, wie zu Anfang dieses Aufsatzes hervorgehoben wurde, nicht blos in der Sphäre der Handwerker üblich, sondern erstreckten sich über alle Berufsarten, die sich zu Körperschaften zusammenschlossen, und bei allen wird der Sache anfänglich derselbe Gedanke zu Grunde gelegen haben, der nämlich, daß der Candidat aus niedrigen und rohen Verhältnissen in höhere und feinere, daß er aus Unehren zu Ehren und Rechten erhoben werde, und daß ihm dies recht deutlich zum Bewußtsein gebracht und recht fest eingeprägt werden müsse. Dazu kam die Lust der alten Zeit an symbolischem Spiel, und damit verband sich wieder ihr Gefallen am Necken, Foppen und Schrauben, an Schwänken und Possen, die bisweilen etwas ungeschlachter ausfielen, als den damit Heimgesuchten lieb sein konnte. Bei den Handwerkern trat hierzu, wie oben bemerkt, noch das Bedürfniß, dem Betreffenden die Regeln und Bräuche mitzutheilen, die er beim Wandern zu beobachten hatte. Bei andern Berufszweigen und Verbänden spielte auch die Absicht eine Rolle, die Concurrenz und den Zudrang durch die Grausamkeit der Prüfung zu schwächen, der sich die Candidaten zu unterziehen hatten.

Der Bewerber um den Rang eines Faßbindergesellen wurde, wie wir gesehen haben, durch „Schleifen", das heißt, durch wiederholtes Ziehen bei den Haaren, Umwerfen und Begießen mit Wasser und Bier, aus einem „Reifenmörder und Holzverderber", einem unnützen „Pflastertreter", einem „Meister- und Gesellenverräther" zu einem „ehrlichen Gesellen" gemacht. Aehnlich verfuhr man bei den andern Handwerken mit alleiniger Ausnahme der Schuster, die auffallender Weise den Brauch des Hänselns nicht kannten.

Die Aufnahmen in die Freimaurerlogen und die Beförderungen in denselben bewahren in ihrem Ceremonial deutliche Anklänge an symbolische

handlungen ähnlicher Art, mit denen der Eintritt in die Bauhütten der mittelalterlichen Werkmaurer verbunden war.

Noch in unserm Jahrhundert wurden in der sächsischen Armee die „Steppchen“, d. h. die Knaben, welche die Regimenter als Gehülfen des Profoßes begleiteten, ihm die Spießruthen schnitten und zutrugen, bei Hinrichtungen fungirten u. d., wenn sie herangewachsen waren und Einreihung unter die eigentlichen Soldaten verlangten, unter erniedrigenden Ceremonien, bei denen sie unter anderm auf allen Vieren in den zu ihrer Aufnahme gebildeten Kreis der Mannschaften zu kriechen hatten, „ehrlich gesprochen.“

Ferner gehört in diesen Zusammenhang die Taufe der Matrosen, die zum ersten Male die Linie passiren, ein Act, der noch heute gebräuchlich ist, und bei dem außer reichlichem Begießen der zu Seeleuten von langer Fahrt zu Weihenden mit Salzwasser ebenfalls Mißhandlungen, Abschaben mit einem ungeheuren hölzernen Rasirmesser, heimliches Ausspannen oder Vorhalten von Tauen, über welche die vom Wassersturz Geblendeten fallen u. d. sowie verschiedene Reden nach feststehender Form vorkommen, welche den Vorgang als eine Erhöhung erscheinen lassen.

Noth oder Zweckmäßigkeit ließ früher die Kaufleute nach den Stapelplätzen und Messen in Karavanen reisen, und wer sich einer solchen anschloß, mußte sich, wenn es zum ersten Male geschah, hänseln lassen, gleichviel, ob er zur Kaufmannschaft gehörte oder einen andern Beruf hatte. Dafür waren bei der Regelmäßigkeit der Reiserouten gewisse Stationen bestimmt, für die z. B., welche von Nürnberg und südlicheren Orten auf die Leipziger Messe zogen, Neustadt bei Koburg, für die, welche von Norden oder Osten nach der Messe in Frankfurt a. M. reisten, Hersfeld bei Fulda und für die, welche aus Deutschland nach Italien wollten, Brixen in Tyrol. Mannichfache Quälereien wurden dabei vorgenommen, doch konnte sich der Täufling — der Act wurde, wie ursprünglich bei den Handwerkern, als „Taufe“ bezeichnet und bestand vermuthlich vorzugsweise in tüchtigem Naßmachen der zu Hänselnden — mit einer gewissen Summe loskaufen, die dann im Quartier gemeinschaftlich vertrunken wurde. Eine ähnliche Hänselstation befand sich in Siebenbürgen am Wasser Keres, wo der Fürst Stephan Bathory, später König von Polen, „durch selbsteignes höchst ansehnliches Exempel das daselbst eingeführte löbliche Herkommen bestätigte.“

Ungemein grausam war das Hänseln auf den Comptoiren der Hanseaten im Auslande, besonders auf dem in Bergen, da es hier den Nebenzweck hatte, die Söhne der Wohlhabenden von den sehr einträglichen Stellen der Handelsniederlassung fern zu halten und dieselben den Aermeren zu bewahren. Von den dreizehn „Spielen“, denen sich der Candidat dabei zu unterwerfen hatte

erwähne ich nur die drei schlimmsten und gefährlichsten: Das Schmauch-, das Wasser- und das Staupenspiel. Bei dem ersten wurden die Betreffenden von den älteren Angehörigen der Colonie an Stricken unter der Dachluke des Schütting aufgehangen, welche für den Durchlaß des Rauches bestimmt war. Dann zündet man unter ihnen Haufen von Haaren und andern bei der Verbrennung übelriechenden Stoffen an, deren Qualm zu ihnen hinaufstieg, während man ihnen eine Anzahl Fragen vorlegte, um sie zum Oeffnen des Mundes und zu reichlichem Einschlucken des stinkenden Rauches zu nöthigen. Nach vollendeter Prüfung wurden die Gepeinigten — wenn sie nicht inzwischen erstickt waren, was zuweilen geschah — in den Hof geführt und tüchtig mit Wasser getauft. Das Wasserspiel fand um Pfingsten statt und bestand darin, daß die Lehrlinge des Comptoirs zu Schiffe gebracht, entkleidet und dreimal in die See getaucht wurden, worauf man sie mit Ruthen peitschte. Auch hierbei sollen Tödtungen vorgekommen sein. Das dritte Spiel folgte ein paar Tage später. Der Schütting wurde, während die Lehrlinge in den nächsten Wald geschickt wurden, um den Maienschmuck und zugleich die Ruthen zu ihrer eignen Stäupung zu holen, festlich hergerichtet und namentlich die eine Ecke mit Teppichen verhangen und dadurch in das „Paradies" verwandelt. Am nächsten Morgen zog man vom Comptoir in großer Procession paarweise nach einem Garten vor dem Thore. Die jüngeren Hauswirthe führten den Zug in schwarzen Mänteln, den Degen an der Seite. Hinter ihnen schritten Trompeter her, die wacker das Kalbfell rührten. Nebenher liefen Masken, ein Narr, ein norwegischer Bauer, ein Bauerweib u. a., welche dem Volke das Spiel erklärten und rühmten, die Leute neckten, sie mit Wasser begossen und mit Kuhschwänzen Hiebe austheilten — Possen, die sich bei der Rückkehr des Zuges wiederholten. Im Schütting angekommen, wo sich inzwischen auch die Lehrlinge eingefunden hatten, hörte die Gesellschaft zunächst eine Rede an, in der einer der älteren Hauswirthe die Lehrlinge zu Ordnung, Fleiß und Treue ermahnte, sie vor Trunkenheit und Schlägerei warnte und mit den Worten schloß, wer sich das Spiel im weiteren Verlaufe nicht auszuhalten getraue, der könne noch zurücktreten. Mittags gab es dann einen Schmaus, bei dem die Lehrlinge aufzuwarten hatten. Am Schlusse desselben wurde der Narr infolge eines fingirten Streites mit seinem Herrn zuerst in das Paradies geschickt, worauf die Lehrlinge ein Mahl erhielten, bei dem man sie betrunken machte, und nach welchem sie einer nach dem andern vom Narren in das Paradies abgeholt wurden. Jeder von ihnen mußte sich die Beinkleider aufknüpfen und dann unter dem Teppichvorhange durch auf Händen und Knieen in diesen abgesperrten Raum und dort mit dem Kopfe in einen ihm vorgehaltenen Sack kriechen, worauf ihm vier starke Gesellen das entblößte entgegengesetzte Ende mit Ruthen bearbeiteten, bis das Blut floß. Damit man

das Geschrei der Gemarterten nicht höre, wurden während der Procedur Trommeln und Becken geschlagen. Nach vollendetem Spiel sprach der Narr den Wunsch aus, daß „zum Flore der Handlung und des Comptoirs diese edle Sitte immerdar erhalten bleiben möge.“ Diese Stäupung hatte der Lehrling nicht blos einmal, sondern acht Jahre hinter einander jedesmal um dieselbe Zeit mit sich vornehmen zu lassen, ehe er voller Geselle wurde. Jener Wunsch des Narren aber erfüllte sich bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Mehrere Könige von Dänemark hatten der schändlichen Quälerei mit allerhöchstem Wohlgefallen beigewohnt, als endlich Christian der Dritte 1554 durch eine Beschwerde darüber die Hansa veranlaßte, sie zu verbieten. Allein schon 1585 wurde sie wieder erlaubt, nur sollten die Lehrlinge sie fortan nur dreimal aushalten müssen.

Auch unter den Fuhrleuten Thüringens war das Hänseln üblich, und daß die Sitte bis in die höchsten Stände hinaufreichte, ergiebt sich daraus, daß der Knappe zum Ritter „geschlagen“ wurde. Natürlich — so darf ich bei dem zunftartigen Charakter unsrer alten Universitäten wohl sagen — fehlte sie auch in den Kreisen der gelehrten Welt nicht, und davon will ich jetzt in einem Auszuge aus einem früheren Aufsatze von mir*) ein Beispiel geben, das man mit der Ceremonie vergleichen wolle, durch welche der Faßbinderlehrling Velten Ziegenschurz ein „ehrlicher Gesell“ seines Handwerks wurde. Mit Bedauern werden die Leser dabei gewahr werden, daß unsere Musensöhne bei derartigen Gelegenheiten weit weniger sinnvoll und zugleich weit weniger sauber zu Werke gingen als die von ihnen so gering geachteten „Handwerksgnoten“, ja daß sie eigentlich recht rohe und unfläthige Rüpel waren.

Die Welt außerhalb der akademischen Kreise galt den letzteren im Mittelalter und bis in die neue Zeit herein als eine barbarische Wildniß, und wer aus ihr unter die Jünger der Wissenschaft aufgenommen sein wollte, mußte sich erst einer gründlichen Reinigung und Zustutzung unterziehen. Er war ein „Beanus“ oder „Bachant“, später ein „Fuchs“, und so hieß der Aufnahmeritus, den die älteren Studirenden mit ihm vornahmen, Anfangs „Beania“ und in den letzten Jahrhunderten „Fuchstaufe.“ Diese Ceremonie, auf allen deutschen Universitäten eingeführt, zerfiel in zwei Acte, welche „die Prüfung in der Geduld“ (examen patientiae) und die „Lossprechung“ (depositio) hießen, und endigte mit einem Schmause. Sie war ein kleines Drama mit zwei sprechenden und handelnden Personen, dem „Reiniger“ (mundans) und dem „Gehülfen“ (juvans), einer stummen und leidenden Person, dem Beanus oder Fuchs, und einem ebenfalls stummen Chore, den Magistern und Studenten der Burse, zu welcher der Fuchs gehörte. Dieser hatte sich, nachdem er immatriculirt worden, an einen älteren Landsmann zu wenden und um Voll-

*) Grenzboten von 1866, 2. Quartal, wo die Sache vollständig mitgetheilt worden ist.

ziehung seiner Aufnahme von Seiten der Studentenschaft zu bitten. Ein Bekannter jenes Landsmannes diente bei der Feierlichkeit als Gehülfe. Die Sprache war das Küchenlatein, welches damals auf den Hochschulen allgemein nicht blos die Unterrichts-, sondern auch die Umgangssprache war. Der Fuchs saß, wenn das Schauspiel beginnen wollte, abenteuerlich und ungeheuerlich verlarvt und vermummt in einem Winkel.

Der Reiniger eröffnet den ersten Act damit, daß er sich über den fürchterlichen Gestank beklagt, der in der Stube herrsche, und meint, es müsse „ein faulender Leichnam hier sein oder „ein Bock, das unsauberste der Thiere." Er will, da das nicht auszuhalten, sofort wieder weggehen. Sein Gehülfe aber bittet ihn, zu warten und nachzusehen, was die Ursache dieser Beleidigung seiner Geruchsnerven sein möge. Sie suchen umher und finden endlich den Fuchs in seiner Ecke.

Der Reiniger: „Holla, was ist das für ein Ungethüm? . . . . Dieses Vieh trägt Hörner, hat Ohren wie ein Ochs, aus beiden Kinnladen stehen ihm Zähne heraus, mit denen es wie ein Wildschwein zu hauen droht. Die Nase, krumm wie ein Eulenschnabel, die rothen Triefaugen verrathen grimme Wuth. Wehe dem, den es packt! . . . Drücken wir uns, daß es nicht einen Angriff auf uns macht."

Der Gehülfe: „Aber besehen will ich mir es doch, wenn ich dabei auch Gefahr laufe. Was meinst Du wohl dazu, ich glaube wahrhaftig, 's ist ein Beanus."

Nach einigen Zwischenreden spricht der Gehülfe den Candidaten an und läßt sich von ihm die Hand reichen. Aber sogleich ruft er erschrocken aus: „Ach Du Galgenstrick, kommst Du, mich mit Deinen Krallen zu kratzen? Ich lasse Dich nicht heran, ich wäre denn vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt. . . . Was bleibst Du sitzen, Waldesel? Siehst Du denn nicht, daß hier Magister zugegen sind, verehrungswürdige Männer, vor denen man aufzustehen hat? O guter Gott, wie ein steifer Klotz steht er da und fürchtet sich nicht, obwohl Aller Augen auf ihn gerichtet sind!"

Der Reiniger: „Wie kannst Du ihn nur so erschrecken? Ich leid' es nicht länger, weil er mein Landsmann ist. (Zum Candidaten gewendet.) Sei guten Muthes. Ich werde Dir beistehen und Dich vertheidigen. Nimm dieses Glas und trinke. . . . Ei Du dummer Teufel, scheust Du Dich nicht, das Glas anzurühren? In diesen Becher, aus welchem so große Gelehrte wie Deine Magister getrunken haben, willst Du Deinen Schnabel tunken, der giftiger als der des Basilisken ist? Dir gebührt, Wasser zu saufen und zwar schmutziges an den Bächen mit dem Vieh. Dorthinein stecke Du wie ein Vierfuß Dein plumpes Maul, stille Deine Gier, und wie ein von langem Laufe müde gewordener Gaul ziehe mit keuchenden Lefzen das Wasser ein."

In diesem und schlimmerem Styl geht es noch eine Weile fort, und es wird dem Beanus, während in dem Zwiegespräch zwischen Reiniger und Gehülfen bald Mitleid, bald Ekel und Entrüstung über seinen rohen und verwahrlosten Zustand die Oberhand gewinnen, auf das Gröbste und Gründlichste die Ueberzeugung beigebracht, daß er „ein Schatten des Nichts", daß er der „Nichtigste der Nichtsnutze" ist. Endlich fragt der Reiniger den Gehülfen: „Was sollen wir nun mit ihm anfangen?"

Der Gehülfe: „Vielerlei ist erforderlich. Denn ich merke wohl, er kam mit der Absicht zu uns, von jener Mißgestalt befreit und dann in die löbliche Zunft der Studenten aufgenommen zu werden. Ich glaube, das Nächste, was wir zu thun haben, ist, daß wir einen Arzt holen. . . . Aber da bist Du ja, berühmt und hochgelahrt in der Heilkunst, Du verstehst Dich ja ganz trefflich darauf, wie man Strolchen und Verrückten die Hörner stutzt und ihnen dann die Zähne ausreißt. Die Ohren kippen wir ihm, wie herkömmlich, mit Messern. Später vertreiben wir ihm die Entzündung der Augen. Mühe aber wird es kosten, ihm den langen fürchterlichen Bart zu scheeren. Wenn Du daher eine recht scharfe Pflugschaar hast, aus Eichenholz gemacht, so wirst Du ihn sauber herausputzen. Alsdann bekenne er seine Sünden. Endlich werde er von den verehrungswürdigen Magistern seines Mißgeruchs entledigt und unsrer Gemeinschaft einverleibt."

Damit ist das Programm des Weiteren gegeben. Der Reiniger geht, um seine Instrumente und Arzeneien zu holen. Sein Gehülfe tröstet mittlerweile den Candidaten, und zwar unter Anderm auch damit, daß man ihn, falls ihn während der ihm bevorstehenden Operation eine Ohnmacht befallen sollte, mit Pillen aus Nießwurz und Album Gräcum zu stärken wissen werde. Der Reiniger kommt mit einer aus ekelhaften Stoffen — „Fett aus Bocksbohnen, Fimo Virgineo und Blumen, die in der Mitternacht wachsen, wenn die Bauern den Tag über tüchtig Meth gezecht haben" — zubereiteten Salbe, mit einer Säge, einer Zange zum Zahnausreißen, einer hölzernen Pflugschaar und einem Priesterkragen wieder und geht nun mit seinem Gehülfen an die Umwandlung des Candidaten aus einem abschreckenden Scheusal in einen ordentlichen und wohlgesitteten Menschen. Zuerst sägt er ihm die Hörner ab, dann werden ihm mit der Zange die Eberhauer ausgedreht, worauf der Gehülfe sagt: „Diese Zähne werde ich mir aufheben und bisweilen als Sehenswürdigkeiten ausstelle. Ich lasse mir dann von den Zuschauern Geld dafür zahlen, wie die, welche Meerungeheuer zeigen." Darauf reibt man dem Beanus Kinn und Wangen mit Wasser ein, in welches Kräuter gethan sind, die der Gehülfe „aus dem Garten, wo der Abtritt ausläuft," geholt haben will, und das Barbieren mit der eichnen Pflugschaar beginnt. Nach Beendigung dieser ebenfalls nicht behaglichen Procedur sagt der Reiniger zu dem so Gemiß-

handelten: „Da sieh 'mal Deinen Bart, schwarz wie der des Jüngers, der Christum verrieth. Von Dir aber glaube ich, daß Du ehrlich bist, und daß Alle vorsichtige Gäste sind, die, wenn Du in die Herberge trittst, ihre Sachen bei Seite schaffen."

Man thut nun, als ob der Beanus unter dieser Behandlung in Ohnmacht fallen wolle, oder unser Ceremonienbuch setzt nach Erfahrungen bei früheren Gelegenheiten voraus, daß dies wirklich in der Regel eintritt. Sein Gesicht hat sich verändert, er schneidet Grimassen, er ist blaß geworden. Der Gehülfe holt auf Befehl des Reinigers zunächst die Salbe herbei und, als die nicht anschlägt, Pillen — „aus dem Ochsenstall." Nichts will helfen, und so schickt sich der Reiniger, indem er den Priesterkragen umhängt, an, dem anscheinend Sterbenden die Beichte abzunehmen. Hierbei kommen allerlei greulige Laster und Missethaten zum Vorschein, unter denen man sich die schlimmsten und unreinlichsten denken möge. Der Reiniger macht sein Beichtkind darauf aufmerksam, wie schwer er sich vergangen, und fährt dann fort:

„Sintemalen aber den aufrichtig Beichtenden die Lossprechung nicht verweigert werden darf und ein frommer Beichtiger wie ich nur eine Buße auferlegen kann, so soll deine Buße Folgendes sein: für diese deine Sünden und den entsetzlichen Geruch wirst Du Deine Lehrer mit einem großen Schmause wieder zu Kräften bringen. Ich sage, Deine Lehrer, die Du später wegen der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens, welche sie Dir erweisen werden, pflegen und ehren wirst; desselbigen Gleichen auch Deinen Beichtvater, den höchsten Seelenarzt, und nicht minder den Arzt deines Leibes, welcher in dieser Stunde Dir, dem Tiefheruntergekommenen, mit den köstlichsten Medicamenten aufs schleunigste zu Hülfe eilte" . . . .

Der Redner wendet sich jetzt an die gegenwärtigen Magister, deren Vorsitzender den zweiten Act, die Deposition, die vermuthlich nur kurz war und lediglich in einer Art Absolution und darauf in der Aufnahme des Fuchses unter die vollberechtigten Studenten bestand, zu vollziehen hat, und spricht:

„Verehrungswürdigster Magister, hier steht ein sehr großer Sünder. Er beging jene unsagbaren Missethaten. Mir ist die Befugniß verliehen, Buße aufzuerlegen, und das ist geschehen. Ich habe ihm eingeschärft, sein Gut zum Verjubeln herzugeben, und er hat versprochen uns mit dem besten Weine zu tractiren und all den Mammon zu verthun, den sein Erzeuger auf seinem tusculanischen Landgute zusammengescharrt, all die Goldfüchse, die seine Frau Mutter dem Gemahl entwendet und in ihrem Schatzkästlein versteckt hat."

Darauf forderte der Redner den Fuchs auf, zu dem Vorsitzenden der Magister hinzugehen und ihn um die Deposition zu ersuchen. Dies geschah, und die Lossprechung und die Aufnahme erfolgte, worauf alle Anwesenden

den nunmehrigen Studenten beglückwünschten, der jetzt seinen Schmaus zu geben hatte.

So vollzog sich die Aufnahme der Beane oder Füchse im fünfzehnten Jahrhundert und wahrscheinlich schon viel früher; denn das Heidelberger „Manuale Scholarium", dem diese Darstellung auszugsweise entnommen ist, nennt die Deposition einen „alten Brauch." Im sechszehnten Jahrhundert erhielt sich die Sitte und ebenso im ganzen nächstfolgenden sowie in der ersten Hälfte des achtzehnten, in dessen zweiter sie dann völlig andere Formen annahm, aufhörte, ein officieller Act, dem Alle sich zu fügen hatten, zu sein, und nur noch von denen gefordert wurde, die sich einer Studentenverbindung angeschlossen hatten.

Zu Luther's Zeit trat nur insofern eine bemerkenswerthe Veränderung in der Ceremonie ein, als man — vielleicht, weil die Beichte jetzt an Bedeutung verloren hatte — an die Stelle der Absolution eine Art Taufe setzte. Die üble Behandlung neu eingetroffner Studenten währte überall fort, und die Deposition wurde von den Universitätsbehörden nicht nur geduldet, sondern geschützt und gefördert. Der Depositor war in dieser und der nächstfolgenden Zeit gewöhnlich ein alter Studiosus, einer von denen, welche die Universität nie verließen und zuletzt mit weißen Haaren als Musensöhne im achtzigsten oder hundertsten Semester zu ihren Vätern versammelt wurden. Er wurde auf mehreren Universitäten vom Rector erwählt und feierlich auf sein Amt verpflichtet, erhielt für seine Bemühungen von der betreffenden akademischen Körperschaft in der Regel eine Vergütung, die zu Wittenberg in einigen Fässern Bier bestand, und hatte von dem durch ihn zu Befördernden außerdem ein Honorar zu beanspruchen, welches in Altdorf einen Gulden betrug.

Melanchthon und ebenso Luther wußten der Deposition eine fromme Deutung und eine nützliche Seite abzugewinnen. Nach jenem erinnerte die Hudelung und Beschimpfung der Beane oder Bachanten den jungen Studiosen daran, „daß ihm im Leben manche Unbill und viele Schwierigkeiten zustoßen würden, die er mit Seelenruhe ertragen müsse, um nicht durch Widerspenstigkeit in größeres Unheil zu gerathen." Luther aber nahm, wie Grohmann in seinen „Annalen der Universität Wittenberg" berichtet, einst in eigner Person die Deposition mehrerer Füchse mit den Worten vor:

„Leidet solch Kreuz mit Geduld, ohne Murmelung. Gedenkt daran, daß Ihr in Wittenberg geweiht seid zum Leiden und könnet sagen, wenn's nun kommt: wohlan, ich habe zu Wittenberg erstlich angefangen, deponirt zu werden; das muß mein Lebelang währen. Also ist unsere Deposition nur eine Figur und Bild des menschlichen Lebens in allerlei Plagen, Unglück und Züchtigung."

Darauf goß Doctor Martinus — das erste Beispiel einer eigentlichen

Fuchstaufe — den Betreffenden Wein auf die Häupter und absolvirte sie in herkömmlicher Weise vom Beanus und Bachanten. Er wird also in der Nachahmung des Aeußerlichen des Sacraments keine Entheiligung erblickt haben. Die Taufe mit Wein kommt übrigens schon früher, wie ich oben hätte erwähnen können, als integrirender Theil bei den Ceremonien vor, von denen die Beförderungen in der Zunft der mittelalterlichen Herolde begleitet waren. Die letztere zerfiel in Persevanten oder Lehrlinge, Herolde oder Gesellen und Wappenkönige oder Meister. Wer zum Persevanten aufgenommen wurde, empfing die Weintaufe gewöhnlich von einem Wappenkönige. Wer zum Herold befördert wurde, erhielt sie von dem Fürsten, dem er diente, selbst, wie denn unter Andern Karl der Kühne von Burgund diesen Ritus zu vollziehen pflegte. Auch hier war der Act mit gewissen Ceremonien verknüpft, die an das Hänseln der Handwerker erinnern.

Kehren wir zu den Studenten der Zeit Luther's zurück, so beließ man es, abgesehen von dieser Taufe, im Wesentlichen bei der früheren Behandlung der Füchse und fügte nur noch, wie das um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts entstandene Lied „Salvete, candidi hospites“ besagt, zu den Hörnern, mit denen sie erschienen und die ihnen abgesägt, zu den Schweinshauern, die ihnen ausgebrochen, und zu den Bärten, die ihnen mit der Pflugschaar abgekratzt wurden, einige andere Symbole, zum Beispiel Glättung der auf eine Bank hingestreckten mit einem Hobel, hinzu.

Von Tribur nach Canossa.

Von Dr. Wilhelm Kellner.

II. Der Mönch auf dem Thron. Zurücksinken der päpstlichen Ansprüche vor dem Sieg von Canossa.

Eckard's von Meißen wurde Heinrich ledig durch einen Mord, an dem ihm Betheiligung zugeschrieben wird; er suchte dies später abzubüßen. Ueber Hermann von Schwaben kam er mehr allmählich dadurch, daß er seine Erwählung im Umherziehen von einem Herzogthum (Provinz sagt v. Sybel) zum andern erwirkte und schließlich Hermann hoffnungslos machte. Ursprünglich begünstigt von den bayrischen, fränkischen und oberlothringischen Herren, hier schon weil seine Gemahlin eine Gräfin von Luxemburg war, deren Bruder er dann auch nach Kräften bedachte, empfing er von den Sachsen erst das Gelöbniß der Treue, nachdem er versprochen (der Anfang der Wahlcapitulationen), sie in ihren herkömmlichen Gerechtsamen zu schützen. So blieb endlich

auch den Schwaben nichts übrig als sich zu fügen. Aber wie Heinrich von einem Stamm zum andern ziehend nicht durch gemeinsame Wahl wie seine Vorgänger, sondern durch große Versprechungen und Zugeständnisse an jeden einzelnen von jedem einzelnen die Stimmen führte, wie er ebenso nicht nach Sitte der Väter zu Aachen, sondern zu Mainz die Krone empfing, so mußte Heinrich noch mehr wie Adelheid und Otto den Fürsten und Herren stete Theilnahme an der Reichsregierung gewähren. Im Eingange eines von Heinrich für Italien erlassenen Gesetzes heißt es: Es sei allen unsern Getreuen kundgethan, daß wir alle Zeit in unserer Fürsorge für das Reich das Geziemende nach erfolgter Genehmigung unserer ehrbaren Vasallen bestimmen. Heinrich erkannte bereits das Erbrecht der Lehen an, übertrug sie gewöhnlich auf erbberechtigte Söhne, nur unter Verpflichtung derselben Lehngelder zu zahlen, und zum Jahr 1013 findet sich in einer Urkunde der Ausdruck Erblehen.

In dieser Richtung kam zunächst nun Heinrich II. nur den weltlichen Großen entgegen, denn die Bischöfe und Aebte konnten nicht vererben. Aber die ganze Kirche konnte doch erben*). Und hier kommt nun das Entscheidende, daß Heinrich II. noch mehr als seine Vorgänger aus dem sächsischen Kaiserhause die Reichsgewalt auf die Bischöfe basirte. Schon von Otto's I. Regiment (von 955 an) sagt Giesebrecht I, 416: „Ueber ein Jahrhundert geht die Geschichte der deutschen Kirche fast ganz in der Reichsgeschichte auf und diese ist zum guten Theil in jener enthalten, das ganze Reichsregiment nahm einen überwiegend kirchlichen Charakter an . . Je mehr in dem Reichsadel die Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit des Stammes und provinziellen Interessen kräftige Vertretung fand, je enger verband die Krone ihre nationalen Ideen mit den weltumfassenden Anschauungen der katholischen Kirche." Dies hat also am meisten auf Heinrich's II. Regiment Anwendung; in einer Urkunde sprach er es geradezu aus, daß er sich die auf seiner Lebensreise ihm aufgebürdeten Lasten dadurch erleichtere, daß er sie auf die Schultern der Bischöfe wälze; er ernannte, belehnte sie mit ganzen Grafschaften und betraute sie mit den wichtigsten Geschäften. Die Gandersheimer Abtei hatte früher 7 Grafschaften, in der Diöcese Würzburg gab es gar keine Grafen mehr: Zoll, Markt, Münzrecht wurden an die Bischöfe hinausgegeben; das sind so einige Anhaltspunkte für den Gang der geistlichen Dinge auf diesem Gebiete.

Und nun gehen wir zu der eigenartigen Persönlichkeit Heinrich's II. über. Heinrich, auch genannt der Hüffeholtze**), wegen eines angebornen Leidens —

*) Der Gegensatz war freilich auch, daß verheirathete Cleriker die als Benefizien zu ihren Stellen gehörenden Güter als Erbgut für ihre Kinder an sich zu bringen suchten, was den Hauptanstoß zum Verbot der Priesterehe gab. Vgl. Baur a. a. O. S. 130.

**) Vgl. Birlinger Schwäb. Augsburg. Wörterbuch Seite 225 hefholz = hinkend; dazu was ein alter hessischer Gelehrter in seiner eignen Weise sagt. Man möge dabei Acht haben auf

er konnte sich Wochenlang angestrengter Arbeit nicht unterziehen — war in seinen ersten Jahren für den geistlichen Stand erzogen. Niemand konnte voraussehen, daß der bayrische Zweig des sächsischen Königshauses den Ottonen nachzufolgen berufen sein würde. Namentlich als Heinrich's II. Vater, der Zänker, des Herzogthums entkleidet wurde, bestimmte man den Knaben zum Domherrn in Hildesheim, wo er Unterricht in einer durch Ernst und Strenge berühmten Schule genoß. Später, nachdem der Vater in sein Herzogthum wieder eingesetzt war, kam der Knabe nach Regensburg unter die Zucht des heiligen Wolfgang, der sich die Mission unter den Ungarn zu seinem Lebensberufe ersehen hatte, aber durch den Bischof Piligrim von Passau von diesem Vorhaben abgebracht auf dessen Verwendung zum Bischof von Regensburg ernannt worden war. Dieser heilige Wolfgang legte selbst als Bischof die Kutte nicht ab, lebte als Mönch inmitten seines stattlichen Hofes und erstrebte als eine Art bayrischer Cluniacenser in Bayern eine Reform des geistlichen Lebens. Unter dessen Leitung lebte sich der nun allerdings nicht mehr dem geistlichen Stande geweihte Prinz gleichwohl in die Ordnungen der Kirche ein. Ihre Formen wurden ihm Vorbild und Muster auch für das staatliche Leben. Schon als Herzog widmete er den frommen Stiftungen ein besonderes Augenmerk. Als König war er ein strenger Beobachter der kirchlichen Vorschriften, er erwählte die Straßen seines Zuges, an denen er das Grab eines gefeierten Heiligen zu verehren fand. Keine große Unternehmung begann er, ohne vorher den heiligen Moritz zu Magdeburg um einen glücklichen Erfolg anzuflehen.

Den zahlreichen, von ihm berufenen Synoden wohnte er selbst möglichst

---

die gerade, scharfe und unverblümte Art, mit welcher die Männer des Jahrhunderts der Aufklärung die Dinge bei ihrem rechten Namen nannten, während in unserem von der romantischen Schule und der Partei der Zurückführung der katholischen Kircheneinheit, der Umkehr der Wissenschaft und der Solidarität der konservativen Interessen angefressenen Zeitalter aller Kirchenschwindel in hehre Seelenreinheit vertuscht worden ist. J. Gg. Estor († 1773) sagt in Analecta Hassiae Collect. III. IV. Nachricht von dem Ursprung des Benediktiner Nonnenklosters Kaufungen S. 120 f. von Kunigunde, Heinrich's Gemahlin, unter Anderem: „Nun ist es eine bekannte Sache, daß die Kaiserin Cunigunde, eine Tochter Siegfried's Arduenne und Luxemburg, nachdem sie in ihrer Jugend keine Vestalische Jungfrau abgegeben, und deßfalls einen Tantz auf den glüenden Pflug-Schaaren zu Bamberg wagen müssen, sothane Scharten durch allerhand gute Werke und geistliche Stiftungen nach dem Brauch damaliger Zeiten hat suchen auszuwetzen, und sich nebst ihrem Vertrauten, dem schlauen Bischof zu Paderborn, Meinwerc, der Gütigkeit ihres Gemahles Heinrich's des Hüffeholtzen, hierbei so meisterlich zu gebrauchen gewußt, daß die Reichs-Domainen dadurch großen Schaden erlitten und die Kayserliche allodial Güter fast alle der Geistlichkeit zu Theil worden. Magdeburg, Hildesheim und Merseburg haben nebst andern hiervon ein gutes profitiret, zu schweigen was für unglaubliche Einkommen Bamberg erhalten und wie viel ganze Grafschaften das Stift Paderborn davongetragen."

Wahrhaft herzstärkend ist diese den Nagel auf den Kopf treffende Sprache gegenüber der häßlichen Geschichtsverhüllung, welche seit der ultramontanen Ueberwucherung unseres gesammten Unterrichts Protestanten wie Römlinge umfängt.

bei. Bei einer 1005 zu Dortmund abgehaltenen, suchte er mit den Bischöfen nach den Mitteln und Wegen gegen die vielfachen Gebrechen des kirchlichen Lebens, und hier wurde sogar eine merkwürdige Verbrüderung zwischen ihm und den anwesenden Bischöfen geschlossen, wonach sie sich gegenseitig bei dem Ableben eines aus ihrer Mitte zu mannigfachen guten Werken verpflichteten.

Als Heinrich II. an die Gründung des Bisthums Bamberg ging und die Bischöfe wegen der von ihren Sprengeln abzutretenden Theile widerwillig waren, hat er gesagt, daß, da ihm der Segen von Kindern versagt sei, er hierauf sein Erbrecht werfe. Die Grundlagen des Bisthums Bamberg waren seine Allodien in Bamberg und Aurach im Volkfeld. Auf einer Synode zu Frankfurt 1007 warf er sich geradezu den Bischöfen zu Füßen und bat sie fußfällig um ihre Genehmigung zu dem Kloster. Ueberhaupt hat kein Kaiser größere Geschenke an die Kirche gemacht, und er hat selbst davon gesagt, daß er die Kirche Gottes gleichsam zur Erbin seines ganzen Privatvermögens eingesetzt habe. Auf seinem Römerzuge von 1014 gesellte sich Abt Odilo von Clugny zu ihm und nach einer Synode zu Ravenna 1014 legte der König seine Königskrone auf dem Altar des heiligen Petrus nieder und sandte den Reichsapfel dem Kloster von Clugny zum Geschenk. In solcher Richtung krönte ihn auch Papst Benedikt VIII. als einen fidelis des Papstes, nach Bejahung der Frage, ob der König ein treuer Schutzherr und Schirmvogt (advocatus) der Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen Treue beweisen wolle. Vorher vom Papste mit einem Reichsapfel mit einem Kreuze darauf beschenkt, sagte der König: „Ein sinnreiches Werk, Heiliger Vater, du hast mir damit unter der Hand eine Lehre geben wollen, wie ich zu regieren habe“. Er befahl den Apfel mit andern Gaben seiner Hand ebenfalls nach Clugny zu bringen. Es ist durchaus im Einklange mit dieser Handlungsweise, daß Heinrich II. die Wahl des als Gegenpapst gegen einen andern gewählten Papstes Benedikt VIII. der ihn eben krönte, statt, wie die Ottonen, sein Einsetzungsrecht geltend zu machen, einfach anerkannte, und treu dieser Ergebenheit gegen den Papst hielt Heinrich, als der neue Erzbischof von Mainz, Aribo, 1022 Beschlüsse der Seligenstädter Synode veranlaßte, mit welchen gegen den Absolutismus und das Dispensationsrecht des Papstes Front gemacht werden sollte, ein Versuch gerade so wie ihn die französischen Bischöfe zu Rheims gemacht hatten, eine rheinische Synode dagegen, und unter Vermittlung des Cluniacenser Bischofs Gerhard von Cambray und des Abtes Richard von Verdun eine Zusammenkunft mit dem französischen Könige Robert zu Yvois (Ypsch), der jetzt wieder päpstlich gesinnt war, und ebenso, immer unter Veranlassung der Cluniacenser, hier Gottfried's von Verdun, Herzogs von Lothringen, mit

König Rudolf von Burgund, um einen allgemeinen Frieden im Abendlande aufzurichten, wobei es sich im Großen und Ganzen um nichts Geringeres, als um eine große Kirchenreformation (also im Bunde des Papstes und des Kaisers und des Königs von Frankreich und Burgund) handelte. In das Land Burgund wurde Heinrich zur Uebernahme des Regiments nach König Rudolf eben wieder nur gerufen auf Anstiften der Cluniacenser Geistlichkeit zur Hülfe wider die beständigen Unordnungen der weltlichen Herren, denen Rudolf zu steuern zu schwach war.

Die große Kirchenreformation scheiterte für jetzt an dem fast gleichzeitig auf jene Zusammenkünfte folgenden Ableben Heinrich's wie des Reformpapstes Benedikt VIII.

Unter dieser Gesammthaltung Kaiser Heinrich's II. aber, wie sie in dem Vorstehenden zur Erscheinung gelangt ist, muß zum Schluß nun noch das Folgende betrachtet werden. Es ist bereits von dem besonders freundschaftlichen Verhältniß des Kaisers zu Bischof Meinwerk von Paderborn Andeutung gegeben worden. Mit diesem stand Heinrich auf dem Fuße eines Duzbruders und der kurzweiligen Scherze, wobei sich der Bischof am besten stand, dessen Bisthum aus einem ganz verfallnen, verarmten, durch Schenkungen des kaiserlichen Freundes zu einem der reichsten ward. Mit Meinwerk, so erzählte man in Clugny, pilgerte denn Heinrich auch nach dort. Man zeigte daselbst Weihgeschenke von ihm und behauptete, er habe sich unter die Brüder aufnehmen lassen. Aehnliches besagt eine Legende von Verdun weil der Kaiser das Kloster Richard's von Verdun, des Führers der Cluniacenser in Lothringen, besuchte und sich vielleicht unter die Ehrenbrüder des Klosters nach der Sitte der Zeit aufnehmen ließ, [auch darob priesen ihn die Cluniacenser als einen der Ihrigen]. Ja, von diesem Besuche beim Abte Richard in Verdun nach der Zusammenkunft von Yvois, wo auch eine solche mit dem Papste zu Pavia verabredet wurde, die nicht zu Stande kam, weil Benedikt noch vor Heinrich 1024 starb, geht sogar die Legende, daß der Kaiser 1023 dem Abte das Gelübde vom unverbrüchlichen Gehorsam geleistet, aber den Befehl erhalten habe, unverzüglich in die Welt zurückzukehren, um in Gottesfurcht und Gerechtigkeit (d. h. im Dienste der Kirche) zu regieren. Ob es Wahrheit oder Legende ist, es stimmt zu der vorher gebrauchten Aeußerung, daß wir es hier gewissermaßen mit einem Cleriker auf dem deutschen Throne, mit einem Mönche mit der Königs- und Kaiserkrone zu thun haben. Sicher ist, daß Heinrich in spätern Jahren den Willen geäußert hat, sich in die Mauern eines Klosters zurückzuziehen, und natürlich ist es, daß damit der Kirche nicht gedient sein konnte, weil ein solcher Regent für sie auf dem Herrscherthrone weit besser am Platze

war, als hinter den Mauern des Klosters. Seine Rathgeber haben seine Einsiedlerabsichten denn auch hintertrieben.

Unter so bewandten Umständen ist es auch erklärlich, wenn von diesem Cleriker auf dem Throne nach seinem Ableben ein Geistlicher jener Zeit schreibt: „Die Blüthe der Menschheit, der Preis der Könige, der Glanz des Kaiserthums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Christenheit ist dahin, unser Kaiser Heinrich" — und ein Bußgedicht jener Zeit sagte: „Es weine Europa, denn es hat sein Haupt verloren. Rom weine, es entbehrt seinen Schutzvogt. Es beklage die ganze Welt den zweiten Heinrich, der die Christenheit schützte, die Friedensstörer vernichtete und aller Willkür entgegentrat."

Die Kirche hat Heinrich II. ohnstreitig nach seinen Kräften hochgehalten; aber Alles konnte er doch auch nicht für sie leisten. Das zeigt schon der Zustand des deutschen Reiches zur Zeit des Todes Heinrich's.

Kurz vor diesem Ende war eine gewaltige Erhebung der weltlichen Fürsten in Sachsen gegen die durch Heinrich's Begünstigung immer mächtiger und anspruchsvoller werdenden Bischöfe gewesen. Der Bischof von Münster lag in Fehde mit dem Grafen von Werl, der Bischof von Bremen und der von Paderborn (Immedinger) in Fehde gegen die Billunger (Herzöge). Es war ein Zustand, von dem Thietmar von Merseburg sprach, es war, als gäbe es gar keinen König und Kaiser im Lande. Verräther riefen stets aufs Neue deshalb äußere Verwickelungen hervor, um den Kaiser an der Herstellung des Landfriedens zu hindern. Es war eben der Zustand, in welchem bei den heidnischen Wagriern, Abodriten, Liutizen, mit der Zustimmung des „Schützers der Christenheit, des Kaisers Heinrich, des friedfertigen Vorkämpfers der Christenheit, des Vaters der Kirche Gottes" das Christenthum geschädigt wurde, um der Macht des christlichen Herzogs in Sachsen zu schaden. Waren schon unter Otto III. die Bisthümer Brandenburg und Havelberg wieder an die Wenden verloren gegangen und der Krieg, den Otto 991—996 gegen die Heiden anstrengte so erfolglos gewesen, daß erst 1134 Albrecht der Bär Brandenburg rc zurückgewann, machten die Streitigkeiten zwischen Mainz und Hildesheim um Gandersheim dann die Sache noch schlimmer, so kam mit der Ermordung Eckard's von Meißen, welche Heinrich's Betheiligung damals schon zugeschrieben ward, nicht blos hinzu, daß dieser tapfere Vorkämpfer deutschen Wesens in jenen Marken des Ostens auch weiter südlich ausfiel, sondern auch noch daß Heinrich den Liutizen das Heidenthum mit der Erlaubniß blutiger Opfer ließ, damit sie ihm als Feinde der Sachsen beiständen, ja Heinrich führte die heidnischen Liutizen selbst wider den Bischof von Metz. Nordwärts auf der

andern Seite schädigten unter Heinrich II. erfolgreiche Einfälle der Dänen das Reichsgebiet zwischen Elbe und Weser. „Heinrich II. war", sagt Sybel (Die deutsche Nation u. s. w.) „nicht im Stande, den drohenden Aufschwung des dänischen Reichs und die Unterjochung des befreundeten England durch König Kanut zu hindern; er mußte dem polnischen Kriegsfürsten Boleslaw (und hier rühren wir wieder an eine andere Gegend) nach langen Kämpfen Mähren und die Lausitz und den herrschenden Einfluß im Slavenlande abtreten und einen Frieden schließen (1018), nicht wie er sich ziemte, sondern wie er zu haben war." In Italien behauptete sich 14 Jahre lang ein Gegenkönig; als er den wiederholten Anstrengungen Heinrich's endlich erlag, nahm der Kaiser den Versuch der Ottonen wieder auf, mußte aber nach solchen Verlusten, daß er von 60,000 Mann nur ein kleines Gefolge zurückbrachte, auf Apulien und Calabrien verzichten.

Dabei ist noch ganz besonders demüthigend für unser deutsches Reichswesen, daß die Mißerfolge Heinrich's Polen gegenüber gerade wieder ein vorausberechneter Gewinn der Papstkirche waren. Es ist früher bereits angemerkt worden, daß Ungarn, welches zeitweise dem Reiche unterthan geworden, im Jahr 1000 nicht vom Kaiser, sondern vom Papste die Königskrone erhielt, und wie Höfler*) auseinandersetzt, mit dem Eintreten dieses neuen Königreichs in die Reihe der christlichen Reiche die Reihe eines päpstlichen Staatensystems eröffnet wurde, welchem im 11. Jahrhundert auch Polen als Königreich hinzutrat. Es ist kein Wunder, wenn der Kirche nichts daran lag, daß der vielgerühmte und geliebte Bruder Kaiser dem päpstlichen König in Polen nicht nur nichts abzuringen vermochte sondern sogar an ihn verlor. Als die Kirche Heinrich viel nöthiger in Italien gebrauchte als auf einem Kriegszuge gegen Polen, wurde schon 1013 Hals über Kopf mit Polen Frieden gemacht, damit Heinrich dem die Reform anstrebenden Papste Benedikt VIII. (es waren 2 Gegenpäpste, wie schon angedeutet ward da: Gregor aus der Partei der Crescentier und Benedikt VIII., ein Graf von Tusculum) behülflich sein konnte; es war eben der Zeitpunkt, zu dem auch Odilo von Clugny 1014 auf dem Römerzuge Heinrich's sich diesem zugesellte.

*) Höfler, die avignonesischen Päpste, ihre Machtfülle und Untergang. Wien, K. Hof- und Staatsbuchdruckerei 1871. Aus der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften S. 8. Polen folgten dann noch viele andere: Croatien schon 1076, Halitsch, Serbien, Bulgarien, Sicilien, Portugal, Schottland, Norwegen u. s. w. Was dies zu bedeuten, daß der Papst keinen andern als dem deutschen Reich widrigen Zweck bei der Gründung solcher päpstlichen Kronen hatte, ergiebt sich z. B. aus der Thatsache daß als 1290 König Rudolf (v. Habsburg) seinem Sohne Ungarn als Lehen gab, Papst Nikolaus IV., der den König anfangs selbst aufgefordert hatte, sich des zerrütteten Landes anzunehmen, jetzt auch von Lehensherrlichkeit sprach, weil Ungarn vormals durch den päpstlichen Stuhl zum christlichen Glauben gebracht worden sei.

Es war also fast mitten in einem Aufruhr der Sachsen, daß Heinrich II. starb und, da Heinrich kinderlos war, die Nothwendigkeit einer Neuwahl unter allen Umständen an die deutschen Fürsten herantrat. Wie mußten sie nun geneigt sein, ihr Wahlrecht geltend zu machen, da sie früher schon so erpicht darauf waren! Waren sie nahe daran gewesen, Otto III. vom Throne zu stoßen, so hatten sie Heinrich II. vorher als ihres Gleichen gekannt. Weder der Glanz höherer Geburt, durch welche die Ottonen doch von der Wiege an den Verhältnissen der andern Fürsten entrückt gewesen waren, noch ein unbezweifeltes Verdienst hatte Heinrich von vornherein ein entscheidendes Uebergewicht verheißen und am am allerwenigsten konnte ihn die ungewöhnliche, allem Herkommen widersprechende Art, wie er die Krone gewonnen, empfehlen.

Daß nun der päpstliche Stuhl in Rom nicht sofort unmittelbar über den erledigten Thron seines Heinrich's II. verfügen konnte, ist ein deutlicherer Beweis als irgend ein anderer, daß weder er noch die Cluniacenser Kongregation eben die Macht dazu besaß. Deshalb ist es nöthig, daß wir zuvörderst unser Augenmerk auf die italischen Dinge richten.

In Rom war nach Benedict's VIII. Tode zunächst sein Bruder, eben noch ein Laie, aber auch ein Graf von Tusculum gefolgt. Lange in der weltlichen Verwaltung der Stadt unter dem Namen Romanus, „Herr aller Römer" vermochte er, einzig darauf bedacht, sein Geschlecht in der gewonnenen Macht zu schützen, durch reiche Geldspenden die Römer, ihn den Laien, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben und bestieg er dann denselben, nachdem er an einem Tage durch alle geistlichen Würden hindurchgegangen zum Aergerniß der Welt. Ein engherziger, beschränkter Mann, war er einer in Rom erscheinenden Gesandtschaft von Konstantinopel gegenüber sogar bereit in einem Bund mit den Griechen den Patriarchen von Konstantinopel als seines Gleichen d. h. als allgemeinen Bischof der christlichen Kirche anzuerkennen. Da war Alles, was mit Clugny zusammenhing namentlich, in der äußersten Bewegung. Vorher zum ersten Römerzug des neugewählten Königs Konrad II. 1026 erschien Abt Odilo von Clugny schweren Herzens bei Konrad, da das Konzil zu Anse 1025, allen päpstlichen Privilegien zum Trotze, Clugny wieder unter die Jurisdiction des Bischofs von Mâcon gestellt hatte.

Von einem solchen Papste, war also nichts für das Ziel der Dekretalen zu erwarten.

Wer ward nun der neue König? Daß päpstliche Directive bei seiner Wahl entschieden hätte, kann man nicht wohl annehmen. Thatsachen sind, 1) daß eine förmliche Wahl wie jemals, etwa zu Tribur, Forchheim, Fritzlar, vorgenommen ward, diesmal wieder in der Nähe von Tribur, bei Oppenheim am Rhein, genauer bei Camba. 2) Bestanden zwei Wahlparteien, die sich vielleicht eben wegen der Parteienscheidung auf Anverwandte des bisherigen

Kaiserhauses entschieden. Die beiden Wahlkandidaten waren Nachkommen von Konrad dem Rothen und Liutgarde, der Tochter Otto's des Großen, Söhne zweier Brüder, also Vettern; und stammten weiblicher Seits von den Ottonen. 3) Bei der Wahl ging mit der Stimmgebung der Erzbischof von Mainz voran und entschied für Konrad den ältern, gen. von Worms mit den andern allen, außer dem Erzbischof von Köln und den Lothringern, welche auf Konrad den Jüngern gehalten hatten, aber schließlich sich in die Konrad's des Aeltern Wohl gaben.

Die Parteinahme des Erzbischofs Aribo von Mainz für Konrad den Aeltern schließt die Einwirkung auch Clugnys aus, weil Aribo Urheber der gegen Clugny's Tendenz gerichteten Seligenstädter Beschlüsse von 1022 war. Nur ist es eigenthümlich dabei, daß man in Clugny erzählte, Konrad habe vor seiner Wahl eine förmliche Verpflichtung gegen die Bischöfe eingegangen, sich von seiner ihm ursprünglich verwandten Gemahlin Gisela zu trennen, und daß der Erzbischof von Mainz, der ihn erkoren hatte, dann Gisela nicht krönen wollte, was gerade der Gegner Konrad's bei der Wahl, der Erzbischof von Köln, später leistete. All das läßt eher schließen: weil Konrad nicht die Zusage der Trennung von Gisela zugestand, war man gegen ihn, und als er dann doch gewählt war, erfüllte ihm einer der Gegner, was der Freund nicht leistete, weil er in dem Streite Mainz's um Gandersheim nicht des Königs Beistand fand. Man muß um diese Zeit allgemeine Lösung seitheriger Verbindungen annehmen und voraussetzen, daß in dieser Auflösung Jeder seinen besondern Interessen, vorübergehenden oder dauernden nachging.

Also handelte auch König Konrad II. Ein Mann der Kirche wie Heinrich II. war er auf keinen Fall; dieser war kinderlos und Konrad hatte einen Sohn, den ihm Gisela bereits 1018 geboren. Während sich Heinrich von jeder Familienpolitik, die über die Begünstigung der Brüder seiner Gemahlin hinausging, fern hielt, war Konrad's Regiment durch und durch von dem Gedanken bestimmt, die Herrschaft seinem Sohne in Gestalt eines erblichen Kaiserthums zu überliefern. Den Sohn, den bereits 1026 die Fürsten als Nachfolger anerkannten, ließ er schon 1028 zum König krönen und ihm das Anrecht auf die Erbfolge in Burgund, wo die Königswürde bereits erblich war, zuschwören. Bei der unter Heinrich II. mehr als etwas Anderes eingerissenen Erblichkeit der Aemter und Lehen, mußte es logischer Weise ferner das Bestreben Konrad's sein, das so äußerst schwankend gewordene Königthum mit neuen Mitteln zu befestigen, den Grundsatz der nicht mehr abzuwendenden Erblichkeit auch auf die Königskrone anzuwenden, durch Anerkennung der Erblichkeit der kleineren Lehen und Afterlehen die Mittelgewalten zu schwächen und als Preis für jene Erblichkeit die Erblichkeit der Krone zu erreichen.

Konrad, sagt Wippo, de vita Conradi Salici *) gewann sich dadurch in hohem Maße die Herzen der Vasallen, daß er die von Alters her besessenen Lehen der Vorfahren den Nachkommen nicht mehr entziehen ließ. In den Versuch Konrad's gehörte es ferner hinein, daß die Herzogswürde möglichst in dem Amte des Königs aufging oder verschwand, und endlich, daß die Güter der reich gewordenen Kirche dem Königthume ein es förderndes Einkommen gewährten.

Dies Letztere geschah unter Konrad's Regimente durch die Simonie. In der Apostelgeschichte 8, 18 steht zu lesen: „Als aber Simon (der Magier) sahe, daß durch Handauflegung der Apostel der Geist verleihen werde, brachte er ihnen Geld und sagte: gebt mir auch diese Macht, daß man durch meine Handauflegung den heiligen Geist bekomme." In dem ihr eigenthümlichen Durcheinanderwerfen der Begriffe, dessen sich die römische Kirche von jeher zu ihren Herrschaftszwecken bedient hat, wandte man jenen Spruch zunächst darauf an, daß Bisthümer und Abteien denjenigen gegeben wurden, welche die höchsten Geldsummen dafür zahlten, allerdings ein schändlicher Handel, aber doch immer noch kein Handel mit der Gabe, den heiligen Geist zu verleihen. Dann wandte man den Ausdruck Simonie auch an auf das Bezahlen hergebrachter Abgaben für Verleihung der mit Lehensrechten verbundenen Kirchenämter und endlich gar wie Gregor VII. auf die Investitur mit Ring und Stab.

Daß jene erste Art von Simonie auch unter Konrad II. vorgekommen, scheint keinem Zweifel unterliegen zu können, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird; wie es im Einzelnen vor sich ging, darüber, sagt Thietmar von Merseburg VI., S. 356 von sich selbst: „Leider gelangte ich zu diesem Amte (d. h. zur Stelle eines Propstes von Walbeck) durch eine Art von Simonie. Ich gab zwar nicht Geld, aber mein väterliches Landgut dafür hin". Von einem Tagino sagt derselbe Thietmar II, 292: „Er beehrte den König, die Königin und alle Hofleute dem Herkommen gemäß mit vielfachen Geschenken, welche er nach seinem guten Herzen immer für unzureichend hielt." Ferner erzählt Thietmar, daß Gero von Magdeburg unmittelbar nach seiner Wahl zum Erzbischof dem Könige und allen seinen Hofbediensteten prächtige Geschenke machte, ohne hierüber ein Wort mehr zu verlieren. Die höhere Geistlichkeit hielt sich dann wieder schadlos durch Verleihung der untern Priesterstellen in ähnlicher Weise. Man denke dabei nur in Unbefangenheit an unsere Stolgebühren und was geschenkeweise damit zusammenhängt; für den König aber an die mittelalterlichen Beden und die Steuerfreiheit, welche gleich durch jene Beden ausgeglichen werde.

Indessen wie diese Sache nun objectiv auch aufzufassen ist, sie beweist

*) Vgl. Pfister, Geschichte der Teutschen, (Hamburg 1829, Perthes) II. S. 165.

daß Konrad II. mit seiner Art, die Kirchenstellen zu vergeben kein Kirchenheiliger sein, und daß die Kirche auf diesem Wege auch nicht aus Konrad ein Werkzeug für sich zu machen hoffen konnte. Und sie brauchte ein solches wieder mehr als je.

Die Simonie riß unter Papst Johann XIX. gerade in Rom am meisten und so tief ein, daß, als er sein schmähliches Wirken endigte, unter seiner Einwirkung und mit dem Gelde der Tusculaner noch eine schmählichere Wahl folgte. Der Graf Alberich von Tusculum, der sich einen Pfalzgraf des Lateran und Consul der Römer nannte, gelang es, durch unglaubliche Summen, die Wahl seines Sohnes Theophylakt, eines zehnjährigen Knaben, 1033, durchzusetzen, der dann unter dem Namen Benedikt IX. durch die schlimmsten Bubenstreiche den apostolischen Stuhl schändete. Während seine beiden Brüder Gregorius und Peter die weltliche Herrschaft für ihn führten, ließ er das geistliche Leben durch sein Beispiel in den allerärgsten Verfall gerathen. Auch die äußere Gesetzlichkeit und Kirchlichkeit der Cluniacenser und die schwärmerischen Bußübungen der Schüler Romnald's konnten nichts nützen, da gerade in Burgund und Italien, wo die eifrigsten Bußprediger ihren Sitz hatten, das Uebel am schlimmsten war. Konrad II., dem gegenüber der hohe Klerus mehr und mehr in die Vasallenschaft sank, ließ die Kirche eben möglichst seinen politischen Zwecken zu Gute kommen.

In dieser Noth wandte sich der Reform betreibende Theil der Kirche wieder nach Deutschland, wo verhältnißmäßig noch der beste Sinn in der Kirche herrschte und gewann Niemand geringeres als den Sohn des Kaisers! Heinrich, der nachmalige III. dieses Namens als Kaiser, desavouirte den eignen Vater!

Licht- und Schattenbilder aus Coburg-Gotha.

I.

Es gab eine Zeit, da das kleine Coburg-Gotha in dem politischen Leben Deutschlands eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Herzog Ernst genoß — nicht ohne wirkliches Verdienst — den Ruf eines vorurtheilslosen, freisinnigen Fürsten: er verlieh unter Mitwirkung einer aufgeklärten Landesvertretung seinen Staatsangehörigen gute, zeitgemäße Gesetze; er führte, auch wenn ringsum die Reaction blühte, ein gesetz- und verfassungsmäßiges Regiment, fern von Willkür und Polizeiwirthschaft; vertriebene Schleswig-Holsteiner, verfassungstreue Opfer eines Hassenpflug und Gemaßregelte des Grafen

zur Lippe schützte er vor Untergang und Noth, indem er ihnen (selbst mit Hintansetzung der heimischen Beamtenwelt) möglichst einträgliche Stellen zutheilte; in seinem Lande durfte sich der nach Freiheit und Einheit des Vaterlandes ringende Volksgeist offen und ungebunden äußern, Vorstellungen gegen die Duldung eines deutschen Turner- oder Schützenfestes und anderer patriotischen Massenversammlungen, gegen die Zulassung des Nationalvereins und sonstige, dem damals herrschenden System unliebsame Gestattungen wurden unter Berufung auf das gesetzlich gewährleistete Vereins- und Versammlungsrecht zurückgewiesen. Bei aller äußeren Machtlosigkeit war einem gut angelegten Fürsten mit einigem Ehrgeiz und Thatentrieb die Gewinnung großen Ansehns und ungewöhnlicher Popularität durch die Jämmerlichkeit der meisten Staatsverwaltungen und die Kläglichkeit der Bundestagswirthschaft, sehr erleichtert. Das Jahr 1866 hat auch hierin eine gründliche Wandelung herbeigeführt. In dem Augenblick, in welchem Preußen kühn und energisch die Leitung der deutschen Angelegenheiten in seine Hand nahm, eine großartige, nationale, schöpferische Politik trieb, — in diesem Augenblick war es naturgemäß mit dem kleinfürstlichen Nimbus vorüber, auch wenn derselbe bis dahin noch so berechtigt sein mochte. Wenn heute der Herzog von Coburg-Gotha einen Besuch in London oder Paris macht oder in der Hofburg zu Wien vorspricht, wer denkt da noch wie ehedem an einen politischen Hintergrund einer solchen Reise? Auf der Schaubühne der hohen Politik steht Herzog Ernst nicht mehr. Niemand ist sich darüber klarer als er selbst. Es wird trotzdem unvergessen bleiben, daß er es war, der sich mit Zustimmung der Landesvertretung beim Ausbruch des Krieges von 1866 sofort auf Seite Preußens stellte und im Felde dessen erster, für geraume Zeit einziger Bundesgenosse wurde. Dieser Schritt zeugt jedenfalls von einem richtigen Verständnisse der Situation, von einer politischen Einsicht und Klugheit, wie sie zu jener Zeit keiner der Herren „Vettern und Liebden" albertinischer und ernestinischer Linie an den Tag legte, und es verdient auch die Raschheit des Entschlusses wie des Handelns um so größere Anerkennung, als der Herzog nach dem Frankfurter Fürstentage, an Preußens deutscher Politik so gut wie verzweifelnd, eine Schwenkung nach Oestreich hin gemacht hatte.

Das siegreiche Preußen hat ihm bekanntlich die geleisteten guten Dienste durch das Geschenk des vormals kurhessischen Waldes bei Schmalkalden gelohnt, nachdem vorher allerlei Gerüchte über eine Vergrößerung Coburgs durch Zuweisung anstoßender bayerischer Ortschaften, insbesondere einiger protestantischer Pfarrspiele Mittelfrankens die Luft durchschwirrt hatten. Zur Ehre der coburgischen Bevölkerung dürfen wir hervorheben, daß dieselbe nach solchem Zuwachs keineswegs lüstern war und die Vergrößerung eines winzigen, kaum lebensfähigen Staatswesens um einige Quadratmeilen nicht für eine

Aufgabe jener ernsten Zeit hielt. Die bayerischen Bauern hatten auch kein Verlangen darnach, coburgisch zu werden; es wäre dies in ihren Augen eine capitis deminutio gewesen: „den Schimpf wird man uns doch nicht anthun, daß man uns herzoglich macht!" rief in stolzem Selbstgefühl ein „königlicher Unterthan."

Ueber die Schenkung des Schmalkaldener Waldes ist viel Mißliebiges gesprochen und geschrieben worden, den eigentlichen Sachverhalt aber kennen die Wenigsten. Es handelt sich nicht ganz ausschließlich um eine Liberalität zu Gunsten des Herzogs, sondern zum Theil auch um eine Entschädigung seiner beiden Länder und ihrer Bewohner für die Opfer und Lasten des Kriegs. Stadt und Land Gotha hatten namentlich infolge der Begebenheiten bei Langensalza von Durchmärschen und Einquartierungen stark gelitten, Coburg aber war längere Zeit von den Bayern besetzt, die es an Contributionserhebungen nicht hatten fehlen lassen. Den beiderseitigen Landesangehörigen hätte auf Kosten der Besiegten volle Schadloshaltung gebührt, allein Preußen nahm bei den Friedensschlüssen die Kriegsentschädigungsgelder für sich allein in Anspruch, wodurch ihm die Verpflichtung entstand, seinem treuen Bundesgenossen selbst gerecht zu werden. Die Erfüllung dieser Obliegenheit hängt eng mit dem Schmalkaldener Waldgeschäfte zusammen; denn der Herzog erhielt und übernahm dabei ausdrücklich die Verbindlichkeit, seinen Staatsangehörigen die gehabten Kriegskosten zu ersetzen. Immerhin war die Dotation eine sehr werthvolle: der Wald soll, wenn er auch vorerst noch nicht die entsprechende Rente liefert, doch nahezu ein Kapital von einer Million Thaler repräsentiren, während die Entschädigungsgelder Alles in Allem nur auf rund 55,000 Thaler berechnet worden sind. Für einen Nimrod, wie Herzog Ernst ist, hat außerdem noch der bedeutende Zuwachs an schönem Jagdgebiete einen unnennbaren Affectionswerth.

Die Annahme eines solchen Geschenks wurde dem Herzog in seiner Stellung als souveräner Fürst dadurch etwas erleichtert, daß man ihm den Wald nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Abtretungsvertrags als integrirenden Bestandtheil des Domänenguts übergab, welches letztere in beiden Ländern unbestritten die Eigenschaft eines fideicommissarischen Privateigenthums des herzoglichen Gesammthauses hat, jedoch mit der Beschränkung, daß die Hälfte des Reinertrags, so lange das herzogliche Haus regiert, in die Staatskasse fließt. Der Herzog hat also an seinen Agnaten und in gewissem Sinne an den von ihm regierten beiden Fürstenthümern Mitempfänger der Dotation. In der That wurde sofort durch ein Gesetz angeordnet, daß die Revenuen des Schmalkaldener Waldes, so lange das herzogliche Haus an der

Regierung bleibt, nach zwei gleichen Hälften zwischen der Schatulle des Fürsten und den beiden Landeskassen zur Vertheilung kommen sollen. Dabei beruht es auf des Herzogs freier Entschließung, daß die Länder sich in ihre Revenuenhälfte ebenfalls gleichheitlich zu theilen haben, nicht nach dem Verhältniß von 3 zu 7, welches staatsgrundgesetzlich für die gemeinsamen Einnahmen und Ausgaben maßgebend ist. In Gotha sprach man deshalb eine Zeit lang nicht ohne Grund von einer Begünstigung Coburgs; der Herzog aber ließ im Landtage erklären, die Gleichmäßigkeit der Vertheilung des Geschenks sei eine Folge seiner gleichen landesväterlichen Gesinnung und — die Verstimmung zog sich vor dieser geschickten Redewendung loyal zurück.

Die ganze Angelegenheit zeigte indessen noch eine andere interessante Seite. Zur Bestreitung der Kriegskostenentschädigung mußte ein, aus den Erträgnissen des neuerworbenen Waldgebietes zu verzinsendes und zu tilgendes Darlehn aufgenommen werden. Der Landtag, welcher in die Verpfändung des Waldes bis zur Höhe von 110,000 Thlr. willigen sollte, wünschte einen Nachweis über die mit dieser Summe zu leistenden Ausgaben. Nicht ohne Zögern wurde darauf der Commission die Eröffnung gemacht, daß zur Vergütung der Kriegsschäden allerdings nur ungefähr die Hälfte des erwähnten Kapitalbetrags erforderlich, die andere Hälfte aber — für den Herzog bestimmt sei, dessen Revenuenantheil ja thatsächlich auch die Hälfte des Verzinsungs- und Tilgungsaufwandes tragen müsse! Das Staunen und die Mißstimmung der Abgeordneten war groß, dennoch willigte der Landtag schließlich ein. Er hatte sich auf den, wie uns scheint, irrigen Standpunkt drängen lassen, daß die Ueberlassung des halben Reinertrags an die beiderseitigen Staatskassen ein mit Dank zu acceptirendes Geschenk des Herzogs sei, während die Theilung der Revenuen zwischen Fürst und Land aus der Thatsache, daß die Krone Preußen den Wald als integrirenden Bestandtheil des Domänenfiscus abgetreten hatte, nach dem bestehenden Verfassungsrechte von selbst folgte. Nicht bei dem Herzog Ernst, sondern bei dem König Wilhelm hatte sich der Landtag für die Zuwendung zu bedanken; das onus aber, mit welchem nach dem Willen Preußens der Wald in das Domänenvermögen übergehen sollte, bestand nur in der Höhe der Kriegsschäden, nicht auch noch in einer gleich großen Zahlung an des Herzogs Privatkasse.

Der ganze Sachverhalt gewährt einen Einblick in die Gewandtheit, mit welcher Herzog Ernst und seine Finanzmänner zu rechnen wissen, läßt aber auch einiger Maßen die Complicirtheit unserer staatsrechtlichen Verhältnisse ahnen. Am 1. December 1874 wurde in Gotha das 25jährige Amtsjubiläum des Staatsministers von Seebach gefeiert und dem Jubilar reiche Anerkennung für vielfache Verdienste um Fürst und Land

gezollt; 25 Jahre sind es auch her, seitdem die Frage der Coburg-Gothaischen Union zeitweise wie die Seeschlange auftaucht und von der Tagesordnung wieder verschwindet: die hervorragendste Aufgabe, welche dem Herrn von Seebach bei seiner Berufung gestellt worden war, die vollständige staatliche Vereinigung beider Länder diesseits und jenseits des Rennsteigs, vermochte er trotz wiederholter Anläufe nicht zu lösen. Bald lehnte es „der stolze Franke" ab, sein Heimathland zu einer „gothaischen Provinz" zu machen, bald weigerte sich der Thüringer, in Gütergemeinschaft mit dem fränkischen Halbbruder zu treten, welchen er für einen armen, fast ruinirten Mann hielt. So besteht bis auf den heutigen Tag für die 170 — 180,000 Seelen ein Verfassungswerk, welches eines Vierzigmillionenreiches würdig wäre und in der That auch dem Grafen Beust für die Verfassung von Oestreich-Ungarn als Musterbildchen vorgeschwebt zu haben scheint. Sowohl Cis- als Transthüringien hat noch heute sein eigenes Ministerium, seinen eigenen Landtag und Landtagsausschuß, seine eigene Gesetzgebung, seine eigene Finanzverwaltung; für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten giebt es aber wieder eine gemeinsame Ministerialabtheilung, eine gemeinsame Gesetzgebung, einen gemeinsamen Landtag und Landtagsausschuß. Der gemeinsame Landtag zählte 22 Jahre lang 14 gothaische und 7 coburgische Abgeordnete, welche von und aus den beiden Spezziallandtagen gewählt wurden; im Drange nach Vereinfachung der Maschine beschloß man aber vor einem Jahre, daß fortan die beiden Sonderlandtage vollzählig zum gemeinsamen Landtag zusammentreten sollen, so daß dieser jetzt eine stattliche Versammlung von 30 Mitgliedern bildet, die natürlich mit den Abgeordneten zum deutschen Reichstag die Diätenlosigkeit nicht gemein haben.

Man liebt es wohl, die Geschichte der Coburg-Gothaischen Union wie eine Krähwinkelei zu belachen, die Unlust beider Theile zu einer gänzlichen Verschmelzung ihrer staatlichen Angelegenheiten für einen Ausfluß pfahlbürgerlicher Engherzigkeit zu halten; vor 1870 begegnete man sogar der Frage: wie soll ein einiges Deutschland zu Stande kommen, wenn nicht einmal Coburg und Gotha unter einen Hut zu bringen sind? Dergleichen Auffassungen zeugen von gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse. Das deutsche Reich lebt jetzt und gedeiht und die Bewohner beider Herzogthümer gehören ihm mit Leib und Seele an, aber die „Union" läßt noch immer auf sich warten, — sie hat weder mit der Einigung Deutschlands noch mit einem particularistisch befangenen Eigenwillen der beiderseitigen Landesangehörigen, die wir gegen einen solchen Verdacht entschieden in Schutz nehmen müßten, etwas zu schaffen. Die Union von Coburg und Gotha ist bisher an der Geringfügigkeit ihres Werthes gescheitert. Bei ihrer räumlich getrennten

Lage eignen sich die zwei kleinen Herzogthümer von vorne herein wenig zu einem einheitlichen Staatswesen; auch kann man sich für einen Gesammtstaat von etwa 180,000 Seelen kaum mehr erwärmen, wie für zwei Einzelstaaten von 50,000 und 130,000 Angehörigen. Es fehlt der Unionsidee an jedem belebenden, begeisternden Inhalt, sie appellirt weder an die Vaterlandsliebe, die ja dem ganzen Deutschland gehört, noch an sonst einen edlen Trieb: sie ist bloß eine Frage des practischen Vortheils, vor Allem des pecuniären Nutzens. Für diejenigen Angelegenheiten, deren einheitliche Behandlung wirklich Bedürfniß ist, besteht eine organisirte Gemeinschaft; zu ihnen gehört das Verhältniß des Landes zum Herzog, zum deutschen Staatswesen und zu auswärtigen Staaten, das Staatsgrundgesetz, das Ministerium, das Oberappellationsgericht in Jena, das Appellationsgericht in Eisenach, seit Kurzem überhaupt das ganze Justizwesen. Die Selbstständigkeit jedes der beiden Ländchen, also die getrennte Gesetzgebung und Verwaltung beschränkt sich in der Hauptsache auf das Innere und die Polizei, auf Kirchen- und Schulsachen, auf das Steuerwesen und das Domänenvermögen mit Ausschluß des Schmalkaldener Waldes, welcher auf Grund der oben erwähnten Thatsachen gleich nach der Erwerbung der gemeinschaftlichen Ministerialabtheilung unterstellt worden ist. Diese hat ihren Sitz in Gotha und fungirt zugleich als Abtheilung für die gothaischen Spezialangelegenheiten, während für die Coburgischen Sachen eine besondere, allerdings nur aus wenigen Beamten zusammengesetzte Abtheilung in der Stadt Coburg fungirt. Die Vervollständigung des Ausbaus der Union könnte, trotz aller Berufungen auf die geschichtlichen Anrechte Coburgs, nur in der Weise geschehen, daß die coburgische Ministerialabtheilung wegfiele, d. h. mit dem gothaischen Ministerium zu Einer Behörde vereinigt würde. Gotha hat von einer solchen Maßregel an und für sich keinen Nutzen zu erwarten, den Coburgern aber kann man es kaum verdenken, daß sie auf die Annehmlichkeit und den Vortheil, eine sorgsame, wohlwollende, mit allen Einzelheiten des Ländchens genau vertraute Regierung in ihrer Mitte zu haben und ihre inneren Angelegenheiten durch eine Art von Kreistag selbst zu regeln, einigen Werth legen. Dennoch würden sie wohl darauf verzichten und die Gothaer würden anderer Seits auch ihren, von der weniger günstigen Finanzlage Coburgs entlehnten Bedenken entsagen, wenn mit der Zusammenlegung der Ministerien und der totalen staatlichen Vereinigung beider Länder wesentliche Ersparnisse in dem Verwaltungsaufwand verbunden wären oder mit anderen Worten, wenn durch eine solche Maßregel die Herzogthümer in die Lage kämen, ihren staatlichen Aufgaben besser und sicherer als bisher genügen zu können. Aber daran fehlt es gerade: irgend namhafte finanzell Erfolge einer völligen Ver-

schmelzung konnten den Landtagen bis jetzt nicht in verlässige Aussicht gestellt werden und so will man lieber die Schwerfälligkeiten und Unbequemlichkeiten des jetzigen Zustandes, welche übrigens von den leitenden Beamten mehr gefühlt werden als von der Bevölkerung, ruhig fort ertragen, als daß man neue Verhältnisse schafft, welche über die Frage der Existenzfähigkeit doch nicht hinweghelfen. Vermöchte Herr von Seebach einen handgreiflichen Vortheil von jährlich nur 20—30,000 Thlr. nachzuweisen, so würde die Vollendung der Union sicherlich keinen Schwierigkeiten mehr begegnen: — eine so unbedeutende Geldfrage ist aus der einstmals mit viel Pathos und Leidenschaft behandelten Angelegenheit geworden!

In Abgeordnetenkreisen herrscht schon lange die Ueberzeugung (und ein Blick auf das benachbarte Meininger Land bestätigt dieselbe), daß der ministerielle Apparat, mit welchem sich Herr von Seebach umgeben hat, für den Umfang der Herzogthümer und der Regierungsgeschäfte viel zu groß ist; aber der Minister theilt diese Anschauung nicht, widerspricht entschieden dem Verlangen nach einer bedeutenden Ermäßigung seines Personal- und Geldetats und genießt bei der Majorität des gemeinschaftlichen Landtags viel zu viel Verehrung und Anhänglichkeit, als daß man ihm auf seinem eigensten Gebiete ernstlich zu Leibe gehen möchte. So mag es denn vielleicht einem kühneren, die bureaukratische Phalanx rücksichtsloser durchbrechenden Nachfolger vorbehalten sein, eine erheblich wohlfeilere Regierungsmaschine zu erfinden und dadurch auch den Unionsgedanken in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Inzwischen wird freilich das Ressort der coburgischen Spezialabtheilung nach und nach aufgesogen werden; denn aus der verfassungsmäßigen Gemeinschaftlichkeit der Beziehungen zum deutschen Reich hat Herr von Seebach geschickt und erfolgreich den Schluß gezogen, daß auch die Ausführung aller Reichsgesetze, gleichviel welchen Gegenstand sie betreffen, zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten gehöre und der gemeinschaftlichen Abtheilung competire. Dadurch wird in demselben Verhältniß, in welchem die Gesetzgebung des Reiches sich ausdehnt, ohne Verfassungsänderung, auch die Reihe der gemeinsamen Angelegenheiten auf Kosten der Speziallandessachen vermehrt, thatsächlich also die Union weiter gefördert. Neuerdings hat das Impfgesetz sowie das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung wieder eine bedeutende Bresche in das Zuständigkeitsgebiet der coburger Ministerialabtheilung gelegt, — allerdings auch in das der gothaischen Abtheilung; weil diese aber mit dem gemeinschaftlichen Ministerium nahezu identisch ist, so tritt hier die Aenderung äußerlich nicht zu Tage. λ ϱ.

Bädeker in Syrien.

Bädeker am Rhein — Bädeker in Oesterreich, in Süd- und Norddeutschland, in Italien, in Frankreich, kurz in allen Gegenden Europas, in die sich der Strom der deutschen Reisenden vermögender Classe vorzugsweise ergießt — wer kennte es nicht, das rothe Buch des vielgewanderten modernen Odysseus mit seinen immer dankenswerthen Fingerzeigen, seinen stets begründeten Warnungen, seinen nie fehlenden Rathschlägen für jede Absicht, jede Verlegenheit und jede Gefahr der Touristenwelt? Von Bädeker sen. vor mehr als dritthalb Jahrzehnten mit ehrlichem, gewissenhaften Geiste begonnen, ist es von Bädeker jun. in gleichem Geiste fortgeführt worden und bis heute ein Segen geblieben. Tausenden war es ein Schatzkästlein, ein Compaß, ein getreuer Eckart an Scheidewegen. Tausende und aber Tausende danken ihm, daß sie ihre Reise mit Nutzen und Behagen machten, und ebenso viele, daß sie auf derselben nicht in die Schlingen geriethen, die ihnen und ihrem Beutel von Gastwirthen, wie den Besitzern des goldnen Truthahns und des blauen Haifisches gelegt waren. Ja man kann behaupten, daß das Buch eine förmliche Reformation dieser Institute bewirkt hat, von denen nur zu viele früher die Kunst des Prellens aus dem Grunde verstanden und übten. Vielfach nachgeahmt, ist es doch nie erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Wollte es altern, so wurde zu rechter Zeit für Verjüngung in einer neuen Auflage gesorgt, und mit jeder Auflage wurde es reichhaltiger und vollständiger.

So freuen wir uns von Herzen, daß Odysseus jetzt die Grenzen Europas überschritten hat und unter die Syrer und Araber gegangen ist, um uns auch für Reisen zu diesen ein Wegweiser und Lehrer zu werden. Das Bedürfniß eines solchen wird zwar für Deutschland nicht groß sein; denn während Engländer und Amerikaner, pecuniär günstiger gestellt als wir, den Orient jährlich zu Tausenden bereisen, mag die Zahl der Deutschen, welche dorthin gehen, im Jahr schwerlich hundert erreichen, und während es in London und Newyork geradezu zur Erziehung und zum guten Ton gehört, daß ein junger Mann die Pyramiden bestiegen, das heilige Land durchzogen hat und über den Libanon nach Damaskus gepilgert ist, sind wir noch weit davon entfernt, an unsre Jugend solche Anforderungen zu stellen. Ein glänzendes Geschäft wird daher mit dem Buche wohl nicht und um so weniger gemacht werden, als die Herstellung desselben selbstverständlich kostspieliger gewesen sein muß, als die derjenigen Bände, die näher gelegene Gegenden behandeln. Indeß verdient das Unternehmen deshalb nur umsomehr unsere Anerkennung. Die Sammlung deutscher Reiseführer, die uns Bädeker geschaffen, wird dadurch mehr und mehr zum Weltbuch, und diejenigen unsrer Landsleute, welche das Morgen-

land besuchen, haben sich künftig nicht mehr (die von Moritz Busch verfaßten Führer, vor länger als anderthalb Jahrzehnten erschienen und zu ihrer Zeit gut, aber seitdem nicht revidirt, sind großentheils und in wesentlichen Dingen veraltet) bei dem Engländer Murray Rath zu holen, sondern können sich diesen und beiläufig viel besseren in ihrer Muttersprache ertheilen lassen.

Das Buch, von dem wir sprechen, nennt sich: „Palästina und Syrien. Handbuch für Reisende herausgegeben von K. Bädeker“ und ist von 12 Karten, 41 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten (kleinen gut ausgeführten Stahlstichen, welche die Sachra- und die Aksa-Moschee, den Klageplatz der Juden am Moriah, die Via Dolorosa zwei Façaden der Grabeskirche in Jerusalem, endlich Damaskus und Baalbek darstellen) begleitet. Es bildet den ersten Theil eines mehrbändigen Werkes, welches den ganzen Orient umfassen und im Laufe der nächsten Zeit erscheinen soll. Verfaßt ist es von Professor Socin in Basel, der sich wiederholt in Syrien aufgehalten und seine letzte Reise dorthin lediglich zum Zweck der Bearbeitung dieses Buches unternommen hat. Professoren sind nicht immer sehr praktisch, manche Leute wollen an ihnen vielmehr häufig das Gegentheil beobachtet haben, Reiseführer aber müssen vor allen Dingen die Eigenschaft praktischer Brauchbarkeit besitzen, und so hat auch der Herausgeber einen großen Theil der hier beschriebenen Gegenden und Orte bereist und seine Erfahrungen dem Werke einverleibt. Dasselbe beruht somit fast durchgehends auf eignen, an Ort und Stelle gesammelten Beobachtungen Seitens eines wohlgeübten Auges.

Wie die früheren Bädeker'schen Publikationen dieser Art beginnt das Buch mit praktischen Vorbemerkungen, die zunächst längere oder kürzere Reisepläne zur Auswahl aufstellen, sich dann über die Kosten der Reise, Kreditbriefe, Münzwesen, Maße, Pässe und Zölle verbreiten, darauf die Consulate ins Auge fassen, die verschiedenen Dampferlinien besprechen, die man bei der Reise nach und in der Levante benutzen kann, und unter denen den französischen Messageries vor den Lloydschiffen und den russischen der Vorzug gegeben wird, und hiernach allerlei Bemerkungen über die Art und Weise, wie man am geeignetsten zu Lande reist, folgen lassen. In demselben Zusammenhange begegnen wir sodann Abschnitten über die öffentliche Sicherheit, die jetzt, abgesehen von der Wüste und den sie unmittelbar begrenzenden Landstrichen, nicht viel zu wünschen übrig läßt, über Gasthöfe und Klöster, eid bekanntlich im heiligen Lande ebenfalls eine ausgedehnte Gastfreundschaft üben, über Kaffeehäuser, Bazare, Moscheen, über den Umgang mit Orientalen, endlich über Posten und Telegraphenverbindungen.

Dann folgt ein Kapitel über Klima, Geologie, Flora und Fauna des Landes, hiernach finden wir ein anderes über die Bevölkerung, die Eintheilung

und die Namen, die dasselbe zu verschiedenen Zeiten hatte, dann eine kurzgefaßte Geschichte Palästinas und Syriens, der eine chronologische Tabelle mit den Hauptmomenten derselben beigegeben ist, einen Ueberblick über die heutige Bevölkerung Syriens, Einiges über die Glaubenslehre des Islam und über Sitten und Bräuche der Bekenner desselben, einige Notizen über die arabische Sprache, die bekanntlich in Syrien und Palästina die herrschende ist, nebst einer Sammlung von Vocabeln und kurzen Gesprächen, endlich einen Blick auf die Kunstgeschichte dieser Länder.

Die arabischen Gespräche hätten wegbleiben können. Wer längere Zeit im Orient leben und mit dem Volke verkehren will, muß die Sprache desselben zunächst aus Büchern, dann durch den Umgang mit den Leuten gründlich erlernen; wer das Land nur flüchtig bereist, wird unter allen Umständen einen Dragoman haben müssen und an dem genug haben. Mit einigen Brocken der Sprache ist wenig geholfen, wer mit ihnen hantiert, spielt ungefähr dieselbe Rolle, wie die komischen Englishmen, die sich in arabische Tracht stecken und sich darin gefallen, von den Eingebornen aber innerlich ausgelacht werden. Zur Noth lernt man aus solchen Conversationsstücken fragen und fordern, in sehr seltnen Fällen verstehen, was geantwortet wird, selbst wenn es das ist, was der Herausgeber hier als Antwort voraussetzt, und wie dann, wenn sie anders lautet? Der Reisende im Bädeker kommt z. B. zum Pferdeverleiher und fragt ihn in schönem Arabisch: Hast du Pferde? worauf jener erwidert: Ich habe keine Thiere. (Wie aber wenn er die Frage bejaht?) Der Bädeker'sche Tourist fragt weiter: Wie viel willst Du täglich für ein Pferd? und der Mann sagt: dreißig Piaster. (Wie aber, wenn er mehr oder weniger verlangt und seine Forderung nach Art des Landes mit einem großen Wortschwall motivirt?) So und noch schlimmer steht es mit den meisten andern der hier fingirten Gespräche. Fast immer wird der, welcher sie braucht, nach wenigen Worten „verlesen“ oder, um mit den Juden zu reden, „geschochten“ sein und zwar um so mehr, mit je größerem Vertrauen auf sein Wissen der Reisende auftritt. Wir meinen, ein paar Hundert Haupt- und Zeitwörter und die Kenntniß der Zahlen bis hundert genügen für schlimme Fälle, und was darüber ist, ist unnützer Balast und somit vom Uebel. Desto besser ist fast alles Uebrige in den genannten Kapiteln; überall — die älteste Geschichte Palästinas ausgenommen, an der sich vom Standpunkte der neuesten Forschung einige erhebliche Ausstellungen machen lassen — sind die besten Quellen benutzt, und häufiger erhält der Reisende eher zu viel als zu wenig Auskunft, sodaß er, selbst wenn er sehr gründliche Belehrung verlangt, ohne andere literarische Hülfsquellen auszukommen vermag.

Dasselbe gilt von den nun folgenden Routen. Der Verfasser führt uns zunächst nach Jaffa und dann auf verschiedenen Wegen nach einander nach

Jerusalem, das uns mit größter Gründlichkeit bis herab zu den für die Mehrzahl der Reisenden bedeutungslosen Punkten geschildert wird. Eine Hauptstelle nimmt dabei mit Recht das Haram Esch Scherif, die Stelle, wo auf dem Moriah der Tempel Jahves stand, mit seinen beiden schönen Moscheen ein. Sehr zu loben ist, daß der Verfasser die heiligen Stätten nicht mit kirchlichem, sondern mit wissenschaftlichem Auge ansieht und den frommen Antiquitäten- und Raritätenschwindel, der Hunderte derselben, großentheils ohne auch nur den mindesten vernünftigen Grund, lediglich um die Einnahmen der Klöster zu erhöhen, aufgefunden haben will, kurzweg durch ein „sogenannt“ bei Seite schiebt. Ueber dergleichen Humbug sich zu echauffiren, überlassen wir stupiden Griechen und Russen und sentimentalen Katholiken von der Sorte Lamartine's. Nach der heiligen Stadt selbst besuchen wir an der Hand unseres Buches die Umgebungen derselben, den sogenannten Garten Gethsemane, das sogenannte Grab der Maria, den sogenannten Ort des Vaterunsers und den Oelberg, von dem Jesus nicht (wie die Mönche wollen, die in ihrer plumpen grobsinnlichen Art hier sogar seine Fußtapfe zeigen) gen Himmel gefahren sein kann. Dann geht es hinab in das Kidronthal und zu dessen zahlreichen echten und unechten Alterthümern, darauf in das Thal Hinnom und hiernach in die nordwestliche Umgebung der Stadt, wo die Gräber der Richter und der Könige liegen, und wo in den letzten Jahren die Russen großartige Bauten aufgeführt haben. Darauf folgt die Beschreibung der gewöhnlichen Touren von Jerusalem nach Bethlehem, nach den Teichen Salomo's, nach Jericho, dem untern Jordan, dem Todten Meer nnd dem Felsenkloster Marsaba sowie einiger andern Ausflüge. Das neunte Kapitel führt uns nach Hebron, der Stadt der Patriarchengräber, nach Dschebel Usdum (Sodom) beim Todten Meere und nach Kerak, wohin beiläufig europäische Reisende nur selten kommen. Im nächsten wird die Stätte besucht, wo sich die Reste der berühmten Nabatäerstadt Petra finden. Dann besuchen wir von Hebron aus Gaza und von Jerusalem einige andere weniger wichtige Oertlichkeiten, woran die große Tour nach dem Norden, zunächst nach Samaria, dann nach Galiläa, sich anschließt. Wir folgen unserm Führer nach dem stattlichen Nablus, der malerischsten Stadt im heiligen Lande, gehen von da über Dschmim nach Nazareth (dessen Einwohnerzahl von Bädeker mit 10,000 viel und selbst mit 5000 noch immer zu hoch angegeben ist, es hat schwerlich auch nur 4000) nach Chaifa am Karmel, nach Tiberias und dem See Genezareth, nach dem Tabor und der Judenstadt Safed. Eine Anzahl Nebentouren, die selten unternommen werden, möge der, welcher sich für sie aus dem oder jenem Grunde interessirt, in unserm Buche selbst nachsehen. Der 23. Abschnitt führt uns in das Hauran, der folgende durch Süd- und Mittelphönicien nach Beirut, der nächste in den Libanon, der übernächste nach Damaskus, das uns von

ihm ausführlich geschildert wird. Die beiden vorletzten Abschnitte haben Ausflüge nach den großartigen Ruinen der Tempel von Baalbek und nach den Cedern des Libanon zum Gegenstande, und der letzte beschreibt uns die Reise von Damaskus durch die syrische Wüste nach der Trümmerstätte Palmyra's, die von Bädeker selbst besucht worden ist.

Alle diese Touren werden uns mit großer Genauigkeit bis ins Einzelne geschildert, nichts ist vergessen, was einiges Interesse haben kann, überall ist das nöthigste historische Material zur Hand gestellt, sodaß auch ein sehr Anspruchsvoller durchweg finden wird, was er wünscht. Ein ausführliches Inhaltsverzeichniß (nicht weniger als 25 enggedruckte dreispaltige Seiten) wird viel zu praktischer Verwendbarkeit des trefflichen Buches beitragen.

Den Karten und Stadtplänen ist besondere Sorgfalt zugewendet worden, was sehr viel werth ist, da jeder, der im Morgenlande gereist ist, weiß, daß man von den Eingebornen, selbst wenn man sich mit ihnen in ihrer Sprache unterhalten kann, über Wege und Entfernungen wenig oder gar keine Auskunft erhält, da sie theils keine gehörigen Vorstellungen davon haben, theils auch dem ungläubigen Franken nicht Rede stehen wollen. Die Zeichnung der Karten hat Professor Kiepert übernommen, und zwar hat er dabei das von ihm selbst vor einigen Jahren an Ort und Stelle gesammelte Material verwendet. Die Kärtchen der Umgebung von Jaffa und Beirut sowie die Pläne dieser Hafenstädte wurden für dieses Buch eigens aufgenommen. Zur Erleichterung der Uebersicht ist am Ende des Buches ein Routenkärtchen mit Kartennetz beigefügt. Der Zeichnung des großen Panoramas von Jerusalem liegen die neuesten photographischen Aufnahmen zu Grunde, eine vollständigere und deutlichere Wiedergabe des Bildes der heiligen Stadt ist unseres Wissens bisher noch nicht erschienen.

Nach dem Gesagten brauchen wir wohl nicht hinzuzufügen, daß wir dieses neueste Erzeugniß des rührigen Herausgebers allen, die sich zu einer Reise in die von ihm behandelten Länder rüsten, warm empfohlen haben wollen.

Literatur.

Das 2. Magdeburgische Infanterie-Regiment Nr. 27 im Kriege gegen Frankreich 1870—71. Ein Beitrag zur Geschichte des Regiments. Von v. Lessel I. Premier-Lieutenant im 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 27. Berlin, 1875. E. S. Mittler & Sohn. — Es ist ein gutes Zeichen, daß neben dem großen Werke des deutschen General=

stabs über den letzten Krieg gegen Frankreich auch die Einzelschilderungen aus sachkundigen Federn, die Monographien der Kriegsthaten einzelner Armeen, Corps, Regimenter, Waffengattungen u. s. w. steten Fortgang nehmen. Darin zeigt sich die Eigenart und Selbständigkeit unsrer Offiziere auch im Frieden. Der absoluten Gerechtigkeit und Vollständigkeit des großen offiziellen Werkes hält sich jeder Mitstreiter aus dem letzten Kriege durchaus versichert. Keine hervorragende Waffenthat oder Muthprobe wird das große Werk unerwähnt lassen, gleichviel ob ein Heerführer oder ein gemeiner Soldat ihr Held war. Aber unmöglich können in dem Werke, welches die Kriegsgeschichte des letzten Feldzuges darstellen will, die Schicksale und Erlebnisse jedes einzelnen deutschen Heerkörpers in dem Umfange und mit der warmen Farbe vorgetragen werden, wie sie den Kameraden und Genossen in der Erinnerung haften. Dieses Bedürfniß befriedigen namentlich solche Werke, wie das vorliegende, welche die Schilderungen der Thaten und Schicksale einzelner Regimenter im letzten Kriege enthalten.

Das zweite Magdeburgische Infanterie-Regiment, dessen Ruhmesantheil am deutsch-französischen Kriege uns hier dargestellt wird, hat vor wenig Monaten den Tag, seines sechszigjährigen Bestehens gefeiert. Am Eingang dieses Zeitraumes stehen ihm die glorreiche Erinnerung von Wavre und Ligny, wo es durch zähes Ausharren in hochgefährlicher Lage den großen Siegestag von Belle-Alliance mit herausführen und vorbereiten half. Im Jahre 1866 erneuerte das Regiment an den böhmischen Felsenmassen von Bossin und Musky, im Walde von Benatek und im Paß von Blumenau seine blutigen Lorbeern. Der große Krieg gegen Frankreich 1870/71 hat vom 27. Regiment allerdings nicht in dem Maße Opfer gefordert, wie von andern altpreußischen Regimentern. Wenige eigentliche Schlachttage hat das Regiment 1870 gesehen. Im Gefecht vor Toul war es am stärksten mit engagirt; in die Schlacht von Beaumont griff es mit relativ geringen Verlusten ein, — es hatte hier sechszig Todte — als der Tag zu Gunsten der deutschen Waffen in der Hauptsache schon entschieden war. Der Angriff auf die Stellung von Givodeau, das Gehölz und die Höhe von Yoncq, der Kampf um den Mont de Brüne und der Angriff auf die Vorstadt von Mouzon bildeten den Antheil der Siebenundzwanziger an dem Ruhm dieses Tages. Es war ein sonderbares Verhängniß für die tapfere Schaar, daß ihr keine Theilnahme an den Anmarschkämpfen, an den Augustschlachten, nicht einmal eine nennenswerthe Betheiligung an der Schlacht von Sedan und den Ausfallsgefechten von Paris beschieden war. Dagegen war dem Regiment vorbehalten, sich ganz besonders auszuzeichnen in jenen, regelrechten Truppen widerwärtigsten und aufreibendsten Kämpfen des kleinen Krieges, gegen undisciplinirte, regel- und gesetzlose Feinde oder die letzten Trümmer der geschulten Waffenmacht Frankreichs, welche die verzweifelte Kriegspolitik Gambetta's im Norden, Westen und Süden der deutschen Invasionsgrenzen, zur Schlachtbank führte. Diejenigen Theile des v. Lessel'schen Werkes, welche uns den kleinen Krieg an der Oise und Epte schildern, gehören deshalb auch gerade wegen ihrer Eigenthümlichkeit zu den interessantesten und spannendsten, welche bisher in derartigen Schriften zu finden gewesen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 30.

Ausgegeben am 23. Juli 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Ein kleinstaatliches Literaturbild.

Es giebt Bücher, die von Rechtswegen nicht „schwarz auf weiß“, sondern in den Landesfarben desjenigen Territoriums gedruckt sein sollten, in welchem sie das Licht der Welt erblickt haben. Im vorliegenden Falle würde ich dann die Geschichte eines „grünweißen“ Buches zu erzählen haben. Mit diesem Buche hat es folgende Bewandniß.

Vor ungefähr fünf Jahren versandte ein sächsischer Provinzialgeistlicher, der Superintendent und Oberpfarrer zu Leisnig Dr. Wilhelm Haan, an alles, was in königlich sächsischen Landen Gelehrter, Schriftsteller oder Künstler heißt, und an alles, was allda in Amt und Würden ist, ein Circular und einen Ausfüllebogen mit dem Ersuchen, daß jeder Adressat ihm möglichst bald ein vollständiges, bibliographisch genaues Verzeichniß seiner sämmtlichen im Druck erschienenen Schriften und einige biographische Notizen über seine werthe Person zuschicken möge, da er die Absicht habe, ein — „Sächsisches Schriftstellerlexikon“ herauszugeben! Gleichzeitig wurde der Adressat zur geneigten Subscription auf dieses Werk der Zukunft eingeladen.

Es läßt sich denken, daß das Circular des Herrn Superintendenten nicht überall die gleiche Aufnahme gefunden haben wird. Hunderte werden — so viel ist gewiß — nichts Eiligeres zu thun gehabt haben, als sich hinzusetzen und den übersandten Bogen mit aller Gewissenhaftigkeit auszufüllen und auf ein Exemplar des Lexikons zu subscribiren. Schon die bloße Vorstellung, seine eigene Biographie und ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke in einem dicken Buche mitten unter lauter ähnlichen Biographieen und Katalogen fein säuberlich abgedruckt zu sehen, hat für jeden edlen Menschen etwas Erhebendes, ja man möchte sagen Hinreißendes. Kühlere Naturen werden freilich über die Idee des Herrn Oberpfarrers anfangs gelächelt und seine Sendung ad acta gelegt haben; später ist sie ihnen dann gelegentlich doch wieder in die Hände gefallen, und sie haben gedacht: „Warum soll ich dem guten Manne seinen Spaß verderben?“ und so haben denn auch sie den Bogen nachträglich gefüllt und zurückgeschickt, wenn es auch vielleicht mit der Subscription bei ihnen

nicht so große Eile gehabt haben wird. Noch andere mögen wohl — und es giebt ja leider auch solche steinerne Herzen — das Circular sofort nach der Eröffnung mit irgend einem Kraftausdrucke in den Papierkorb geworfen und nie wieder angesehen haben.

Doch das Gute bricht sich ja immer Bahn. Nach einigen Monaten erschien wirklich die erste Lieferung des „Sächsischen Schriftstellerlexikons".

Auch du empfängst dein Exemplar. Hastig überfliegst du das Titelblatt, wirfst dann einen Blick auf die letzte Seite des Heftes — welche Freude! Die erste Lieferung reicht schon bis weit in den Buchstaben F hinein, dein Name beginnt „mit dem großen Anfangsbuchstaben D" — Glücklicher, du stehst also bereits darin!

Du schneidest auf, du blätterst herüber und hinüber — wie? du erbleichst? Zorn und Schrecken bemächtigen sich deiner? Solltest du vielleicht nicht darin stehen? Sollte der Undankbare dir und deinen sämmtlichen Werken etwa nicht den gebührenden Platz gegönnt haben? — Ach, ja wohl stehst du darin, aber „fragt mich nur nicht, wie!"

In der That ging, als die besagte „erste Lieferung" erschienen war, ein Schrei des Hohnes und der Entrüstung durch die ganze königlich sächsische Schriftstellerwelt. Der Herausgeber hatte bewiesen, daß er der erhabenen Aufgabe, die er sich gestellt, nicht im entferntesten gewachsen sei. Man denke sich nur das eine: Das Buch wimmelte von „Druckfehlern"! Jeder, dessen Studien sich unglücklicher Weise auf einem Gebiete bewegten, welches dem Herrn Superintendenten etwas ferner gelegen hatte — und dies war ja bei den meisten der Fall — mußte es erleben, daß von den Büchertiteln, die er aufgezeichnet hatte, und deren Zusammenstellung für ihn vielleicht keine Kleinigkeit gewesen war, von zweien gewiß allemal der eine verdruckt war. Für den Verfasser einer dereinstigen „Sächsischen Literaturgeschichte" war also das Buch entschieden nicht zu brauchen; die Subscribenten verzichteten zum großen Theil auf die Fortsetzung, und es blieb nichts weiter übrig, als den Rest der Auflage einzustampfen.

Wer sich freilich einbildete, daß nun damit auch die ganze Idee des „Sächsischen Schriftstellerlexikons" eingestampft gewesen sei, der irrte sich. Der Herr Superintendent wartete seine Zeit ab. Als der Sturm sich gelegt hatte und wieder völlige Windstille eingetreten war, schickte er unverfroren sein Circular zum zweiten Male ins Land, und da die menschliche Eitelkeit nun einmal mächtiger ist, als der menschliche Zorn, so erreichte er wirklich bei vielen auch zum zweiten Male seinen Zweck; das bereits todt geglaubte „Sächsische Schriftstellerlexikon" stand wieder auf und erschien alsbald — ich will mich so kurz fassen, wie die zweite Verlagshandlung — nicht in Lieferungen, sondern

complet*), und erfreut sich also jetzt seines ganzen, vollen und ungetheilten Daseins; es existirt, es will berücksichtigt, es will studirt sein. Studiren wir es denn.

Ein „Sächsisches Schriftstellerlexikon" — 1875! Sollte man das wohl für möglich halten? Von allen Erscheinungsformen des Particularismus ist dies doch ohne Zweifel die denkbar bornirteste. Wer ist denn überhaupt ein sächsischer Schriftsteller? Ist es der, der in Sachsen geboren ist? Oder der, der in Sachsen lebt? Gilt der dafür, der fünfzig Jahre in Preußen gelebt hat und vielleicht seit zwei Jahren sich in Sachsen aufhält? Darf man den dazu rechnen, der Jahrzehnte lang auf sächsischem Boden gelebt hat und seit Kurzem vielleicht in Preußen lebt? Nun, der Herausgeber definirt uns den Begriff des Näheren auf dem Titelblatte: ein sächsischer Schriftsteller ist jeder „im Königreich Sachsen gegenwärtig lebende Schriftsteller". Die Richtigkeit dieser Definition zugegeben, was will aber überhaupt das ganze Buch? Ist es nicht bereits antiquirt in demselben Augenblicke, wo es erscheint, ja sogar noch vor Beginn des Drucks? Wer verlangt darnach? Und gerade jetzt darnach? Wer kann es brauchen? Wozu kann man es brauchen? Mir ist es in der That unfaßbar, wie jemand heutzutage noch auf eine solche zopfige Idee verfallen kann. Die „Schriftstellerlexika" waren eine Ausgeburt des 18. Jahrhunderts. Namentlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schossen diese literarischen Adreßbücher, denn weiter sind sie ja nichts, wie Pilze aus dem Boden. Nicht nur jedes Land und jedes Ländchen, sondern selbst jede Stadt und jedes Städtchen in Deutschland mußte damals sein Gelehrtenlexikon haben. Sie sind ja allbekannt, diese schönen Werke, von J. G. Meusel's „Gelehrtem Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller", F. A. Weiz' „Gelehrtem Sachsen oder Verzeichniß derer in den Churfürstl. Sächs. und incorporirten Ländern jetztlebenden Schriftsteller" an, bis herab zur „Schilda literata" und dem „itzt florirenden gelehrten Quirlequitsch oder Tripstrille". Aber was sollen wir mit einem solchen Machwerke im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts?

Doch ereifern wir uns nicht länger über die Idee. Sehen wir uns lieber die Ausführung derselben etwas näher an. Beginnen wir ganz äußerlich mit der Physiognomie des Buches und stellen wir dann zunächst — was der Herausgeber sich leider erspart hat — eine kleine Statistik daraus auf.

Den Titel habe ich schon mitgetheilt. Auf das Titelblatt folgt eine Widmung an S. Majestät den König von Sachsen — ein Muster typo-

*) Sächsisches Schriftsteller-Lexicon. Alphabetisch geordnete Zusammenstellung der im Königreich Sachsen gegenwärtig lebenden Gelehrten, Schriftsteller und Künstler 2c. Herausgegeben von Dr. theol. Wilhelm Haan. Leipzig, Robert Schäfer 1875.

graphischer Geschmacklosigkeit! — dann kommt das „Vorwort". Das nächste Blatt verzeichnet die Schriften des verstorbenen Königs Johann, das über nächste die der verstorbenen Prinzessin Amalie. Der Todestag von beiden ist richtig angegeben; trotzdem eröffnen sie hier das Verzeichniß der im Königreiche Sachsen „gegenwärtig lebenden" Schriftsteller. Ein besonderes Blatt ist dann noch dem dermaligen sächsischen Cultusminister, Herrn von Gerber, und seinem Vorgänger, Herrn von Falkenstein, eingeräumt, dann marschirt der große Haufe alphabetisch auf: ungefähr 800 Namen. Interessant ist es nun, zu sehen, aus welchen Kreisen diese 800 sich zusammensetzen. Etwa 40 von ihnen stehen einzig da in ihrer Art. Der Appellationsgerichtsvicepräsident z. B., der Polizeidirektor, der Staatseisenbahndirektor, der Strafanstaltsdirektor, der Rentamtmann, der Hauptsteueramtscontroleur, der Gensdarmeriesecretär, der Theaterdirektor, der Oberregisseur, der Hofopernsänger, der Universitätsmusikdirektor, der Architekt, der Photograph, der Apotheker, der Gärtner, der Bereiter, der Besitzer einer chemischen Fabrik und der stellvertretende Direktor einer Strickmaschinenfabrik, sie alle sind unter den „sächsischen Schriftstellern" nur je in einem Exemplare vertreten. Appellationsräthe, Polizeiassessoren und Capellmeister hingegen finden sich schon paarweise, Bürgermeister, Stadträthe, Kammermusici und Schauspieler sogar zu einem Trifolium zusammen. Buchhändler und Offiziere a. D. nennt das Lexikon je 4, Aerzte, Advokaten und Direktoren öffentlicher Sammlungen je 6; dann folgen 7 Kirchen- und Schulräthe, 15 Bibliotheks- und Archivbeamte. Die Lehrkörper von Privatschulen haben 19, die der Forstakademie, der Bergakademie, der Baugewerken- und Gewerbeschulen, Techniken und Polytechniken, der Cadettenschule, der Militärbildungsanstalt, der Turnlehrerbildungsanstalt und des kgl. stenographischen Instituts zusammengenommen 22 Namen beigesteuert. Schriftsteller von Metier, Journalisten und Privatgelehrte werden 36, Universitätslehrer 84 genannt; den Kreisen des Gymnasiums und der Realschule gehören 135 an, dem Seminar und der Volksschule 146. Das Hauptcontingent aber haben die geistlichen Herren gestellt; es sind — ausschließlich der Theologen an der Universität — 231 Namen! Endlich kommen hierzu noch 8 Schriftstellerinnen. Die Höflichkeit erfordert es, daß ich sie ohne Verzug mit Namen aufführe; es sind die Damen: Claire von Glümer, Charlotte Grans, Magdalena Hampel, Luise Otto-Peters, Fanny Roquette, Pauline Schanz, Amalie Scheibe (pseudon. S. Augustin) und Anna Löhn-Siegel. Wer noch nichts von Frl. Hampel gehört haben sollte, der schäme sich und lasse sich hiermit gesagt sein, daß diese Dame, wie sie selbst in ihrer Biographie erzählt, „schon mit dem elften Lebensjahre die Schule verließ", im Jahre 1866 einen „Apparat gegen den Schreibkrampf" erfand und eine „Anleitung zur gründlichen Erlernung einer schönen und geläufigen Handschrift

und einer regelrechten Federhaltung" verfaßt hat. Von der schriftstellerischen Bedeutung von Frl. Roquette habe ich selbst, wie ich mit Beschämung gestehe, bis jetzt nichts gewußt. Genanntes Fräulein hat aus Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" den Abschnitt über Winckelmann in's Französische übersetzt und in der „Revue germanique" abdrucken lassen. Daß mir also niemand in Zukunft unter den sächsischen Schriftstellerinnen Frl. Roquette vergißt!

Aus der mitgetheilten statistischen Uebersicht geht nun schon hervor, wie falsch der Titel des Buches ist. Das Buch ist gar kein Schriftstellerlexikon; es ist ebenso wenig eins, wie es die gleichbenannten Bücher des vorigen Jahrhunderts waren, sondern es ist ein Gelehrtenlexikon. Wir wollen doch ja diesen Unterschied festhalten. Man findet zwar unter den Schriftstellern auch bisweilen große Gelehrte und unter den Gelehrten, wenn auch schon weniger häufig, tüchtige Schriftsteller; in dem vorliegenden Buche aber kann kaum der zehnte Theil aller Genannten auf das Prädicat „Schriftsteller" Anspruch erheben. Man braucht nur, nachdem man die äußern Lebensstellungen der Herren gemustert hat, nun einen oberflächlichen Blick auf ihre literarischen Leistungen zu werfen, um sich sofort über diesen Punkt vollständig klar zu werden. Den größten Raum in dem Buche beanspruchen, ganz wie in den Gelehrtenlexicis des 18. Jahrhunderts, die Predigten. Was im Königreiche Sachsen heutzutage noch für eine Fluth von Predigten gedruckt wird, das ist ganz erstaunlich. Diese Kindtaufs-, Trau- und Leichenreden, diese Schulweih-, Kirchweih- und Glockenweihpredigten, diese Ernte- und Bergfestpredigten, diese Constitutions- und Reformations-, Ordinations-, Amtsantritts-, Gast- und Abschieds-, Conferenz- und Visitationspredigten, wie viele, viele Seiten füllen sie! Nach den Predigern kommen aber noch lange nicht die „Schriftsteller". Dann kommt zunächst der Volksschullehrer mit seinen zahllosen kleinen Lehr- und Unterrichtsmitteln, seinen Elementarbüchern, Lesebüchern, Uebungsbüchern, Rechenbüchern, Liederbüchern, Choralbüchern und Spruchbüchern; dann erst folgt die sachwissenschaftliche und daneben die populärwissenschaftliche, endlich auch die belletristische Literatur. Wo bleibt da der Begriff des Schriftstellerlexikons?

Aber sieht man nun den Gehalt der Beiträge etwas genauer an, wie bewundert man da vor allen Dingen — die Geduld des Papieres! Es ist keine Uebertreibung: Die Hälfte der gesammten Literatur, die in diesem Buche verzeichnet ist, ist der Art, daß keine Menschenseele je wieder darnach fragt. Wozu diese ganze Maculatur hier aufspeichern? Die Gewissenhaftigkeit ist wahrhaft rührend, mit der die guten Leute oft ihre „Werke" verzeichnet haben. Namentlich die geistlichen Herren sind groß darin. Mancher braucht für sich allein zwei volle Seiten, um seine „sämmtlichen Werke" aufzuzählen.

Sieht man näher zu, was dieser äußerst fruchtbare „Schriftsteller“ geleistet hat, so sind es in vielen Fällen eben nichts, als lauter einzelne Predigten, Stück für Stück im Umfange von 8—16 Octavseiten und im Preise von 20—50 Pfennigen. Andere führen eine Unmasse kleiner Zeitungsartikel an, indem sie jeden einzeln mit genauer Angabe der Zeitschrift und der betreffenden Nummer nennen, in der er sich abgedruckt findet. Und in diesem Punkte stehen die übrigen „Schriftsteller“ mit den geistlichen Herren auf gleicher Linie; der gelehrteste wie der ungelehrteste, der vornehme Universitätsprofessor wie der harmlose Dorfschulmeister — eitel sind sie alle mit einander. Gleichviel, ob der Artikel „über die Krümmung eines torsionslosen Raumes von n Dimensionen“ oder „über die römischen Männernamen auf a“ oder „über die Farnflora der Cooksinseln“ handelt, es wird uns nichts erlassen, alles wird haarklein aufgezählt. Die wenigsten haben die Selbstüberwindung gehabt, nachdem sie ihre umfangreicheren und allenfalls nennenswerthen Schriften aufgeführt, dann kurz und bündig hinzuzufügen: „Außerdem verschiedene Artikel in den und jenen Zeitschriften“. Wie weit der Eifer und die Gewissenhaftigkeit bisweilen geht, dafür nur ein Beispiel. Der Kirchen- und Knabenschullehrer Noack zu Arnsfeld bei Annaberg hat „Beiträge zur Pädagogik“ geliefert. Das ist vielleicht an sich nichts Ueberflüssiges. Leider sind es aber nun im Laufe der Zeit neun Hefte geworden, und von sämmtlichen neun Heften giebt uns der Herr Verfasser genau den Inhalt an — das ist doch entschieden des Guten zu viel! Derselbe wackre Mann hat natürlich auch, wie die meisten seiner Collegen, einen „Liederkranz“ herausgegeben. Auch das wird ihm niemand verargen. Es ist nun einmal das Privileg des deutschen Schulmeisters, daß er an seiner Schule auch nach seinem Buche unterrichtet, und dieses Buch ist natürlich stets „das beste“. Aber wenn uns der Herr Verfasser nun auch vorerzählt, wie viel Canons, Terzetten, Volkslieder, kirchliche Figuralgesänge in jedem einzelnen Hefte seines Liederkranzes stehen, so möchte man doch in aller Freundlichkeit die Frage an ihm richten: „Ist dir nie der Verdacht gekommen, daß das am Ende schade um's Papier ist?“

Wie man aber von jedem Dinge desto größeren Genuß hat, je gründlicher man sich mit ihm beschäftigt, so ist es auch mit unserem „Sächsischen Schriftstellerlexikon“. Verweilen wir darum zunächst noch ein wenig bei dem, was der Einzelne beigesteuert hat; es lohnt wahrlich der Mühe. Da gewahren wir denn zunächst auf der einen Seite die erstaunlichste Vielseitigkeit. Muß es nicht z. B. unsre höchste Bewunderung erregen, wenn ein und derselbe Leipziger Universitätslehrer im Stande ist, folgende Schriften zu leisten: 1. „Freiherr von Liebig als unberechtigt zu entscheidendem Urtheil über Praxis und Unterrichtswesen in der Landwirthschaft“ — 2. „Neue Deutung der beiden

nackten Knaben auf Holbeins Madonna" — 3. „Die blinden Hessen und ihre Gevattern aus und mit dem Sprunggelenk etymologisch operirt"? Wenn ein Advocat in Plagwitz bei Leipzig „Ueber den Ursprung der Begriffe", über „das Wesen der Sinne" und über „die Grundelemente des Weltalls" schreibt? Wenn ein stellvertretender Direktor einer Strickmaschinenfabrik eine dramatische Dichtung „Kutschke in Nanzig und Dresden" und ein Bändchen Gedichte „Der Liebe Leid und Freude" veröffentlicht? Aber neben den vielseitigsten sollen auch die fruchtbarsten nicht vergessen sein. Die beiden fruchtbarsten „lebenden sächsischen Schriftsteller", die das Lexikon nennt, sind Herr Dr. Petzholdt, Bibliothekar seiner Majestät des Königs, und der Geheime Hofrath Prof. Reichenbach, beide in Dresden. Der erstere braucht zur Aufzählung seiner „sämmtlichen" nahezu vier, der letztere sogar über fünf Seiten! Da rede man noch von der Blüthe der Leipziger Universität!

Auf der andern Seite präsentirt sich freilich auch große Dürftigkeit und Armseligkeit. Da hat z. B. ein Pfarrer 1871 bei der Rückkehr der Truppen aus Frankreich ein „Willkommen unsern Kriegern" gedichtet und mit vier schönen Bildern geziert für einen Silbergroschen in Druck ausgehen lassen, ein anderer seine „Ansprache bei der Prämiirung von Dienstboten im Herlasgrüner ökonomischen Verein" veröffentlicht, ein biedrer Schulmeister „Kurze Anstandsregeln für die Dorfjugend" verfaßt, ein andrer eine kleine Stilübung „Ueber den Männergesang" oder „Ueber den Nutzen des naturwissenschaftlichen Unterrichts in der Schule" verfertigt und in irgend eine „Sängerhalle" oder eine Lehrerzeitung zum Abdruck eingeschickt — das nennt sich nun allerdings auch „sächsischer Schriftsteller". Stehen solche Leistungen, wie es in den erwähnten Beispielen der Fall ist, unter dem Namen ihres Verfassers nicht gänzlich isolirt da, vereinigen sie sich mit andern Leistungen zu einer Art fortgesetzter schriftstellerischer Thätigkeit, so mögen derartige Beiträge immer noch annehmbar sein. Hat z. B. derselbe Herr, der die erwähnte „Ansprache an die Dienstboten" gehalten, zwei Jahre später auch noch eine Predigt veröffentlicht: „Wodurch unterscheiden sich die Kinder der Welt von den Kindern des Lichts in ihrem Verhältniß zu den Mammonsgütern", so gewinnt man doch schon eine Art literarisches Bild, man sieht wenigstens, daß der Verfasser nicht bloß „Ansprachen an Dienstboten" hält. Wie aber, wenn derartige Leistungen gänzlich vereinzelt dastehen? Wenn ein Pfarrer auf der Gotteswelt weiter gar nichts zu verzeichnen gewußt hat, als z. B. eine „Erklärung des von L. von Bernewitz gezeichneten Panoramas von der Lausche bei Waltersdorf" oder eine „Ansprache in der Diöcesanversammlung zu Löbau", ein Tractätchen „Ueber Jünglingsvereine und Herbergen zur Heimath" oder einen Zuruf an die christliche Kinderwelt und Jugend unter dem schönen Titel: „Befleißigt Euch der äußern Ehrbarkeit im kirchlichen Leben"; wenn einer nie in seinem

Leben etwas anderes veröffentlicht hat als eine einzige, außereinzige Predigt, z. B. „Das Verlangen nach Aufschluß über die verhängnißvollen Ereignisse dieser Zeit", einen einzigen „Aufruf zur Entschiedenheit" mit der allerdings determinirten Aufschrift: „Entweder es giebt einen lebendigen persönlichen Gott, oder es giebt keinen!", eine einzige „Leichenpredigt bei der Beerdigung eines von Räuberhänden ermordeten", eine einzige „Rede bei der Glockenweihe in Dittersbach bei Stolpen", eine einzige „Predigt zur Einweihung der neuen Kanzel- und Altarbekleidung zu Johnsbach", eine einzige „Begräbnißrede am Grabe des Restaurateurs so und so"; wenn ein Dorfschulmeisterlein weiter nichts geleistet hat, als eine „Katechese über Matthäus V, 8" oder ein Heftchen „Conferenzlieder für christliche Lehrer" oder eine „Rede zur Weihe der neuen Schulfahne am Kinderfest in Markranstädt" — dann bin ich grausam genug zu behaupten, daß diese Leute den von Herrn Dr. Haan ihnen zugeschickten Bogen lieber hätten unausgefüllt lassen sollen, und daß sie nicht die Ehre beanspruchen dürfen, in einem „Sächsischen Schriftstellerlexikon" zu stehen, in einem Buche zusammen mit Männern wie Victor Jacobi, Carl Wilhelm Portius, Müller v. d. Werra, Theodor Gräße, Oskar Klemich, Oskar Paul, Oskar Mothes, Berthelt Jaekel Petermann & Thomas, und andern berühmten sächsischen Schriftstellern.

Indeß dies alles fällt doch immer noch unter den Begriff der Literatur und ist in Folge dessen aufnahmeberechtigt, obschon die Welt nicht viel verloren hätte, wenn diese Biedermänner von ihrer schriftstellerischen Thätigkeit geschwiegen hätten. Aber unser Lexikon hat noch für andre Dinge Raum. Daß die Herren Schriftsteller auch Wandkarten und Globen nnter ihren „im Druck erschienenen Schriften" mit aufführen, das läßt man sich noch gefallen; es sind das doch wenigstens buchhändlerische Erzeugnisse. Daß aber auch Lesemaschinen, Physikalische Apparate und „Weltgeschichtliche Lottospiele zum Nutzen und Vergnügen der lernbegierigen Jugend" unter die Literatur zählen, das war mir gänzlich neu. Herr Lucas z. B., Lehrer in Reinholdshain bei Dippoldiswalda, führt als die einzigen von ihm im Druck erschienenen Schriften auf: erstens „Physikalischer Apparat für Bürgerschulen. Derselbe enthält: 1) Electrisir-Maschine. 2) Leidner Flasche. 3) Auslader. 4) Electrophor. 5) Stahlmagnet. 6) Compaß. 7) Galvanisches Element. 8) Electromagnet u. s. w. — zweitens „Physikalischer Apparat für Elementarschulen". Derselbe enthält . . ., und dann folgen nochmals 27 Nummern und auch gleich der Preis mit Emballage unter Nachnahme. Nun weiß ich recht wohl, daß der Buchhandel heutzutage, wenn's verlangt wird, auch den Vertrieb von physikalischen Apparaten übernimmt, wie man denn thatsächlich bereits Mineralien- und Insektensammlungen, Seidenraupenpräparate, Krystallformen aus Holz oder Pappe, Rechenmaschinen und sonstiges Unterrichtsmaterial durch

Buchhändler beziehen kann. Wenn aber Herr Dr. Haan alles, was man heutzutage beim Buchhändler kaufen kann, für literarische Erzeugnisse ansieht, dann wundere ich mich nur, warum er nicht lieber gleich sämmtliche sächsische Papier- Tinten- Stahlfeder- und Siegellackfabrikanten nebst ihren „sämmtlichen Werken" in seinem Lexikon mit aufgeführt hat. Rechnet er doch schließlich auch die Componisten unter die Schriftsteller und die Musikalien unter die Literatur! „Trois Mazurkas pour le Piano" oder eine „Cantate für 4 Männerstimmen" oder ein „E-moll Quartett für 2 Violinen, Viola und Violoncell" — das sind lauter „im Druck erschienene Schriften". Man wundert sich natürlich auch hier wieder in erster Linie über die grenzenlose Naivetät der Einsender, dann aber auch über die Kritiklosigkeit des Herausgebers. Charakteristisch ist es übrigens hierbei, daß die meisten und ausführlichsten derartigen Musikalienverzeichnisse aus Dresden eingegangen sind. In einer Stadt, wo die Wissenschaft so ecclesia pressa bildet, wo Dilettantismus, Schöngeisterei und Kunstsimpelei sich so ausbreiten wie dort, wird es einigermaßen begreiflich, wenn die einfachsten literarischen Grundbegriffe der Art in Nebel zerfließen, daß man schließlich in Ermangelung von etwas Besserem unter einem „Schriftsteller" alles begreift, was sich mit Tinte und Papier zu schaffen macht. Die Dresdner werden sich gar nicht wundern, wenn sie hören, daß die Herren Hofcapellmeister Krebs und Rietz, Herr Concertmeister Hüllweck, Herr Kammermusikus Grützmacher, Herr Hofopernsänger Degele und Herr Cantor und Musikdirektor Julius Otto sämmtlich unter die Schriftsteller zählen; sie werden das ganz in der Ordnung finden.

Aber so groß der Eifer der Leute gewesen ist in dem, was sie beigesteuert haben, so groß ist oft ihre Sorglosigkeit in dem, wie sie es bieten. Von dem, was man bibliographische Genauigkeit nennt, haben viele „sächsischen Schriftsteller" nicht die leiseste Ahnung. Der eine begnügt sich mit dem bloßen Titel einer Schrift, der andere fügt wenigstens noch die Jahreszahl des Erscheinens hinzu, ein dritter nennt statt dessen den Verleger, ein vierter giebt den Preis, aber keinen Verleger an, ein fünfter den Verleger, das Jahr und die Seitenzahl, aber keinen Preis, ein sechster wieder etwas andres — kurz, die gräulichste Ungleichmäßigkeit. Louise Otto, allerdings eine sehr vielbeschäftigte Autorin, hat nicht einmal Zeit gefunden, ihre Schriften in chronologischer Folge aufzuzählen; die Jahreszahlen gehen wie toll durch einander. Ihr zukünftiger Biograph, der ihre schriftstellerische Laufbahn genau verfolgen will, wird sich ihre Werke zwar mit leichter Mühe in die rechte Ordnung bringen können, aber wie leicht kann es der gefeierten Schriftstellerin passirt sein, daß sie bei dieser Unordnung eins oder das andre vergessen hat, und das wäre doch tief zu beklagen! Andre verfallen freilich auch hierin wieder in das andre Extrem und befleißigen sich einer übertriebenen Genauig-

keit. Wenn z. B. Herr Caspari, Direktor einer Bürgerschule in Plauen, zu dem Globus, den er verzeichnet, die Bemerkung macht: „unzerbrechlich auf Holz, sauber colorirt", oder der schon erwähnte Schriftsteller Noack zu den Landkarten, mit denen er die Schule beglückt hat, hinzufügt: „Sämmtliche Landkarten sind mittelst Schablonen auf 1 Blatt vom stärksten Rollenpapier hergestellt, gut colorirt, mit dauerhaftem Bande eingefaßt und mit Rollstäben versehen. Alles darauf Dargestellte ist auch noch auf eine Entfernung von 15 Mtr. selbst einem schwachen Auge erkennbar", zu seinen Lesemaschinen: „Die Buchstaben werden mittelst (nach correcten Zeichnungen angefertigter) Schablonen auf (17 Ctm. hohe, dauerhafte weißgefirnißte) Bretchen von hartem, trocknem Holze aufgetragen, so daß sie stets auf nassem Wege vom Staube gereinigt werden können. Auf Wunsch werden auch lateinische Buchstaben, die Ziffern und Interpunctionszeichen geliefert. (Diese Lesemaschinen sind von dem Herzogl. S. Meiningen'schen Staats-Ministerium, von den Königl. Sächs. Kreis-Directionen zu Dresden und Bautzen, sowie von der Lehrmittel-Ausstellungs-Commission zu Leipzig besonders empfohlen worden)" — so geht das doch über die erlaubten Grenzen bibliographischer Genauigkeit etwas hinaus und sieht einer ordinären Reclame zum Verwechseln ähnlich. In solchem Falle glaubt man gar nicht mehr ein „Schriftstellerlexikon", sondern das Annoncenblatt einer Lehrerzeitung vor sich zu haben.

Doch genug der Einzelheiten aus diesen Schriftenverzeichnissen; verweilen wir lieber noch einen Augenblick bei den Herren Autoren. Den Bücherverzeichnissen sind ja kurze biographische Notizen vorausgeschickt — in der Regel wenigstens. Denn auch hierin herrscht Ungleichmäßigkeit. Wiederholt kommen Namen vor von Herren, die, wie ein verstockter Verbrecher, jede Auskunft über ihre Person verweigern. Andere haben wenigstens ihren Geburtstag angegeben, andere auch noch den Ort ihrer Geburt und haben dadurch wenigstens einem zukünftigen „Siebenstädte-Krieg" vorgebeugt. Manche beschränken sich freilich auch auf die Angabe des Geburtsjahres, vermuthlich um alljährlichen Ovationen, die man sonst ihrem Genius bereiten würde, aus dem Wege zu gehen; noch andere haben zwar ihre jetzige Lebensstellung verrathen, über ihre Vergangenheit aber geschwiegen. Doch das alles sind Ausnahmefälle. Im Ganzen, muß man sagen, entsprechen diese kleinen Autobiographieen dem, was man von ihnen erwartet. Einzelne Autoren sind aber nun so liebenswürdig gewesen, diese an sich ja unläugbar etwas trocknen Notizen unaufgefordert mit reizenden kleinen Details auszustatten. Herr Dr. Oskar Mothes z. B., königlicher Baurath zu Leipzig, Ehrenmitglied der Sociedad scientifica de los amigos del paës en Murcia, erzählt uns, daß er noch 1863 — geboren ist er 1828 — den (!) Maturitätsexamen bestanden hat, was entschieden ein eigenthümliches Licht auf das Gymnasium wirft, wo

ihm dies gelungen ist; Herr Pfarrer Schöpff in Geringswalde macht die interessante Mittheilung, daß er 1847 auf der Kreuzschule in Dresden valedicirte mit einem deutschen Gedichte: „Der Prophet von Ferrara"; Herr Alexander Hauschild, königlich sächsischer Oberkriegsgerichtssecretär, erzählt uns in seiner netto zwei Zeilen langen Selbstbiographie, daß er „die Universität Leipzig mit der Censur omnino et prae ceteris dignus verließ"; Herr Dr. Oskar Paul, Professor extraord. an der Universität Leipzig für Theorie und Geschichte der Musik, theilt uns wörtlich mit: „Nun ging er nach Cöln, trat dort mehrfach in Concerten auf, entdeckte einen Codex, die 5 Bücher des Philosophen Boëtius über Musik, und die Schriften des Mönchs Hucbald". Könnte denn, fragt man da unwillkürlich, die gelehrte Welt diesen Herrn nicht veranlassen, daß er öfter einmal eine Concertreise unternähme, wenn er dabei so ganz gelegentlich Codices „entdeckt"? Herr Dr. Müller (von der Werra) erzählt, daß ihn 1872 die deutsche Kaiserin durch eigenhändiges Schreiben und das Geschenk einer goldnen Tasse, und seine Vaterstadt (Ummerstädt) durch Verleihung des Ehrenbürgerdiploms ausgezeichnet habe. Gustav Nieritz, der bekannte Kinderschriftenfabrikant, überrascht uns nachträglich durch das offene Bekenntniß: „Die Noth brachte ihn dazu, Schriftsteller zu werden". Und diese Notherzeugnisse hat man Jahrzehnte lang für Poesie ausgegeben und unsrer Kinderwelt als poetische Nahrung vorgesetzt!

Mit Lobeserhebungen über einzelne Autoren ist das „Sächsische Schriftstellerlexikon" in seinen Biographieen sehr sparsam. Nur wenige Auserwählte haben das Glück, daß mit einigen Worten auf ihre Verdienste aufmerksam gemacht wird. In solchen Fällen stammt das Lob aber dann auch aus der besten Quelle: die Herren Verfasser haben es sich ja selbst gespendet! Herr Oskar Klemich z. B., Direktor der Handelsakademie zu Dresden, schließt seine kleine autobiographische Skizze mit der verschämten Bemerkung: „seine schriftstellerische Thätigkeit zeugt von seinem Fleiß". Nun, seines Fleißes darf sich jeder rühmen, sagt Lessing. Herr Simon, Advokat und Dichter in Leipzig, versteigt sich aber schon etwas weiter; er bemerkt: „Seine Gedichte fanden an hoher Stelle verdiente (!) Anerkennung, sowie Longfellow und Eliza Cook dieselben günstig beurtheilten". Noch ungenirter aber geht ein Leipziger Universitätsprofessor und Rector emeritus eines Leipziger Gymnasiums zu Werke; dieser erzählt: „Von Jugend auf der Poesie zugeneigt und bei seinen ersten Versuchen darin durch seine Lehrer ermuntert, hat er eine sehr große Anzahl lateinischer, griechischer und deutscher Gedichte durch den Druck veröffentlicht, durch jedes derselben aber das prophetische Wort eines seiner Lehrer bewahrheitet, welches derselbe bei einer seiner poetischen Productionen sprach:

Tu potes eximios, Nobbi, componere versus,
Magnus Apollo Tibi det sua dona diu!"

Herr Hofcapellmeister Krebs in Dresden endlich versichert uns aufs entschiedenste, daß er „schon frühzeitig großes musikalisches Talent entwickelt", auch später „überall großes Direktionstalent gezeigt" habe, „sowie sich seine Compositionen durch reizende Melodieen auszeichnen (!)"

Wie konnte der Herausgeber so taktlos sein, alle diese Abgeschmacktheiten, und wenn sie ihm zehnmal von den Autoren selbst zugesandt worden sind, zum Abdruck zuzulassen? Wofür ist er denn Herausgeber und Redacteur? Um die übersandten Notizen in alphabetische Reihenfolge zu bringen, bedurfte es dazu eines Superintendenten und Oberpfarrers? Hätte das nicht der erste beste Buchhändlerlehrling eben so gut besorgen können? Die ganze Thätigkeit des Herausgebers beschränkt sich faktisch auf eine völlig kritiklose Aneinanderreihung des ihm zur Verfügung gestellten Materials. Und welche Gelegenheit zu redactioneller Thätigkeit war ihm hier geboten! Alle ungenügenden, ungenauen Angaben hätte er zurücksenden und sich dafür genauere erbitten, alle geilen Ausläufer wuchernder Schriftstellereitelkeit hätte er unerbittlich wegschneiden, lange Listen, in denen nichts als Quark aufgeführt wird, zusammenstreichen und durch alle diese Mittel die nöthige Gleichmäßigkeit in die Angaben bringen müssen. Er hätte sich aber auch kümmern müssen, ob die Leute, die ihm das erste Mal ihre Beiträge geschickt, nach dem ersten Fiasko des Lexikons aber nicht wieder, auch wirklich nach vier Jahren noch unter die „sächsischen Schriftsteller" zählen. Und hiermit berühre ich schließlich noch einen Punkt, der wohl der schwächste und wundeste des ganzen Buches ist.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß das Haan'sche Machwerk kein Schriftstellerlexikon sei. Es ist aber noch viel weniger ein sächsisches Schriftstellerlexikon, in dem vom Herausgeber aufgestellten Sinne des Wortes. Auf der einen Seite fehlen sehr bedeutende Namen darin, die schlechterdings nicht fehlen dürften; ich nenne statt vieler nur einen: Gustav Freytag! Möglich, daß ein deutscher Schriftsteller von Freytag's Bedeutung es verschmäht hat, als „sächsischer" Schriftsteller zu figuriren, und deshalb den Herausgeber ohne Notizen gelassen hat. Aber wie kinderleicht war es, diese Notizen anderswoher zu schaffen! Und der Herausgeber mußte sie schaffen! Auf der andern Seite stehen eine Menge Namen darin, die nicht hinein gehören, weil ihre Träger entweder seit Jahren nicht mehr in Sachsen leben oder überhaupt nicht mehr leben. Zahlreiche jüngere Universitätslehrer z. B. sind seit drei, vier Jahren schon von Leipzig an andere Universitäten berufen worden und werden immer noch als „gegenwärtig in Sachsen lebend" verzeichnet. Wer in so geringem Connex mit der wissenschaftlichen Welt steht, daß von derartigen Veränderungen keine Kunde zu ihm dringt, wie kann der sich überhaupt einfallen lassen, eine derartige bibliographische Arbeit vorzunehmen? In einem Falle hat sich der Herausgeber in Folge seiner Unwissenheit sogar

in köstlicher Weise düpiren lassen. Paul Lindau, der Schalk, lebte vorigen Sommer einige Monate in dem bekannten Badeorte Schandau in der sächsischen Schweiz. Von dort aus mag er wohl, offenbar um sich einen Scherz zu machen, den Herrn Superintendenten durch seinen Beitrag erfreut und sich dabei als „Schriftsteller und Redakteur, zu Schandau" vorgestellt haben. Und richtig, so steht's im Lexikon! Paul Lindau also — anders kann man die Notiz nicht verstehen — ist zum Redacteur des Schandauer Wochenblättchens avancirt! — Zahlreiche andere aber sind seit Jahren todt und waren, wie sich beweisen läßt (!), schon längst nicht mehr am Leben, als der Druck des „Schriftstellerlexikons" begann: wir nennen z. B. Klotz, Tischendorf, Philipp Wagner, Palm, den Mineralogen Naumann, Gersdorf u. a. Ja selbst von hervorragenden Männern unter seinen eignen Amtsgenossen hat der Herausgeber nicht gewußt, daß sie schon seit Jahren nicht mehr unter den Lebenden sind, z. B. von Liebner und Langbein in Dresden! Und so weit geht die Nachlässigkeit des Herausgebers, daß er S. 216 und S. 297 Erinnerungsschriften an den verstorbenen Oberhofprediger Liebner aus dem Jahre 1871 aufführt und denselben Liebner S. 199 als lebend verzeichnet, daß er S. 172 eine Grabrede am Grabe des Hofpredigers Langbein erwähnt und 19 Seiten später denselben Langbein unter die Lebenden zählt! Es liegt auf der Hand, daß der Herausgeber in allen Fällen, wo seine zweite Aufforderung unberücksichtigt geblieben ist, eben einfach die ersten Zusendungen unverändert benutzt hat. Daher auch die Unvollständigkeit sehr vieler Bücherverzeichnisse. Was seit 1870 von den Verfassern neu geschrieben worden ist, das fehlt in vielen Fällen. Bücherlexika scheint es für den Herausgeber nicht zu geben.

Wenn denn nun aber der Herr Superintendent in allen diesen Stücken seine Schuldigkeit nicht gethan hat — nun, was hat er denn dann um das ganze Buch für Verdienste? Was hat er außer Titelblatt und Vorrede noch bei dieser Publikation geleistet? Eines doch noch: er hat wieder für das nöthige Quantum von Druckfehlern gesorgt. Man sage nicht, daß es grausam sei, bei einem so heikligen Druck wie dem von Büchertiteln dem Herausgeber hieraus einen Vorwurf zu machen. Es ist Grundsatz, und zwar mit Recht Grundsatz, daß an keinerlei Arbeiten so strenge Anforderungen rücksichtlich der Correctheit des Druckes gestellt werden, als an bibliographische. In allen Kreisen, die mit bibliographischen Werken zu thun haben, bei Bibliothekaren, Buchhändlern, Literarhistorikern, wird streng an diesem Grundsatze festgehalten. Ein Druckfehler, der in einem bibliographischen Werke steht, wird nie dem Setzer, stets dem Herausgeber zur Last gelegt. Wem das nicht gefällt, wer nicht im Stande ist, mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit zu arbeiten, daß er diesen Ansprüchen genügen kann, dem muß man immer wieder den Rath ertheilen, daß er bibliographische Arbeiten unterwegs lassen möge. Fehler, wie

Eurypides statt Euripides, mögen hingehen. Für manche Leute ist nun einmal ein y ein nothwendiges Erforderniß zu einem griechischen Worte. Wenn aber auf S. 51 in einem griechischen Buchtitel drei Fehler stehen, S. 124 Bach statt Bahrt, S. 131 Richter des eisernen Kreuzes statt Ritter, S. 231 Hesodios statt Hesiodos, S. 245 Das Lied an die Glocke statt von der Glocke gedruckt steht u. a. m., so sind das unverzeihliche Nachlässigkeiten.

Doch genug und übergenug von diesem armseligen Opus operatum. Ich habe zu Anfange gesagt, daß ein „Schriftstellerlexikon“ überhaupt keinen Werth und Nutzen habe. Ich will nicht ungerecht sein: einiges habe ich doch daraus gelernt. Ich habe z. B. gesehen, wie viel doch unter unsern guten Pfarrern und Volksschullehrern poetische Gemüther stecken, denn außer seinen Predigten und Elementarbüchern hat gar mancher von ihnen auch sein Bändchen Gedichte veröffentlicht; ich habe gesehen, wie sehr unter der jüngeren Generation unserer Lehrer an den höheren Lehranstalten die schriftstellerische Thätigkeit im Abnehmen begriffen ist, denn während z. B. Männer, die dreißig, vierzig Jahre an der Schule wirken, meist auch auf eine reiche schriftstellerische Vergangenheit zurückblicken können, haben die, welche seit acht oder zehn Jahren im Amte sind, in der Regel weiter nichts aufzuweisen, als ihre Doctordissertation und, wenn's hoch kommt, ein Schulprogramm. Es ist dies eine Erscheinung, die viel zu denken giebt und die nach meiner Meinung zusammenhängt einerseits mit der Art und Weise, wie die jungen Herren überhaupt vielfach heute studiren, nämlich nicht um etwas zu lernen, sondern eben um möglichst bald eine Doctordissertation zu brauen, andrerseits mit dem hetzjagdartigen, immer höher hinaufgeschraubten Treiben, welches jetzt in unsern überfüllten Gymnasial- und Realschulcasernen herrscht und den Lehrer frühzeitig abstumpft, zum Tagelöhner macht und die Lust zu freier wissenschaftlicher Bethätigung in ihm ertödtet. Ich habe endlich auch im Einzelnen manche interessante Entdeckung gemacht, z. B. von manchem längst bekannten Autor erst hier etwas über seine Lebensstellung erfahren, wie es mich denn z. B. höchlichst interessirt hat zu sehen, daß die Lehrer des Vitzthum'schen Gymnasiums in Dresden die Ehre haben, den Verfasser vom „Onkel Hopsasa“, von „Herrn und Madame Gernegroß“ und andern geistreichen Scherzen zu ihren Collegen zu zählen; auch habe ich zu manchem längstbekannten, aber entweder pseudonym oder anonym erschienenen Buche den Autor gefunden, der sich nachträglich dazu bekannt hat, und auch dies hat mir in einigen Fällen große Freude gemacht.

Dieselbe Freude möchte ich nun auch, und das soll mein letztes Wort sein, aus Dankbarkeit dem Herrn Superintendenten Dr. Haan bereiten. Auch ich bin ein „sächsischer Schriftsteller“; auch mein Name steht im „Sächsischen Schriftstellerlexikon“. Leider ist das Verzeichniß meiner „sämmtlichen Werke“ darin schon wieder sehr unvollständig. Ich lege aber hiermit dem Herausgeber

das feierliche Versprechen ab, daß, wenn eine neue Auflage seines Werkes sich nöthig machen wird — und ich hoffe dazu durch meine eingehende Besprechung desselben entschieden beigetragen zu haben — und wenn auf's neue das wohlbekannte Leisniger Circular an mich gelangen wird, und es trifft mich in so vortrefflicher Laune, wie ich sie diesen Augenblick habe, daß ich dann meine sämmtlichen Werke bis in's Kleinste hinein gewissenhaft nachtragen werde, und dann soll auch mitten unter ihnen stehen:

Ein kleinstaatliches Literaturbild. (Grenzboten 1875. 3. Quartal. S. 121 — 135.)

Von Tribur nach Canossa.

Von Dr. Wilhelm Kellner.

III. Canossa.

Der junge Prinz Heinrich*) war zuerst dem Bischof Brun von Augsburg, einem Bruder König Heinrich's II. zur Erziehung übergeben worden, dann dem Bischof Eigilbert von Freising. Welchen Einfluß dieser nun aber auf seinen hochgestellten Zögling übte, ergiebt sich aus Folgendem. Auf dem Hoftage zu Bamberg 1035, 4 Jahre also vor dem Tode Konrad's II., klagte dieser Adalbert von Kärnthen, den Schwager des Kaisers, von Heinrich II. bereits zum Herzog erhoben, des Hochverrathes an Da berief sich Adalbert auf das Urtheil der Fürsten und namentlich des jungen Königs, der 1018 geboren, also gerade 27 Jahre alt war, der auf Anstiften seines Erziehers, des Bischofs von Freising, dem Adalbert eidlich versprochen hatte, daß er ohne Urtheil und Recht nie Schaden an Allem, was er besitze, erleiden solle. Da vermochten weder Ermahnungen, Drohungen, noch Bitten und Vorstellungen etwas über den Sohn, bis sogar der Vater vor dem Sohne vor Aufregung ohnmächtig wurde und wieder zu sich gekommen vor den Augen der Fürsten dem Sohne sich zu Füßen warf, daß er nicht auf seinem Adalbert gegebnen Worte bestehe. Als hierauf endlich der Sohn nachgab und der Kaiser den Erzieher zur Rede stellte, hatte dieser nichts zu erwiedern, als daß man dem jungen Könige zu nichts gerathen habe, als was sich von selbst verstehe. Das Ende von der Sache war, daß, als Konrad das nun doch erledigte Herzogthum Kärnthen nicht wieder ausleihen wollte, eine drohende Zusammenkunft der

---

*) Er war von Haus aus gelehrter Richtung. Seine Mutter Gisela selbst bewog ihn zum Bücherlesen (ipsi libros persuaserat esse legendos. (Spittler, Geschichte des Papstthums.)

Erzbischöfe Piligrim von Köln, Brun von Würzburg, des Bruders des jungen Konrad, welcher letztere das Herzogthum erstrebte, und anderer zu Mainz stattfand und der Kaiser 1036 zu Augsburg seinen Vetter Konrad mit dem Herzogthum belieh*).

Hierzu hat mittelbar unzweifelhaft der Sohn des Kaisers mitgeholfen. Der Sohn war offenbar beeinflußt und geleitet von den fürstlichen und kirchlichen Einflüssen, welche der Wiederaufrichtung der gesunkenen Königsmacht feindlich waren. Natürlich hatte die Theilnahme, welche Heinrich II. den Fürsten am Reichsregiment gewährt hatte, unter Konrad II. nicht geringer werden können, weil er der Mann einer Parteiwahl war. Nun er trotzdem seine Königswege ging, konnte sich nur eine große Opposition der weltlichen und geistlichen Fürsten gegen ihn entwickeln, die um so schlimmer werden mußte, wenn des Kaisers eigner Sohn dabei war. Dieser zeigte denn auch nach des Vaters Ableben erst recht, wie seine Frömmigkeit wie bei Otto III. wieder nahe an das Gebiet streifte, in welchem sich die stille Schwärmerei beschaulicher Seelen heimisch fühlt. Unter dem Frohlocken des Sieges, auf dem Schlachtfelde sah man auch diesen König wie Heinrich II. sich im Gebet vor Christus beugen, nach der Heimkehr vom Siege von Kirche zu Kirche ziehen, barfuß mit härenen Gewändern. Ein asketisch-phantastischer Zug durchdrang sein ganzes Wesen. Niemals legte er die Abzeichen des Königthums an, ohne vorher einem Priester zu beichten und die auferlegten Bußen zu leisten. Die Geißelung begann damals als regelmäßige Bußübung von strengen Mönchen gefordert zu werden, und selbst die Geißelung ließ sich der König von Priestern, u. A. von einem schwäbischen Mönche, der hernach der berühmte Hanno von Köln geworden, gefallen. Den seit 1048 dazu erhobenen Abt Hugo von Clugny nannte Kaiser Heinrich seinen Bruder, ihn erwählte er 1050 zum Taufpathen seines Sohnes.

Ist es ein Wunder, daß ein solcher Sohn mit dem Verfahren seines Vaters im Widerspruch stand? Er hatte wie gegen die Adalbert betreffende Maßregel als Prinz schon auch gegen die gewaltsamen Maßregeln gestimmt, die sein Vater im Streit mit Aribert von Mailand, auf welchen wir noch zurückkommen, wider den lombardischen Klerus getroffen hatte. Als er König geworden, erfuhr man seine gegentheilige Haltung noch mehr. Der Cluniacenser Rudolf der Kahle hat um das Jahr 1046 ein Buch über die Geschichte seiner Zeit vollendet, in welcher er mittheilt, Heinrich habe 1044 oder 1045 auf einer, dem Orte nach nicht genauer bekannten Synode im allgemeinen Tadel der Simonie u. A. sich auch folgender Worte bedient: „Auch mein Vater, für dessen Seelenheil ich Sorge trage, hat dieser verdammlichen Hab-

*) Zum Ganzen vgl. Brief eines jungen Geistlichen an Bischof Azecho von Worms. Giesebrecht II. 292. 290 f.

sucht leider nur allzusehr gefröhnt“ und weiter: „Sucht, was ihr auf unerlaubte Weise gewonnen habt, zu guten Zwecken zu verwenden, betet auch mit aller Inbrunst für das Seelenheil meines Vaters, der mit Euch in gleicher Schuld ist, damit ihr ihm Erlaß von dieser Sünde von Gott erwirket“.

Wahrscheinlich sind freilich solche Worte von dem erfinderischen Klerus dem Kaiser nur untergeschoben, aber sie zeigen doch die Grundsätze, die er wirklich befolgt hat. Auch wieder das Kaiserthum in dem Sinne einer Universalherrschaft über die lateinische Christenheit faßend, der Hoffnung, daß das deutsche Papstthum dem deutschen Kaiserthum die letzten, höchsten Triumphe bereiten werde (Giesebrecht II. S. 382 ff.), seit 1043 mit Agnes von Poitiers, deren Vorfahren das Kloster von Clugny gegründet, verheirathet, stand auch er in den engsten Beziehungen zu diesem Orden. Von seinem Vater weiß man thatsächlich in dieser Richtung etwa nur, daß er im Jahr 1030 zu Limburg, hinter Dürkheim am 12. Juli auf der Stelle der zerfallnen Burg den Grundstein zu einer Abtei nach der Cluniacenser Regel legen ließ.

In dieser Grundanschauung Heinrich's III. hat er nun der Kirche die Dienste geleistet, deren sie bedurfte, um aus der tiefen Gesunkenheit, welcher sie von Neuem verfallen war, herausgehoben zu werden, und welche Heinrich's Sohn nach Canossa geführt haben. Losmachen muß man sich freilich, um dies so aufzufassen, von der noch so oft zu findenden Anschauung, als wenn Heinrich III. das römische Kaiserthum deutscher Nation auf die höchste Stufe seiner Machtentwickelung geführt hätte. Vielmehr sagt schon Pfister*) mit Recht: „Hier scheint die Höhe der Monarchie zu sein. Aber Heinrich III. war schon im Herabsteigen. Das zusammengesetzte System hatte etwas Schwankendes, das sich verdächtig machte! Wir werden das später ersehen. Vorläufig konstatiren wir, daß Heinrich III., der neue Cluniacenser auf dem Throne, die Kirche nicht nur rettete, sondern über die Kaisermacht erhob.**)

Mit Papst Benedikt IX., Theophylakt, war es so weit gekommen, daß es kein Verbrechen gab, dessen man ihn nicht mit Recht bezichtigte, daß er und seine Gesellen Mord und Unzucht ungescheut in der Stadt vor den Augen des Volkes verübten, daß auf dem Wege nach den heiligen Städten

---

*) Pfister, Geschichte der Teutschen, II., S. 195. Pfister thut die Aeußerung zu dem Zeitabschnitte in Heinrich's Regierung, wo er glaubte, die Herzogthümer bald einziehen, bald an Günstlinge vergeben zu können.

**) Baur, Geschichte der Kirche des Mittelalters S. 197: „Wie harmonisch haben auch nach den Ottonen Heinrich II. und Benedikt VIII., Heinrich III. und die drei von ihm ernannten Päpste für die Zwecke der Kirche zusammengewirkt, um gemeinsam die Uebel zu bekämpfen und auszurotten, die die Kirche für ihre schlimmsten Feinde hielt: Priesterehe und Simonie.“

die Pilger geplündert, an den Gräbern der Märtyrer ihnen mit gezückten Schwertern die Spenden entrissen wurden. In einem Aufstande hatte ihn Konrad II. geschützt. In einem andern Aufstande stellten ihm die Crescentier den Bischof Johann von Sabina als Silvester III. entgegen; aber dieser war ebenfalls durch Geld zur Wahl gebracht; Benedikt IX. vertrieb ihn 1044 wieder nach der Sabina. Nun wollte Benedikt sich gar als Papst vermählen; davon durch drohende Volksbewegung zurückgehalten, verkaufte er 1045 seine Papstwürde für 1000 Mark Silber an den Archidiakonus Johann Gratian, der sich Gregor VI. nannte. Als aber Benedikt der Handel reute und er wieder zur Papstwürde griff, waren 3 Päpste da. Der Archidiakonus Peter Damiani bat persönlich fußfällig König Heinrich zu helfen.

Dieser hatte, nachdem er seines Vaters Thron bestiegen, drei beschwerliche Feldzüge gegen Böhmen 1039 — 1041 und andere Züge wegen Polens und Ungarns, in welchen Reichen das päpstliche Königthum*) bedroht war, geführt. Nun eilte er 1046 über die Alpen, um dem Aergerniß mit den drei simonistischen Päpsten ein Ende zu machen. Auf mehreren Kirchenversammlungen, namentlich zu Sutri, beseitigte er die genannten Päpste und setzte dann nach einander aus dem deutschen Reiche eine Reihe von Bischöfen auf den päpstlichen Stuhl, welche denselben hoch wieder erhoben. Er war der kaiserliche Adler, unter dessen Fittichen sich der Sperber Papstthum und die römische Kirche erst hoch in die Lüfte tragen ließ, um dann mit ungeschwächter Kraft oben in der Höhe hervorzuschießen und sich über den kaiserlichen Aar zu erheben.

Die Päpste, welche Heinrich, freilich mit dem selbstverständlich wieder anerkannten Rechte des Kaisers über die Papstwahl, einsetzte, waren Clemens II. Luidger von Bamberg, Damasus II. aus Bayern, der dauerhafte Brun von Toul, Vetter des Kaisers, als Papst Leo IX., unter dem der mit Gregor VI. nach Deutschland in die Verbannung gegangene Cluniacenser Mönch Hildebrand zurückkehrend seine Wirksamkeit am päpstlichen Stuhle begann, und Victor II. (Bischof Gebhard von Eichstädt). Den letztern holte Hildebrand selbst an der Spitze einer Gesandtschaft sich vom kaiserlichen Hofe.

Was diese Männer der Kirche geleistet haben, ist nun nicht vollständig zu übersehen, ohne die gleichzeitige Geschichte des deutschen Reiches zu berücksichtigen. Heinrich trat die Erbschaft seines Vaters an als gekrönter König, Herzog von Baiern, Schwaben und Franken, König von Burgund. Kärnthen war durch Konrad des Jüngern Ableben kurz nach Heinrich's Vater erledigt und nur Sachsen und Lothringen noch unter eignen Herzögen. Es ist klar,

*) Charakteristisch ist, daß um diese Zeit auch der Herzog von Böhmen sich beim Papste um die **Königskrone** bemühte. Giesebrecht II, 3. Auflage. Seite 349. Der Papst war auch nicht abgeneigt und es wurde viel Geld von Seiten Böhmens aufgewandt.

das Königthum damaliger Zeit strebte bei der Erblichwerdung aller Stufen unterhalb des Herzogsamtes nach der Aufsaugung dieser obersten Mittelwürde. Konrad II. hatte rücksichtslos zu diesem Wege gegriffen. War Heinrich, der ohne Zweifel andere kirchliche Anschauungen wie sein Vater hatte, nun auch auf dem weltlichen Gebiete demselben und seinem eignen Interesse entgegen? Nach dem Vorgange von 1035 mit Adalbert von Kärnthen ja! Und es kommt dabei ferner in Betracht, daß Heinrich ebenfalls nicht auf Seiten seines Vaters stand, als dieser 1037 mit dem Erzbischof Aribert von Mailand machte. Dieser, damals neben dem unglückseligen Papst Benedikt IX. der angesehenste Prälat des christlichen Abendlandes, der auf nichts geringeres ausging, als sich womöglich an Stelle des römischen Bischofs zu setzen, sollte Seitens Kaiser Konrad's durch das Gesetz, welches den italienischen Vasallen die Erblichkeit verlieh, lahm gelegt werden. Während es aber Konrad nicht gelang, Aribert, der seiner Gefangenschaft entrann, niederzuwerfen, wurde dieser vielmehr der Gründer jener Mailänder Bürgerwehr, deren Caroccio dem Hohenstaufen Friedrich I. so verderblich wirkte, und auch dazu half der Sohn wider den Vater. Als der Sohn 1042 das Herzogthum Baiern wieder herstellte, kann man wohl sagen, es sei das ein Bedürfniß gewesen, weil der König bei den beständigen Gefahren nach allen Seiten auf dieser besonders gefährdeten Seite des Reiches eines beständigen Vertreters bedurfte, man kann aber auch sagen, daß es päpstliches, kirchliches Bedürfniß war, das ihn leitete, weil es sich um den Schutz des päpstlichen Christenthums in Ungarn u. s. w. handelte. Man kann darüber streiten und noch genauere Nachforschungen anstellen; am besten werden diese Frage rechtskundige Forscher erledigen. Gewiß aber ist, daß, als Heinrich III. jene vorerwähnten Dienste der Kirche geleistet hatte, ein Kampf der Großen gegen ihn losbrach, der nur mit seinem frühen Ende für ihn endete und in die Regierungszeit seines Sohnes hineinreichte, und daß in diesem Kampfe das gegen Heinrich IV. positiv feindliche Papstthum den Vortheil des Schiedsrichters und hinter den Koulissen lediglich eigensüchtig operirenden nur scheinbar Neutralen zwischen den sich auf den Tod streitenden Parteien davon getragen hat.

Die gewöhnliche Ansicht vieler Darsteller also, daß Heinrich III. das Reich auf die Spitze seiner Machtentwickelung gehoben, was, wie oben angeführt auch Pfister für den Zeitpunkt bestreitet, wo Heinrich, halb zum System seines Vaters zurückkehrend die Herzogthümer an bloße Beamte wieder ausgab, wo er die Krone schon für erblich annahm, Franken als Erbland betrachtete, diese Ansicht ist richtig, nur insofern als dieser Heinrich der römischen Kurie den Weg zu ihrer höchsten Machtentfaltung mit Hülfe des Reiches gebaut hat. Für das Reich ist Thatsache, daß, als Heinrich nach Wiedererhebung der Kirche aus tiefster Gesunkenheit durch ihn den Lohn dafür in der Verwirk-

lichung des mit seiner der Kirche geleisteten Hülfe verknüpften Gedankens der Erhebung des Kaiserthums zu einer Weltmacht einheimsen wollte, die Kirche dafür nicht da war, als ihr Interesse im Zusammengehen mit den gegen Heinrich und das Königthum sich erhebenden Großen Befriedigung fand.

Heinrich III. hatte, damit wir dieses belegen, nach wiederholter Ausleihe der Herzogthümer in Baiern, Kärnthen, Schwaben zuletzt alle diese Herzogthümer wieder eingezogen. Dabei hatten in Sachsen die Billunger schon längst mit Mißmuth gesehen, wie Heinrich sich am liebsten auf den Pfalzen in Sachsen aufhielt, sich in Goslar Burg und Dom baute, wie sein Günstling Erzbischof Adalbert von Bremen sich auf Kosten der herzoglichen Rechte ausbreitete. Hatten, wie erwähnt ist, doch schon unter Heinrich II. die weltlichen sächsischen Großen sich in Fehden gegen die vom Kaiser begünstigten Bischöfe erhoben. In Nieder-Lothringen hatte schon, seit Heinrich 1047 in Ungarn eine Niederlage erlitten und der das Heldenthum zurückführende König Andreas die Verbindung mit Deutschland wieder zerrissen, Gottfried der Bärtige im Unmuth darüber, daß er nicht auch Oberlothringen erhielt, im Verein mit Balduin von Flandern, Dietrich von Holland und andern lothringischen Großen einen Aufstand erregt, der den ganzen Rest der Regierungszeit Heinrich's ausfüllt. Nachdem Gottfried aus dem Reiche vertrieben worden, hatte er sich durch eine politische Doppelheirath, seine eigne Ehe mit der Markgräfin Wittwe Beatrix von Tuscien und die seines Sohnes mit deren Tochter Mathilde, eine neue Macht in Italien gegründet, so daß der Kaiser ihm auch hierher nachfolgen mußte, um ihn unter mancherlei anderem Unglück im Reiche, in Italien zu bekämpfen. Ehe dieser Zug ausgeführt wurde, 1053, empörten sich Konrad, der seines nunmehr an Heinrich's 1050 gebornen Sohn bez. seiner Mutter verliehenen Herzogthums Baiern entsetzt ward, Bischof Gebhard von Regensburg, des Kaisers Oheim, und andere oberdeutsche Große und planten selbst die Ermordung des Kaisers. Bezeichnend mehr für des Kaisers Schwäche als seine Stärke ist, daß gegen Gottfried im Reiche ihm Papst Leo IX. mit dem Bannstrahl zu Hülfe kommen mußte. Wie der Kaiser also schwere Einbußen in auswärtigen Kriegen erlitt, beständige Fehden im Innern erlebte, erschöpften sich seine Kräfte. Es war zu spät, als Gottfried nun auch aus Italien, Reue doch nur aus Politik zeigend, Frieden bittend am Hofe des Kaisers erschien. Als diesen auf seiner Burg zu Bodfeld am Harze eine letzte Hiobsbotschaft von der Vernichtung eines gegen die Wenden ausgesandten Heereszuges erreichte, gab ihm das den Todesstoß; er starb erst 39 Jahr alt, 1056. Dem gerade an seinem Todesbette weilenden Papst Victor II.*) und

*) Höfler a. a. O. Seite 3: „Sein (Leo's IX.) Nachfolger aber Victor II., dem König Heinrich III. 1056 sterbend das Reich und seinen eigenen Sohn, Heinrich IV., empfahl, vereinigte factisch Papstthum und Kaiserthum."

den Fürsten empfahl der sterbende noch junge Herrscher seinen erst 6 Jahr alten, zum König freilich bereits designirten Sohn und seine Gemahlin, gerade derjenigen Verbindung, welche die lange vorbereitete Herrschaft nun vollends übernahm, während nach ihres Gemahles Tode die Kaiserin Agnes an den Abt von Clugny schrieb, daß die frommen Mönche, da sie ihren Herrn und Gemahl nicht haben im Fleische erhalten wollen, wenigstens den Todten mit ihren Fürbitten der Gnade Gottes empfehlen mögen. Solchen Fetischglauben zeitigten auch jene Tage! Clugny war vor der frommen Einfältigkeit wie Gott; und eine solche Dame konnte sicher ihren Sohn nicht mit praktischem Erfolg in der Regierung vertreten.

Ihre Rettung, der Papst, unternahm es zuerst mehrere nach den Augsburger Annalen wider den Sohn des Kaisers entstandene Factionen zu beseitigen. Im Zusammenhange damit steht wohl die Kunde, daß andere Fürsten mit ihrem „Siege" sich so befriedigt zeigten, daß sie der Kaiserin um jene Zeit sogar ein eidliches Versprechen gaben, sie würden, wenn der junge König sterben sollte, nicht ohne ihre Einwilligung den Thron besetzen, gewiß ein hinlänglich sprechendes Symptom der bestehenden großen Gefahr, derjenigen Sachlage, wonach das Königthum bereits auf das äußerste von der Aristokratie abhängig geworden war. Als nach dem schnellen Tode auch Victor's II. 1057 Gottfried der Bärtige, der von Heinrich III. auf dessen Sterbebette Verzeihung erhalten hatte und in sein Herzogthum wieder eingesetzt worden war, dazu als Markgraf von Tuscien mit dem Papste die Verwaltung Italiens theilte, erlebte, daß sein Bruder Friedrich als Stephan X.*) den Papststuhl bestieg, verbreitete sich gar das Gerücht, der neue Papst werde seinen Bruder zum Kaiser krönen. In Sachsen, um nun auf dieses zu kommen, versammelten sich ganz offen die Großen, um über die Absetzung Heinrich's IV. zu berathen, und eine Verschwörung scheint es sogar auf das Leben des jungen Königs abgesehen zu haben. Im Ganzen war die Stimmung, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt: „Die Fürsten wollten von einem Weibe oder einem Kinde sich nicht beherrschen lassen, und das erste, was sie gemeinsam vollbrachten, war, daß sie die Freiheiten früherer Zeiten sich gewannen und sich von der Dienstbarkeit lösten"; ein echtes Vorspiel jenes spätern Anrufs der „Libertät", womit die Fürsten ihre Selbständigkeit gegenüber der Autorität von Kaiser und Reich bezeichneten.

Es ist klar, daß Heinrich III.**) bei seinem Ableben sein Söhnlein einem

*) Oder IX, wie Weingarten, Zeittafeln S. 52 zählt. Baur a. a. O. S. 83 zählt Stephan IX. unter den 954 unter der Pornokratie erhobenen Päpsten Johann XI., Leo VII., Stephan IX., Marinus II., Agapet II. auf.

**) Ueber seine Regierung äußert selbst Giesebrecht, der sonst seines Lobes so voll ist. II. S. 417: . . . Es hätte sich doch erwarten lassen, daß er seine Macht benutzen würde, um durch neue politische Institutionen die Zukunft der Krone gegen die territorialen Gewalten zu

entschiedenen Siege des Fürstenthums über die Reichsgewalt überantwortete, und es sich nur noch darum handelte, welcher Theil unter den Fürsten über den andern Theil den Sieg davon tragen würde.

Zuerst gab die Kaiserin Agnes viel bedingungsloser als zur Zeit ihr Gemahl ein Herzogthum nach dem andern an Günstlinge, gewaltthätige Andränger wieder hinaus: Baiern an einen Grafen Otto von Nordheim aus Sachsen (bei Göttingen), Schwaben an Graf Rudolf von Rheinfelden, der noch dazu der Kaiserin halberwachsene Tochter aus dem Klosterpensionat entführte und ehelichte, Kärnthen an Berthold von Zähringen. Daß Gottfried längst Lothringen wieder erhalten, ist schon erwähnt. Dann bemächtigte sich eine Fürsten-Verschwörung, zum Theil aus jenen neudotirten Herzogen bestehend, mit Erzbischof Hanno von Köln an der Spitze, auf einem Besuche, den die Kaiserin auf der Insel Kaiserswerth im Rheine dem Erzbischof machte, der Person des königlichen Prinzen, um in seinem Namen direkt die Reichsregierung zu führen. Es ist nicht berichtet, daß die Kaiserin eine Hand ob dieses alles monarchische Ansehen vernichtenden Raubes rührte. Freilich fehlte es nicht an Erbitterung und Opposition in andern nicht an dieser Reichsregierung betheiligten Kreisen, und diese Erbitterung veranlaßte Hanno einen Theil der Verantwortung auf den von ihm herangezogenen Erzbischof von Bremen, Adalbert (von Wisecke) zuwälzen. Allein für Heinrich's IV. königliche Stellung war das nicht einmal eine günstige Veränderung. Wie vorher Hanno den königlichen Knaben in finstrer Ascetik gepeinigt, das Kind zur Verheimlichung seines fürstlichen Trotzes, zur Heuchelei gelenkt hatte, so ließ im Gegentheil Adalbert von Bremen nunmehr dem Prinzen jeden Zügel schießen und ihn zum Wüstling werden, dem jeder Wink erfüllt werde, wenn es nur Adalbert's Pläne förderte. Und dessen Pläne, ebenfalls schon angedeutet, gingen auf die Erwerbung der Herzogsrechte in Sachsen für den sich immer weiter ausdehnenden Sprengel des Erzbisthums. Darüber erfüllte sich, während der junge König in Lüste, Willkürlichkeit der Regierungshandlungen, roheste Handhabung der Simonie, versank und unbedachteste Herrschergelüste wider die verhaßten Sachsen in

---

sichern, oder daß er mindestens durch eine konsequente Politik im Innern die weitere Entwicklung der Reichsgewalt unterstützen würde. Aber auch diese Erwartungen hat er nicht erfüllt. Das Herzogthum, das sein Vater nahezu beseitigt hatte, stellte er überall her: aber er that es, indem er zugleich die Marken gegen das Herzogthum stärkte, indem er ihm überdies durch die Einsetzung Fremder die nationale Bedeutung entzog, indem er endlich durch die Wahl von Männern ohne männliche Nachkommenschaft der Vererblichung vorzubeugen suchte. Heinrich zeigt hier eine Politik des Mistrauens, in der sich kein gesunder und fruchtbarer Gedanke erkennen läßt und die keine bessere Frucht zeitigte, als die meist aus der Saat des Mistrauens aufkeimt." Giesebrecht tadelt noch, daß Heinrich die Begünstigung der Vasallen nicht fortgesetzt habe. (Priesterliche Erziehung hat ihn offenbar voreingenommen.)

gänzlicher Täuschung über die ihm wirklich zu Gebote stehende Macht möglich erträumte, ganz Sachsen mit einem Grimme wider Adalbert und Heinrich IV, der beider Verhängniß werden sollte, und verbanden sich die übrigen Fürsten und Landgebiete zu einem ersten offnen Sturme wider Heinrich's Königsherrschaft. Als 1065 Adalbert Heinrich für waffenfähig und regierungsselbständig erklären ließ, traten die Grafen des Reiches wieder einmal zu Tribur zusammen und nöthigten Heinrich durch die Drohung seiner Absetzung zur Entlassung seines Lieblings, des Adalbert von Bremen. Für die Sachsen war das das Signal, die Macht Adalbert's im Sachsenlande zu vernichten, daß sie selbst seine Landgüter verwüsteten oder sich aneigneten.

Die Wuth gegen die Sachsen im Herzen dachte Heinrich von nun an auf nichts so sehr als auf Rache an ihnen. Als er nach der Aechtung Otto's von Nordheim und dessen Entsetzung vom Herzogthum Baiern, das Welf übergeben ward, im Kampfe wider Otto und dessen Bundesgenossen, den Herzog von Sachsen, diesen gefangen nahm, die sächsischen Bauern nnd Großen in Einem Aufstande den König von Goslar und der Harzburg vertrieben, dann seine Burgen längs der ganzen sächsisch-fränkischen Linie zerbrachen und selbst die Gebeine seines Kindes im Grabe nicht schonten, da brach jener Kampf los, in dessen Verlauf 1073—1075 Papst Gregor VII. sich auf Anruf von Sachsen auf deren Seite wider Heinrich stellte, als ihm die Zeit gekommen schien, in Verfolgung der Tendenzen Clugny's, das Papstthum über das Kaiserthum zu erheben.

Die Päpste hatten seit Clemens II. (Luidger von Bamberg), dem ersten tüchtigen (Deutschen), den Heinrich III. in seiner Ergebenheit gegen die Kirche an deren Spitze gestellt hatte, auf Wiederaufrichtung der Kirche hingearbeitet, Clemens II. und Leo IX., namentlich letzterer, Synoden auf Synoden wider die Simonie gehalten, das innige Verhältniß mit Clugny gepflegt. Seit Leo IX., der auch bereits wider die Priesterehe auftrat, war dabei der Hauptleiter der päpstlichen Entwürfe der Mönch Hildebrand, der an seiner Verbannung, die er freiwillig mit Gregor VI. antrat, sowohl Clugny selbst aufgesucht als auch sich mit den Verhältnissen des deutschen Reichs durch persönliche Anschauung vertraut gemacht hatte. Er trat Leo IX., als dieser über die Alpen herüber kam, mit der Forderung entgegen, daß Leo IX. seine Wahl noch nachträglich vom Clerus und Volk in Rom bewirken lassen müsse, wenn Hildebrand ihn anerkennen solle. Ein Hauptfortschritt aber in der Befreiung des Papstthums kam unter Papst Nikolaus II., der einmal auf dem sog. Lateranensischen Konzil von 1059 die freie Wahl des Papstes durch das Kardinals-Kollegium aufstellte und sodann das schon von Leo IX. angebahnte Verhältniß zwischen Papst und der Normannenherrschaft in Süditalien dahin regelte, daß die Normannen ebenfalls die Fürstenkrone vom Papste mit der

Verpflichtung, diesem als Mannen Dienstpflicht zu leisten, zu Lehen nahmen. Damit hatte der freie Papst auch einen vom Kaiser unabhängigen militärisch-politischen Rückhalt gewonnen. Wie man namentlich den Beschluß über die Papstwahl in Deutschland als einen Schlag empfand, beweist, daß sich Erzbischof Hanno von Köln mit mehreren Bischöfen in einem Schreiben dawider erklärte und der Papst mit Mühe eine Kirchen-Versammlung zu Worms hinderte. Es wäre schlimmer für den Papst geworden, wenn die Kaiserin an den mit ihr unzufriedenen Großen (es war 1061, ein Jahr vor dem Raube Heinrich's IV. zu Kaiserswerth) einen Rückhalt gehabt hätte. Nach Nikolaus II. Tode, als die kaiserliche Partei in Rom eine drohende Haltung annahm, hielt es dann Hildebrand für klug, sich gleich der kaiserlichen Partei vom kaiserlichen Hof einen neuen Papst zu erbitten. Da die Kaiserin zauderte, ein Konzil von deutschen und italienischen Bischöfen nach Basel berief, hier die lombardischen Bischöfe sich auch gegen die Lateranensischen Beschlüsse erklärten, ließ zwar Hildebrand einen Papst seiner Sorte in der Person Alexander's II. wählen und mit den Waffen in der Hand den Lateran beziehen, allein das Konzil erklärte diese Wahl für ungültig und stellte ebenfalls einen Papst auf, Honorius II.

So waren die Dinge schon haarscharf zugespitzt, als die Katastrophe von 1062 eintrat und nun Hildebrand freie Hand erhielt, namentlich seitdem selbst Hanno von Köln, der nach Adalbert's Sturz wieder das Reichssteuer führte, sich für Alexander II. erklärte und der Kampf mit den Sachsen in helle Flammen ausbrach. Nun ließ sich mitten in demselben Hildebrand zum Papste wählen und nahm den Namen Gregor VII. an.

Seine Mittel zur Durchführung der Clugny'schen Pläne waren: 1) Beseitigung der Simonie; indem er deren Begriff erweiterte, 2) Beseitigung auch der Investitur (mit Ring und Stab, also aufgefaßt als Verleihung des geistlichen Amtes durch eine weltliche Macht, wo es sich doch nur um Verleihung der mit dem geistlichen Amte verbundenen Reichs-Lehngüter und Lehnsrechte handelte) und Unabhängigkeit des vom Papste abhängig zu machenden Bischofs von der Gewalt des Kaisers, 3) mönchische Organisation der ganzen Kirche und des ganzen Klerus, damit Beseitigung der Ehe des Klerus oder Einführung des ehelosen Lebens (Cölibats) aller Kleriker sowie gelübdemäßige Verpflichtung derselben zu unbedingtem Gehorsam der Orden gegen die Obern. Auf Synoden von 1074 und 1075 ließ Gregor die dahin zielenden Beschlüsse fassen. Nachdem noch 1074 Gregor (Ep. 2, 3,) in einem Schreiben an Heinrich diesem während des vom Papste zu unternehmenden Kreuzzuges die Beschützung der römischen Kirche während des Papstes Abwesenheit empfohlen, nachdem sich Gregor noch später hin und her besonnen, weil er des Erzbischofs von Mailand gar nicht sicher war, nahm er sich eingehender des

schon vorher eingeleiteten *) Schiedsrichteramtes zwischen Sachsen und König an, forderte den König 1076 zu Anfang des Jahres in strengem strafendem Tone zur Buße auf und drohte mit Excommunication und Absetzung. Als nun Heinrich mit dem auf einer Synode zu Worms über Gregor ausgesprochenen Absetzungsurtheil erwiederte, entsetzte der Papst den König der Regierung, entband alle Christen des ihm geleisteten Eides und belegte ihn mit dem Fluche der Kirche. Trotz der Zweifel, die Manche hegten, ob dem Papste ein solches Recht gegen Könige zustehe, wurde dieses Recht von der Mehrheit der deutschen Fürsten und Bischöfe auf einer Versammlung wieder in Tribur im Jahr 1076 anerkannt, und Heinrich angedroht, daß, wenn er nicht binnen Jahresfrist den Bannfluch löse, er für abgesetzt erklärt sein solle.

Die Lage bestimmte Heinrich zu dem raschen Entschlusse, die päpstliche Absolution in eigner Person einzuholen und sie so dringend bei dem Papste nachzusuchen, bis sie ihm durch die bekannte Szene zu Canossa gewährt wurde.

Der damals erst 27 jährige junge König ging mit der überlegten Berechnung, daß es ihm durch eine kluge Nachgiebigkeit gegen den Papst gelinge, seinen fürstlichen Widersachern den Rang abzulaufen, zum Papste, der sich in Canossa unter dem Schutze der Markgräfin Mathilde von Tuscien aufhielt, eben der Stief- und Schwiegertochter jenes Gottfried des Bärtigen von Lothringen, der an der Spitze der Opposition schon wider Heinrich's Vater und dessen Erbmonarchie stand.

Die Lösung vom Banne ward Heinrich nach seiner äußerst demüthigenden Bußübung in der orakelhaften Antwort, vom Banne wolle der Papst lösen, aber über die Absicht der Fürsten habe er keine Verfügung, zu Theil und auch nicht zu Theil. Ein neuerer Geschichtsschreiber, R. Battmann **) sagt: „In der Zusammenkunft von Canossa benahm sich Gregor VII. unaufrichtig und hinterlistig; bei der Wahl Rudolf's von Rheinfelden wirkte er hinter den Kulissen mit." Die für unsere Betrachtung entscheidende Thatsache ist, daß nach der Zusammenkunft von Canossa zu Forchheim unter der Assistenz von Gesandten (legati) Gregor's die gegen Heinrich IV. sich auflehnende Fürstenpartei 1077 den Gegenkönig Rudolf wählten, Gregor VII. allen denen, welche den von ihm aufgestellten Gegenkönig unterstützen würden, die unbedingte Absolution von allen Sünden verhieß, in einem Briefe an die Fürsten ***) noch ausdrücklich aussprach: Sie sollten nicht aus irdischer Liebe zu einem Könige

*) Er hatte an verschiedene Fürsten 1073 geschrieben, er werde den jungen König ermahnen, seinen Rathschlägen in Handhabung der Gerechtigkeit Folge zu leisten; wo nicht, Maledictus homo, qui prohibet gladium a sanguine suo. Ep. 1, 9. 42. 2, 49.

**) Die Politik der Päpste von Gregor I. — Gregor VII. Elberf. 1868/69. Friderichs.

***) Deutsche Geschichte v. Schmidt. II. 387.

ohne Rücksicht auf die geistliche Heerde, für welche Christus sein Blut vergossen, den Sohn eines Königs einem bessern Manne vorziehen, jenen nicht mehr als Gott lieben und der heiligen Kirche dadurch schaden", und endlich daß der hier zur Wahl vorgesehene Gegenkönig unter der wieder in einer Art Wahlkapitulation vorgesehenen Bedingung gewählt wurde: daß die königliche Gewalt Niemandem, wie bisher der Gebrauch gewesen, durch Erbschaft zufallen, sondern der Sohn des Königs, wenn er der Krone auch noch so würdig sei, mehr durch freiwillige Wahl als durch das Recht der Nachfolge König werden solle; wenn aber der Sohn des Königs unwürdig sei oder das Volk ihn nicht wolle, das Volk es in seiner Macht haben solle, zum König zu machen, wen es wolle (Brun cap. 91). Daneben berichtet Brun (Ueber den sächsischen Krieg), der päpstliche Legat habe den Fürsten verboten, sich Versprechungen für die Wahl leisten zu lassen und selbst dann: „Hoc etiam ibi communi consensu comprobatum, Romani pontificis auctoritate est corroboratum, ut regia potestas nulli per hereditatem cederet."

Dies auf Heinrich IV., der schon König war, angewandt, war der Dank der Kirche für die Erhebung aus tiefer Schmach, welchen sie dem Vater dieses Königs schuldete; dies in Vergleich gestellt mit dem, was zu Anfang dieser Auseinandersetzung von dem Vorgange zu Tribur 887 und seinem Anhängsel von 900 erwähnt ward, die bewußte Ausführung eines mehr durch den Zufall angedeuteten Programms. Die mehr zufällige Wahl des Königs und die Anzeige dann an den Papst, 887 und 900, war jetzt in die reichsgesetzlich als Grundsatz aufgestellte Wahl des Königs durch die Fürsten unter Leitung des Papstes übergegangen. Dabei war es gleichgültig, daß die Leitung verdeckt*) war. Thatsächlich drang damit die Leitung der deutschen Reichsangelegenheiten so ein, daß sie dann auch grundsätzlich anerkannt wurde. Die Hohenstaufen haben das mit ihrem Kampfe wider das Papstthum nicht gehindert. Bereits im Anfang des zwölften Jahrhunderts (wie L. Ranke, Geschichte der Päpste I. S. 31 nach Schröckh, Kirchengeschichte

*) Baur, Die christliche Kirche des Mittelalters, Tübingen 1861. Fues. S. 207, 1: „Eine bei aller Konsequenz nach den Umständen und Zeitverhältnissen sich richtende, den beabsichtigten Erfolg politisch berechnende Handlungsweise gehört hauptsächlich zum Charakteristischen Gregor's. Von dieser Seite hat er sich ganz besonders in seinem Streit mit Heinrich in der Periode zwischen der Scene von Canossa und der zweiten Excommunication des Königs im Jahr 1080 gezeigt. So entschieden er innerlich gegen Heinrich war, wollte er sich öffentlich doch nur den Schein eines unparteiischen Schiedsrichters geben. Während er immer die Sache der Gerechtigkeit im Munde führte, zog er zweideutig und zweizüngig unter angeblich vorläufigen Verhandlungen die Entscheidung immer weiter hinaus, um sie sich für den rechten Moment erst noch vorzubehalten, und ließ indeß dnrch seinen Legaten geschehen, was er selbst nicht thun wollte, um so das Geschehene, je nachdem er in seinem Interesse war, ebenso gut anzuerkennen als verleugnen zu können. Von diesem Gesichtspunkt aus hat Lipsius in Niedner's Zeitschrift f. histor. Theologie 1859. S. 275. Zur Geschichte Papst Gregor's VII. eine sehr beachtenswerthe Darstellung der genannten Periode gegeben."

Th. 27. S. 117 citirt), konnte Propst Gerohus (v. Reigersberg) es sagen: es werde noch dahin kommen, daß die goldne Bildsäule des Königreichs ganz zermalmt und jedes große Reich in Vierfürstenthümer aufgelöst werde; erst dann werde die Kirche frei und ungedrückt bestehen unter dem Schutze des großen gekrönten Priesters.

Auf diesem Wege dekretirte bereits Papst Innocentius III. (1198—1216) in einem Schreiben:*) daß an die Wahlfürsten das Recht und die Macht vom apostolischen Sitze gelangt sei, welcher das römische Kaiserthum auf die Person Karl's des Großen, von den Griechen auf die Germanen übertragen habe. Dabei müßten die Fürsten aber auch anerkennen, wie sie es denn sogar in Gegenwart des Papstes selbst schon anerkannt hätten, daß das Recht und die Befugniß, die zum König gewählte Person zu prüfen, dem Papste zustehe, der da salbe, weihe und (zum Kaiser) kröne. 1208 richtete Innocenz zahlreiche Schreiben bald drohend, bald ermahnend und bittend an die Fürsten Deutschlands, an die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, Magdeburg, Salzburg, Aglai und ihre Suffraganen, an die Herren von Böhmen, Thüringen, Brabant, Zähringen, Meran, Baiern, Meißen, Brandenburg, Landsberg, um die Fürsten zur Anerkennung Otto's IV. zu bestimmen; der Bischof von Würzburg mußte die Schreiben auf einer zu Würzburg angesetzten Wahlbesprechung vertheilen. 1209 tadelt denselben Otto IV. Innocentius III., daß er nicht die angesehensten Fürsten gesandt habe, um die Bestätigung der Wahl einzuholen. Zum Verständniß dieser Mahnung muß man hinzunehmen die Stelle aus dem sächsischen Lehnrecht Art 4, §. 2: „swenne**) die düdischen enen Koning kiesen unde he to Rome vert to der Wienge, so sint plichtig ses vorsten mit ime to varene, die de ersten in des rikes Kore sin. die bischop von megenze unde von triere unde von kolne unde die palenzgreve von me rine, die hertoge von Sassen unde die marcgreve von brandeburch, durch das dem pavese wetenlich si des Konings redelike kore." 1211 betrieb Innocenz III. schon wieder die Wahl Friedrich's II. gegen Otto IV. Innocenz IV. aber 1241—1254 schreibt***) an die deutschen Fürsten: „Wir befehlen Euch, da unser geliebter Sohn, der Landgraf von Thüringen bereit ist, das Reich zu übernehmen, daß ihr denselben ohne allen Verzug einmüthig wählt." Dieser Landgraf von

*) Innocent III. registr. de negot. imperii ep 62 ed. Baluzius I. 715. Man vergleiche zu dieser ganzen Partie die treffliche Uebersicht über den Entwicklungsgang der deutschen Monarchie bei L. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I, Seite 6 ff.

**) Hochdeutsche Uebersetzung des Plattdeutschen: „Wenn die Deutschen einen König wählen und er nach Rom zur Weihung geht, sind 6 Fürsten, welche die ersten bei der Reichswahl sind, verpflichtet mit ihm zu gehen: der Bischof von Mainz, Trier und Köln, der Pfalzgraf vom Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, damit dem Papste de[s] Königs redliche Wahl kund werde.

***) Ex actis Innocent. Monum. IV, 361.

Thüringen, Heinrich Raspe, war wieder Gegenkönig gegen den ebenfalls vom Papst aufgestellten Friedrich II.

Solche und noch schlimmere Folgen hat der Weg von Tribur nach Canossa gehabt, der Weissagespruch des Gerohus ist wirklich in Erfüllung gegangen, und das heilige römische Reich deutscher Nation mit Anfang des 19. Jahrhunderts vollends förmlich in die längst entstandenen Vierfürstenthümer auseinander gegangen.

Verschieden ist es, wie wir vom politischen und vom sittlichen Standpunkte aus heute die Entwickelung beurtheilen. Vom sittlichen Standpunkte ist es ein abscheuliches Verhalten, das der päpstliche Stuhl beharrlich dem deutschen Königthum gegenüber, besonders Gregor VII., beobachtet hat, es ist das Verhalten berechneter Treulosigkeit. Wie aber das Wahlkönigthum der Keim des deutschen Königthums, so war jener Charakter der Keim des Papstthums. So sagt Gfrörer, Geschichte der christlichen Kirche II S. 1064, von der Geneigtheit des Papstthums, dem Kaiserthum ꝛc. sich so lange zu fügen, als gewisse Vortheile damit zu erreichen waren, Päpste hätten ihre Meinung dahin ausgesprochen: nicht allgemeiner Gebrauch und allgemeine Menschenpflicht sei es, den Mächtigen der Erde die Wahrheit frisch in's Gesicht zu sagen; wie alle Welt wisse, geschehe überall das Gegentheil. Wer von Königen etwas verlange, was Recht sei, müsse ihre Großmuth bewundern, ihre Gnade anrufen, sonst verfehle er sein Ziel. Der erste Mönchspapst Gregor I. (von 590 an) war in dieser Weise ein Diplomat und unwahr Fürsten gegenüber, er wünschte Phokas, dem griechischen Kronenräuber und Mörder, Glück zu seiner Thronbesteigung und war ein Schmeichler gegen Brunhilde, die furchtbare Frankenkönigin. Ueber den zweiten großen Mönchspapst (Gregor VII.) sagt R. Battmann an der angezogenen Stelle: „Als Gregor VII., in dem pfäffischen Wesen, das unter dem Scheine des Heiligen, angeblich voll Antipathie gegen das Irdische, dennoch das Weltliche sucht und der Selbstsucht dient, ist Hildebrand ein getreuer Spiegel Gregor's I., mit dem häßlichen Zug, den Gegnern die Blöße abzulauern und zu suchen, was dem Augenblick fröhnt und nützt und nicht, was vorläufig außer dem Bereich des Möglichen liegt, anzurühren, geböten es auch die höchsten Prinzipien aller Sittlichkeit und Frömmigkeit“. Wie richtig dieses Urtheil ist, ergiebt sich namentlich aus folgendem Gegeneinander.

Heinrich IV. hatte auf den Rath seines heuchlerischen Schwagers Rudolf, seines spätern Gegenkönigs, 1073 einen Brief an Gregor geschrieben, in welchem er sich allerdings eine große Blöße gegeben: daß er dem Papste in allen obwaltenden Streitigkeiten nachgeben wolle. Er hatte sich darin selbst angeklagt, daß er nicht allein die Güter der Kirche an sich gerissen, sondern sie auch an unwürdige und simonistische Priester verkauft und nicht nach

Gebühr mit ihnen geschaltet habe, sich sündig und elend bekannt, nicht mehr werth, des Papstes Sohn zu heißen. Hierauf schrieb Gregor*), über den Brief frohlockend, an einen Vertrauten: „Wie viel wir dem König nützen oder andrerseits ihm schaden können, wenn wir unsere schützende Hand von ihm ziehen, wirst du bald, wie wir hoffen, auf das augenscheinlichste erfahren und so einsehen, daß Gott mit uns ist und uns sichtlich unterstützt."

So schreibt kein wahrer Christ, und damit urtheilen wir vom sittlichen Standpunkt über Gregor ab, wie Battmann und Gfrörer, letzterer, bevor er convertirte.

Vom politischen Standpunkt aus, namentlich unter Berücksichtigung der wissenschaftlich erhärteten Thatsache, daß die römische Kirche ein politisches Gebäude ist, daß seine Erbauer mit politischen Mitteln wirken mußten, haben wir zu billigen, daß Niemand ohne seinen Willen und Zuthun von einem Andern, ihm ursprünglich an Macht weit nachstehenden, übervortheilt werden kann. Was die deutschen Herrscher sich vom Papstthum haben bieten lassen, dafür sind eben sie zuerst verantwortlich. Was auf dem Wege von Tribur nach Canossa aus unsern ostfränkischen, deutschen Staatsanfängen geworden ist, ist nicht blos das Werk einiger doppelzüngigen, alle Mittel lediglich nach dem Erfolge (vgl. Jesuiten) abmessenden Päpste, sondern auch unfähiger Könige, nach Unabhängigkeit strebender Lehensleute derselben, die nur so lange Treue halten, als es ihr Vortheil erheischt, und überhaupt ungeordneter Zustände im Volke. Heute kann uns die Entwickelung des deutschen Wahlkönigreichs unter päpstlicher Einwirkung, durch das Bündniß zwischen Papst und untreuen, aufständischen Reichsvasallen, zu einer Aristokratie geistlicher und weltlicher Fürsten, Herren und Städte mit einem auf Lebenszeit gewählten Präsidenten unter dem Titel König und Kaiser unter der Oberleitung des Papstes, der dem Kaiser die zweifelhafte Ehre anthut, ihn des Papstes Sohn, d. h. Kreatur zu nennen, von der Wiederholung des geschichtlichen Ganges einer früheren Entwickelungsperiode nur abschrecken und die Vergegenwärtigung dieses Ganges uns politisch also nützen. Heute sucht vergebens der Orden der Gesellschaft Jesu das Spiel zu erneuern, das dem Orden von Clugny gelang.

Im 14. Jahrhundert hat der Umstand, daß der Papst in französische Abhängigkeit gerieth, dazu geführt, daß das deutsche Nationalgefühl, auf zu harte Proben gestellt, selbst die Fürsten dazu lenkte, das Bündniß mit dem Papste zu lösen. Der Kaiser ging jetzt auf ein solches mit dem Papste ein, wie die nach dem Baseler Konzil abgeschlossenen Concordate vor allem beweisen. Da hat nun die Reformation den gegen Kaiser und Papst auf-

*) Der auch schon den Grundsatz der Unfehlbarkeit aufstellte: „Die römische Kirche hat nie geirrt und wird in Ewigkeit nicht irren nach dem Zeugniß der Schrift."

tretenden Fürsten die Macht gegeben, das ganze System des heiligen römischen Reichs deutscher Nation abzuwerfen, und des Volkes Vertretung, in den einzelnen Fürstenthümern entwickelt, hat ganz neuerdings mit den andern Fürsten in gemeinsamer Beschlußfassung einen aus ihrer Mitte mit erblicher Berechtigung zum neuen deutschen Kaiser erhoben, der nicht wie in Tribur begonnen.

Und dieser wird, so Gott will, auch des Reichskanzlers Spruch nur wahr machen: Nach Canossa gehen wir nicht.

Licht- und Schattenbilder aus Coburg-Gotha.

II.

Unsere drei Landtage können sich nicht rühmen, das Interesse der Staatsangehörigen lebhaft in Anspruch zu nehmen; auch bei wichtigeren Berathungsgegenständen bleiben die Zuhörerräume leer, man begnügt sich mit dem Lesen kurzer Berichte im Gothaer Tageblatt oder in der Coburger Zeitung. Es war dies freilich auch früher, als noch nicht das deutsche Reich unser politisches und wirthschaftliches Leben fast ausschließlich beherrschte, wenig anders: die Verhandlungen so kleiner Versammlungen verlaufen in der Regel zu eintönig und nüchtern, um dramatischen Reiz zu bieten. Gleichwohl gehören die Landtage zu den wesentlichsten Factoren unseres particularstaatlichen Seins, und es wäre unrecht, schweigend an ihnen vorüber zu gehen. Der gemeinsame tagte in Gotha vor Kurzem zum ersten Male in seiner neuen, vollen, beide Sonderlandtage umfassenden Zusammensetzung: einzelne kleinbürgerliche und bäuerliche Erscheinungen gaben ihm ein etwas provinzielles Gepräge. Den Vorsitz führt seit vielen Jahren der Kreisgerichtsdirector Berlet, zugleich Präsident des Gothaer Spezíallandtags, ein wegen seiner vielseitigen Bildung und seines biederen Charakters hochgeachteter Mann, selbständig und freisinnig in seinem Urtheil, vorsichtig und mild in der Form. Sein Stellvertreter ist der Bürgermeister Muther von Coburg, Präsident des Coburger Sonderlandtags, ein geschäftsgeübter Mann von gesundem praktischem Blick. Die aggressive, schneidige Seite finden wir in den Rechtsanwälten Müller und Heller aus Gotha und Forkel aus Coburg*), die salbungsvolle und pathetische in dem gothaischen Landpfarrer Trümpelmann vertreten. Mancher anderen tüchtigen Kraft könnten wir

*) Nicht das ehemalige Reichstagsmitglied Justizrath Forkel, welcher — ebenso wie der frühere Reichstagsabgeordnete Dr. Heunberg aus Gotha — dem Landtage nicht mehr angehört.

Erwähnung thun, wenn es uns nicht zu weit führte; einer Persönlichkeit aber müssen wir ein paar besondere Zeilen widmen: das ist Franz Ronge, der Bruder des deutschkatholischen Apostels Johannes Ronge. Wie kommt der in den Landtag von Coburg-Gotha? Er ist Bürgermeister und Abgeordneter von Königsberg in Franken, eines coburgischen Städtchens mitten im Bayernlande, und daß er grade dort wohnt und lebt, hat nach seinen schlichten Erzählungen folgende seltsame Bewandtniß. Sein Amt als katholischer Schullehrer eines schlesischen Ortes verlor er in jungen Jahren durch die Excommunication, die er mit seinem Bruder Johannes theilen mußte. Auf den Wanderungen, welche er an dessen Seite durch Deutschland machte, fand er in der Tochter eines reichen Fabrikherrn zu Schweinfurt, der dort auf seine eigenen Kosten eine deutschkatholische Kapelle baute, eine Lebensgefährtin. Der Schwiegervater wollte in seiner nächsten Nähe dem jungen Paare einen Heerd gründen, aber die bayerische Polizei trat dazwischen. Franz Ronge hatte sich zwar in keiner Weise gegen die bayerischen Staatsgesetze vergangen, auch für die Sicherung seines Nahrungsstandes war gut gesorgt; indessen für seines Bruders Bruder gab es innerhalb der blauweißen Grenzpfähle keine Wohnstätte. Da suchte und fand er ein Asyl auf dem benachbarten Coburger Gebiete; aber noch längere Zeit hindurch konnte er von da aus bloß heimlich den Schweinfurter Verwandten seinen Besuch abstatten, auch nur heimlich einer behördlichen Vorladung nach Coburg Folge leisten; mancher Unschuldige ist statt seiner von bayerischen Gensdarmen aufgegriffen worden. Das Ministerium Reigersberg zeigte sich so unerbittlich, daß es sogar gegen die Duldung Ronge's bei der Coburger Regierung Vorstellung erhob, die jedoch unter Berufung auf die Gesetze des Landes gebührend zurückgewiesen wurde. Der persönlichen Fürsprache des Ministers von Seebach bei dem Freiherrn von der Pfordten glaubt es Ronge zu verdanken, daß die polizeilichen Verfolgungen endlich wieder aufgehoben wurden. Es ist nicht ohne Werth, von Zeit zu Zeit uns und Andere daran zu erinnern, welch' schmachvolle Jahre wir haben durchleben müssen! Wenn wir den wohlwollenden, anspruchslosen Mann betrachten, kommt uns die Maßregelung desselben vor wie eine Tollhausgeschichte. Seine engeren Landsleute rühmen ihn als wohlwollend, besonnen, frei von radicalen Verkehrtheiten; in den Sitzungen tritt er wenig hervor, das öffentliche Reden scheint seine Sache nicht zu sein.

Unsere Landtage waren von jeher, seit die Verfassung besteht, einem vernünftigen Liberalismus zugethan, was ihnen von der Regierung auch nicht sonderlich erschwert wurde, zumal sie mit ihrer Freisinnigkeit in politischen und Gesetzgebungsfragen immer noch eine gute Dosis Loyalität zu verbinden wußten. Selbst manch' strebender Staatsdiener konnte ohne Nachtheil unter der liberalen Fahne Abgeordneter sein. Junker und Reactionäre sind im

Lande sehr dünn gesäet und haben zu allen Zeiten den Weg in die Landesvertretung für sich verschlossen gefunden. Auch eine unzweideutig nationale Gesinnung herrschte immer in unseren Landtagen; das deutsche Reich und seine Vormacht steht bei ihnen hoch in Ehren, und wenn Preußen Lust hätte, die beiden Herzogthümer ganz und gar in seinen weiten Schooß aufzunehmen, so würde sich für einen solchen Anschluß vielleicht noch eher eine Landtagsmehrheit finden als für den letzten Schritt zur coburg-gothaischen Union. Doch zu einem so gründlichen Wandel der Dinge scheint heut zu Tage weniger Aussicht als je zu sein, weshalb es die Aufgabe beider Ländchen ist, sich auch fernerhin einzurichten, so gut oder schlecht es geht.

Die Finanzlage ist freilich seit dem Uebergang der Zollrevenueen und Verbrauchssteuern auf die Bundeskasse und seit dem Eintritt der Herzogthümer in die Leistung der vollen Matricularbeiträge bedrängt genug, und noch scheint Niemand zu wissen, was werden soll, wenn einmal in Gotha bei ungünstigen Conjuncturen für die Forstproducte die Domainenüberschüsse sich wieder namhaft vermindern, in Coburg aber der nur noch auf kurze Zeit gestattete particulare Zuschlag zur Reichsbraumalzabgabe wegfällt. Die Steuerschraube kann schwerlich noch stärker angespannt werden; diesseits und jenseits des Waldes hat man in Ausgiebigmachung der Einkommensteuer, der Grundsteuer, der Nachlaßsteuer, der Sporteln, Stempelgebühren und wie die vielerlei Abgaben alle heißen, bereits das Möglichste geleistet, so daß wir es ganz begreiflich finden, wenn in den Abgeordnetenkreisen sich der feste Wille kund gibt, unter keinen Umständen einer abermaligen Appellation an die Steuerkraft der Bevölkerung zuzustimmen. Ebenso begreiflich finden wir den hie und da zu Tag tretenden Wunsch nach einer Revision der bestehenden „Domänen-Abkommen", das heißt nach einer größeren Belastung des Domänenvermögens zu Gunsten der Landeskassen; nur gehört dazu sowohl das Einverständniß des Herzogs wie der Consens seiner vielen Agnaten, und die Geneigtheit derselben wird man sich kaum als sehr stark vorstellen dürfen. Wenn überhaupt, so wird bloß durch die größte Sparsamkeit in den Ausgaben das Gleichgewicht in den Budgets zu retten sein; aber auch in diesem Punkte sind durch festbegründete Rechtsansprüche, durch Gesetze und Verträge und durch das unabweisbare Bedürfniß dem bloßen Belieben enge Schranken gesetzt. Von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Vereinfachung des Regierungsapparats haben wir bereits gesprochen; außerdem bleibt — etwa neben dem heiklen Posten der widerruflichen Zuschüsse zum Hoftheater — beinahe als einziges Kapitel, an dem unsere Landtage den guten Willen, zu sparen, bethätigen können, das der Besoldungszulagen sowie der Diäten und Bureaufonds übrig. Hierauf pflegt sich denn in der That die Prüfung der Etatsvorlagen mit besonderer Wucht

zu werfen, und die Kritik nimmt dabei, namentlich in den Commissionen, mitunter einen recht kleinlichen, persönlichen Charakter an, so daß es den armen Beamten nicht zu verargen ist, wenn sie den Verhandlungen mit Herzklopfen entgegensehen. In klingender Münze Liberalität gegen das Staatsbeamtenthum zu üben, gestatten leider die Verhältnisse nicht; mit um so mehr Recht kann man wenigstens eine zarte und objective Behandlung der Gehaltsfragen verlangen; es greift über die Aufgabe der Landesvertretung hinaus, wenn sie die größere oder geringere Qualification, den größeren oder geringeren Eifer einzelner Richter, Professoren rc. erörtert, um daraus Motive für ihre Entschließungen über die beantragten Zulagen zu schöpfen.

Ein nicht geringer Uebelstand liegt ferner in der außerordentlichen Langsamkeit, mit welcher in der Regel unsere Landtage arbeiten. Diese Bemerkung gilt ebenfalls hauptsächlich den Commissionen, bei denen die Regierungsvorlagen oft wochenlang liegen bleiben, um schließlich mit geringen Abänderungen oder gar mit einem kurzen Ablehnungsantrage wieder zum Vorschein zu kommen. Auch der gemeinschaftliche Landtag hat sich an dem Geschäftsgange des Reichstags noch kein Beispiel genommen, die Vorlagen in Betreff der Synodalverfassung haben im letzten Frühjahre eine Commission über einen Monat lang in Anspruch genommen und das Resultat war — Ablehnung der Einzelberathung. Sachlich sind wir mit diesem Endergebnisse völlig einverstanden: auch wir halten den unklaren Begriff des „obersten Landesbischofs" für veraltet und finden ein ausschließliches Gesetzgebungsrecht des Fürsten in kirchlichen Dingen durch den Wortlaut unserer Verfassung nirgends begründet, dem Geiste derselben aber geradezu widersprechend; auch wir können von einer kleinen Landes- oder Provinzial-Synode, namentlich wenn sie zur Hälfte aus Geistlichen besteht, nicht einen Aufschwung, sondern eher noch einen weiteren Niedergang des kirchlichen Lebens erwarten; ja wir sind sogar des ketzerischen Dafürhaltens, daß das in sichtlichem Absterben begriffene sogenannte kirchliche Leben überhaupt nicht durch künstliche Mittel wieder aufgeweckt und gestärkt werden kann, sondern daß der Geist der Religion, der Sittlichkeit und Humanität in neue, zeitgemäßere Formen gegossen werden muß, die sich gewiß auch finden, sobald einmal die rastlose Arbeit des Verstandes, die unaufhaltsam fortschreitende Bildung Hand in Hand mit dem Bedürfnisse des modernen Staatswesens die Glaubens-Ueberlieferungen und hierarchischen Schöpfungen vieler Jahrhunderte vollends überwunden haben wird. Also wir stimmen in der Sache selbst mit der Commission überein, deren Antrag auch die Billigung des Plenums gefunden hat; aber warum bedurfte es so

vieler werthvoller Wochen zu einem so einfachen Beschluß? Gleiches gilt bezüglich des ebenfalls abgelehnten Verpfändungsgesetzes und fast aller anderen Vorlagen, welche den gemeinschaftlichen Landtag letzthin beschäftigt haben. Besonders verzögerlich pflegen auch die Etatsarbeiten betrieben zu werden, die selbst im preußischen Abgeordnetenhause kaum so viel Zeit wegnehmen, als in Coburg oder Gotha; ein großer, lang gestreckter Anlauf und doch nur ein kleiner Sprung: das ist so Stil bei unseren Landtagscommissionen. Wird derselbe bald und gründlich geändert werden?

Tiefgehende Differenzen zwischen Regierung und Landesvertretung bestehen seit langer Zeit weder in Cis- noch in Transthüringen; auch die unangenehme Gothaer Museumsbau-Angelegenheit ist kürzlich beigelegt und hoffentlich für immer aus der Welt geschafft worden. Es waren gute Zeiten des Ueberflusses, in denen Regierung und Landtag beschlossen, daß für die Gemäldegallerie, das chinesische Cabinet und die Kunstsammlungen, welche sich auf dem Friedenstein befinden, ein besonderes Museum errichtet und der auf 120,000 Thlr. veranschlagte Bauaufwand aus dem Gothaer Domänenvermögen entnommen werden solle. Der Wiener Baumeister wurde mit dieser, durch Zwischenzinsen erheblich vermehrten Summe sehr bald fertig, so daß das Staatsministerium im Jahre 1867 dem Landtag eröffnete, es seien zur planmäßigen Vollendung noch weitere 80,000 Thlr. erforderlich. Dieselben wurden gleichfalls aus Domänen-Mitteln verwilligt, jedoch unter der von dem Herzog zugestandenen Bedingung, daß jedes abermalige Mehr, welches sich etwa nöthig machen sollte, von ihm selbst aus seiner Privatkasse getragen werde. Und in der That, die 80,000 Thlr. reichten wiederum nicht hin, auch nicht mit einem Zuschuß von 25,000 Thlr., welchen der Herzog persönlich leistete; im Jahre 1870 waren es von Neuem 160,000 Thlr., die noch fehlten und welche nunmehr nach einem Antrage des Ministeriums durch eine Domänenanleihe aufgebracht werden sollten, weil der Herzog zu so beträchtlichen Zahlungen die Mittel nicht besitze. Nach einer äußerst unerquicklichen Debatte lehnte jedoch der Landtag das Ansinnen ab, und seit jener Zeit stand der Unglücksbau unfertig und öde da, eine zweite Kattenburg, wie die Coburger spotteten. Anfang Mai dieses Jahres ist endlich ein Ausgleich zu Stande gekommen, der dem Herzog, trotzdem daß derselbe inzwischen nochmals 28,000 Thlr. aus seiner Privatkasse gezahlt hat, immer noch nahe an 100,000 Thlr. kostet, während die Staatskasse 40,000 Thlr. darauf legen wird. Bis zum 1. April 1878 sollen die werthvollen Sammlungen in dem neuen, architektonisch schön ausgestatteten Gebäude der Benutzung des Publikums übergeben werden. Für einen etwaigen Mehraufwand haftet wiederum der Herzog. Das gegebene Fürstenwort kommt ihm hoch zu stehen, und doch

hat er alle Ursache, mit der Loyalität der gothaischen Volksvertreter zufrieden zu sein.

Die Landtagsabgeordneten werden in Coburg-Gotha noch in alter Weise durch Wahlmänner gewählt. Das ist hier zu Lande ein urgemüthliches Verfahren, welches keine aufregenden Wählerversammlungen mit Programmen, Wahlreden und Interpellationen kennt; in jedem kleinen Wahlkreise machen 15—47 Wahlmänner die Sache in vertraulicher Berathung ganz unter sich ab, ohne Anhörung der Candidaten. So bringen die Wahlen keine politische Bewegung ins Land, keine öffentlichen Erörterungen über die inneren Zustände, über die Licht- und Schattenseiten, Schwächen und Bedürfnisse des engeren Heimatstaates. Daß sich ein solches System für unsere Landtagswahlen überlebt hat, fühlt Jedermann; die Bevölkerung hat kein Verständniß dafür, warum sie zu der particularen Landesvertretung von untergeordneter, provinzialer Bedeutung ihre Abgeordneten nicht selbst soll wählen können, während man sie doch für reif hält zur directen Wahl eines Reichstagsabgeordneten. Im vorigen Jahre, als die Zusammensetzung des gemeinschaftlichen Landtags geändert und zugleich einige Wahlbezirke anders eingetheilt wurden, lag es nahe, auch das Wahlverfahren zeitgemäß umzugestalten; bis jetzt ist es uns ein ungelöstes Räthsel geblieben, warum die gute Gelegenheit versäumt wurde.

Ganz anders wie bei den Landtagswahlen rührt es sich in den Städten und Dorfschaften, wenn eine Wahl zum Reichstag vor der Thüre steht; da ist Leben und Kampf bis in die entlegenste Hütte. Zwar die schwarze Schaar der Römlinge macht uns nichts zu schaffen; wenn es in dem protestantischen Thüringen überhaupt Ultramontane gibt, so ist ihre Zahl viel zu winzig, um als Partei in die Schranken treten zu können. Dagegen hat der unklare, die Leidenschaften der ungebildeten Menge aufstachelnde, dem gemeinen Manne goldene Berge verheißende Socialismus auch bei uns solche Fortschritte gemacht, daß seine Anhänger bei der Reichstagswahl von 1874 in Coburg nicht minder als in Gotha mit den Liberalen, die bis dahin das Feld fast allein inne hatten, den Kampf aufnehmen und nur durch das einmüthige Zusammengehen aller reichstreu gesinnten Parteien geschlagen werden konnten. Ob sie am nächsten Wahltage wieder unterliegen werden? Diese Frage ist gleichbedeutend mit der anderen, ob es abermals gelingen wird, alle Stimmen aus den verschiedenen Lagern des Liberalismus auf einen gemeinsamen Candidaten zu vereinigen. Wir sind weit von der Anmaßung entfernt, den Propheten spielen zu wollen; aber wie uns die Stimmung hüben und drüben bekannt ist, wird es wenigstens schwer halten, den beiden jetzigen Abgeordneten noch einmal compacte Mehrheiten zu verschaffen. Den Coburgern war der Berliner Stadtrath Weber, so

tüchtig derselbe auch sein mag, von vorne herein nicht recht sympathisch, nicht Alle haben ihm ihre Stimmen gern gegeben; jetzt klagt man darüber, daß er im Reichstage gar nichts von sich hören lasse, auch mit seinem Wahlkreise keine Verbindung unterhalte. Das sind freilich etwas untergeordnete Vorwürfe, aber sie fassen bei der Wählerschaft leicht Wurzel: dieselbe fühlt instinctiv eine gewisse Ignorirung, eine vornehme Rücksichtslosigkeit heraus. In Gotha herrscht eine noch tiefer gehende Verstimmung über den Abgeordneten Ausfeld; sie richtet sich direct wider seine politische Haltung, wider seine Abstimmung in hochwichtigen Fragen, in welchen sein abstracter, unpraktischer Radicalismus mit dem Sinn und der Sorge für die innere Erstarkung des Reiches durchging. Wir brauchen nur an die vorjährigen Kämpfe über die Feststellung des Friedenspräsenzstandes beim deutschen Heere zu erinnern; ein Alpdruck lag auf der ganzen Nation, bloß die Rothen und die Schwarzen jubelten — in der Erwartung eines tiefen Risses zwischen dem Kaiser und dem Reichstag. Da brachten der Kanzler und die überwiegende Mehrheit der Abgeordneten ein patriotisches Opfer, indem sie sich über das bekannte Provisorium von sieben Jahren einigten. Die Freunde des Vaterlandes athmeten auf, ein schweres Unheil war glücklich abgewendet, der Abgeordnete für Gotha aber hatte aus schablonenmäßiger Grundsätzlichkeit auf dem linken Flügel der Fortschrittspartei mit Franz Dunker und Genossen gegen den Ausgleich gestimmt — wahrhaftig nicht zum Danke seiner Wähler, die sich vor der Wahl gerade über seine Stellung zur Integrität der deutschen Heeresmacht beruhigende Zusagen von ihm hatten geben lassen. Herr Ausfeld ist ein sehr ehrenhafter, makelloser Character, aber durchaus kein Politiker; das hat er schon damals bewiesen, als er im constituirenden Reichstag sich zu denen gesellte, welche in der Norddeutschen Bundesverfassung den Ruin des Vaterlandes sahen und ihre Stimmen für die Verwerfung derselben abgaben. Ob es bei einer Neuwahl der Achtung vor dem tüchtigen Menschen noch einmal gelingen wird, den Politiker vergessen zu machen, möchten wir bezweifeln.

Um die Elemente, welche sich bei der letzten Reichstagswahl zum gemeinsamen Kampfe wider die Sozialdemokraten vereinigt haben, auch für spätere Zeiten zusammenzuhalten, wurde im Herzogthum Coburg, vorzüglich auf Betreiben des Justizraths Forkel, im vorigen Jahre ein reichstreuer liberaler Verein gegründet, der auch in stillen Zeitläuften das politische Leben in Fluß erhalten soll. Neuerdings hat sich derselbe mit Erfolg der städtischen Gemeindewahlen angenommen. In Gotha sollte man nicht länger säumen, einen ähnlichen Gebrauch von dem Vereinsrechte zu machen, damit nicht immer, wie bisher, wenn es eine politische Action gilt, mit dem Organisiren und Sammeln der Truppen von vorne angefangen werden muß. Den tonangebenden Persönlichkeiten möchten wir diese Angelegenheit dringend empfohlen haben

insbesondere aber den Führern im Landtage, denen die Vereinsversammlungen eine günstige Gelegenheit bieten würden, mit der Wählerschaft und der gesammten Bevölkerung die nöthige Fühlung zu unterhalten; der „Volksbildungsverein", auf welchen man wohl hinweisen möchte, steht doch im Großen und Ganzen abseits dieser Aufgabe. λ. ϱ.

Aphorismen zu den neuesten Zeitfragen.

Von L. P. Lange, Professor und Oberconsistorialrath zu Bonn.

3. Merkwürdige Daten.

Die vielfach besprochene Stelle: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist," gehört der bekannten evangelischen Geschichte vom Zinsgroschen an. Bei der Beziehung jener Geschichte auf unsere Zeitverhältnisse kommt aber nicht bloß das mahnende Wort Christi an die Klerikalen seiner Zeit in Betracht, sondern auch der Gedanke seiner Versucher. Das war der Gedanke des jüdischen Fanatismus: es ist eigentlich für das Volk Gottes eine Unwürdigkeit, eine Sünde, wenn es dem heidnischen Kaiser Steuern zahlt; es ist ein empörendes Verhältniß, daß das heilige Volk der unheiligen Weltmacht unterthänig ist.

Aus diesem sozialen Dogma des Fanatismus ging der große jüdische Krieg hervor, welcher damit endigte, daß Jerusalem erobert wurde, der Tempel niederbrannte, das Volk als Volk durch das Schwert, die Zerstreuung und Sklaverei beinahe zu Grunde ging. Gleichwohl hatte der Fanatismus an dem einen Verderben nicht genug; unter Hadrian loderte die Empörung noch einmal wieder hoch empor, und der abermalige Sieg der Römer konnte zwar den Ueberrest der Kraft des jüdischen Volkes völlig brechen, aber nicht seinen Groll, der bis ins Mittelalter und weiter hinab langsam verkohlte.

Wenn aber von jenem jüdischen Fanatismus die Rede ist, so ist nicht das Adjektiv jüdisch zu betonen, sondern das Substantiv Fanatismus. Der pharisäisch-hierarchische Fanatismus hat in dem frommen edlen Volke die große fanatische Verwirrung angezündet und geschürt. Daraus folgt also, daß der gleiche Grad, die gleiche Siedehitze des Fanatismus in jeder Zeit, in jedem Volk denselben Gedanken der Empörung wieder wecken und groß ziehen muß: ein Volk, das sich für das einzige Volk Gottes halten zu müssen meint, kann einer Weltmacht, welche einem anderen religiösen Princip oder einem anderen sittlichen oder politischen Princip folgt oder auch nur seinem

fanatischen Princip, seiner Priesterschaft sich nicht unterwerfen will, unmöglich in Wahrheit huldigen; es wird sich gegen die Ueberlegenheit und das angebliche Recht derselben nach Maaßgabe der Klugheit oder auch nach Maaßgabe der Leidenschaft und Schwärmerei des Hasses zu erheben suchen.

Das letzte Wort über den letzten Krieg hat die Geschichte noch nicht offen ausgesprochen. Er ist für's Erste als der kleine Krieg der Kaiserin Eugenie hinlänglich gezeichnet, und seine Illustration ist ihm vorangegangen in der flüchtigen Stiftung des Kaiserreichs Mexico. Allein der Kampf wider eine nur partielle, nur mehr oder minder androhenden Unerträglichkeit wurde dort zu nichte und hatte hier die volle Verwirklichung der vermeinten Unerträglichkeit zur Folge. Ueber diese Unerträglichkeit hat sich das Jesuitenblatt „Voce della verità" klar ausgesprochen. Es sei ein großer Irrthum, wenn man glaube, der kirchliche Kampf ginge nur von einigen Persönlichkeiten, namentlich aber von Bismarck allein aus, und mit dem Ministerium Bismarck werde derselbe auch aufhören. Der Kampf werde vielmehr so lange fortdauern als Preußen bestehe, und zwar weil der Kampf seinen wahren und Hauptgrund in der innersten Natur dieses Staates habe; denn Preußen beruhe auf dem Protestantismus, es sei der Wall und die Festung des protestantischen Deutschlands. Dort entspringe auch die eigentliche Opposition gegen Rom, da nun aus dem Protestantismus der Rationalismus hervorgehe, so sei auch Preußen der Hort des Rationalismus und der Freimaurer. Nach einer so offnen Erklärung, welche man als die überwallende Eruption einer großen unterirdischen Gedankenwelt betrachten kann, gehört die ganze „Unverfrorenheit" der Berliner Germania dazu, wenn sie den Trinkspruch des Grafen Münster, in einem nicht politischen Verein zu London gehalten, geradezu dahin umkehrt, er sei eine Aufforderung zum Religionskriege im Namen des deutschen Kaisers.

Im November des Jahres 1870 kam der Erzbischof von Posen Ledochowsky nach Versailles und suchte den siegreichen König für den Plan zu gewinnen, seine Macht dazu zu verwenden, dem Papst den Kirchenstaat wieder zu geben. Wie brennend muß die Ungeduld des Vaticanischen Fanatismus gewesen sein, da er nicht einmal das Ende des Krieges abwarten konnte. Man würde aber wohl sicher das nächste und größte Motiv dieser nur scheinbar improvisirten Ambassade übersehen, wenn man meinen wollte, es habe sich in erster Linie um den Kirchenstaat in Italien gehandelt. In erster Linie handelte es sich um die Beugung der neuen Macht unter das römische Interesse, die römische Autorität. Nahm man das Aufgebot an, so war es um die Freiheit Preußens und Deutschlands geschehen. Die clerikale Kirche kann ja warten auf die öffentliche Conversion eines Proselyten. Hängt er nur erst eine Wundermedaille um seinen Hals, geht er nur erst mit einem Centrum durch dick und

kann, so ist der ungeduldige Ultramontanismus sehr geduldig nach der Losung: „Wer Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.“ Wie konnte man aber wissen, ob nicht der officielle Protestantismus nach so vielen scheinbar günstigen Anzeichen völlig unterminirt war? Ein großes wechselseitiges Mißverständniß, welches über ein Jahrhundert in Europa geherrscht hat, macht die unerhörte Etourderie der genannten Zumuthung erklärlich. Auf der einen Seite hat man alle berechneten Höflichkeiten der Kurie als Metamorphosen ihres Katechismus angesehen, auf der anderen Seite nahm man alle Generositäten des christlich liberalen Geistes als confessionelle Zuthunlichkeiten auf Abschlag. Hätte man sich nun erst im Princip oder mit einem symbolischen Akt unterworfen, so hätte sich der jesuitische Papismus das Abwarten der Consequenzen schon gefallen lassen. Indessen ist diese Spekulation fehlgeschlagen, und nun operirt man nach derselben Politik, mit welcher man allezeit den Hauptgegner zu isoliren und in seiner Isolirtheit zu vernichten suchte, während man seine schwächeren Mitschuldigen unterdeß möglichst gewähren ließ, bis die Reihe auch an sie kam. Der Riese Polyphem verzehrte von den Gefährten des Ulysses immer nur einen um den andern; das war so seine Methode.

Nicht lange nach der Sendung Ledochowsky's, schon am 18. Febr. 1871, wagten es die papistisch gesinnten Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses den König anzugehen mit dem Antrag, er möge den Kirchenstaat und die Souveränität des Papstes wieder herstellen. Welche Bewegungen, Aufregungen und Projekte mögen in der dunklen Region der ultramontanen Sympathieen in dem kurzen Zeitraum zwischen den beiden Daten liegen! Erst einen Monat vor dem papistischen Vorgehen in der politischen Kammer Preußens war der König der allseitig gefeierte Kaiser des deutschen Reichs geworden.

Literatur.

Die Verlagshandlung von P. W. van de Weijer in Utrecht hat vor kurzem eine Reproduction des berühmten 1511 erschienenen Holzschnittwerkes von Albrecht Dürer „Marienleben“ (oder „Unser Frauen Leben“, wie es der Meister selber nannte) herausgegeben, welche wohl alle bisher gemachten derartigen Reproductionsversuche übertrifft.*) Dieselbe ist nicht durch Stich,

*) La vie de la Sainte Vierge Marie par Albert Durer. Reproduction, procédé de P. W. van de Weijer, imprimeur lithographe. Utrecht, P. W. van de Weijer.

Holzschnitt oder Photographie hergestellt, sondern wunderbarer Weise durch Lithographie, nach einem Verfahren, auf dessen Ausbildung der Verleger, der zugleich der Lithograph ist, zwanzig Jahre lang die unablässigste Mühe verwandt hat, kommt aber dem Original vermöge der wahrhaft staunenswerthen Accuratesse, mit welcher auch das unbedeutendste Detail desselben wiedergegeben ist, dermaßen nahe, daß man fast glauben könnte, man habe einen schönen neuen Abzug von den alten Originalplatten vor sich, der durch irgend ein Wunder in diesem saubern, völlig intacten Zustande erhalten worden sei. Und da die Verlagshandlung selbst auf die Nachahmung des Papiers und der Schwärze die größte Sorgfalt verwandt hat und zum Ueberfluß den Umschlag des Werkes aus dem neuerdings mehrfach zu solchen Zwecken benutzten imitirten Pergament hat herstellen lassen, so ist die Illusion eine vollständige: So ungefähr, sagt man sich, muß eine Nürnberger Kunstpublication im Jahre 1511 ausgesehen haben!

Nur diese Treue der Reproduction, an welcher nicht bloß der Kunstfreund, sondern selbst der originalgierige Sammler seine Freude haben wird, ist es, die wir hier rühmend hervorheben wollen. Ueber das Kunstwerk selbst bedarf es keines Wortes. Das „Marienleben" ist bekanntlich nicht bloß das bedeutendste Holzschnittwerk Albrecht Dürer's, sondern auch eine der wunderbarsten Leistungen des altdeutschen Holzschnittes überhaupt. In den zwanzig Tafeln dieses Werkes offenbart sich ein Reichthum der Phantasie, eine Großartigkeit und Vornehmheit der Composition, eine Wahrheit der Charakteristik, eine Innigkeit und Keuschheit der Empfindung, wie nirgens wieder in solcher Fülle in so engem Rahmen. Blätter, wie jene Scene des Wiedersehens zwischen Joachim und Anna, den Eltern Maria's, nach der endlichen Erhörung ihres Gebetes um Kindersegen, oder wie jene köstliche, altdeutsche Wochenstube auf der Darstellung von Mariae Geburt, der Besuch Maria's bei Elisabeth, Joseph und Maria auf der Flucht nach Aegypten u. a. zählen zu den Perlen altdeutscher Kunst.

Die Verlagshandlung hat die Absicht, nach und nach auch die übrigen Holzschnittwerke Dürer's in derselben Weise wie das „Leben Maria's" herauszugeben. Möchte sie dadurch, daß die hier vorliegende Publication bei allen Kunstfreunden die lebhafteste Theilnahme findet, in diesem ihrem Vorsatze bestärkt werden!

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 31.

Ausgegeben am 30. Juli 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Die Handelsgerichtsfrage und das Reichsland.

Im vorigen Jahrgang dieser Blätter haben wir die Frage der Handelsgerichte besprochen und sind dort zu dem Ergebniß gelangt: es seien zwar die Handelsgerichte als ordentliche staatliche Gerichte zu beseitigen, dagegen solle der Kaufmannschaft die Möglichkeit eröffnet werden, unter Mitwirkung des Staats auf eigene Kosten ständige Schiedsgerichte zu schaffen, deren Urtheile im Wesentlichen den Urtheilen der ordentlichen bürgerlichen Gerichte gleichzustellen wären; die Handelsgerichte haben wir bekämpft, weil sie sich stets in größerem oder geringerem Umfang zu Standesgerichten gestalten müssen; die Zulässigkeit von Handels*schieds*gerichten haben wir damit vertheidigt, daß nach dem Wesen dieser Gerichte niemals ein Zwang zu ihrer Anrufung bestehen könnte.

Seither ist — gegen unsere damals ausgesprochene Erwartung — von der Justizcommission des Reichstags der Beschluß gefaßt worden: die Handelsgerichte ganz zu beseitigen; gegen diesen Beschluß oder Antrag hat sich in einem Theil der kaufmännischen Welt lebhafte Agitation erhoben, und der Justiz-Ausschuß des Bundesraths hat in neuester Zeit beschlossen, an den Handelsgerichten festzuhalten; von einer Neigung der Reichstag-Commission, ihren seitherigen Standpunkt aufzugeben, verlautet bis jetzt noch nichts, und so ist noch keineswegs abzusehen, wie der Widerstreit der Meinungen geschlichtet werden soll; es möge uns darum gestattet sein, auf unsern frühern Vorschlag zurückzukommen und darzulegen, in wiefern derselbe geeignet wäre, zur Vermittlung der zur Zeit schroff sich gegenüberstehenden Ansichten zu dienen.

In unserm frühern Aufsatz haben wir die Frage nach der Beibehaltung der Handelsgerichte lediglich von der juristischen Seite erörtert und ausdrücklich bemerkt: eine *politische* oder gar Parteifrage sei aus der Organisation der Handelsgerichte nie gemacht worden. Es hat nun neuerdings verlautet, daß der Bundesrath zu dem Festhalten an den Handelsgerichten wesentlich durch *politische* Motive bestimmt worden sei; ob dies der Fall ist, wissen wir nicht; *wenn* es der Fall ist, so können die politischen Motive wohl nur in *einer* Richtung gesucht werden: in den Verhältnissen des „Reichslands"

Elsaß-Lothringen; soviel ist ja bekannt, daß gerade im Elsaß die Agitation zu Gunsten der Handelsgerichte sehr lebhaft betrieben, daß sogar eine Deputation an den Reichskanzler von dort abgegangen ist, welche, nach allerdings unverbürgten Zeitungsnachrichten, beruhigende Versicherungen bezüglich des Fortbestands der fraglichen Gerichte erhalten hat; jedenfalls kommt durch die auf Elsaß-Lothringen zu nehmende oder nicht zu nehmende Rücksicht ein politisches Element in Frage, welche sonst eine fast ausschließlich juristische wäre; und gerade mit Bezug auf dieses politische Element möchten wir auf unsern Vorschlag der Handelsschiedsgerichte zurückkommen.

Daß den Elsässern Berücksichtigung ihrer Wünsche zugesagt worden ist, erscheint keineswegs unwahrscheinlich; ist doch die Frage, ob gewisse bürgerliche Rechtsstreitigkeiten von rechtsgelehrten oder von kaufmännischen Richtern entschieden werden sollen, an sich keineswegs eine politische Frage, und möchte es auf den ersten Anblick scheinen, als ob das Streben der Reichspolitik: das Reichsland zu einem nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich deutschen Land zu machen, durch eine Connivenz gegen dessen in Betreff der Handelsgerichte geäußerte Wünsche keineswegs gefährdet oder gehemmt würde; darüber, daß das Reich auf die Neigungen und Gewohnheiten seiner neuen Bürger alle billige Rücksicht nehmen und gegen bestehende und dort geschätzte Einrichtungen mit möglichster Schonung vorgehen solle, wird ja kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen; diese beginnt erst bei der Frage nach den Grenzen der billigen Rücksicht und der möglichen Schonung.

In Bezug auf die Handelsgerichte ist zu untersuchen. 1) Was begehren die Elsässer? 2) Was kann ihnen überhaupt vom nationalen Standpunkt aus gewährt werden? 3) Was will ihnen der Bundesrath gewähren?

Am wenigsten Schwierigkeit bereitet die dritte Frage: der Bundesrath will dem Reichsland in Bezug auf Handelsgerichte das gewähren, was das übrige Deutschland erhalten soll, also: „soweit die Landesjustizverwaltung ein Bedürfniß als vorhanden annimmt, Handelsgerichte, welche in der Besetzung mit einem rechtsverständigen Richter als Vorsitzenden und zwei auf Vorschlag des zur Vertretung des Handelstands berufenen Organs ernannten Handelsrichtern, entscheiden“ (Entw. des Ger.-Verf.-Ges. §§. 81, 86, 92).

Auch die Antwort auf die erste Frage wird leicht zu finden sein: die Elsässer begehren die Erhaltung ihrer Handelsgerichte. Damit ist aber bereits ausgesprochen, daß das Reichsland etwas wesentlich Anderes begehrt, als ihm der Bundesrath gewähren will; wenn in anderhalb oder zwei Jahren die deutsche Gerichtsverfassung ins Leben tritt und man nun der Kaufmannschaft des Reichslandes die in dem Entwurf vorgesehenen Handelsgerichte präsentiren würde, d. h. ein Collegium bestehend aus einem ganz und gar ohne ihr Zuthun vom Kaiser ernannten rechtsgelehrten, vielleicht eingeborenen

wahrscheinlich aber preußischen, badischen, bayerischen oder hessischen Richter als Vorsitzenden und einigen elsässischen oder lothringischen Kaufleuten als Beisitzern, und der Bundesrath oder Reichskanzler ihr sagen würde: „Hier habt Ihr Eure Handelsgerichte, wir haben Eure Wünsche erfüllt", so würde die reichsländische Kaufmannschaft mit allem Recht erwidern: hoc non erat in votis! Was die Kaufleute des Reichslandes wollen, das sind ihre französischen, nur aus kaufmännischen Richtern bestehenden Handelsgerichte; von diesen aber will der Bundesrath so wenig etwas wissen als die Reichstags-Commission, und mit allem Recht, denn gerade diese Art von Handelsgerichten kann aus politischen Gründen dem Reichsland am allerwenigsten gewährt werden. Die Rechtseinheit ist eines der stärksten idealen Bande, welche ein aus verschiedenen Stämmen bestehendes Volk zusammen halten; Niemandem wird es einfallen, zur Schonung der „Gefühle" von Elsaß-Lothringen das herzustellende bürgerliche Recht Deutschlands an der Grenze des Reichslandes Halt machen zu lassen und den neuen Reichsbürgern ihren Code civil und Code de commerce solange zu belassen, bis sie sich selbst von der Vortrefflichkeit der deutschen Gesetzbücher überzeugt haben, vielmehr ist gerade die — sei es auch Anfangs mit Widerwillen aufgenommene — Ausdehnung des deutschen bürgerlichen Rechts auf Elsaß-Lothringen eines der sichersten Mittel zur allmähligen geistigen Wiedergewinnung des Landes. Daß dieses Mittel angewendet werden wird, unterliegt keinem Zweifel; aber ebenso gewiß scheint es uns zu sein, daß der gehoffte Erfolg des Mittels vereitelt würde, wenn man dem Reichsland seine alten Handelsgerichte ließe, und daß auch von den Handelsgerichten des Entwurfs mindestens keine Förderung des von Deutschland angestrebten Zwecks zu erwarten wäre.

Wie verbreitet und wie gründlich die Kenntniß des französischen Rechts bei den reichsländischen Kaufleuten ist, wissen wir nicht; dagegen darf unbedenklich angenommen werden, daß bei ihnen zur Zeit außerordentlich wenig Neigung besteht, sich mit dem deutschen Recht bekannt zu machen; und die Stimmung derjenigen Kreise, aus welchen die Handelsrichter hervorgehen, wird auch nach Ablauf der verhältnißmäßig wenigen Jahre, welche bis zur Schaffung und Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs und des zu revidirenden Handelsgesetzbuchs verfließen, keine wesentlich andere sein als jetzt. Für einen Franzosen und vollends für einen französirten Elsässer versteht es sich von selbst, daß der Code de commerce unendlich besser ist, als jedes deutsche Handelsgesetzbuch; der französische Handelsrichter, zumal wenn er von einem französischen Gerichtsschreiber unterstützt ist, wird darum bemüht sein, nach den Grundsätzen des französischen Rechtes rechtzusprechen; herrscht doch überall bei den Laienrichtern mehr oder weniger der Glaube, daß sie ihre Aufgabe nur dann gut erfüllen, wenn sie sich zuweilen kühn über das geschriebene Recht weg-

setzen, und doppelt verdienstlich wäre dies, wenn man dadurch zugleich seinen „Patriotismus" zeigen könnte.

Eine solche deutschfeindliche Tendenz würde sich bei einem ausschließlich mit französisch gesinnten und französisch redenden Kaufleuten besetzten Gericht ungehindert geltend machen; würden dann die Urtheile desselben in der Rechtsmittelinstanz als mit dem bestehenden deutschen Recht im Widerspruch stehend cassirt, so würde dies selbstverständlich nicht zur Verbesserung der Stimmung in den betreffenden Kreisen beitragen. Bei den projektirten gemischten Handelsgerichten wäre allerdings gegen die bezeichnete Tendenz in der Gestalt des rechtsgelehrten (deutschen) Richters ein Gegengewicht vorhanden; allein wenn im Fall reiner Handelsgerichte eine Reibung zwischen ihnen und dem Gericht zweiter Instanz vorauszusehen wäre, so würde diese bei der Einrichtung gemischter Handelsgeriche innerhalb derselben eintreten, wovon die Lähmung ihrer Thätigkeit und noch größere Verstimmung die unvermeidliche Folge wäre!

Die Sache steht demnach so: die Einführung, bzw. Beibehaltung reiner Handelsgerichte würde zwar den Wünschen des Reichslandes entsprechen, allein abgesehen davon, daß man nicht einer kleinen Minderheit zu lieb für das ganze Reich ein nach der Ueberzeugung fast aller deutschen Juristen wenig schätzenswerthes Institut einführen kann, stehen dem Eingehen auf diesen Wunsch gewichtige politische Bedenken entgegen; will man aber aus politischen Gründen den Wünschen des Reichslandes entgegenkommen, so ist die Verwirklichung des Entwurfs der Deutschen Gerichtsverfassung ein verkehrter Weg, weil die hier vorgesehenen gemischten Handelsgerichte weder den Wünschen des Reichslandes, noch den Interessen des Reichs in Beziehung auf das Reichsland entsprechen. Es fragt sich, ob es nicht einen dritten Weg gibt, auf welchem ohne Schaden oder Gefahr für das Reich und ohne Preisgebung der für dieses adoptirten Principien die Wünsche des Reichslandes wenigstens theilweise befriedigt werden können; als solcher Weg scheint sich uns die fakultative Einführung ständiger Handelsgerichte, wie wir sie früher empfohlen, darzubieten.

Das Hauptargument zu Gunsten der Handelsgerichte ist stets der Hinweis auf das Vertrauen, welches dieselben bei den Rechtssuchenden genießen; auf den Umfang, in welchem dieses Vertrauen vorhanden ist, werden wir noch zurückkommen, zunächst wollen wir unterstellen, daß das Vertrauen auf die Handelsgerichte im Reichsland ein allgemeines, ungetheiltes ist; als solches ist es aber jedenfalls nur vorhanden gegenüber den bestehenden Handelsgerichten, nicht auch gegenüber jedem beliebig anders organisirten Handelsgericht, namentlich nicht, wie wir schon oben angedeutet haben, gegenüber den Handelsgerichten des bundesräthlichen Entwurfs. Von einer un-

veränderten Beibehaltung der reichsländischen Handelsgerichte kann nun allerdings nach dem Angeführten keine Rede sein; will man aber, der Sympathie des Reichslands wegen, Handelsgerichte beibehalten, so ist die Aufgabe offenbar die, die neuen Handelsgerichte in der Organisation soviel als nur immer möglich den alten ähnlich zu machen; dies wäre bei unsern Handelsschiedsgerichten der Fall: einen rechtsgelehrten Vorsitzenden müßten sich zwar die reichsländischen Kaufleute wie die des übrigen Reichs gefallen lassen, aber auch er wäre, aus der Wahl der kaufmännischen Innung hervorgegangen, ein Mann ihres Vertrauens; das Interesse des Reichs wäre durch das Bestätigungsrecht der Landesjustizverwaltung genügend gewahrt.

Der gewählte rechtsgelehrte Vorsitzende wird allerdings ein dem Reichsland Angehöriger und als solcher auf längere Zeit hinaus nicht eben von großer Zuneigung für deutsches Reich und deutsches Recht erfüllt sein, und es möchte hiernach scheinen, als ob wir uns mit unserm Vorschlag einer Inconsequenz schuldig machen, da wir ja oben die voraussichtliche Hinneigung eines nur aus reichsländischen Kaufleuten und einem reichsländischen Gerichtsschreiber gebildeten Gerichts zu französischem Recht als Grund gegen die Beibehaltung der dermaligen Handelsgerichte hervorgehoben haben, und diese Hinneigung bei dem in Vorschlag gebrachten Handelsschiedsgericht kaum in geringerem Grad zu erwarten wäre. Allein zwischen der einen und der andern Art von Gericht ist doch, was diese Gefahr angeht, ein sehr wesentlicher Unterschied; bei dem rechtsgelehrten Vorsitzenden werden wir allerdings französische Sympathien vermuthen dürfen, aber die Bestätigung Seitens der Staatsgewalt wird ihm, zumal wenn das deutsche Recht eingeführt wird, jedenfalls nur zu Theil, wenn er sich über vollständige Kenntniß des letztern ausgewiesen hat; er hat sodann, wie jeder andere Richter eidlich die Beobachtung der Gesetze zu geloben, ist also in seinem Gewissen gebunden, das deutsche Recht zur Anwendung zu bringen, und ist moralisch dafür verantwortlich, daß auch seine kaufmännischen Collegen nach keinem andern Recht urtheilen; der reichsländische Kaufmann kann, wenn er sich von französischen Neigungen beherrschen läßt, sein Gewissen immer damit beschwichtigen, daß er den Unterschied zwischen französischem und deutschem Recht nicht so genau kenne, der Gerichtsschreiber aber, welcher bekanntlich bei den rein kaufmännischen Handelsgerichten materiell eine bedeutende Rolle spielt, ist formell für den Inhalt des Urtheils nicht verantwortlich, und wird darum wenig Gewissensbisse verspüren, wenn er die Rechtsprechung des Handelsgerichts in französischem Sinn beeinflußt; bei dem rechtsgelehrten Vorsitzenden verhält sich dies, wie gesagt, ganz anders. — Eine weitere Garantie gegen eine anti-nationale Tendenz in der Rechtsprechung der von uns befürworteten Gerichte liegt in ihrem Charakter als Schiedsgerichte, als Vertrauens-Gerichte. Wir haben schon in unserm

früheren Aufsatz hervorgehoben, daß das Vertrauen in die Handelsgerichte vorzugsweise von den Kaufleuten gehegt werde, diese geben ihrem Vertrauen überall lauten Ausdruck, die Stimme des Nicht-Kaufmanns, der bei einem der bestehenden Handelsgerichte Recht zu suchen genöthigt war und vielleicht von dem Verfahren und Urtheil nicht in gleichem Maße erbaut ist, kommt nicht zur Geltung. Dies gilt, wie überall, so auch in Elsaß-Lothringen; hier aber wird dieser gegen den Gerichtszwang der Handelsgerichte und für Handelsschiedsgerichte sprechende Grund noch verstärkt durch die Rücksicht auf etwaige französirende Neigungen der reichsländischen Handelsgerichte. Solchen Neigungen sich hinzugeben wäre ein rein kaufmännisches Handelsgericht in keiner Weise gehindert, sobald jeder Kläger in einer sog. Handelssache das Handelsgericht angehen müßte; die betroffene Partei könnte zwar ihren Schaden durch Ergreifung von Rechtsmitteln voraussichtlich in den meisten Fällen wieder gut machen, allein abgesehen davon, daß dies ein immerhin wenig erwünschtes Aushülfsmittel ist, so würde dadurch eine Art Kriegszustand zwischen den Handelsgerichten und den höheren Gerichten und in Folge dessen eine fortwährende Verbitterung geschaffen, welche aufkommen zu lassen keineswegs im Interesse des Reichs liegt. Bei dem Handelsschiedsgericht ist diese Gefahr aus dem schon entwickelten Grund von vorn herein geringer; eine nicht dem Reichsland angehörige Partei, welche trotzdem kein Vertrauen zu dem Handelsgericht hat, kann sich derselben ganz entziehen, indem sie das ordentliche bürgerliche Gericht anruft oder die Einlassung vor dem Handels-(Schieds-)Gericht verweigert; für letzteres aber liegt gerade in dieser den Parteien eröffneten Möglichkeit die allerwirksamste Aufforderung, ein indirekter Zwang, sich in seiner Rechtsprechung jeder Hinneigung zu französischem Recht zu enthalten. Wir sehen ab davon, daß, sobald sich eine solche Tendenz geltend machen würde, es um den Credit der reichsländischen Handelsgerichte bei allen Nicht-Reichsland-Angehörigen sofort geschehen wäre: auch die Angehörigen des Reichslandes selbst würden eines solchen Patriotismus bald überdrüssig werden. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, einen Proceß zu verlieren macht Niemand Vergnügen, und auch ein franzosenfreundlicher Reichsländer wird, wenn ihm die Aussicht eröffnet ist, einen vor dem Handelsgericht nach französischem Recht verlorenen Proceß vor dem Landesgericht nach deutschem Recht zu gewinnen, seinen Patriotismus nicht bis zum Verzicht auf das erfolgreiche Rechtsmittel treiben. Solange nun aber ein Zwang bestünde, das Handelsgericht anzurufen, würde es in einem Rechtsstreit z. B. zwischen einem Straßburger und einem Mülhauser Kaufmann weder von dem in II. Instanz Obsiegenden noch von dem hier Unterliegenden dem Handelsgericht verübelt werden, daß es das „alte Recht" des Landes angewendet und dadurch den Proceß verzögert und vertheuert hat, beide Theile würden

vielmehr die „patriotische“ Haltung des Handelsgerichts anerkennen und die Verzögerung oder Vertheurung als ein nothwendiges Uebel hinnehmen. Sobald dagegen die Unterwerfung unter das Handelsgericht eine freiwillige ist, dieses aber fortfahren wollte zu amten, als ob kein deutsches Recht im Lande gälte, würden sich die Betheiligten der vernünftigen Einsicht nicht verschließen, daß es keinen Werth, resp. keinen Sinn habe, einen Proceß in I. Instanz zu gewinnen, um ihn in II. Instanz zu verlieren, oder denselben zuerst zu verlieren und erst in einem zweiten Gang zu gewinnen, — und die Folge wäre daß sich die Hallen des undeutschen Handelsgerichtes sehr schnell leeren würden. Das reichsländische Handelsschiedsgericht wäre also, wenn es sich nicht selbst lahm legen will, gezwungen rückhaltslos das Reichsrecht zur Anwendung zu bringen, und würde zu einem — wenn auch halb unfreiwilligen — Träger deutscher Kultur; und wenn die Handelsgerichte dem reichsländischen Handelsstand so sehr ans Herz gewachsen sind, wie uns versichert wird, so wird derselbe lieber auf den Code de commerce als auf das Handelsgericht verzichten.

Wir sind soeben von der Voraussetzung ausgegangen, der Satz, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre, finde auch im Reichsland seine Anwendung; es fragt sich, ob dieser Satz nicht auch der Einrichtung der von uns vorgeschlagenen Handelsschiedsgerichte im Weg steht; allein gerade in Bezug auf Elsaß-Lothringen wird man diese Frage verneinen dürfen. Im übrigen Deutschland hört freilich leider vielfach, sobald der Geldbeutel in Frage kommt, nicht bloß die Gemüthlichkeit, sondern auch der Patriotismus auf, man begeistert sich zwar für alles mögliche Schöne und Gute, aber nur soll es nichts kosten; freiwillig für irgend eine Idee größere Opfer zu bringen, dazu besteht bei uns nirgends übergroße Neigung. So werden denn auch die deutschen Kaufleute nicht müde, die Vortrefflichkeit der Handelsgerichte zu rühmen; aber aus eigenen Mitteln solche zu unterhalten, dazu wird die Mehrzahl wenig Lust haben, wenigstens haben wir bisher noch von keiner Seite ein derartiges Anerbieten vernommen, und glauben wir, daß unser Vorschlag, der Handelswelt die Errichtung von Handelsschiedsgerichten auf eigene Kosten anheim zu geben, bei derselben keine große Sympathie gefunden hat; allein daraus folgern wir, daß eben die Handelsgerichte keineswegs ein so großes und allgemeines Bedürfniß sind, daß vielmehr das Motiv, welches selbst an kleineren Orten solche verlangen läßt, zu einem guten Theil nichts Anderes ist als — Eitelkeit, d. h. das Vergnügen, ein eigenes Gericht — vor der übrigen Menschheit etwas voraus zu haben; sobald die Kosten für das Standesgericht anstatt vom Staat von dem Stand selbst getragen werden sollen, wird die Begeisterung für das Institut vielfach herabgestimmt werden. — Wo dagegen ein wirkliches Bedürfniß für Handelsgerichte besteht, da wird es dem Handelsstand auch nicht schwer fallen, die verhältnißmäßig nicht

beträchtlichen Mittel für dieselben aufzubringen, und es ist zu erwarten, daß gerade im Reichsland die gebotene Gelegenheit rasch ergriffen würde; es ist einmal eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß wir Deutsche, wenn es sich um öffentliche Angelegenheiten handelt, ein sehr sparsames Volk sind und in dieser Beziehung von den Franzosen übertroffen werden; man darf annehmen, daß unsere neuen reichsländischen Mitbürger in ihrem seitherigen Vaterland sich gleichfalls etwas von dieser patriotischen Freigebigkeit und Opferwilligkeit angeeignet haben; und wofern in den reichen elsässischen Handels- und Industriebezirken nur der Wille vorhanden ist, Handelsschiedsgerichte auf eigene Kosten zu errichten, so ist die Errichtung gesichert, denn an der Kraft ist nicht zu zweifeln. — Wir haben eben bemerkt, daß die aufzuwendenden Kosten verhältnißmäßig nicht bedeutend wären; wenn freilich an jedem Landesgerichtssitz auch ein Handelsschiedsgericht errichtet werden wollte, so wäre der von der Kaufmannschaft zu machende Aufwand sehr beträchtlich; allein die Handelsplätze, wo ein wirkliches Bedürfniß für Handelsgerichte besteht, werden sehr bald aufgezählt sein, die Zahl wird in ganz Deutschland kaum ein Dutzend übersteigen; und für die Kaufmannschaft von Hamburg, Berlin, Köln u. s. w. kommen die Kosten von einigen tausend Mark nicht in Betracht. Wollen die einzelnen Bundesregierungen der Kaufmannschaft auch an kleineren Orten entgegenkommen, so würde nichts im Weg stehen, für die Handelsschiedsgerichte eine dem § 82 des Entwurfs des Ger.-Verf.-Gesetzes entsprechende Bestimmung zu treffen und die einem Landgericht angehörigen Richter zur Uebernahme des Vorsitzes in einem Handelsschiedsgericht zu ermächtigen. Auch dadurch ließe sich in financieller Beziehung eine Erleichterung schaffen, daß die kaufmännischen Innungen mehrerer Städte zur Bildung eines Schiedsgerichtes sich vereinigen würden.

Was wir für die Errichtung oder Zulassung von Handelsschiedsgerichten im Reichsland geltend gemacht haben, die Rücksicht auf Erhaltung und Förderung der Rechtseinheit, ist allerdings ein Moment, welches augenblicklich wenig ins Gewicht zu fallen scheint, denn auf mehrere Jahre hinaus ist die Herrschaft des französischen Rechts im Reichsland noch gesichert; darum scheint uns aber doch diese Rücksicht der Beachtung werth; wollte man jetzt die vom Entwurf vorgesehenen Handelsgerichte einführen, so würde dies im Reichsland einer Aufhebung der bestehenden Handelsgerichte gleichgeachtet, und von den neuen Gerichten wäre aus den oben entwickelten Gründen eine für die Förderung deutscher Rechtsanschauung ersprießliche Thätigkeit nicht zu erwarten; die neue Gerichtsverfassung wird man aber doch so zu construiren bemüht sein, daß man nicht in 6 — 10 Jahren schon wieder tiefgreifende Aenderungen vorzunehmen veranlaßt ist; die Handelsgerichtsfrage wird jetzt auf lange Jahre hinaus zum Abschluß gebracht werden; es verlohnt sich

also wohl der Mühe, jetzt schon ins Auge zu fassen, welchen Einfluß die so oder so organisirten Gerichte in zehn Jahren zu üben im Stande sein werden.

Wir haben schließlich noch eine allgemeine Bemerkung zu machen. Gegen unsern Vorschlag wird vielleicht von juristischer Seite eingewendet, derselbe sei insofern ganz überflüssig, als es jetzt schon den Parteien in einem Handelsstreit unbenommen sei, ein Schiedsgericht anzurufen, und ein solches genüge auch in allen den Fällen, wo den Handelsgerichten etwa ein Vorzug vor den bürgerlichen Gerichten einzuräumen sein möchte, also namentlich in den Fällen, wo es darauf ankommt festzustellen, was die Meinung, die Intention der Contrahenten beim Abschluß eines Vertrags gewesen sei. — Wir geben zu, daß hier ein gewöhnliches Schiedsgericht dieselben Dienste leisten würde, wie das von uns vorgeschlagene Handelsschiedsgericht, und wollen auch nicht viel Gewicht auf die Punkte legen, wodurch sich letzteres nach unserm Vorschlag von ersterm unterscheiden würde: Möglichkeit von Urtheilen auf Eid, Anfechtbarkeit und Vollstreckbarkeit der Urtheile; wenn sich einmal die Parteien einem Schiedsgericht unterworfen haben, werden sie regelmäßig auch seinem Spruch nachkommen; allein erfahrungsgemäß hat eben gerade die Unterwerfung unter ein gewöhnliches Schiedsgericht seine großen Schwierigkeiten, welche in der Frage gipfeln: wer soll Schiedsrichter sein? Hier geht es wie bei der Wahl von Sachverständigen, wo solche, wie in Württemberg, zunächst den Parteien anheimgegeben ist: jede Partei ist mißtrauisch gegen den Vertrauensmann, welchen der Gegner vorschlägt; auf zwei oder vier Personen einigt man sich zur Noth, aber an der Wahl des Dritten oder Fünften scheitert die Verständigung, und ungerade muß die Zahl der Schiedsrichter, wie die der Sachverständigen immer sein. — Diese Schwierigkeit fällt bei den von uns befürworteten Handelsschiedsgerichten weg, während darin das kaufmännische Element doch so stark vertreten ist, daß gerade in den Fällen der oben berührten Art einer ersprießlichen Thätigkeit kein Hemmniß im Weg stände; und insofern, glauben wir, dürften sich diese Handelsschiedsgerichte allen denjenigen Kaufleuten empfehlen, welche ihre Streitigkeiten vor einem Schiedsgericht zum Austrag zu bringen geneigt sind.

G. Pfizer.

Die geographische Erforschung Afrika's.

Fr. v. Hellwald.

I.

Schon seit dem grauesten Alterthume sind die Nordränder des afrikanischen Festlandes bekannt und auch bewohnt gewesen. Hier blühte das älteste Culturreich der Erde, das fruchtbare Aegypten, weiterhin gegen Westen lagen die gefeierten Heiligthümer der Ammonsoasen und die Städte des alten Cyrenaica, an der Stelle des heutigen Tunis endlich erhob sich das meerbeherrschende Carthago, dessen zahlreiche Pflanzstädte das gesammte nordafrikanische Gestade bis weit jenseits der Säulen des Hercules besäumten. Frühzeitig trachtete man schon sich über die Ausdehnung und Gestalt des Continentes Gewißheit zu verschaffen, und zwei Unternehmungen sind es insbesondere, welche hier Erwähnung verdienen: die nicht ganz unglaubwürdige Umseglung Afrika's von Osten aus unter dem ägyptischen Könige Necho, und die Fahrt des Hanno, die sich vielleicht bis in den Meerbusen von Guinea erstreckte. Dennoch blieben die geographischen Vorstellungen über Afrika im ganzen Alterthume überaus ungenau und irrig. Nehmen wir die alten Kartenbilder zur Hand, wie sie Hecatäus (um 500 v. Ch.) Herodot (450 v. Ch.), Dicearch (um 300 v. Ch.). Eratosthenes (um 220 v. Ch.), Hipparch (150 v. Ch.), ja selbst Ptolemäus (um's Jahr 140 unserer Zeitrechnung) entworfen haben, so gewinnen wir leicht die Ueberzeugung, daß von der eigentlichen Gestalt und besonders von der Ausdehnung dieses Welttheiles gegen Süden hin die Alten keine Ahnung besassen. Ein Gleiches war wohl mit dem Inneren des Landes der Fall; zwar wurde mit tief binnenwärts sitzenden Völkern ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben, und die neuere Forschung hat die Richtigkeit mancher Angabe der alten Schriftsteller bestätigen können, doch beruhte ihr Wissen ausschließlich auf mehr oder minder verläßlichen Erkundigungen, weniger auf dem Augenschein.

Wesentlich änderten sich diese Verhältnisse nicht, nachdem die Araber und der Islâm sich über das nördliche Afrika ergossen, wenngleich ihr Wissen in Afrika größere räumliche Erweiterungen gewann als in Asien. In Folge uralter Handelsbeziehungen mit der afrikanischen Ostküste war dort nach und nach eine Kette arabischer Handelsstädte entstanden. Südlicher als Sofala erstreckte sich aber ihr Wissen nicht, dagegen beschreiben uns die Araber Madagascar, welches bei ihnen den alten Namen der Mondinsel führt; auch waren sie mit den Comoren bekannt. Im Inneren Afrika's breitete sich der Islâm schon im XI. bis XIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus, und

dieser konnte den dortigen Negerstämmen doch nur durch arabische Vermittlung zugekommen sein. Den mittleren Theil des Sudan kannten die Araber viel weniger als die Negerreiche am mittleren Laufe des Niger und die großen Negerstaaten in den Räumen zwischen dem Niger und dem Senegal, wohin sie nach Uebersteigung des Atlas gelangten. Die geschichtlich wichtigste Reise in diesen Gegenden ist jene welche Ibe-Batutah in den Jahren 1352 und 1353 ausführte. Von Fez aus durchstreifte er in südlicher Richtung die westliche Sahara, besuchte Takaddah, Kaukan, Timbuktu und das weitberühmte Melli im Lande der Mandingo's und kehrte auf einem anderen Wege wieder durch die Sahara zurück. An den atlantischen Küsten erstreckte sich zu Ibe Haugal's Zeit die arabische Schifffahrt bis nach Safi und als Edrisi schrieb (1150 n. Ch.) etwas weiter, aber gewiß nicht weiter als bis zum Vorgebirge Nun. Die kartographischen Weltbilder der Araber zeigen hinsichtlich Afrika's kaum einen nennenswerthen Fortschritt im Vergleiche zu jenen der Alten. Es verdient indessen bemerkt zu werden, daß aus den Kartenwerken kein absolut sicherer Schluß auf die jeweilige geographische Wissenshöhe zu ziehen ist, denn die Kartographie ist eine Spätfrucht der Wissenschaft, deren Reife schon eine Fülle von früher erworbenen Kenntnissen voraussetzt.

Namhafte Fortschritte machte die Erforschung Afrika's, so weit es sich wenigstens um die äußeren Umrisse dieses Welttheiles handelt, durch die Entdeckungsfahrten der Portugiesen im Mittelalter. Die Seele dieser Unternehmungen war der Infant Heinrich, genannt der Seefahrer, der die damals noch ungeübte Nation zur Schifffahrt heranbildete. Es bedurfte sogar eines Seesturmes, damit unbeabsichtigt und unter großer Beängstigung portugiesische Schiffer die Waldinsel Madeira der italienischen Karten wieder auffanden. Seit 1415 schickte der Infant alljährlich Fahrzeuge aus, die über das Cap Bojador sich hinauswagen sollten, und fast zwanzig Jahre kehrten sie alle vor dem Vorgebirge wieder um, weil sie dort auf ein Riff stießen, das sich brandend sechs Meilen in die See erstreckte, bis es im Jahre 1434 dem Gil Eannes gelang, dies drohende Hinderniß zu bewältigen. So oft portugiesische Seefahrer über das Cap Bojador hinausliefen, befahl ihnen der Infant einige der Einwohner am atlantischen Rande der Sahara aufzugreifen, was ihnen jedoch erst 1441 glückte. Man unterrichtete diese Leute im Portugiesischen, theils um von ihnen Erkundigungen über das Land einzuziehen, theils um sie als Dolmetscher zu benutzen. So konnte Prinz Heinrich den Entdeckern, die 1445 ausliefen, voraussagen, sie würden an der Küste zwanzig Meilen südlich von der Stelle, wo die ersten Palmen sich wieder zeigen, die Mündung des Senegals finden. Uebrigens war schon kurz vorher Nuno Tristão, ohne jedoch den Senegal zu sehen, bis zum grünen Vorgebirge gesegelt, also weit über die Sahara hinaus an Küsten

mit Baumwuchs und dichter Bevölkerung gekommen, wodurch die Irrlehre von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone ihre beste Widerlegung erfuhr.

Schon im Jahre 1446 finden wir die Portugiesen in der Nähe des zehnten nördlichen Breitegrades, und in dem nämlichen Jahre finden fünf verunglückte Portugiesen mit ihrer Caravele den Heimweg vom Rio Nuñez nach Portugal. Nach dem Tode des Infanten (1460) wurden die Entdeckungen, die sich mittlerweile über die Inseln des grünen Vorgebirges erstreckt und zu einer Wiederaufsuchung geführt hatten, in Folge der vielen Kriegshändel vernachlässigt. João II. aber, der als Infant seit 1473 die Einkünfte aus dem afrikanischen Handel als Leibgeding bezog, leitete die Entdeckungen als Liebhaber und Sachverständiger mit eben so viel Eifer wie der Infant. Diese Unternehmungen endigten mit der Fahrt des Bartholomeus Dias, der von 22° s. Br. an der Westküste Afrika's, dem äußersten Punkte seines Vorgängers Diego Caõ, bis zum St. Helenagolf (32½° s. Br.) dem Festlande folgte, dann aber vom Sturm aufs hohe Meer und drei Tage gegen Süden geworfen wurde. Als er mit günstigem Wetter gegen Osten steuernd, keine Küste erreichte, wurde er inne, daß er bereits über die Südspitze des Festlandes hinausgelaufen sei. Er hielt also nördlich und fand den verlorenen Continent in der heutigen Algoabay wieder. Seit seiner Rückkehr im Dezember 1487 geschah von João II. nichts mehr zur Fortsetzung der Entdeckungen. Erst die Kunde von der Auffindung eines falschen Indiens im atlantischen Westen trieb die Portugiesen zur Beendigung ihrer seemännischen Aufgabe an. Am 8. Juli 1497 trat Vasco da Gama seine denkwürdige Fahrt an, die ihn am Mittwoch den 22. November 1497 um das gefürchtete Cap der guten Hoffnung trug: Er tastete hierauf an der Ostküste weiter bis zur Mündung des Zambesi und nach Mozambique und gewann noch Mombas und Malinda, von wo aus er nach Indien segelte. Damit war die Umschiffung Afrika's vollbracht und die Contouren des Continents im Wesentlichen für alle Zukunft festgelegt. Verglichen mit den älteren Kartenbildern, zeigt die aus dem Jahre 1492 stammende Karte Afrika's des Martin Behaim aus Nürnberg einen bedeutenden Fortschritt, wenngleich bei der weit höheren und genaueren Ausbildung der astronomischen Wissenschaft in Portugal, die dortigen Seefahrer aus den Belehrungen unseres Landsmannes, der sich Fehler bis zu 16° zu Schulden kommen ließ, kaum einen Nutzen gezogen haben dürften. Schon merklich richtiger zeichnete Diego Ribera, Großpilot von Indien unter Carl V., von dem wir eine Karte Afrika's aus dem Jahre 1529 besitzen, und überaus befriedigend darf man die noch spätere Karte des Holländers O. Dapper, Amsterdam 1676 nennen. Freilich, mit unserem heutigen Wissen von der wahren Gestalt Afrika's, steht auch sie noch in grellem Widerspruche; wir begegnen noch immer einer über-

triebenen Ausdehnung von West nach Ost, ausgeglichen durch ein der wirklich ermittelten Richtung der Küsten widersprechendes Seitwärtsherüberziehen des arabischen Meerbusens. Das ganze Innere ist scheinbar ausgefüllt mit geographischen Thatsachen, die zum Theil auf wirklicher Beobachtung beruhten, aber falsch dargestellt wurden. Portugiesische Heerführer und Missionäre drangen nämlich um jene Zeit nach Congo, Monomotapa und Abessinien. So kam 1520 Lopez Segueira mit einer Flotte an die Küste des letzteren Landes und erfuhr Manches über die dortigen Verhältnisse, was der in dem nämlichen Jahre dahin abgesandte Francesco Alvarez in einem lesenswerthen Reiseberichte näher entwickelte. Aehnliche Expeditionen fanden im Laufe des XVI. und das ganze XVII. Jahrhundert hindurch statt. Als die wichtigsten Ereignisse dieser Art verdienen vielleicht folgende genannt zu werden, die wir in thunlichster Kürze und in chronologischer Ordnung aufzählen:

Im Jahre 1541 giebt Stefan da Gama gute Nachrichten von Abessinien und dem Stromgebiete des Nils; 1551 macht der britische Schiffscapitän Thomas Windham eine Handelsfahrt nach Marokko und den Barbaresken-staaten; 1553 geht er nach Guinea und ist der erste Brite, der so weit südlich an Afrika's Küste vordringt. Im folgenden Jahre reist dahin der Engländer John Lock und 1555 sein Landsmann William Towrson, der dreimal die Reise nach dem goldreichen Lande wiederholt. 1562 begegnen wir dort den Briten Rutter, Backer, David Carlet und Hawkins; 1566 machte Georges Fenner, gleichfalls ein Engländer, eine Reise nach den Inseln des grünen Vorgebirges. Im Jahre 1573 drangen die Portugiesen Franz Bareto und Franz Homem mit einer Armee in Monomotapa ein, um das Land wegen der dort befindlichen Goldminen zu erforschen; 1589 unternahm der Graf Georges von Cumberland eine Reise nach den Azoren, welche die gänzliche Bekanntwerdung dieser Inseln nebst den kleineren, sie umgebenden Eilanden zur Folge hatte. Im Jahre 1599 theilte der Engländer Andreas Battel wichtige Nachrichten über Angola, Benguela und die benachbarten Länder mit; durch seine Bemühungen lernte man zuerst die tiefer im Binnenlande von Afrika hausenden wilden Jaggas kennen. Im Jahre 1606 schiffte der Holländer Peter van der Broek nach dem grünen Vorgebirge, 1607 der Engländer William Finch nach Sierra Leone und der Goldküste. Das Jahr 1626 ist als der Zeitpunkt der französischen Niederlassungen an der afrikanischen Westküste zu betrachten, welche die Franzosen übrigens schon früher befahren hatten. Zu gleicher Zeit drang der portugiesische Jesuit P. Hieronymus Lobo nach Abessinien vor, indem er seinen Weg von Goa (in Indien) nach der Insel Pate und von da über die Ostküste von Afrika zu Lande bis Jubo nahm, um von hier das aethiopische Hochland zu erreichen. Nicht minder bemerkenswerth ist die Reise (1635) zweier Kapuziner Alexis de Saint-Lo und Bernardin de Renou-

ard nach dem grünen Vorgebirge, nach Sierra Leone und den weniger bekannten Küstenländern von Afrika. 1637 reist Claude Jeannequin, als der erste Franzose, nach dem Senegal, 1638 François Cauche nach Madagascar, 1666 Roland Fréjus nach Fez, Marokko und in die Staaten von Nordafrika, während um dieselbe Zeit die beiden italienischen Kapuziner P. Michael Angelo von Guattini und Dionysio Carli aus Piacenza nach dem Congo ziehen, und zugleich Nicolas Villault de Belleford die Küste von Sierra Leone eingehend untersucht und beschreibt. Erwähnung verdient ferner wegen vieler neuer Aufschlüsse die Fahrt des Franzosen Le Maire nach den canarischen Inseln und Senegambien, 1682 — 1688, welchem Unternehmen sich die Reise des P. Hieronymus Merolla von Lissabon nach dem Congo und den angrenzenden Ländern anschloß; 1687 begibt sich Lajardière nach der Kafferküste und 1690 François Leguat nach den damals noch ziemlich unbekannten Maskarenen. Ein großes Verdienst um die Bekanntwerdung der Länder am Senegal erwarb sich André Brué; er machte zwei Reisen auf dem Senegal, die eine 1697, die andere 1698; außer einer dritten Wanderung, die er im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach Cacheo und Bissaos oder Bissagos unternahm, trat er eine Entdeckungsreise nach dem See Cayor an, welche der Wissenschaft treffliche Dienste leistete. Brué soll bis nach Timbuktu vorgedrungen sein. Zur selben Zeit, 1699, begab sich der gelehrte Pariser Arzt Paul Lucas auf seine erste, drei Jahre dauernde Reise, welche die Untersuchung der Landenge von Suez, Oberägypten, Nubien und Abessinien sich zum Ziele streckte. Ein anderer Franzose, Poncet, führte 1698 eine in ihrer Art einzig dastehende Reise aus, welche ihn das Nilthal aufwärts über die Oasen durch Nubien, Sennaar bis nach Gondar in Abessinien brachte.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts vernehmen wir zuerst von deutschen Afrikareisenden, wenn wir von jenem Ludolf von Sacken absehen, welcher 1336 — 41 und 1350 den Nil aufwärts bis Cairo bereiste. Diese ersten Reisenden sind der Franziskaner Theodor Krump aus Aibach in Bayern, der 1700 — 1703 von Tunis über Alexandrien den Nil aufwärts bis Siût, dann von Girgeh durch die Wüste über die große Oase nach Theben und dann von Esneh durch die nubische Wüste wieder an den Nil bis Alt-Dongola und Sennaar ging; der zweite war Peter Kolbe, der sich 1703 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begab, durch längeren Aufenthalt daselbst sich eine genaue Kenntniß des Landes aneignete, und Wanderungen von der Capstadt nach dem Lande der Hottentotten unternahm. Die thätigsten Reisenden lieferte aber noch immer Frankreich. Paul Lucas ging 1704 wieder nach Aegypten, 1714 nach Guinea, während der noch immer am Senegal sich aufhaltende Brué glücklich erforschte, daß das Land Bambuk die enormen Goldschätze erzeuge, welche die Fulah's an den Gambia und Senegal brachten.

Im Jahre 1716 entschloß sich Compagnon die so gefährliche Reise nach Bambuk zu wagen; unter unsäglichen Gefahren drang er von dem Fort St. Joseph nach St. Pierre an dem Flusse Faleme vor. Keiner vor ihm war jemals so weit landeinwärts gekommen; er war der erste Weiße, der in Bambuk gesehen wurde. Eine andere Reise machte er auf der Ostseite des Flusses hin, über Onneko nach Naye, nordwärts von Kainura. Sein dritter Weg ging quer durch das Land von Babiakolam oder Bakajokalan an der Sonanga bis nach Netteko und Tamba-Aura. In den Zeitraum 1719—1732 fallen die Fahrten des Engländers William Snelgrave, der nebst der Sierra Leone hauptsächlich Guinea von Scherebro bis zum Cap Gonsalvez nnd das Reich Dahomey zum Gegenstande seiner Beobachtungen machte. 1720 erhalten wir lehrreiche Nachrichten über die Barbarei angrenzender Länder durch Thomas Shaw, 1724 ging der Hauptmann Bartholomäus Stibbs nach dem Gambia. Werthvoller waren die Erforschungen des Ritters des Marchais, der 1725 das Commando eines nach Guinea bestimmten Schiffes übernahm. Ein Jahr darauf, 1726, wurde der britische Ingenieur William Smith von der afrikanischen Gesellschaft zu London nach Sierra Leone und dann ebenfalls nach Guinea entsandt. François Tollot berichtete 1730 über die Barbareskenstaaten, während sein Landsmann Tourtechot-Granger belehrende Nachrichten über Aegypten herausgab. Dieses Land begann allmählig in den Vordergrund der Forschung zu treten; 1737 sandte der dänische Hof den Schiffscapitän Friedrich Norden dahin, der das Land mit kritischem Forscherblicke bis zu den Katarakten bereiste und darüber ein durch genaue Zeichnung wichtiges Werk hinterließ. In gleicher Richtung und zur nämlichen Zeit war in Aegypten der gelehrte Lordbischof von Ossory, Dr. Richard Pococke thätig. In die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fallen endlich die Reisen des Prunean de Pommegorge nach Nigritien, des Louis de la Rocque nach Senegambien und insbesondere in das Innere der Landschaft Galam, endlich des gelehrten Akademikers Michel Adanson gleichfalls nach Senegambien. (1749).

Dies ist der Zeitpunkt, wo der große Bourguignon d'Anville zuerst die Grundsätze historischer Kritik auf die Kartographie anwendete, und mit divinatorischem Scharfblicke die sicheren Zeugnisse aus dem Wuste der Fabeln sondernd, die relativ noch geringfügigen Ergebnisse der Beobachtungen europäischer und arabischer Berichterstatter über Inner-Afrika mit der schon im Wesentlichen auf berichtigte astronomische Daten gestützten correcteren Contouren des Erdtheiles zu einem Kartenbilde combinirte, welches als das erste, wissenschaftlichen Anforderungen für seine Zeit entsprechende anzusehen ist. Die ersten Jahrzehnte nach dem Erscheinen von d'Anville's klassischer Arbeit sind durch keine ergebnißreiche Reise ausgezeichnet. Epochemachend war blos die 1768 be-

gonnene und 1772 beendete abessinisch-nubische Reise des Schotten James Bruce, der die Ruinen von Axum, die Küsten des rothen Meeres und Gondar besuchte. Den wichtigsten Wendepunkt afrikanischer Entdeckungsgeschichte darf man aber wohl in der Stiftung der Londoner African Association, 1788, erblicken, welche sich die wissenschaftliche Erforschung dieses Welttheiles zum Ziele setzte. Leider nahmen fast alle Unternehmungen der Gesellschaft einen tragischen Ausgang. Nachdem Ledyard und Lucas die ersten Briten gewesen, welche auf Kosten dieser Gesellschaft noch in dem nämlichen Jahre in das Innere des afrikanischen Continentes eindrangen, entsandte sie schon 1790 den Major Houghton, um längs des Gambiastromes landeinwärts ziehend, die Binnenlandschaften Afrika's zu erforschen. Er gelangte über Timbuktu bis an die Grenze der Sahara, wo er in der maurischen Stadt Yarra dem Hunger und den Entbehrungen erlag. Aehnlich erging es den Reisenden Hornemann, Röntgen und Mungo Park, von denen später die Rede sein wird. Unabhängig führte William George Brown 1793 seine große Reise von Assiut über die Oase Elwah und die berühmte Saline Bir-el-Malha in das Reich Darfur aus, von wo er 1798 glücklich wieder nach Europa zurückkehrte.

Als bedeutendste wissenschaftliche Unternehmung erscheint aber die durch die französische Expedition zu Anfang unseres Jahrhunderts zu einem gewissen Abschlusse gediehene Erforschung Aegyptens. Wohl selten hat ein unglücklicher Feldzug für die Wissenschaft einen größeren Erfolg gehabt, als der Buonaparte's im Nillande. Von ihm datirt bekanntlich das Emporkommen eines neuen Wissenszweiges, der Aegyptologie, ein von den französischen Gelehrten mit Vorliebe und Erfolg gepflegtes Feld, auf dem in neuerer Zeit auch Engländer und Deutsche Rühmliches geleistet.

Mit dem Eintritte in unser Jahrhundert häufen sich die Forschungsreisen in Afrika so beträchtlich, daß eine chronologische Aufzählung kein sprechendes Bild des Geleisteten mehr gewähren würde. Es empfiehlt sich daher die einzelnen Gebiete des Continentes nach einander in's Auge zu fassen. Wir beginnen mit Aegypten und den umliegenden Gegenden.

Hier waren in erster Linie der Schweizer Johann Ludwig Burckhardt und der Ostfriese Ulrich Jasper Seetzen thätig. Letzterer hielt sich von 1807 bis 1809 in Aegypten auf, wo er werthvolle Nachrichten sammelte, Ersterer kam erst 1813 dahin und vollführte wichtige Reisen im Nilthale. Im Dienste der Londoner Afrikanischen Gesellschaft ging Burckhardt den Nil aufwärts bis Dongola und war er der erste Europäer, welcher die Carawanenstraße von Berber nach Sanakin am Rothen Meere betrat. Er starb 1817 in Cairo. Ihm folgte, antiquarischen Zwecken nachgehend, sein Freund, der Italiener Belzoni, der weit über die Nilkatarakten hinaus gelangte und in Gesellschaft der Engländer Irby, Mangles und Beechey 1817 den Felsentempel von Abu

Simbel aufdeckte. Die Kriegszüge Mehemed Ali's zur Unterwerfung Nubien's und Sennaar's erweiterten die Forschungen im Süden. Bahnbrechend waren hier die Leistungen des Franzosen Frédéric Cailliaud aus Nantes, der seit 1815 in Aegypten weilte. Dieser begleitete die ägyptischen Truppen auf ihrem Feldzuge, drang bis Meroe und bis zum weißen Flusse jenseits Fazogl vor und besuchte Synab nebst fünf anderen Oasen. In dieselbe Zeit fallen die Forschungen des Pet. Ed. Simon Rüppell aus Frankfurt a/M. und seines Begleiters Michael Hey aus Rücksheim, welch letzterer 1825 als erster Europäer Kordofan und el-Obeid, die Hauptstadt dieses Reiches, besuchte. 1821—1823 bereisten Christian Gottfried Ehrenberg und Hemprich das Nilthal bis nach Nubien, 1826 und 1827 führte der Oesterreicher Anton Prokesch von Osten zwischen Assuan und Wady Halfa die ersten Positionsbestimmungen aus. Im nächstfolgenden Jahrzehnt wurden die Reisen zweier anderer Oesterreicher, der Naturforscher Joseph von Russegger und Theodor Kotschy, epochemachend; 1838 brach ersterer nach Fazogl auf, und wir verdanken ihm die erste wissenschaftliche Durchforschung der von dem blauen und weißen Nil und dem Sobat begrenzten Gegend el-Djezire. Auch Kordosa und el-Obeid wurde von den beiden Gelehrten besucht und durchforscht. Ihnen folgte 1843 der Franzose Dr. Alfred Peney, welcher dann nach Niambara und Wayo ging, um den Bahr-el-Abiad bis zum Berge Rego aufwärts zu verfolgen. In den Jahren 1840 und 1841 veranstaltete der Vizekönig von Aegypten zwei Expeditionen, an deren ersteren sich Ferdinand Werne und dessen Bruder, dann die Franzosen Thibault, Sabatier und d'Arnaud betheiligten. Diesen Männern verdanken wir die ersten Aufschlüsse über die Ufergegenden des weißen Nils bis zum 4°42'42" n. Br. Am 4. Mai 1841 erlag der jüngere Werne zu Chartum dem Wechselfieber. In diesem Platze hatte Papst Gregor XVI. 1840 eine Missionsschule errichtet, an deren Spitze der österreichische Missionär, P. Ignaz Knoblecher, ein Mann von tiefem Wissen stand. Unter seiner Leitung entstand 1849 die Station Gondokoró im Lande der Bari, 1856 Heiligenkreuz im Lande der Kitsch, gegründet vom Missionär Mosgan. Etwa 12 Jahre lang waren die Missionäre, sämmtlich dem österreichischen Marienvereine angehörig, hier thätig, und wir verdanken ihnen manche werthvolle Nachricht; schließlich aber erlagen die meisten von ihnen den Einwirkungen des Klima's, und mit ihrem Tode lösten sich die Stationen auf. Im Jahre 1855 führten die Missionäre Kirchner und Gossner in Begleitung Martin Hansal's eine interessante Erforschungsreise nach den Rera- und Mandera-Bergen aus.

Wenn wir etwa bis zum Jahre 1830 die deutschen Forscher auf das Nilland beschränkt finden, so sehen wir sie in dem Zeitraume von 1830—1850 allmählich auch über den Osten des Continentes sich verbreiten. Die Ausdehnung der Reisen gegen Süden hin trug wesentlich dazu bei. Den Reigen

eröffnete Alfred Edmund Brehm, der 1847 nach Kordofan, 1850 aber von Chartum durch die tropischen Wälder am blauen Nil bis Rosêres ging. Von seinen Begleitern erlagen indeß Dr. Richard Vierthaler und Dr. Constantin Reitz dem Fieber. Anfangs der fünfziger Jahre gewinnen auch die Reisen des John Petherick, der seit 1845 in Afrika weilte, und des Theodor von Heuglin eine besondere Bedeutung. Ersterer benutzte seinen sechzehnjährigen Aufenthalt in Afrika, um Aegypten, die Küste des rothen Meeres, Kordofan, Chartum, den weißen Nil, das Land der Schilluks und der Djur zu bereisen und am Gazellenflusse bis in das Gebiet der Niam-Niam vorzudringen. Letzterer, Heuglin, bereiste 1850—54 zum ersten Male Aegypten und Abessinien, und erforschte dann 1856—58 die afrikanischen Küstenländer des rothen Meeres und am Golfe von Aden. Um diese Zeit war es, daß Wilhelm von Harnier über Chartum und Rosêres bis zu den Katarakten oberhalb von Gondokoró wanderte; er begab sich dann nach Heiligenkreuz, wo er 1861 seinen Tod fand. Eben so erging es dem Freiherrn Richard von Neimans, der im Frühjahre 1857 nach Djidda gegangen war, wo er im März 1858 starb. Sein Schicksal theilte der Franzose Dr. Cuny. Zum Theile erfolgreicher war die 1859 von Adalbert Joh. Freih. von Barnim und Robert Hartmann ausgeführte Reise an den blauen Nil. Zwar starb v. Barnim schon im Juli 1860 bei Rosêres, doch seinem Begleiter war es gegönnt, die Resultate seiner Forschungen in die Heimath zu bringen.

Das Jahr 1861 brachte die große Expedition zur Aufsuchung des verschollenen Eduard Vogel, an deren Spitze Theodor v. Heuglin berufen ward. Ihn begleiteten der Botaniker H. Steudner, ein Oesterreicher, der Schweizer Werner Munzinger, Theodor Kinzelbach aus Stuttgart, der Wiener Martin Hansal und Herm. Schubert. Von Massaua am Rothen Meere ging die Expedition aus und sollte möglichst direct nach Wadai vordringen. Bald jedoch führten Meinungsverschiedenheiten der Mitglieder zum Bruche. Während Munzinger und Kinzelbach sich nach Kordofan wandten, von wo aus jedoch jedes weiteres Vordringen gegen Westen unmöglich war, durchforschten Heuglin und Steudner die abessinischen Hochlande, wo sie bedeutende Resultate erzielten. Ueber Gondar gingen sie längs des blauen Nils nach Chartum und schlossen sich 1863 der Expedition des Frl. Tinne an, eine Reise, die sie in den Gazellenstrom bis zur Meschera-el-Rek führte; dann drangen sie westwärts über den Djur und gaben zuerst ein Bild von diesen fast noch unbekannten Uferlandschaften des Bahr-al-Ghasal. Doch erlag hier Steudner den klimatischen Einflüssen.

Die Nordabhänge Abessiniens wurden durch W. Munzinger genau durchforscht; er war es, der die Gebiet der Bogos, der Beni Amer, der Bazer, der Barea und Kunana zuerst in ihren geographischen, ethnographischen und

linguistischen Verhältnissen bekannt machte. Jagd und Sport führten dann auch viel Dilettanten in dieses Gebiet, deren Aufzählung hier kaum zulässig wäre; doch ist unläugbar durch den Sport manch werthvolles Körnlein der Wissenschaft zu Gute gekommen. Als ernste Forscher sind dagegen Carl Benjamin Klunzinger und der Botaniker Georg August Schweinfurth aus Riga in Rußland zu betrachten, welche beide lange der ägyptischen Küstenregion ihre Aufmerksamkeit schenkten. Geradezu epochemachend ist Schweinfurth's letzte Reise 1868—71 in das Gebiet des Bar-el-Ghasal, wo er die Wohnsitze der Schilluk, Dinka, Djur, Bongo, Mitta und Mada besuchte, die Gebiete der Niam-Niam und Monbutta durchwanderte und den Uelle-Fluß sowie das Zwergvolk der Akka's entdeckte. Es muß indeß bemerkt werden, daß zum großen Theile das genannte Gebiet schon von früheren Reisenden recognoscirt worden war. Nebst Heuglin nennen wir die Gebrüder Poncet, den Italiener Miani, welcher 1860 die Gegenden südlich von Gondokoró am weißen Strome aufwärts durchforschte und im Jahre 1871 gleich Schweinfurth in das Land der Monbutta vordrang, wo er im November 1872 den Strapazen der Reise erlag, dann des Marquis O. Antinori Routen am westlichen Nilzuflusse Djur (1862) und endlich Piaggia's, gleichfalls eines Italieners, fünfjährigen Aufenthalt im Lande der Niam-Niam. Als jüngsten Forscher im oberen Nilgebiete dürfen wir den Oesterreicher Ernst Marno betrachten, der 1870 von Famaka bis Fadasi im Lande der Bertat-Neger unter dem 9° n. Br. vordrang, 1871 aber auf dem westlichen Ufer des blauen Nils bis zum 10°45′ n. Br. gelangte. In neuester Zeit hat endlich die ägyptische Expedition unter Sir Samuel Baker manches Licht auf die Verhältnisse im Nilgebiete geworfen, und ein gleiches darf man wohl von der im Gange befindlichen des Obersten Gordon, der sich Marno angeschlossen hat, erwarten.

Licht- und Schattenbilder aus Coburg-Gotha.

III.

„In Coburg kann man dem Rathstitel nur durch Selbstmord entgehen!" Diese gut verbürgte Aeußerung eines Witzboldes kennzeichnet in drastischer Art eine komische Seite unserer Zustände: man kann in einer der beiden Residenzstädte kaum zwei Minuten auf der Straße sein, ohne einem „Gerätherten" zu begegnen, wie der Volksmund zu scherzen pflegt. Die Herren vom Ministerium, an deren Spitze der „Staatsminister und Wirkliche Geheime Rath" steht, stufen sich ab in Geheime Räthe, Geheime Staatsräthe,

Staatsräthe, Ministerialräthe, Geheime Regierungsräthe, Regierungsräthe, Finanz- und Rechnungsräthe, nicht zu gedenken des Oberkirchenraths, des Oberforstraths, des Medizinalraths, der Consistorialräthe, Forsträthe, Forstrechnungsräthe, Bauräthe, Archivräthe 2c. Für einen großen Theil der Privatärzte besteht gleichfalls der Titel Medizinalrath oder Sanitätsrath. Die Kreisrichter sind Kreisgerichtsräthe, Justizamtmänner und Advokaten heißen Justizräthe, die Kassen- und Rechnungsbeamten im Staats- und im Hofdienst Kassenräthe, Finanzräthe und Geheime Finanzräthe. Auch Kaufleute gibt es mit dem Titel Finanzrath, eine etwas vornehmere Stufe als der übliche Commerzienrath, der übrigens noch lange kein Millionär zu sein braucht. Apotheker werden, wenn sie den Medizinal-Assessor überstiegen haben, Räthe schlechtweg; Haushofmeister, Hofintendanten, Hofsecretäre, Theaterregisseure 2c. erhalten ebenfalls nach und nach diese Auszeichnung. „Buchhändler ist ein schöner Titel", meinte Friedrich der Große, aber der Titel „Commissionsrath" scheint bei uns noch schöner zu sein. Die Privatcorrespondenz des Herzogs führen ein Geheimer Cabinetsrath, ein Legationsrath, ein Rath und ein Cabinetssecretär.*)

Wohl wissen wir, daß auch in anderen Staaten, namentlich in Preußen, das leidige Titelwesen übermäßig entwickelt ist und daß eigentlich nur Bayern in diesem Punkte eine rühmliche Ausnahme macht; aber die besondere Komik liegt bei uns darin, daß sich eine außerordentlich große Menge von „Räthen" aller Art auf einem außerordentlich engen Raum zusammendrängt und daß überdies noch die großen Titel arg contrastiren mit den kleinen Stellungen und Gehalten. Wird man sich etwa unter einem Geheimen Finanzrath einen Mann denken, dessen eigene Finanzen in 1000 bis 1200 Thlr. Gehalt bestehen? Durch Uebertreibung kann selbst eine wohlverdiente Auszeichnung zur Carricatur werden.

Bekannt ist, daß Herzog Ernst auch über die Grenzen seiner Länder hinaus mit Titulaturen, besonders aber mit Orden eine seltene Freigebigkeit an den Tag legt; irgendwo sind wir sogar einmal einem „Hofzauberkünstler Seiner Hoheit" begegnet. Je „liberaler" aber der Herzog in solchen Dingen ist, desto unverfrorener wird auch an diesen Liberalismus appellirt; namentlich sind es Künstler und Literaten aller Art, beschnittene und unbeschnittene, Männlein und Weiblein, welche die Gnadensonne, die da scheint über Gute und Böse, zudringlich umschwärmen. Der Anhang, den der Herr sich groß gezogen hat, mag ihm oft unbequem genug werden; immerhin muß es aber einen besonders süßen, schmeichelnden Reiz gewähren, sich als vielumworbenen Gönner und Gnadenspender zu fühlen; sonst wäre es kaum zu erklären, wie

*) Der Letztere ist vor Abgang dieses Aufsatzes zum „Cabinetsrath" befördert worden.

ein Mann von dem Verstande und der natürlichen Einfachheit des Herzogs es über sich gewinnen konnte, einer der widerwärtigsten Spielarten menschlicher Eitelkeit, der Titel- und Ordenssucht, so weit entgegen zu kommen.

Von dem Souveränetätsrechte, Bürgerliche in den Adels- oder Freiherrnstand „zu erheben", macht der Herzog ebenfalls einen ausgiebigeren Gebrauch als die meisten anderen deutschen Regenten; doch kann man nicht gerade behaupten, daß es ein Leichtes sei, von ihm einen Adelsbrief zu erhalten. Der Bewerber muß dem Herzog nicht nur persönlich wohl bekannt oder sonst vorzüglich gut empfohlen sein, sondern in der Regel wird auch verlangt, daß derselbe im Inlande angesessen ist. Zu diesem Ende werden Häuser, Villen, Ländereien (mitunter aus des Herzogs eigenen Händen) angekauft und, sobald sie ihre Dienste geleistet haben, wieder veräußert. Für das Diplom sind ansehnliche Sporteln zu bezahlen, welche mit dem Namen „Hochmuthsgelder" bezeichnet werden; dieselben fließen nicht etwa in des Herzogs Privatkasse, sondern finden durch das Ministerium ihre Verwendung zu gemeinnützigen Zwecken. Die Moniteurs der beiden Herzogthümer pflegen den Landeskindern die offizielle Kunde von solchen Standeserhöhungen vorzuenthalten; indessen sind einige derselben, z. B. die des Barons Reuter in London und des Barons Tauchnitz in Leipzig allgemein bekannt geworden. Für Eingeborene stehen die Adelsverleihungen glücklicher Weise weder „Brief" noch „Geld".

Es wäre ein Irrthum, wenn man aus unseren Aeußerungen über den reichen Vorrath an herzoglichen Räthen herauslesen wollte, daß die Zahl der Beamten an und für sich viel zu groß sei. Wenn man von dem Staatsministerium in Gotha absieht, in dessen weiten, dichtbevölkerten Geschäftsräumen auf dem Friedenstein man sich zu dem Glauben versucht fühlt, daß von hier aus mindestens ein Königreich Thüringen regiert werde, muß man anerkennen, daß mit dem einstmaligen Beamtenheere diesseits und jenseits der Berge bedeutend aufgeräumt worden ist, und zwar nicht erst, seitdem der norddeutsche Bund etwas unsanft an den herkömmlichen Budgets der Miniaturstaaten gerüttelt hat. Schon Anfangs der 1860er Jahre und theilweise noch früher wurden alle Mittelbehörden, die Justizcollegien, die Regierungen, die Consistorien und die Kammern (Domänenkammern) aufgehoben; 1868 fiel dann auch das gemeinsame Appellationsgericht in Gotha infolge des Anschlusses an Eisenach. Die Zahl der Rentämter ist durch Zusammenlegungen ebenfalls geringer geworden, doch ließe sich wohl im Gothaischen auf diesem Gebiete, gleichwie bei den unteren Verwaltungsbehörden (Landrathsämtern) noch eine durchgreifendere Vereinigung ohne erhebliche Unzuträglichkeiten ausführen. In Coburg versteht man sich besser einzuschränken, das reichere Gotha gönnt sich immer noch einigen Luxus.

Am meisten klagt man in beiden Landestheilen über die Kostspieligkeit der Justiz; für die Einziehung der kleineren Justizämter werden immer mehr Stimmen laut, das Ministerium scheint aber mit Rücksicht auf die bevorstehende Reichsgesetzgebung an eine gründliche Aenderung auf diesem Gebiete jetzt nicht herantreten zu wollen und hat dabei die Landstädte auf seiner Seite, welche nicht mit Unrecht eine geistige Verödung befürchten, wenn das Beamtenthum wegzieht. Für die Dauer werden sie freilich ihrem Schicksale auch nicht entgehen; denn die Vereinfachung auf dem Wege des Centralisirens gehört mit zum Zuge unserer Zeit: Der allgemeine Ruf ist: „Wenig Beamte, aber man bezahle sie gut und verlange viel von ihnen!“ Nun, was die Besoldungen betrifft, so sind sie bei uns der Aufbesserung noch sehr bedürftig; Gehalte von 2000 Thlr. und darüber gehören selbst in höheren Stellungen zu den seltensten Ausnahmen, nur daß sich gerade die Höchstgestellten und Bestbesoldeten gewöhnlich noch in dem glücklichen Besitze einträglicher Nebenämter befinden, mit welchen den Herren vom Ministerium sowohl die reichen und großartigen Bankinstitute in Gotha als auch die Creditgesellschaft in Coburg auf das Bereitwilligste entgegenkommen. In Coburg ist der jetzige Ministerialvorstand sogar von der Bank honorirter Staatscommissarius und tantièmen-berechtigter Aufsichtsrath in einer Person! Die Connivenz der Landtage will uns in diesem Punkte unerklärlich scheinen, zumal da man sich jetzt zur Abstellung des handgreiflichen Mißstandes auf das gewichtige Beispiel Preußens berufen könnte. Traurig wäre es, wenn persönliche Rücksichten oder die Scheu vor neuen ansehnlichen Gehaltserhöhungen die lautesten Gebote des öffentlichen Anstands zu übertäuben vermöchten! — Eine wahre Resignation erfordert der Eintritt in den Justizdienst. Mancher tüchtige Jurist hat es in seinem vierzigsten Lebensjahre noch nicht zu einem Diensteinkommen von 1000 Thlr. gebracht. Und welche Aussichten bestehen, wenn nicht das Reich hilft, für die Zukunft? Coburg-Gotha besetzt zwei Stellen beim Oberappellationsgericht in Jena, zwei beim Appellationsgericht in Eisenach; im Lande selbst kann man es in der richterlichen Laufbahn höchstens bis zum Amte des Directors eines der beiden Kreisgerichte zu Coburg oder zu Gotha bringen! Daneben existirt nicht etwa noch eine besondere Verwaltungscarrière; die wenigen Landräthe und Landraths-Assessoren werden aus den richterlichen Beamten herausgeholt. Wo der Staatsdienst so geringe Ehren und so kärglichen Erwerb bietet, ist es da ein Wunder, daß die tüchtigeren Kräfte sich immer mehr von ihm zurückziehen, nach lohnenderen auswärtigen Stellungen sich umsehen oder sich der praxis aurea des Advokaten widmen?

Die Advokatur ist in Gotha wie in Coburg ein stark besetztes Gewerbe, das dem Anscheine nach seinen Mann gut nährt, vielleicht weniger deshalb,

weil sich der Boden für Rechtsstreitigkeiten besonders günstig zeigte, als weil unsere Advokaten unter dem Schutze völliger Taxfreiheit stehen, eine Einrichtung, die, soviel wir wissen, in Deutschland nicht zum zweiten Male vorkommt und im Publikum auch keine guten Freunde hat. Die Reichsgesetzgebung wird ihr wahrscheinlich ein Ende machen; indessen ist das Experiment ohne Zweifel gut gemeint gewesen, denn es war nicht etwa ein Advokatenlandtag, sondern das Staatsministerium selbst, welches schon vor länger als einem Jahrzehnt die Initiative zur Einführung der Taxfreiheit ergriff und mit ihr ein schwieriges legislatorisches Problem zu lösen glaubte.

Auch die „freie Advokatur", die auf dem Programm der liberalen Parteien steht, besitzt Coburg-Gotha schon lange: Rechtsanwalt kann Jeder werden, der die Befähigung zum Richter hat, und diese wird nach unserer Gesetzgebung über die juristischen Staatsprüfungen in der Regel schon im 25. bis 26. Lebensjahre — nach unserer Anschauung etwas zu bald — erlangt. Ein so frühzeitiger Zugang zur anwaltschaftlichen Berufsthätigkeit ist, wie die hier gemachten Erfahrungen beweisen, ganz dazu angethan, dem Staatsdienste die strebsamsten, rührigsten Elemente vollends abwendig zu machen, zugleich aber auch die Reihen der Advokatur so zu füllen, daß in ihr sehr zum Nachtheile ihres Ansehens ein gewisses industriell-betriebsames Jagen und Haschen nach Erwerb immer mehr in den Vordergrund tritt. Wir gedenken mit dieser Bemerkung nicht etwa die „freie Advokatur" zu bekämpfen, aber wir meinen, daß dieselbe, abgesehen von dem Erfordernisse eines längeren Vorbereitungsdienstes, nur dann am Platze ist, wenn ihr ein Staatsdienst gegenüber steht, dessen Aussichten im Großen und Ganzen denen des Anwaltsberufs die Waage halten; nur dann werden die Kräfte sich zum Wohle des Staates und seiner Angehörigen auf beide Zweige des Rechtslebens gleichmäßig vertheilen.

Hemmender noch als den vorzugsweise sogenannten Staatsdienern macht sich die Enge der Verhältnisse den Lehrern an den höheren Bildungsanstalten fühlbar. Ein großer Staat eröffnet in einer Mehrzahl solcher Anstalten unter einer gemeinsamen Oberbehörde den Lehrkräften ein geräumiges Feld des Wetteifers und des Fortkommens; in Coburg und in Gotha steht jedes der beiden Gymnasien und ebenso die Coburger Realschule vereinzelt für sich da, nicht als Glied eines organisirten, innerlich zusammenhängenden größeren Schulwesens. So sitzen hier und dort die Lehrer wie auf einsamen, verlorenen Posten, in der Regel ungenannt und ungekannt außerhalb ihres Wohnortes. Es gehört zu den Aufsehen machenden Ereignissen, wenn ja einmal zu einem derselben ein Ruf nach außen dringt: der Gelehrte, welcher einer Schule in Coburg-Gotha seine Dienste widmet, bleibt ihr mit den seltensten Ausnahmen verschrieben bis ans Ende seiner Tage; er kann zwar

nach und nach Oberlehrer, Professor, ja Schulrath werden, vielleicht im Gehalt bis zu 1000 oder 1200 Thaler emporsteigen, aber trotz alledem rückt er nicht eigentlich von der Stelle. Auch nicht das Amt des Directors winkt ihm von Weitem, weil man hierfür in neuerer Zeit mehr oder minder geeignete Männer aus der Ferne zu verschreiben liebt. Darf es befremden, wenn man in so gestellten Lehrerkreisen einem hohen Grade von Unzufriedenheit sowohl als von naiver Einseitigkeit begegnet? Bei alledem gelten im Lande die Schulen und ihre Leistungen für gut, und wenn auch Kenner früherer Verhältnisse behaupten, da und dort herrsche jetzt die pedantische Form, wo ehedem der Geist gewaltet habe, so liegt es uns doch fern, das Lob unserer Lehranstalten schmälern zu wollen; unleugbar aber hat es ein großer Staat mehr als ein kleiner in der Hand, einer gewissen Versteinerung seiner Bildungsinstitute vorzubeugen, welche sich nur zu leicht da einstellt, wo neue, belebende Kräfte nicht früher zugeführt werden, als Alter und Tod es gebieten.

Besondere Anerkennung verdienen die Bemühungen der beiderseitigen Regierungen um das ländliche Volksschulwesen. Gute Volksschul-Gesetze stehen nicht nur auf dem Papier, sondern sind auch ausgeführt oder in der Ausführung begriffen. Es liegt in dem Wesen der Thüringer wie der fränkischen Bauern, die Hand auf den Geldbeutel zu halten, wenn sie die werthvollen Früchte einer Ausgabe nicht sofort reif vom Baume fallen sehen; diesem Charakterzuge gegenüber lassen es die Verwaltungsbehörden, wo es gilt, neue Schulen zu errichten, die bestehenden zu erweitern, die Lehrmittel zu verbessern und die Lehrergehalte zu erhöhen, an Strenge und Beharrlichkeit nicht fehlen. Auch das Aufsichtsrecht der Geistlichen ist gesetzlich beseitigt, anerkannte Schulmänner wirken als Inspectoren, — kurz, was die Entwickelung des ländlichen Volksschulwesens betrifft, wird Coburg-Gotha, Dank den vereinigten Bemühungen der Ministerien und Landtage, schwerlich von irgend einem anderen Staate in den Schatten gestellt. Die beiden Residenzstädte bedürfen für die Pflege des Volksunterrichts des Drucks von oben nicht, sie suchen ihren Stolz in dem guten Ruf ihrer Schulen, und wenngleich die neuen Schulgebäude nicht immer den Baumeister loben, auch nicht jedweder Griff bei der Auswahl der Lehrer ein glücklicher genannt werden kann, so wird doch kein Billigdenkender dies dem Willen und Streben der städtischen Verwaltungen zur Last legen. An Elementar- und Volksschullehrern ist übrigens auch bei uns ebenso großer Mangel wie an jungen Geistlichen; für erledigte Pfarrämter wird schon auf Studenten der Theologie und für freie Schulstellen auf Jünglinge, die noch nicht dem Seminar entwachsen sind, die Hand gelegt.

Natürlich bleiben den Schwesterstädten Coburg und Gotha auch die vielen anderen, oft so schwierigen und kostspieligen Aufgaben, welche heut zu

Tage mit unwiderstehlicher Dringlichkeit an jedes größere Gemeinwesen herantreten, nicht erspart: Stadterweiterung, Wasserleitung, Canalisation, neue Friedhofsbauten und andere unabweisbare Bedürfnisse, von denen frühere Geschlechter kaum eine dunkele Ahnung hatten, spielen auch bei uns, diesseits und jenseits, eine große Rolle, vermehren die Schulden und erhöhen die Gemeindeabgaben. Oft entfesseln solche locale Angelegenheiten mehr als große politische Weltfragen die Leidenschaften der Bevölkerung und mancher Bürgermeister einer mittleren Stadt ist in seinem Amte härter gebettet als der erste Minister eines Großstaats. So sind auch unsere jetzigen „Väter der Stadt" um ihre würdevollen Posten nicht zu beneiden; indessen wird eine spätere Zeit ihren Bestrebungen und Schöpfungen gewiß mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als die Gegenwart; denn so viel auch noch zu wünschen übrig bleibt, die Thatsache steht eben doch fest, daß unter ihrer Verwaltung beide Städte einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben und noch fortwährend in erfreulichem Wachsthum und sichtlicher Verschönerung begriffen sind. Gotha hat den Vorzug der größeren, belebteren, verkehrsreicheren, Coburg den der freundlicheren, behaglicheren Stadt. Während Gotha's Naturschönheiten (wer kennt nicht das herrliche Reinhardtsbrunn, Großtabarz und den Inselsberg?) drei bis vier Stunden abseits liegen, beginnen Coburgs reizende Umgebungen dicht vor den Thoren und laden tagtäglich zu neuen genußreichen Gängen ein. Was landschaftliche Lieblichkeit betrifft, gehört Coburg zu den begünstigtsten Städten Deutschlands. Dadurch hat es seiner nordischen Schwester, die eigentlich viel früher eine „Fremdencolonie" besaß, in der Anziehung auswärtigen Zuzugs nach und nach den Rang abgelaufen. Seitdem es durch die Werrabahn zugänglicher geworden und seitdem auch für die preußischen Pensionäre Freizügigkeit durch ganz Deutschland besteht, so daß dieselben ihre Ruhegehalte ohne Abzug im ganzen Reiche verzehren dürfen, macht Coburg der Schlesischen „Pensionopolis", Görlitz genannt, erfolgreich Concurrenz. Allein an zehn Generäle haben ihren Sitz hier aufgeschlagen, fast jede neue Villa, welche aus grünem Garten freundlich herüber lacht, gehört einem Stabsoffizier a. D., und das muß selbst der Neid anerkennen: man weiß in Coburg im Allgemeinen besser und schöner zu bauen als in Gotha.

Der Massenzufluß pensionirter Militärs und ihrer Familien kann auf das gesellschaftliche Leben einer Stadt von kaum 15000 Seelen nicht ohne Einfluß bleiben, und in der That hört man über die Importirung von Anschauungen, Ansprüchen und Lebensgewohnheiten klagen, welche dem einfach bürgerlichen Sinne der Einwohner nicht sympathisch sind. Auch der geistige Verkehr soll bis jetzt durch die Einwanderung wenig gewonnen haben. Die Häuserbesitzer aber und die Gewerbtreibenden aller Art finden bei den an

Berliner oder Rheinländische Preise Gewöhnten ihre Rechnung, und in unseren materiellen Zeiten gilt dies ja für die Hauptsache. Die guten Coburger haben gelernt, aus der Schönheit ihrer Gegend Kapital zu schlagen; wer wollte es ihnen mißgönnen? für ihre freiheitlichen Gesinnungen ist von den neuen Ankömmlingen schwerlich etwas zu fürchten; vornehm-aristokratische oder gar soldatische Elemente werden in Coburg ebenso wenig wie in Gotha Boden und politische Geltung gewinnen, auch wenn sie darnach trachten sollten. λ. ρ.

Aus dem Reichslande.

Landesausschuß. — Witterung und Erntehoffnungen.

Der Landesausschuß von Elsaß-Lothringen hat im Monat Juni fünf und seit Anfang dieses Monats fast täglich Plenarsitzungen abgehalten. Doch wird er voraussichtlich erst in der zweiten Hälfte des Juli mit seinen Berathungen zu Ende kommen. Ueber die Thätigkeit des Ausschusses läßt sich selbstverständlich einstweilen noch kein abgeschlossenes Bild geben. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen Revue des bis jetzt Geleisteten.

Die beiden ersten Sitzungen, am 17. und 18. Juni, waren lediglich geschäftlichen Vorbereitungen und Debatten gewidmet. Aber erst in der fünften Sitzung ist man zur Berathung und endgiltigen Feststellung einer inzwischen durch das Büreau des Ausschusses redigirten „Geschäftsordnung“ gediehen. Es ist darin zum Princip erhoben worden, daß „autant que possible“ d. h. möglichst früh vor Beginn der Session die einzelnen Entwürfe der Regierungsvorlagen den Mitgliedern bekannt gemacht werden sollen, damit denen, welche eine französische Uebersetzung derselben wünschen, dies zeitig ermöglicht werde. Auch die Sitzungs-Protokolle werden in beiden Sprachen redigirt. Dies ist nicht mehr als billig, zumal ja die meisten Deputirten aus Lothringen gar nicht oder nur sehr mangelhaft des Deutschen mächtig sind.

Das Plenum hat sich in jenen beiden Eröffnungssitzungen in fünf Commissionen constituirt, an welche die verschiedenen Vorlagen je nach ihrem Charakter und ihrer Bestimmung zur Vorbereitung und Berichterstattung sachgemäß vertheilt werden. Die erste Commission, welche aus sechs Mitgliedern besteht, behandelt die Gegenstände des Innern, die zweite, gleichfalls sechs Mitglieder, die der Justiz, des Cultus und öffentlichen Unterrichts. Die dritte und fünfte Commission vereinigt wird wohl in dieser Session die schwierigste Aufgabe zu lösen haben, nämlich die Berathung und Regelung

der Finanzen; sie ist also die eigentliche Budget-Commission des Ausschusses, wenn auch den übrigen Commissionen einzelne Kapitel des Etats zur vorläufigen Beschlußfassung vorgelegt werden. Die vierte Commission endlich ist für die öffentlichen Arbeiten, Handel, Gewerbe und Ackerbau niedergesetzt und zählt neun Mitglieder. Das wäre also das parlamentarische Gerippe unseres „Provinziallandtags."

Die zweite Commission hat mit Ausnahme der Vorberathung über Kap. 7 und 8 des Etats ihre Geschäfte bereits beendet, da ihr nur eine Vorlage (No. 6), das Gesetz betreffend die Gebühren der Advokaten und Anwälte, zugetheilt war. Dieses Gesetz ist in der dritten Plenarsitzung mit großer Majorität angenommen worden und zwar nach Einschaltung eines Paragraphen, welcher auch die Gebühren der Gerichtsvollzieher nach ähnlichen Grundsätzen regelt. Es enthält im Wesentlichen keine prinzipiellen Bestimmungen über das Tax- und Gebührenwesen der genannten Kategorien von Gerichtspersonen, da dies dem bald zu erwartenden allgemeinen deutschen Gerichts-Organisationsgesetze überlassen werden soll. Es verfügt nur, daß die bisherigen Sätze des Tarifs in Franken und deren Bruchtheilen in Zukunft nach Reichsmark berechnet werden sollen. Mit diesem Satze muß ich mir gleichzeitig die Berichtigung eines Fehlers in meiner letzten Correspondenz erlauben, der sich durch ein Versehen eingeschlichen hat. Bis jetzt bestanden nämlich in Elsaß-Lothringen für die Gebühren der Advokaten und Anwälte zwei Kaiserliche Decrete vom 16. Februar 1807, deren Sätze selbstredend bei der seither eingetretenen Minderung des Geldwerthes für die heutigen Verhältnisse nicht mehr maßgebend sein können. Deshalb die obige gesetzliche Aenderung, die sich aus sich selbst rechtfertigt.

Dabei mag es nicht uninteressant sein, auf einen Passus der Ausführungen des Regierungs-Commissars Vacano, des ersten General-Advokaten bei dem Appellationsgerichte zu Colmar, hinzuweisen, wonach augenblicklich die früher auf 75 sich belaufende Zahl der Anwälte in den Reichslanden mit einem Durchschnittseinkommen von 7500 Franken auf 37 gesunken ist. Seither ist bekanntlich durch das Gesetz vom 8. November 1872 die Vereinbarkeit der Advokatur mit der Anwaltschaft wie in der Rheinprovinz ausgesprochen worden. Vollständig in praxi durchgeführt ist dies aber einstweilen nur in Straßburg, wo sich eine größere Anzahl Advokat-Anwälte niedergelassen hat, während beispielsweise am Sitz des Appelhofes zu Colmar die Trennung beider Stellungen de facto nicht besteht. Doch ist man auch hier allseitig darüber einverstanden, daß die Zahl der Anwälte (im Ganzen vier, und zwar nur Elsässer) den Bedürfnissen nicht im Entferntesten entspricht.

Von den übrigen neun Vorlagen, welche Gegenstand der Berathung des diesjährigen Landesausschusses sind, dürften als von allgemeinerem Interesse

noch folgende hervorzuheben sein: Nr. 4. Gesetz, betreffend die Einrichtung von Marksteinen. Auch dieses ist in der vierten Plenarsitzung einstimmig und en bloc mit wenigen redactionellen Abänderungen angenommen worden. Das Gesetz hilft einem thatsächlich bestehenden Bedürfnisse ab und soll gleichzeitig als vorbereitendes Stadium behufs Festlegung von trigonometrischen Punkten für Vornahme einer Landesvermessung und neuen Kartirung von Elsaß-Lothringen dienen. Die bisher benutzte französische Generalstabskarte aus den dreißiger Jahren genügte weder den militärischen und wissenschaftlichen Zwecken, noch bot sie die geeignete Grundlage für die Regelung der steuerlichen Verhältnisse. Es hat sich seitdem durch Anlegung von neuen Communal- und Staatsstraßen so manches geändert, daß beispielsweise eine revidirte Karte des Kantons Colmar, die mir zufällig zu Gesicht gekommen ist, ein buntes Chaos von lauter Rothstift-Verbesserungen darbot, durch welche sie gänzlich unkenntlich geworden war. Die Vermessungen sollen auf Grund des obigen Gesetzes in den Jahren 1875—1884 durch das preußische Bureau der Landes-Triangulation ausgeführt werden. Um diese nun möglichst zu beschleunigen und dabei vornehmlich den lästigen und weitläufigen Förmlichkeiten auszuweichen, welche das französische Expropriationsgesetz vom 3. Mai 1841 vorschreibt, setzt das Gesetz über die Errichtung von Marksteinen einen einfacheren Modus fest, wobei aber bezüglich der dafür zu erwerbenden, meist nur sehr kleinen Grundflächen die allgemeinen Grundsätze der Zwangsenteignung maßgebend bleiben.

Weiterhin möchte noch auf das gleichfalls schon berathene und zur Annahme gelangte Gesetz betreffend die Kosten der Unterbringung verurtheilter Personen (Bettler, Vagabonden, Dirnen) in ein Arbeitshaus, welche von nun an als Pflichtausgaben der Bezirke im Sinne des Art. 10 des Gesetzes über die Generalräthe vom 18. Juni 1866 zu behandeln sind, sowie endlich auf den Entwurf einer Verordnung betreffend die Zuständigkeit der Kreisdirektionen hinzuweisen sein. Letztere soll eine Ausführung des § 14 des Gesetzes betreffend die Einrichtung der Verwaltung vom 30. Dez. 1871 sein, wonach „die Kreisdirectoren Befugnisse ausüben, welche durch die bestehenden Gesetze den Unterpräfecten übertragen sind, der Reichskanzler jedoch ermächtigt wird, ihnen Befugnisse zu übertragen, die das Gesetz gegenwärtig den Bezirksbehörden zuweist." Damit wird in den Kreisdirektionen eine selbständige Instanz für locale Angelegenheiten geschaffen, während der frühere französische sous-prefet keine eigene Competenz besaß.

Aus den an die Landesvertretung aus dem Schooße der Bevölkerung eingegangenen Petitionen hebe ich die bekannte der Handelskammern von Mülhausen, Colmar und Straßburg, betreffend die von der Justizcommission des Reichstages vorgeschlagene Aufhebung der Handelsgerichte hervor; ferner die Petition der Handelskammer zu Straßburg betreffend den Bau des längst

projectirten Schifffahrtskanals Straßburg-Ludwigshafen und die des Professor Schütz in Straßburg, betreffend die Preßfreiheit, insbesondere die Gründung von Zeitungen; endlich eine Denkschrift, betreffend den Entwurf eines Gesetzes über die Landesverfassung von Elsaß-Lothringen, eine gleiche, im Bureau des Ober-Präsidiums redigirte, über die Finanzverhältnisse des Reichslandes, die nächstens veröffentlicht werden wird, und eine Denkschrift des Directors der Ackerbauschule zu Schlettstadt.

Die übrigen Vorlagen des Ausschusses sind von mehr localer resp. provinzieller Bedeutung und von geringem allgemeinen Interesse, mit Ausnahme der letzten, des Gesetzes über die Aufnahme einer Anleihe für Elsaß-Lothringen, welches zur Zeit in den spezifisch elsässischen Kreisen noch viel böses Blut absetzt. Dieses und das Etatsgesetz könnte man wohl als die beiden Schmerzenskinder der diesjährigen Session bezeichnen. Genaueres über die Berathungen dieser beiden wichtigen Gesetze ist zur Zeit noch nicht bekannt, da die offiziellen Sitzungsberichte jedesmal etwa acht Tage nach der betreffenden Sitzung zu erscheinen belieben; doch werde ich in meinen nächsten Briefe darauf zurückkommen. Einstweilen giebt eine Reihe von Artikeln des jungen Elsässer Publizisten Karl Grad aus Logelbach (bei Colmar) über „das Budget von Elsaß-Lothringen und dessen Verwaltung“ in dem Elsässer Journal, die einigen Anspruch auf Berücksichtigung machen, die Anhaltepunkte für die Richtung an die Hand, durch welche sich die Mehrzahl der zur altelsässisch-liberalen Partei, (von der ich in einem frühern Berichte Mittheilung machte) gehörenden Deputirten höchst wahrscheinlich leiten lassen werden. Näher darauf einzugehen, verbietet der Umfang des mir gestatteten Raumes.

Welche Bedeutung aber im Allgemeinen der „elsaß-lothringische Provinzial-Landtag“ für das Reichsland und dessen Weiterentwicklung auf der Basis des selfgovernment habe, das ist schon genugsam in den letzten Wochen durch die deutsche und zum Theil auch außerdeutsche Presse gewürdigt worden mit wenigen Ausnahmen, wie zum Exempel der social-aristokratischen „Frankfurter Zeitung“ traurigen Angedenkens. Im Lande selbst wird von allen Seiten von der parlamentarischen Ruhe und Ordnung, mit welcher bisher die Berathung der einzelnen Entwürfe vor sich gegangen, mit Genugthuung Notiz genommen, wenngleich im Allgemeinen die Bevölkerung diesen Berathungen kein allzu großes Interesse abzugewinnen scheint. Das mag zum Theil daher kommen, daß die amtlichen Berichte und Veröffentlichungen über dieselben in einem etwas gar zu offiziellen und knappen Gewande auftreten, und daß, wie bekannt, im Prinzip die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ausgeschlossen ist.

Die rühmenswerthe Mildthätigkeit der Bewohner des Reichslandes hat sich in jüngster Zeit im glänzendsten Lichte gezeigt, bei Gelegenheit der Ueber-

schwemmungen im Süden Frankreichs, wenn dabei auch hier und da ältere Reminiscenzen an das „große Vaterland" die treibenden Factoren gewesen und auch zum Theil zum Ausdruck gekommen sind. Das „Elsaßer Journal" veröffentlicht in jeder Nummer die Subscriptionen, welche zu Gunsten der Ueberschwemmten gesammelt worden und deren Generalliste am verflossenen Sonntag (11. Juli) sich schon auf die ansehnliche Ziffer von 41,859 Frcs. 70 cent. belief. Diese großartige Mildherzigkeit, diese Theilnahme an der Noth der Unglücklichen, die sich übrigens auch schon bei andern Gelegenheiten auf das Vortheilhafteste documentirt hat, ist ein edler und herrlicher Herzenszug unserer neuen Landsleute, an dem andere deutsche Stämme sich wohl ein Beispiel nehmen könnten, von welchem Gesichtspunkte aus man jene Nationalsubscriptionen auch betrachten mag.

Indessen droht durch das anhaltende Regenwetter der letzten Zeit auch den reich gesegneten Gauen des Reichslandes mancherlei schwerer Verlust. Die erste und zweite Juliwoche war eine fast ununterbrochene Regenperiode; Gewitter folgte auf Gewitter, eins heftiger und gewaltiger als das andere; Blitz und Hagelschlag waren an der Tagesordnung, und in den höher gelegenen Cantonen des Ober-Elsasses ist es sogar zu verderblichen Wolkenbrüchen gekommen. In Lothringen ist das Bergflüßchen, die Zora, ausgetreten und hat einigen Schaden an Wiesen und Feldern angerichtet. In den Weinbergen aber hat das Unwetter arg gehaust und in einzelnen besonders hart getroffenen Districten die Wein- und Kornernte zum Theil vernichtet. Die tagtäglich hierüber aus den ländlichen Gemeinden einlaufenden Berichte mögen zum Theil übertrieben sein. Doch sind sie immerhin so geartet, daß die noch vor kurzem wohlberechtigte Hoffnung auf eine vorzügliche und außergewöhnliche Ernte in Wein und Früchten um ein beträchtlich Theil verringert erscheint.

μ.

Aphorismen zu den neuesten Zeitfragen.

Von L. P. Lange Prof. und Oberconsistorialrath zu Bonn.

4. Der Bischof.

Die Geschichte des Vaticans, so wie die furchtbare moralische Katastrophe in der Region der Bischöfe, namentlich der deutschen, welche im Gefolge desselben entstanden ist, kann wohl zu der Frage veranlassen: wie steht es mit dem sittlichen Werth der sozialen Würde des Bischofs? Wir überlassen billig die Kritik der biblischen Begründung des Episcopats der Theologie; hier handelt es sich um die allgemein menschliche Frage: ist die Entwickelung

des Episcopats eine Förderung der christlichen Cultur gewesen, ist sein Bestehen ein Segen für die christliche Menschheit?

Eine orientirende Bemerkung möge die Frage einleiten. Es ist bekannt, daß man die Stellung der Könige als eine sehr ernste und versuchungsvolle bezeichnet hat. Indessen sind die Könige, wenn sie nicht in der Gestalt orientalischer Despoten ihren Beruf und ihre Stellung mißbrauchen, in hohem Maaße bedingt in ihrem Verhalten, vor allem durch das Urtheil und die Stimmung ihrer Unterthanen, sowie durch die Forderungen der Politik. Wie aber steht in dieser Beziehung der Bischof? Unter der Firma des Theokraten ist er Autokrat in eminentesten Sinne.

Doch unterscheiden wir zunächst zwischen dem nominellen Episcopat der Bibel und dem realen Episcopat oder auktoritativem Machtwalten in der Kirche. Unterscheiden wir ferner zwischen dem Episcopat nach protestantischen Begriffen, wonach die bischöfliche Würde nur eine gedeihliche menschliche Ordnung in der Kirche sein will, und zwischen der hochkirchlichen klerikalen Ansicht, nach welcher diese Würde eine göttliche Stiftung ist und als solche der einzige Kanal aller Gnaden und geistlichen Gaben und Rechte für das christliche Volk und die Menschheit. Unterscheiden wir weiterhin das Bedürfniß verschiedener Zeiten und endlich besonders auch den Unterschied zwischen auserwählten und gemeinen Naturen im bischöflichen Ornat.

Die nähere Erörterung darüber, wie der nominelle biblische Episcopat zunächst ein collektiver Begriff des Presbyteriums ist und am Ende der ersten kirchlichen Periode höchstens der Begriff des Primus inter pares, überlassen wir hier der Theologie.

Was die bischöfliche Verfassung als eine gedeihliche menschliche und kirchliche Ordnung anlangt, so wird dieselbe immer noch durch großartige herrliche Charaktere empfohlen. Die skandinavische Kirche hat einen wahren Kranz solcher Bischöfe aufzuweisen, z. B. den großen dänischen Theologen Martensen, der viele deutsche Theologen reichlich aufwiegt; auch der jetzige anglikanische Erzbischof von Canterbury, sowie der altkatholische Bischof Reinkens sind hohe Zierden des Christenthums und der Kirche. Und so war denn auch das bischöfliche Amt in der ersten Hälfte des Mittelalters vielfach ein Organ großen Segens, einerseits, weil der Begriff der bischöflichen Autorität und Succession sich noch nicht verknöchert hatte, andererseits, weil die christlichen Völker noch in hohem Maaße der pädagogischen Zucht und selbst einer militairisch strammen Disciplin bedurften. Allein schon in der zweiten Hälfte des Mittelalters wendete sich das Blatt. Die Volksgeister wurden mündig, während die bisherigen Vormünder vielfach mit einem hohen Grade von intellektueller Unmündigkeit ihre Ansprüche auf das Recht einer ewigen absoluten Vormundschaft steigerten.

Man hat es auffallend gefunden, daß zur Zeit der Reformation kein einziger deutscher Bischof sich an dem Kampfe gegen die römischen Anmaßungen betheiligte. Von diesem Kampfe allein reden wir hier; nicht von lutherisch oder calvinisch werden. Dasselbe Schauspiel, daß eine ganze Generation von Bischöfen die Wahrheit in einer entscheidenden welthistorischen Krise verläßt, hat sich in unseren Tagen widerholt. Oder vielmehr ist das ein neues Schauspiel, welches noch nicht da gewesen, daß dieselben Bischöfe, welche zuerst den Maaßlosigkeiten des Vatikans Opposition gemacht, mit einer unerhörten Schwenkung die standhaften Vertreter der Opposition mit kirchlichen Censuren und Flüchen verdammen. Eine so höchst frappante fremdartige Erscheinung muß doch ihre psychologischen Gründe haben, zunächst aber zu einer Revue der gesammten bischöflichen Kirchengeschichte veranlassen. Bei einer solchen Revue möchte es sich dann wohl herausstellen, daß es in allen Zeiten viele Bischöfe gegeben hat, welche durch ihre Herrschsucht, ihre Beschränktheit und ihren Fanatismus der Kirche mehr geschadet als genützt haben.

Und sollte das ein Wunder sein? Die menschliche Natur kann nun einmal, wenn wir von höchst seltenen Ausnahmen absehen, eine solche Stellung, wie sie den Bischöfen nach der Idee der göttlichen Stiftung, nach der Successionstheorie gegeben ist, nicht ertragen. Der Bischof von dieser Art fühlte sich berufen, sich als ein Glaubensherr, ja als ein Glaubensherrscher zu erweisen. Da nun der christliche Geist als Geist des Nachdenkens, der Erkenntniß, der Selbstbestimmung, der Menschenliebe durchaus ein Geist der Freiheit ist, so ist schon mit der schiefen Stellung selber die Collision gegeben. Selbst der Bischof nach der bloßen Idee der menschlichen Ordnung wird sich nur moralisch recht auf den Beinen halten, wenn der Geist der wissenschaftlichen Theologie seiner Frömmigkeit zur Seite steht. Daß aber auch die ansehnlichste wissenschaftliche Rüstung einen clerikalen Bischof nicht auf die Dauer aufrecht halten kann, hat die neueste Zeit gelehrt. Daher hat sich denn auch das triste Verhältniß gebildet, daß in dieser Region der unwissendste auch der unschuldigste ist, und der französische jedenfalls patriotischer als der deutsche, wenngleich das französische episkopale Unisono wie das deutsche einen furchtbaren moralischen Eindruck macht. Bei allen Urtheilen über den ultramontanen Episcopat aber wird eine Entschuldigung wohl zu viel außer Acht gelassen, nämlich der furchtbar fesselnde Eid, welchen die Bischöfe dem Papste geschworen haben. Auf diesen Eid sollte sich das Augenmerk des Jahrhunderts richten, wie auf den eigentlichsten Brennpunkt aller Uebel. Freilich ist dieser Brennpunkt nur das Centrum zahlreicher Krankheitsursachen, unter denen die Ueberlassung der Kirche an die Weiber Seitens der Indifferenz der Männer, und die Ueberlassung der Gemeine sogar auch der Theologie an eine Ueberzahl talentloser Pfleger Seitens der

berufenen Geister in der Totalsumme der Krankheitsursachen von bedeutendem Gewichte sind.

Doch nennen wir noch eine bedeutende Ursache: es ist das Medusenhaupt der vorgerücktesten Negation mit seinem Schlangenhaar. Wenn es nur einzelne schlaue Hierarchen, welche die ideelle Seite des modernen Unglaubens verabscheuen, nicht nach der Macht und Hülfe des sozialistischen Plebiscits gelüstete!

Münchner Briefe.

Anderswo ist jetzt in der Politik saison morte, Sauregurkenzeit. In München nicht. Denn der Wahlkampf ist soeben im ganzen Lande und so auch in der Hauptstadt geschlagen; er soll mir nächstens Anlaß zu einem eigenen Briefe geben. Heute wollen wir einmal von Politik im engern Sinne absehen und mehr von der „Stadt" München plaudern.

Die Wahlen haben bewirkt, daß man zur Zeit in München noch die Münchner findet. Sonst räumen in den Sommermonaten gewöhnlich diese den Fremden das Feld. Dem echten Münchner der Gegenwart wird wenn auch nicht die Anwartschaft auf eine, so doch die Sehnsucht nach einer „Sommerfrische" mit in die Wiege gelegt. München hat ja die schönsten landschaftlichen Ausruhepunkte in nächster oder wenigstens nicht allzuferner Eisenbahnnähe — man hat es ja also leicht, irgendwo ein Plätzchen zu finden, wo man auf ein paar Wochen die Stadtluft mit einer frischern, reineren vertauschen kann. Aber, wie gesagt, wenn halb München ausgezogen wäre, Leere, Stille in den Straßen, Gärten, Wirthshäusern, Theatern u. s. w. würde doch nicht eintreten, denn jetzt zieht das Touristenheer, den rothen Baedeker als Schild vortragend, herbei und giebt der Stadt eine ganz andere Physiognomie, als sie gewöhnlich trägt. Andere Städte haben auch zur Reisezeit keinen Fremdenmangel; allein aus Passion sucht man in den heißen Sommertagen gerade, wenn sie nicht durch landschaftliche Schönheit eine Ausnahme machen, nicht die großen Städte auf. Bei München aber verhält es sich anders: dort lockt der Kunstreichthum der Stadt, und dann ist hier der Ein- und Ausgangspunkt zum und vom Gebirge, die Fremden müssen über München. Darum konnte man die Panik begreifen, die vor zwei Jahren alle Gasthofsbesitzer ergriffen hatte, als die böse Cholera ihren Sommeraufenthalt in München genommen und denselben sogar über den Winter zu verlängern sich erfrecht hatte.

Aber heuer ist München kerngesund, und darum macht, was von den

Fremden lebt, und deren sind Viele, urfidele Gesichter. Die Herren Gastwirthe natürlich obenan. München ist nicht arm an Hotels und Gasthöfen, es hat darin noch seine großen Vorzüge vor andern Städten. Fast nirgends in den an den großen Touristenstraßen gelegenen Orten kann man mehr in einem Gasthof wohnen, ohne daß man an den „Tisch des Hauses" gebunden ist, ohne daß man zu fürchten hat, eine versäumte table d'hôte zwei- und dreifach in der übrigen Rechnung untergebracht zu sehen. In München giebt es noch trefflich eingerichtete Häuser, in denen kein Mensch den Fremden fragt, wo er zu Mittag ißt, in denen er eben nur wohnt, nicht einmal frühstücken muß, und also so ungebunden, wie nur möglich sein kann. Und in großen Städten, wo man seine Zeit zusammenhalten und die an langweiligen Mittagstafeln verbrachte eine verlorene nennen muß, ist das von unberechenbarem Vortheil. Dazu kommt, daß diese Freiheit es ermöglicht, in der bayrischen Hauptstadt immer noch die billigste aller Großstädte der Welt zu finden. Zwar die Zeiten sind auch längst vorüber, wo man, wenn man sich dort einen Gulden als Tagessatz gestellt hatte, am Abend nicht wußte, was mit dem Rest anfangen; nominell zahlt man zwar auch heute noch für eine Portion des eine ganze Namensscala durchlaufenden landesüblichen Kalbsbratens nicht sehr viel, allein was man bekommt, steht nicht mehr im Verhältniß zur Reichhaltigkeit des früher Gebotenen. Aber, wer sich einzurichten versteht, kann mit einem in einem großen Bade nicht ein paar Tage ausreichenden Budget eine Woche durchkommen.

Was ist es denn, das die Leute so an München fesselt, das den Fremden sowohl, wie den länger und mehr mit ihm bekannten so gern dort weilen läßt? Vielleicht gerade das, daß München keinen so gar prägnant ausgeprägten Typus hat. Es ist keine Groß- und Weltstadt, wie Paris, Wien, Berlin, und doch birgt es in sich Dinge, die den Neid einer Weltstadt erregen könnten, um derentwillen alle Welt nach München reist; es ist nichts weniger, als eine Kleinstadt, aber doch umweht einen der Hauch eines einfachen, gemüthlichen Lebens, wie man ihn selbst in viel kleineren Orten nicht spüren mag. Es ist gewiß, und nicht zum Nachtheil der Münchner Bevölkerung bezeichnend, daß München noch kein einziges Etablissement der Art hat, wie sie in den Cafés chantants der elysäischen Felder, den luxuriösen Ballsälen Wiens und Berlins und dergleichen bestehen. Denn, was seit neuester Zeit in Rills Colosseum sich als derartiges aufgethan hat, ist nur ein schwaches Abbild jener bedenklichen Vorbilder und macht nicht viel Glück. Der Münchner braucht und verlangt nichts, als sein Bierhaus, selbstverständlich das Hofbräuhaus obenan, im Winter, und seine „Keller" im Sommer. Und der Fremde, der München auch nach dieser Seite seines Lebens hin kennen lernen will, soll auch nicht mehr haben wollen. Verlangt er ja noch feinere Genüsse, als bloße

Maßkrüge und die von den idyllischen „Radiweibern" dargebotenen beißenden Wurzeln, so kann er sich des Abends in die schönen Gärten des Café national oder des „englischen Kaffeehauses" u. s. w. setzen und den trefflichen Regimentsmusiken und andern nicht minder guten Capellen lauschen, und will er noch höher hinauf, so sagt ihm ja der „Tagesanzeiger" ganz genau, welche Kunstleistungen er in den königlichen Theatern haben kann.

München macht heute noch den Eindruck einer Stadt der Gegensätze. Es ist noch nicht allzulange her, daß sich Altmünchen, d. h. die alte ursprüngliche Stadt sich auch baulich etwas mit Neumünchen, den von König Ludwig I. geschaffenen Stadtanlagen verbindet. Die Kunsthallen der Glyptothek, Pinakothek u. s. w. lagen lange Zeit eigentlich vor der Stadt draußen, und die Bavaria mit der Ruhmeshalle steht heute noch verlassen und einsam, aber nach den jetzt bestehenden Plänen doch des Tages harrend, da sie den Mittelpunkt eines großartigen Stadtparkes und neuer ihn umziehenden Häuserbauten werden soll. Lange Zeit kam einem das München Ludwig's I. wie ein großes Treibhaus vor, dessen exotische Pflanzen am wenigsten von den es zunächst umwohnenden gewürdigt wurden. Mancher biedere Altmünchner ist alt geworden und auch gestorben, ohne daß er jemals einen Fuß in die Pinakothek oder Glyptotek gesetzt hatte. Die Geschichte, welche einmal die „Fliegenden Blätter" von dem Herrn von Mohrenberg aus Hamburg brachten, dem sein Münchner Gastfreund vorschlug, doch wieder lieber zum „Sternecker," als zum „Kaulbach" zu gehen, weil dort das Bier besser sei, war dem Leben entnommen.

Man darf sich eigentlich nicht allzusehr darüber wundern. Die alte Herzogs- und später kurfürstliche Hauptstadt war so ganz anders angelegt, daß es freilich auf den ersten Augenblick einem sonderbar vorkommen mußte, sie auf einmal zur Folie hellenischer Bauformen gemacht zu sehen. Von einer organischen Einfügung des Neuen in das vorhandene Alte konnte da auch bei den genialsten Gedanken, den besten Kräften, den reichsten Mitteln nicht die Rede sein. König Ludwig's Ideen über Städte- und Straßenanlagen paßten einmal nicht für nordische Verhältnisse; sie waren viel zu viel von den Gewohnheiten italienischen Lebens beeinflußt. Es müssen ganz besondere, aber — das ist wahr — auch oft genug gegebene Stimmungen, Lichteffekte, sei es nun bei einem Sonnenuntergang oder in einer klaren Sternennacht, in welcher der Münchner Himmel wirklich das tiefe Blau des Südens zeigt, vorhanden sein, wenn man sich der Täuschung hingeben will, der Prachtplatz der Propylaeen, der mit dem herrlichen Thor und den im classischsten Stil gehaltenen Bauten der Glyptothek und des Kunstausstellungsgebäudes ein unnachahmliches Bild griechischer Stadtplätze giebt, sei wirklich in der Heimat jenes Stils und nicht eine Viertelstunde von der alpengebornen Isar entfernt gelegen.

Auch die pompöse Ludwigsstraße, deren eines Ende bekanntlich die Feldherrnhalle, die Nachbildung der Florentiner Loggia bildet, während der jenseitige Abschluß das „Siegesthor" ist, ist eine permanente Prachtausstellung in Architektur, allein sie hat etwas entsetzlich vornehm Kaltes und Steifes. Die Menschen, die man darin findet, verlieren sich fast in dieser Straßenbreite und unter diesen langgestreckten Palästen; der eigentliche Verkehr fehlt ihr ganz und gar, weil sich eben die Verkehrsrichtung einer Stadt nicht nach den Launen eines genialen Monarchen, sondern nach ganz andern Bedingungen entwickelt. Es ist jammerschade, daß keiner der tausend Fremden, die in München ankommen, je durch die Ludwigsstraße in die Residenz einfährt; welch ganz andern Eindruck würde er gleich zu Anfang von diesem bekommen, als ihm auf dem gewöhnlichen Bahnhofwege zu theil wird. Aber vor dem Siegesthor, an der Schwabinger Landstraße, wohnt wohl die Frau Erzherzogin Gisela, aber kein Bahnhof ist dort draußen, folglich sinds der Menschen nicht allzuviele, die München zum erstenmale von dieser Seite aus sehen. Aber einmal, da ward auch der Ludwigsstraße ihr Recht, das war im Sommer 1871, als das bayrische Heer aus Frankreich heimkehrte und das „Siegesthor" erst zur Wahrheit machte, als dort an dem prachtvollen Universitätsgebäude der ritterliche Feldherr der „Südarmee" die lorbeergekrönten Sieger von Weißenburg und Wörth, Paris und Orleans an sich vorüberziehen sah — da war die Ludwigsstraße eine herrliche via triumphalis.

König Maximilian II. verstand schon besser, als sein Vater, neue Straßen in naturgemäßer Richtung anzulegen, nämlich dahin, wohin natürliche oder künstliche Verkehrswege weisen. So baute er die nach seinem Namen genannte Straße zur Isar hinab und dorthin zu, woher die spätern Schienenwege aus dem Nachbarlande Oesterreich einmünden mußten. Die Maximiliansstraße hat längst die Ludwigsstraße überflügelt und ist nun, was man vom Palais Royal in Paris sagte, „la capitale de la Capitale" geworden. Sie ist für München das, was die Boulevards für Paris, die Linden für Berlin, der „Graben" für Wien sind: der Corso, auf dem sich namentlich in den spätern Nachmittagsstunden Alles auf- und abbewegt, was zum Bummeln und Flaniren Zeit hat. Architektonisch betrachtet, muß die Maximiliansstraße weit hinter der Ludwigsstraße zurückstehen, denn der Stil, in dem ihre Gebäude, die öffentlichen, wie die privaten aufgeführt sind, ist gar kein Stil, wenigstens kein solcher, wie er in einer anerkannten Kunstgeschichte recipirt ist. Daß jeder Baumeister ein originell genialer Kopf sein soll, kann Niemand verlangen, aber die Originalität der Baumeister der Maximiliansstraße hätte schon etwas mehr vom Genie haben dürfen. Aber das ist nun einmal so, und man hat sich nun längst daran gewöhnt und freut sich mehr an dem Leben der Straße, als daß man sich über die Häuser ärgert, aus denen man

auf dieses niedersieht. Dazu kommt, daß die Maximiliansstraße reichlich hat, was der Ludwigsstraße ganz fehlt, eine schöne doppelte, die breiten Trottoirs besäumende Baumreihe und hinter dieser die herrlichsten, in ihren Blüthen je nach der Jahreszeit wechselnden Blumenparterres. Darum geht man auch hier am liebsten, wenn's auch von andern Stadttheilen weit hin sein mag. Aber, damit es auch hier nicht am Gegensatze fehlt: die Prachtstraße Münchens endet unharmonisch, sie läuft eigentlich bei scheel herübersehenden Vorstadthäusern, bei förmlichen Baracken aus, und lange dauert es vielleicht noch, bis der Ausgang dem Anfang gleich gemacht wird. In Bälde dagegen soll dort, wo die Straße sich vor der großen Brücke über die Isar mehr erweitert, das lange schon projektirte Denkmal des Gründers von Straße und Brücke, des Königs Max II., aufgestellt werden. Man hat viel darüber gestritten, ob dies dort seine günstige Stelle finden wird. Wir gehören zu denen, die das bezweifeln, die meinen, die umgebenden Verhältnisse seien zu klein und eng für das Meisterwerk Zumbusch's, an das sich der Besucher der Wiener Weltausstellung noch erinnern werden. Wir hätten es lieber auf dem großen, weiten, ganz öde liegenden „Dultplatz“ gesehen, wo es inmitten einer zu schaffenden großen Gartenanlage einen großartigen Eindruck gemacht haben würde. Wie hier in der Maxstraße dieses Monument an Wirkung verlieren wird, so übt noch weniger der eigentliche Abschluß der genannten Straße, das Maximilaneum, die Wirkung aus, die man von ihm erwartete. Kopfschüttelnd stehen wir heute, wie das erstemal, vor dieser modernen „Ruine“. Denn so kommt einem dieser Bau mit den offenen Galerien vor. Bei aller Größe und Längenausdehnung ist er für die Umgebung doch nicht großartig genug. Die schöne Victoria und die andern den First krönenden Figuren sehen sich zu klein, fast wie Nipptischfiguren, die auf Goldgrund gemalten Wandbilder wie winzige Stereoskopen an. Rückwärts schließen sich dem Vorderbau die in wahrem Kasernenstil aufgeführten Gebäude an, welche dem eigentlichen Zwecke des Maximilaneums, der Anstalt für besonders talentvolle und mit den besten Zeugnissen von den Gymnasien entlassene Jünglinge dienen, die hier nach dem Testament des Königs und von den darin ausgeworfenen Mitteln zu „Staatsmännern“ erzogen werden sollen: eine schöne, gutgemeinte Idee, die bisher aber leider für Bayern gar keine Wirkung gehabt hat. Damit diesen jungen Leuten nach allen Seiten hin das geistige Interesse möglichst angeregt werde, sollen in Prachtsälen auch Prachtbilder, Colossalgemälde der Hauptaktionen der Weltgeschichte aufgestellt werden. Kaulbach's Seeschlacht bei Salamis gehört dazu: aber noch ist der Zugang zu diesen Kunstwerken, die selbst noch nicht abgeschlossen sind, reservirt, und die Kunststadt München hat also auch noch ihre geheimnißvollen Reservatrechte, wie der Staat, dessen Hauptstadt sie ist. Wenn man freilich

das Maximilaneum ganz wegthun und dafür die Bavaria sammt der „Ruhmeshalle“ hinstellen könnte, daß diese von hier aus gleich der von des Phidias Meisterhand gebildeten Pallas Athene den Kranz hinhielte über Stadt und Land, so würde das der bei allen ihren Mängeln doch zweifelsohne großartig angelegten Straße viel mehr zu gute kommen und dies Gesammtbild dann seines Gleichen suchen in allen Landen.

Wir kommen noch einmal zum Maximilaneum zurück, wenn wir in die Anlagen des Gasteig hinaufgehen. Wenden wir uns noch einmal zur Innenstadt. Dieser wird nachgerade das alte Gewand, das sie nun Jahrhunderte lang getragen, zu enge; sie fängt an, es abzuwerfen. In einzelnen Straßen und Gassen wird die Passage schon lebensgefährlich; man bricht ganze Häuserreihen ab und schafft Licht, Luft und freie Bewegung. Wie ein ausdrucksvolles Programm der immer mehr vorschreitenden Stadtveränderung ist gerade an den althistorischen Marienplatz, in dessen Mitte die „patrona Bavariae,“ die Mariensäule zu Gedächtniß der Schlacht am weißen Berge steht, das neue Rathhaus hingestellt worden: der Prachtbau neuer Gothik, neben dem aber doch noch auch das alte mit seinem zinnengezackten Giebel und dem malerischen thurmhohen Thalburgthor zu seinem Rechte kommt. In dieser Gegend der Stadt gehen Alt- und Neumünchen merkwürdig auseinander. Neben den glänzenden Magazinen moderner Kaufläden der an der einen Seite des Marienplatzes herlaufenden gewölbten „Lauben“, wie sie die italienischen Städte so gut, wie die nordischen haben, und in denen sich der Kleinhandel festgesetzt hat, zwischen den hier mündenden breiteren Straßen, jene engen Gäßchen und Plätzchen, in denen der Verkehr jeden Augenblick sich staut und stockt; mitten unter noch das verrußte oder abgeblaßte Gewand der alten Zeit tragenden Häusern stattliche Neubauten, die sich sogar bis in das „Thal“, das bis vor Kurzem noch mehr den Charakter der Landstraße, an deren beiden Seiten eine unscheinbare Häuserreihe steht, als den einer hauptstädtischen trug, hineingewagt und auch das etwas ebenbürtiger gemacht haben.

Auch der Marienplatz gehört zu jenen, die namentlich in Mondscheinnächten einen wahrhaft poetischen Reiz ausüben: ein schärferer baulicher Contrast zwischen ihm und dem, auf welchen die Propylaeen führen, kann nicht gedacht werden, aber gerade in diesem Gegensatze muß man die beiden Plätze nennen, wenn man das Schönste unter dem vielen Schönen, das Münchner Architektur bietet, nennen will. Auf dem Marienplatz treiben aber nun nicht nur die Geister der Vergangenheit, sondern auch andre Geister, unterirdische, ihr Spiel: das neue Rathhaus hat ja nun auch, gleich denen anderer Städte, seinen Rathskeller, der von der ersten Stunde seiner Eröffnung an — vor nun einem Jahre fand diese statt — eine der „anziehendsten Merkwürdigkeiten“ Münchens geworden ist. Das hatte die bayrische Haupt-

stadt noch nicht: ein Kneiplocal unter der Erde! Und trotzdem, daß in diesem Gott Bachus den König Gambrinus vor die Thüre gesetzt hat und man früher der Meinung war, das Biertrinken müsse der geheiligten Nähe der Patrona Bavariae so fern bleiben, wie die Protestanten, die sich nun eine zweite Kirche bauen, weiß jeder Einheimische wie Fremde nichts besseres, als die Stufen des Rathskellers hinabzusteigen, die launigen Schildereien an den Wänden anzusehen und die Sprüchlein darunter zu lesen und aus der nach Hunderten ihre Sorten aufzählenden Weinkarte sich eine gute Flasche auszusuchen. Der Rathskeller hat den Münchner Wirthen schon viele schlaflose Nächte gemacht: zuerst wagte sich keiner an dessen Pacht heran, und jetzt beneidet jeder den Pächter um den gewaltigen Profit, den dieser zurücklegt.

Vom Marienplatz führen uns zwei parallel laufende Straßen zur Residenz. Sie führt eigentlich gegenwärtig ihren Namen, wie lucus a non lucendo. Denn der, dem sie zur Wohnung dient, residirt selten darin. Nur den geringsten Theil des Jahres durch sieht man des Nachts in den obersten Fenstern des hohen Schlosses Licht. Nur wenige Menschen betreten die Prachtgemächer, aus denen dieses Licht leuchtet. In die eigentliche Privatwohnung König Ludwig's II. ist jeder Zugang versagt; noch mehr in den Wintergarten, dessen Glashalle sich über das Dach der Residenz hinzieht. Das Fabelhafteste, das Unglaublichste erzählt man sich von diesem, wie von dem Prunk der königlichen Gemächer, aber es ist nichts übertrieben von dem, was man sich erzählt. Der König liebt, sich in dem Glanze der Zeit des 14. und 15. Ludwig zu spiegeln. Mag er's: der G e i s t dieser Ludwige hat ihn Gott sei Dank noch nicht angesteckt.

Einsam weilt der junge Fürst meist auf seinem Seeschloß oder einer seiner Berghäuser, oft mitten unter Schnee und Eis, einsam auch hier in seiner Residenz, mitten unter den Blüthen und Düften einer tropischen Welt. Sein Interesse ist weniger bei seiner „getreuen" Hauptstadt, als draußen in den Alpen, die wohl noch nie ein fürstlich Herz so geliebt und ausgelobt hat, wie das seine. Darum hat e r auch München nicht so bestimmt die Richtung seines Geistes aufgeprägt, so eingreifend auf seine äußere oder innere Um- oder Neugestaltung Einfluß geübt, wie dies sein Vater und Großvater gethan. Wie letzterer seine besondern Neigungen seiner Hauptstadt gewissermaßen auch äußerlich verbinden, sie in der besonderen Form seiner Kunstschöpfungen manifestiren wollte und dadurch jenes München schuf, das, wie man zu sagen pflegt, eine Kunstwallfahrt jenseits der Alpen erspart, so hat auch Maximilian II. auf dieses eigenartig, spontan und nachhaltig eingewirkt. Nur war der Boden, den er urbar machte, wo er ein Neues pflügen wollte, nicht das Reich der bildenden und verwandten Künste, sondern das der Wissenschaften. Er führte den ersten Streich gegen den so lange in dem bayerischen Stammboden

festgewurzelten zähen Baum des Obscurantismus und Ultramontanismus in seinen Neuberufungen, welche das Weltbürgerrecht der Wissenschaft proclamirten und weit über die blauweißen Grenzpfähle hinaus ergingen und die heute noch dem edelgesinnten Könige von dem Einen zum ehrenden Gedächtniß, von dem Andern aber zum bittern Vorwurf angerechnet worden. In jenen unvergeßlichen Abendstunden, wo der selbstforschende uud wißbegierige Fürst die Paladine seiner wissenschaftlichen Tafelrunde um sich sammelte, war er glücklicher, als sein Vater unter all seinen Bildern, Statuen und Bauten.

Aber auch unter diesem so fördernd in die geistige Entwickelung seiner Hauptstadt eingreifenden Monarchen war jene doch noch in eine gewisse Einseitigkeit gebannt. Wir meinen, nach der politischen Seite hin. Das öffentliche, das politische Leben bewegte sich lange in nur sehr bescheidenen, engen Kreisen. Das Interesse Münchens konnte in Künstlerfesten, die freilich großartig und poetisch gestaltet waren, wie sonst wohl in keiner andern Stadt, und dergleichen aufgehen; man konnte sich höchstens, wenn es ganz im eigenen Hause brannte, wie z. B. anno 1848 bei dem Lolaspektakel, etwas politisch echauffiren, aber der Pulsschlag wirklich nationaler Gesinnung ging bis in die jüngste Vergangenheit hinein sehr leise. Das alte „Munichia Monachorum" konnte erst allmählich anders werden. Aber jetzt ist's anders geworden. Das „Münchener Kindl" trägt die schwarze Kutte nur noch im Bilde. Die „Stadt" München, deren Wappenschild jenes ist, hat sie längst ausgezogen. Die prächtigen neuen Schulhäuser, die, Palästen gleich, überall erstehen, das Kirchlein auf dem Gasteig mit seinem altkatholischen Gottesdienst, die letzten Wahlen zum Landtag und zum Parlament, fast jede Sitzung der Munizipalbehörde sind Zeugen des neuen gesunden Geistes, der frisch, wie die von den Alpen herwehende Bergluft, das heutige München durchzieht. Mit der Constatirung dieses „neuen, gesunden Geistes" sind wir an den Ausgangspunkt unsers Briefes zurückgekehrt. Wenn wir wieder einen senden, gedenken wir, wie wir schon oben es ausgesprochen, von der neuesten That dieses „umgewandelten" München erzählen zu können. F. L.

Literatur. Die thätige und kunstsinnige Verlagshandlung von E. A. Seemann in Leipzig ist abermals mit einem wahrhaft großartigen Unternehmen hervorgetreten: eine Kunstgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in biographischer Form, an welcher die bedeutendsten Kunsthistoriker (Bode, Falke, Hettner, Reber, W. Schmidt, Springer, Woltmann u. a.) mitwirken werden. Von dem auf 4 stattliche Bände berechneten Werke sind soeben die beiden ersten Lieferungen in glänzendster Ausstattung erschienen. Wir kommen in einem der nächsten Hefte eingehend auf das ganze Unternehmen zurück. * * *

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 32.

Ausgegeben am 6. August 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Die geographische Erforschung Afrika's.

Fr. v. Hellwald.

II.

Unter den westlich von Aegypten und vom Nilthale gelegenen Gebieten fesselt zunächst die libysche Wüste und die Cyrenaica unsere Aufmerksamkeit. Der erste Reisende, dem wir hier begegnen, ist Friedrich Hornemann, der mit dem Renegaten Joseph Freudenberg beabsichtigte über die Oasen Siwah und Audjila nach Murzuk zu wandern. Dies war im Jahre 1799. Er traf auch richtig am 29. Januar 1800 in Murzuk ein, doch hat man seit jener Zeit keine bestimmten und directen Nachrichten, weder von ihm noch über ihn. 1819 besuchte Cailliaud die Oase Siwah, dem Droretti folgte. Ehrenberg und Hemprich untersuchten die Jupiter Ammon's Oase, und den bis dahin bekannten Routen wurde durch die Reisen Pacho's 1824, Bayle St. John's 1847, Hamilton's 1852 und Rohlfs 1868 und 1869 sowie 1873—74 neue bedeutende hinzugefügt. Die Cyrenaica war schon durch des italienischen Arztes della Cella Reise längs der Syrtenküste und die damit verbundene erste Entdeckung der cyrenäischen Städteruinen (1817) naturwissenschaftlich durchforscht; in archäologischer Hinsicht thaten dies Pacho 1824, die Engländer Smith und Porcher 1863.

Der Versuch von Tripolis landein- und südwärts vorzudringen ward 1819 von den Engländern Ritchie und Lyon unternommen; doch kamen sie nicht weiter als bis Murzuk, welches Hornemann besucht hatte. Besser erging es den Engländern Oudney, Denham und Clapperton, welche in den Jahren 1822—24 bis an den Tschadsee und in das Reich Bornu, ja, sogar in das westlich davon gelegene Negerreich Sokoto gelangten. Durch sie erfuhr Europa zum erstenmale von den geordneten Negerstaaten des Südens. Nähere Kunde über diesen merkwürdigen Theil Innerafrika's verdanken wir der 1849 von der englischen Regierung ausgerüsteten Expedition, deren Mitglieder James Richardson, Heinrich Barth und Alfred Overweg waren. Diese denkwürdige Expedition, von der Barth allein heimkehrte, brachte Aufklärung über den wahren Charakter der Sahara, stellte Lage und Ausdehnung der Mendifgruppe fest, entdeckte den Oberlauf des Benue, wies die Unabhängigkeit dieses Flußsystems von dem des Tschad nach, erforschte das Flußgebiet von Bagirmi

und Adamaua und stellte endlich den Lauf des Niger zwischen Sokoto und Timbuktu fest. Diese wichtigen Forschungen sollten ergänzt werden durch die Untersuchung der südlich von Barth's Route zum Niger gelegenen Haussa-Staaten und des Gebietes im Osten vom Tschadsee, zu welchem Zwecke die britische Regierung den Astronomen Eduard Vogel entsandte. Im Januar 1854 kam er auch plötzlich in Kuka, der Hauptstadt des Reiches Bornu, in der Nähe des Tschad, an; von hier aus bereiste er Mußgu, das Tubori-Land, das Gebirgsland Mandara, überschritt den Benue, wandte sich durch das Quellengebiet des Gongola nach Saria, Bebedschi und Kuana und traf Ende 1855 wieder in Kuka ein, um nach Wadaï aufzubrechen, wo ihm am 8. Februar 1856 auf Befehl des dortigen Sultans der Kopf abgeschlagen ward. Das lange unbekannt gebliebene Schicksal Vogel's veranlaßte mehrere Expeditionen behufs dessen Aufsuchung; der großen, Heuglin'schen haben wir schon früher gedacht. Aehnliches strebte Moriz von Beurmann an, der 1862 von Benghazi nach Murzuk und von hier an den Tschad wanderte, um von hier aus nach Wadai einzudringen, nachdem er die Sudanlandschaften durch verschiedene Ausflüge näher kennen gelernt hatte. Doch auch er ward bei Ueberschreitung der Grenzen Wadaï's erschlagen.

Im März 1865 brach nun Gerhard Rohlf's von Tripolis auf, um durch bisher noch unbekannte Gegenden nach Murzuk und von dort über Bilma an der Tschad zu gehen, wo er beim Sultane von Bornu eine freundliche Aufnahme fand. Von Kuka wandte er sich dann in südwestlicher Richtung in die Pullo-Staaten und dem Benue zu, den er bis zu seiner Mündung in den Niger befuhr; auch diesem Strome folgte er bis Rabba, von wo er zu Lande durch Yoruba Lagos am Golf von Benin erreichte (März 1867), der erste Europäer, dem es gelungen quer durch Afrika von Meer zu Meer zu wandern. An diese überaus merkwürdige und wichtige Reise schließt sich ergänzend jene des Dr. Gustav Nachtigal an, dem Rohlfs Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu zur Uebermittlung zu übergeben hatte. Nachtigal zog richtig nach Kuka und von hier aus, nachdem er Kanem, Bodele, Borku und Wadjanga durchforscht hatte, glückte es ihm das langerstrebte Ziel Wadaï zu erreichen; ja er konnte sogar nach Dar-Runga einem südlichen Vasallenstaate Wadaï's, etwa 12 Tagereisen von Abeschr, der Hauptstadt Wadaï's, vordringen und Nachrichten von einem Strome, dem Bahr Kuta heimbringen, der wahrscheinlich mit Schweinfurth's Uelle identisch ist. Von Wadaï setzte Nachtigal seine Reise durch Darfur nach Kordofan und nach Aegypten fort, wo er 1874 im Ganzen wohlbehalten, wenn auch leider mit etwas angegriffener Gesundheit, eintraf.

Seitdem Algerien von den Franzosen erobert und in Besitz genommen worden, erweiterte sich die Länderkunde Afrika's auch von dieser Seite in

namhafter Weise. Frühzeitig waren die Franzosen auf Erschließung neuer Handelswege mit dem Sudan bedacht, und noch vor der Erwerbung Algeriens vollführte René Caillié eine gefahrvolle Wüstenreise über Timbuktu nach Marokko (März 1827 bis September 1828). Seither sind französische Forscher unablässig bemüht gewesen, die Grenzen unserer geographischen Kenntnisse gegen Süden hin zu erweitern, und in der That bildet das nordwestliche Afrika bis hinab nach Senegambien ein fast ausschließlich französisches Forschungsgebiet. Der algerische Atlas und die südlich davon gelegenen Oasen wurden zum Theile durch einzelne militärische Expeditionen bekannt, den weitaus größten Theil unserer jetzigen Kenntniß der eigenthümlichen Wüstengebiete im Süden Algeriens verdanken wir indeß den Reisen und Erkundigungen des trefflich Henri Duveyrier; seit 1859 bereiste er das französische Nordafrika und die westliche Sahara, darauf 1860 das südliche Tunesien bis zur kleinen Syrte und auf einer zweiten Tour das Land der Tuareg und das südliche Tripolitanien bis Murzuk. In neuester Zeit versuchte Norbert Dournaux-Dupéré über Ghadamès nach Rhat zu gehen, wurde indeß 1874 erschlagen.

Marokko war schon in früheren Jahrhunderten wiederholt besucht worden; in unser Jahrhundert fallen die Reisen Röntgen's, der über Marokko nach Timbuktu wollte, von Mogador aufbrach, aber schon nach wenigen Tagemärschen in südlicher Richtung, in der Provinz Staha, im Juli 1809 von seinen Führern ermordet wurde. Ein ähnliches Schicksal hatte der englische Arzt John Davidson, welcher im Dezember 1835 von Tanger aufbrach und längs der marokkanischen Westküste, mit Abstechern in das Innere des Landes nach Angelmin, der Hauptstadt des Wady Nun, wanderte, von wo er nach Timbuktu gehen zu können hoffte. Er kam aber nur bis Suekeya, im Süden der Sandwüste von Igidi, wo er am 18. Dezember 1836 von seinen Gefährten umgebracht wurde. Unter den neueren Reisenden in Marokko nimmt wieder Gerhard Rohlfs eine der hervorragendsten Stellen ein. Von Tanger an der Westküste entlang ziehend (1862) wandte er sich von Agadir der Sahara zu, welche er als erster Europäer über Tarudant, Wady Draa und Tafilelt durchschnitt. Zehn Jahre später gingen Carl von Fritsch und J. J. Rein von Mogador über die Hauptstadt nach dem Atlas, wo sie im Dermat-Thale längere Zeit verweilten.

Von Senegambien aus ließen sich die Franzosen die Erforschung des Landes angelegen sein. Doch hatte schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Schotte Mungo Park dieses Gebiet zu erschließen begonnen. Er steuerte den Gambia bis Pisania aufwärts und ging dann zuerst gerade nach Osten, über Kemmu, der Hauptstadt des Reiches Kaarta, und Ludamar nach dem Niger, den er als der erste Europäer erblickte, und nach Segu, der Hauptstadt von

Bambarra. Von dieser epochemachenden, an Mühsalen und Entbehrungen überreichen Reise, kehrte Mungo Park 1797 in seine Heimat zurück. Im Jahre 1805 brach er aber von neuem nach dem Gambiastrome auf, gelangte richtig wieder an den Niger, nach Bammaku, und schiffte sich auf dem großen Strome ein. Die letzten Nachrichten von ihm datiren vom 19. November 1805, dann blieb er lange verschollen, bis man endlich erfuhr, daß er in den Wellen des Niger den Tod gefunden.

Eine lange Periode der Unthätigkeit beendete die Reise des Leopold Panet, der 1850 von Saint Louis am Senegal nach Marokko wanderte; er zog durch die Landschaft Trarza nach der Oase Aderer und ihrem Hauptorte Wadân, von dort durch die Wüste über Grona nach Wady Nun nnd Mogador. Fast die nämliche Wanderung wiederholte 1860 und 1861 ein muhamedanischer Beamter Sibu Moghdad. Um die nämliche Zeit veranlaßte der Gouverneur von Senegambien, General Faidherbe, den Schiffsfähnrich Mage zu einer Reise vom Senegal nach Tagant, einem Gebirgslande, welches etwa 40 Meilen nördlich von Fort Bakel liegt. Ebenso ging der Generalstabsmajor Vincent 1860 von St. Louis nach Aderer (Adrar), seinen Weg durch das Gebiet der Trarza nach dem Lande Tiris nehmend. Noch viel belangreicher war aber die Reise des Henri Lambert in das Gebirgsland Tuta Dschalon, wohin 1816 der unermüdliche Gaspar Mollien gedrungen war und die Quellen des Hauptarmes des Senegals aufgefunden hatte. Lambert verließ St. Louis im Februar 1861, ging zur See nach der Mündung des Rio Nuñez, von da nach Kakandy, Gueme, Fokumba und Timbo, wo er einen längeren Aufenthalt nahm. Sein Rückweg führte ihn in nördlicher Richtung nach Bondu und an den Senegal. Auch die Länder im Osten wurden in den Augen behalten. Geradezu epochemachend ist hier die Reise des Lieutenants Mage und des Dr. Quintie, welche 1863 sich nach dem oberen Niger begaben. Mage gelangte über Basulabe, Kundian, Diangunte und Yamina am Niger am 28. Februar 1864 nach Segu, wo er über zwei Jahre bleiben mußte, ehe es ihm verstattet wurde am 7. Juni 1866 die Rückreise anzutreten. Am 28. Juni desselben Jahres kam er nach Medine am Senegal zurück.

Die lange Küsten-Strecke Ober Guinea's, obwohl seit lange von verschiedenen europäischen Nationen mit Niederlassungen, Factoreien u. dgl. ausgestattet, hat niemals zu weiterem Eindringen in das Innere angespornt. Die Negerreiche Aschanti und Dahomey, über die uns verläßlichere Kunde geworden, liegen der Küste nahe und gehören immer noch, trotz des jüngsten Kriegszuges der Engländer gegen Kumassi, zu den wenig besuchten Stellen Afrika's. Reger bemühte sich die geographische Forschung um das Delta des Niger, den man lange mit dem Zaire oder Congo für identisch hielt, bis die kühne Fahrt der Richard Lander von Yauri bis zur See 1832 das Gegen-

theil erwies. Die gründlichste Erforschung der neuen Wasserstraße verdankt man indeß dem Dr. William Balfour Baikie, der 1854 den Niger bis zur Mündung des Benue und dann auf diesem etwa fünf Längengrade weit stromaufwärts befuhr. 1857 ging er abermals den Niger hinauf bis Rabbo, blieb sieben Jahre in Lukodscha am Einflusse des Benue, und wanderte 1862 nach Kano, wobei er völlig unbetretene Gebiete durchschritt. Auf der Rückreise machte er einen Abstecher in die Provinz Zegzeg, und wollte sich zur Heimkehr nach England rüsten, als er 1864 in Sierra Leone starb. In dem tiefsten Winkel des Meerbusens von Guinea, dort wo das Cameron-Gebirge und die Insel Fernando Po liegt, sind vorwiegend englische Forscher, darunter der vielgereiste Burton, und in neuester Zeit auch drei deutsche Gelehrte, Reichenow, Lühder und Buchholz, thätig gewesen. Dagegen ist das äquatoriale Flußgebiet des Gabun, Ogowai und Fernand-Vaz fast ausschließlich französisches Forschungsgebiet. Am Gabun, am Munda und Muni war du Chaillu schon seit 1851 mehrfach gewesen, erst 1855 nahm er aber die eigentliche Erforschung dieses Gebietes, wo neben den kannibalischen Fan der fürchterliche Gorilla haust, in Angriff. In vier Jahren war das große Werk vollbracht; reich beladen mit Ausbeute aller Art kehrte er 1859 heim, um 1863 sich neuerdings an den Fernando Vaz in's Land der Kommi-Neger zu begeben und wo möglich tiefer nach Osten einzudringen. Im September 1864 ging er den Fernando Vaz bis nach Obindschi hinauf, dann schlug er eine südöstliche Richtung nach Olenda ein und wanderte über das Gebirge in das Land der Aschango, von wo er 1865 zurückkehrte. Den Ogowai, den mächtigsten Strom des äquatorialen Afrika's berührte er aber nicht; hier war die von dem französischen Marinelieutenant Serval 1862 unternommene Fahrt bahnbrechend, welche den Ogowai bis 10° 30′ ö. L. v. Gr. aufwärts bekannt machte. Im Jahre 1866 befuhr ihn Walker bis zu 11° 30′ ö. L. v. Gr. und in jüngster Zeit 1873, gingen der Marquis de Compiègne und Marche den Ogowai hinauf, befuhren im Januar 1874 den Okando, seinen wichtigsten Nebenfluß, gelangten etwa 80 englische Meilen über Walker's fernsten Punkt hinaus und entdeckten noch zwei bedeutende Zuflüsse, den Ofue und den Jvindo.

Ein nicht minder interessantes Problem bietet der gewaltige Congo oder Zaire, dessen Erforschung 1816 Tuckey in Begleitung mehrerer Gelehrten begann. Er drang bis 15° 30′ ö. L. v. Gr. landeinwärts, doch wurden die meisten Mitglieder der Expedition und Tuckey selbst in Bälde vom Klima hinweggerafft. Im Jahre 1857 beschiffte Capitän Hunt den Congo, bis ihm die großen Fälle von Gallalo Halt geboten. In demselben Jahre ward das Königreich Congo von Adolf Bastian besucht, welcher sich in die Hauptstadt San Salvador oder Ambassi begab. In jüngster Zeit, seitdem die Forschungen

Livingstone's den Gedanken wachgerufen, daß der Congo wohl statt des Niles seinen Ursprung in dem ostafrikanischen Seengebiete haben könnte, sind zwei Expeditionen, eine englische und eine deutsche, zur Erforschung des Congogebietes ausgesandt worden. Die englische, unter Lieutenant Grandy ist zurückgekehrt, ohne nennenswerthe Resultate erzielt zu haben; die deutsche, von Dr. Güßfeldt geleitete, beschäftigt sich seit zwei Jahren mit Vorarbeiten in der Küstenregion und will nunmehr mit erneuerten Kräften den Versuch wagen, in das Innere des Landes einzudringen.*)

Im Süden des Congo sehen wir seit lange die Portugiesen ansässig und zweifelsohne sind sie auch mit den Verhältnissen der Binnenlandschaften nicht unbekannt geblieben, doch läßt sich von einer eigentlichen geographischen Erforschung des Landes durch sie nicht sprechen. Sogar die merkwürdigen Reisen der einheimischen Mulatten-Pombeiros quer durch die halbe oder sogar ganze Breite des Continentes haben nur wenig geographisches Licht verbreitet. Die wichtigsten dieser Pombeiros-Züge waren jene über Kabebe und Lunda nach Tete 1806—1810, der des Rodrigo Graça von Bihe nach Kabebe 1843 und des Silva Porto, von Benguela über den Zambesi und südlich um den Nyassa-See nach Mozambique, 1853 — 54. Mitten zwischen dem westlichen Theile dieser Routen, von Bihe nordöstlich, im oberen Stromgebiete des Kasabi, nördlich abwärts bis Jakilem liegt das Gebiet der mehrfach in den Jahren 1850 – 1854 auf verschiedenen Wegen wiederholten Reisen des Ungarn Ladislaus Magyar, der östlich bis nach Katema am Dilolo-See gelangte, und über die Kimbunda-Nation und ihre Gebräuche wichtige Aufschlüsse hinterlassen hat. Südlicher als Magyar bewegte sich Charles John Andersson, der 1851 bis 1853 von der afrikanischen Westküste durch das Land der Ovahereros oder Damaras den Ngami-See und etwas nördlicher Kaugo, seinen fernsten Punkt erreichte.

Wir wenden uns nunmehr dem eigentlichen Südafrika zu, wo schon lange Holländer und Engländer sich niedergelassen hatten, und mit den Hottentotten- und Namaqua-Völkern bekannt geworden waren. Martin Heinr. Carl Lichtenstein, J. L. Ebner, H. P. Hallbeck und Moffat trugen in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts viel zur Erweiterung unserer sowohl geographischen als ethnographischen Kenntnisse jenes Gebietes bei. Unter den Forschern der jüngsten Epoche steht vielleicht Dr. Gustav Fritsch obenan, dessen dreijähriger Aufenthalt in Südafrika ihn befähigte, die ethnographischen Verhältnisse des Landes aufzuhellen wie Keiner vor ihm. Pionier der Entdeckungen in demselben ist aber der Missionar David Livingstone. Nachdem dieser große Reisende in den Jahren 1840—1849 in Kuruman und

*) Sie ist, nach den neuesten Nachrichten, gleichfalls so gut wie resultatlos geblieben. D. R.

innerhalb des Transvaal-Gebietes sich aufgehalten hatte, entdeckte er 1849 den Ngami-See, drang 1851—53 über Linianti an den Zambesi und längs des Oberlaufes dieses Stromes bis an den Liba vor. Baines gelangte 1861 von Westen her an den Ngamisee, Chapman 1853—1855 von Kuruman über den Ngamisee an den Tschobifluß und von diesem zur Walfischbai an der atlantischen Küste; 1861—63 wiederholte der genannte Reisende seinen Besuch des Ngamisees in umgekehrter Richtung und gelangte dieses Mal bis an die großen Fälle des Zambesi und thalabwärts nach Sinamane's Stadt; dann über Daka nach Schoschong und Kolobeng im Wassergebiete des oberen Limpopo. Eduard Mohr kreuzte 1870 um weniges östlicher das „Land der tausend Teiche", eine weite Sumpfgegend am Guay, einem Nebenflusse des Zambesi. Im Osten dieser Routen, im Matabele-Land, ist der wichtigste Forscher der kürzlich verstorbene Carl Mauch; 1865 und 1866 in der Transvaalrepublik beschäftigt, drang er 1867 bis zur Residenz des Mosilikatse und bis an den Umfule, ein Seitengewässer des Zambesi, vor. Noch weiter nördlich gelangte 1870 Baines, welcher 1871 von den Matoppobergen nach dem oberen Limpopo zog. Den Zambesi selbst zu erreichen gelang keinem von Beiden. Dagegen wanderte 1867 der Missionar Thomas von Inyati im Matabelelande nach Sinamane am Zambesi. Das Quellgebiet des Sabiaflusses durchreiste 1868 der englische Händler Wood. Bis zu Mosiliakatse's Residenz war schon 1854 Moffat gedrungen. Im Jahre 1868 finden wir Mauch abermals nördlich vom Limpopo; er folgt dem Bubyefluß aufwärts, gelangt nach Inyati und bereist 1869 abermals die Wasserscheide; 1870 bricht er neuerdings auf, kreuzt 1871 den Limpopo, und in rein nördlicher Richtung fortschreitend entdeckt er die räthselhaften Ruinen von Zimbaoe. Der Limpopo selbst wurde durch die merkwürdige Reise des Capitän Elton 1870 genauer bekannt, welcher von Tati den Schaschafluß entlang nach dem Limpopo zog, die großartigen Tolo-Azime-Fälle entdeckte und bei Lourenço Marques die Seeküste erreichte. Die vielumstrittene Frage der Limpopomündung war bereits 1868 durch Erskine entschieden worden. Von den Küstengebieten endlich wurde uns Kunde durch portugiesische Gesandtschaften nach dem Innern des Landes. Rita Montanha und Alferes Texeira durchreisten auf dem Wege von Inhambane nach Zoutpansberg (1855 — 56) die Seegegend östlich vom untern Limpopo, und Galvão da Silva suchte am Ende des vorigen Jahrhunderts die goldreichen Gebiete im Süden des unteren Zambesi auf.

Ueber den oberen Lauf des Zambesi Licht zu verbreiten, war indeß Livingstone vorbehalten. Er constatirte zunächst die Identität des Liambai mit dem Zambesi und die wahre Westgrenze seines Wassergebietes am Dilolosee. Nachdem er vom Mai bis September 1854 in Loanda sich aufgehalten hatte, nahm er den gleichen Weg zurück nach Linianti, besuchte im

November 1855 als der erste Europäer den gewaltigen Mosiwatunja und wanderte 1856 längs des Zambesi hinauf nach Kilimane, um von dort nach England zurückzukehren. Wiederholt besuchte Livingstone den unteren Zambesi bis zu den Kebrabasa-Fällen 1858, und den mittleren bis nach dem Mosiwatunja 1860 und 1861. Die letztere Strecke des Stromlaufes wurde an verschiedenen Punkten auch von Baines, Chapman, Mohr und Thomas berührt, welche die südlicher gelegenen Gegenden durchwanderten. Im Jahre 1859 ging Livingstone den Schirefluß bis zu den Murchisonfällen hinauf und lenkte östlich nach dem Schirwasee ab; eine zweite Excursion führte ihn an das Südende des Nyassasees, den er 1861 an seinem westlichen Ufer erforschte und 1866 abermals besuchte. Nur einen Monat später als Livingstone gelangte 1859 Albert Roscher von Kiloa aus an den Nyassasee, in dessen Nähe ihn kurze Zeit darauf von mörderischer Hand ein allzufrüher Tod ereilte.

Wir treten nunmehr in das sogenannte Gebiet der großen Seen ein, deren vielleicht bedeutendster der Tanganjika-See, 1858 durch Burton und Speke entdeckt wurde. Sie nahmen ihren Weg von Bagamojo, Zanzibar gegenüber, durch Ugogo und Uniamuesi geradlinig auf Udschidschi am Ostufer des Sees, welchen sie alsdann theilweise befuhren; 1867 folgte Livingstone ihnen nach, insofern er von Süden herauf den Luembasee erreichte, und dieses Anhängsel des Tanganjika erst entdeckte; er wandte sich dann westlich nach dem Moerosee und Cazembe's Residenz, entdeckte südwärts ziehend den Bangweolo-See und gelangte 1869 nach Udschidschi. Im Jahre 1870 setzte der kühne Forscher wiederholt auf das Westufer des Tanganjika über und kreuzte das Manjuemaland über Bambarre nach dem Handelsplatz Njangwe am Lualaba, bei welcher Gelegenheit er dem Kamolondosee mindestens sehr nahe kam. Nach Udschidschi zurückgekehrt, traf er dort mit Stanley zusammen, welcher inzwischen zu seiner Aufsuchung ausgezogen und durch Ukonongo und Ukawendi an den Tanganjika vorgedrungen war. Beide Reisende befuhren dann den See nach seinem Nordende und constatirten die Abgeschlossenheit seines Beckens in jener Richtung. Sie gingen alsdann gemeinsam auf neuem Wege nach Unianjembe zurück, worauf Livingstone in der Absicht weitere Forschungen am Lualaba vorzunehmen, umkehrte, um am 1. Mai 1873 am Bangweolo See sein thatenreiches Leben zu beschließen. Aus seinen erhaltenen Tagebüchern geht mit ziemlicher Gewißheit die Unabhängigkeit des Lualaba und seines Seensystemes von den östlicheren Wasserflächen hervor und dürfen wir mit aller Wahrscheinlichkeit im Lualaba den Oberlauf des Congo, nicht wie Livingstone selbst wähnte, des Niles vermuthen. Lieutenant Cameron, der zur Unterstützung Livingstone's abgeschickt, nur noch dessen Leichenconduct begegnete, sich aber zur Fortsetzung der Livingstone'schen Entdeckungen entschloß, kam am 21. Februar 1874 nach Udschidschi und war

so glücklich bei einer Rundfahrt um den Tanganjika den lange gesuchten Ausfluß dieses Sees zu entdecken. Durch diesen, den Lukuga stünde der Tanganjika mit dem Congo-Stromgebiete in Verbindung.

In den letzten Jahren seines Lebens hielt sich Livingstone auch in der Residenz des Cazembe auf, dessen Reich indeß schon wiederholt besucht worden war. Bereits 1798 kam der Portugiese Lacerda in dasselbe; 1831—32 gelangte die von Major Monteiro geführte Gesandtschaft von Tete am Zambesi über die Muxinja-Berge nach Lunda. Pecto de Baptisto, der Diener eines portugiesischen Kaufmannes, kam 1806—10 von Angola an der Westküste nach Kabebe, der Residenz des Muata Janvo und setzte durch Cazembe's Land seine Wanderung bis Tete fort.

Nördlich von dem bisher besprochenen Seengebiete liegt ein zweites, dessen Hauptbecken der Ukerewe sein mag, den Capitän Speke entdeckte. Er machte auf der Rückreise vom Tanganjika, den er mit Burton gemeinschaftlich besucht hatte, von Kaze aus einen Abstecher nach Norden und gelangte in Sicht des großen Binnengewässers. In den Jahren 1860—63 durchzog er mit Grant zusammen von Kaze aus die Landschaften Karagweh und Uganda, besuchte die Riponfälle und folgte dem Flußlaufe bis zu seiner Umbiegung nach Westen. Der Ruhm, den nahen Mwutan Nzige-See zu entdecken, blieb aber Sir Samuel Baker vorbehalten, welcher von Gondokoró ausgehend, den Weißen Fluß an den Karumafällen überschritt und in südwestlichem Zuge an den Hochrand des Sees gelangte. Er segelte hierauf die Küste entlang nordwärts, stieg bei Magungo wieder ans Land, ging den weißen Fluß aufwärts, wobei er die Murchisonfälle desselben entdeckte und kehrte nach Gondokoró zurück. Dies geschah in den Jahren 1861—65. Eine zweite Expedition 1870 an der Spitze einer bewaffneten Macht zur Unterdrückung des Sklavenhandels in jenen Gegenden, führte ihn nach Masindi, doch nicht mehr völlig bis an den großen See.

Im Osten und Südosten des Seengebietes thürmt sich jenes Gebirgsland auf, dessen höchste Gipfel im Kilima-Ndscharo und Kenia zu 5600 Meter emporsteigen. Durch die Missionäre Krapf und Rebmann, welche 1844—45 die nördliche Zanzibarküste bereisten und von ihr aus wiederholte Expeditionen in das Innere, in das Usambara- und Teitagebiet, zu den Wakambani-Stämmen und ins Dschaggaland am Fuße des Kilima-Ndscharo unternahmen, kam die erste Kunde von diesen Schneebergen nach Europa. Herrn von der Decken's Beobachtung des Schneegebirges und seiner wechselnden Erscheinungen, seine zweimalige Besteigung des Berges 1861 und 1862 bei deren letzter er die Höhe von 4280 m. erreichte, vermochten erst das Naturwunder von Schneebergen im tropischen Afrika in glaubwürdigerem Lichte erscheinen zu lassen. Die jüngste Vergangenheit erst, in welcher (August 1871) der Engländer New

die Schneegrenze des Kilima-Ndscharo erstieg und Schnee und Eis mit seinen Händen faßte, brachte wohl die letzten Zweifler zum Schweigen.

Eine weite Leere gähnt noch auf den Karten im östlichen Horn Afrika's, im Somalilande, welches im Nordwesten an die Gebirge Abessiniens und des Kafalandes grenzt, aus welchem mehrere, ihrer Länge nach ziemlich bedeutende Flüsse nach der oceanischen Küste abströmen. Davon sind der auf weite Strecken hin schiffbare Dschuba und der kleine Küstenfluß Tuba durch die von der Decken'sche Expedition bekannter geworden. Im Uebrigen sind bis jetzt nur wenig Europäer in diesen abgelegenen Erdenwinkel eingetreten. Die Schriften der wenigen Besucher, wie Anttenden's, Wellstedt's, Rigby's, sowie Guillain's, welcher 1846 an der französischen Küstenaufnahme Ostafrika's betheiligt war, haben einige Lichtblicke in jene Gegenden gewährt. Capitän Speke drang 1854 von Berberah südwärts in das Land der Warsingali vor. Im südlichen Somaligebiete sowie im Gallalande verdanken wir unsere besten und vollständigsten Kenntnisse den Reisen von der Decken's, R. Brenner's und der übrigen Theilnehmer dieser so unglücklichen Expedition. Baron Claus von der Decken befuhr in seinem Dampfboote „Welf," welchen der kleine „Passepartout" begleitete, 1865 die Gallaküste von Mombas bis Dschumbo und untersuchte die Mündung des Tula und den Lauf des Dschuba bis oberhalb Bardera, in gerader Richtung über 40 Meilen vom Meere entfernt. Ein verrätherischer Ueberfall auf den unterhalb der Stromschnellen des Dschuba gestrandeten „Welf" kostete am 1. und 2. Oktober 1865 den meisten Mitgliedern der Expedition das Leben. Richard Brenner, einer der wenigen geretteten Begleiter von der Decken's, bereiste 1867 und 1868 das Gallaland in einiger Entfernung von der Küste, stieß landeinwärts bis Baole am Danaflusse und Sorori am Dschuba vor, und erreichte längs des Meeresstrandes Makdischu, nahe dem Punkte, wo der Wobifluß aus dem Innern an die Küste herantritt. Endlich ist auch noch des englischen Capitän Miles Erwähnung zu thun, welcher im Jahre 1871 von Bender Marayeh aus durch das Wady Jaeel in den Nordosten des Somalilandes vordrang.

Es erübrigt uns noch, um unseren Rundgang um Afrika zu vollenden, einen Blick auf das Hochland von Abessinien zu werfen, welches der Schotte James Bruce zu Ende des vorigen Jahrhunderts eingehender bereist und geschildert hatte. Erst drei Jahrzehnte später erhielten wir durch Henry Salt, der 1809—1810 über Massaua, Arkiko, Halai, Dixan nach der Provinz Enderta ging, jedoch nicht bis Gondar kam, nähere werthvolle Mittheilungen über Abessinien. Im Jahre 1825 durchwanderte W. F. Hemprich die Küstengebirge, während C. G. Ehrenberg nach den heißen Quellen von Eilat zog. Die bedeutendste und ergebnißreichste Reise in Abessinien seit Bruce führte aber 1831—33 Eduard Rüppell aus; über Halai wandte er sich in südlicher

Richtung nach Atigrat, kreuzte das Thal des reißenden Takazze und stieg durch die Alpen der Provinz Semien nach Gondar hinauf. Von hier aus besuchte er Axum, und kehrte er über Adoa, der Hauptstadt Tigré's nach Massaua zurück. Auf Rüppell folgten 1833—34 zwei Franzosen, Combes und Tamisier, die unter vielen Gefahren bis nach Schoa vordrangen. Im Januar 1837 traf dann der deutsche Botaniker Wilhelm Schimper in Adoa ein, welcher unseres Wissens Abessinien seither nicht mehr verlassen und unendlich viel zur Erforschung des Landes beigetragen hat. Ein Gefährte seiner Reisen und Schicksale war Christoph Eduard Zander, der 1847 bis 1868 in Abessinien verweilte. In dem Jahrzehnt 1838—1848 sind es fast ausschließlich Franzosen, die sich mit Abessinien beschäftigen, und ihnen verdanken wir in der That unendlich viel, besonders dem gelehrten Brüderpaare Antoine und Michel d'Abbadie, die in zehnjährigem Aufenthalte das Land gründlich durchforschten. 1839 kam Lefèbvre, 1840 Combes an der Spitze von wissenschaftlichen und politischen Expeditionen ins Land. Reiche wissenschaftliche Arbeiten lieferte um dieselbe Zeit (1841—44) die Expedition von Ferret und Galinier nach Tigré, Semien und Amhara. Auch aus den Fahrten Rochet d'Héricourt, der 1839 nach Schoa gegangen war und 1842 zum zweitenmale nach Abessinien kam, um dasselbe weit und breit zu bereisen, hat die Wissenschaft neue, höchst werthvolle Nachrichten geschöpft, besonders über das wenig betretene Schoa, wo übrigens auch die deutschen Missionäre Krapf und Isenberg thätig waren. Sie waren es auch, welche in letzter Instanz die 1841 ausgeführte Mission des Capitän W. Cornwallis Harris veranlaßt hatten, der achtzehn Monate in Schoa verweilte und werthvolle Nachrichten von dort mitbrachte. 1840 reiste der Engländer Dr. Charles Beke nach Godscham, von wo er durch die Provinzen Jedschau, Wara und Enderta nach Antalo ziehend, Tigré erreichte. Um dieselbe Zeit 1838—1843 fällt der Aufenthalt des italienischen Mönches Giuseppe Sapeto in den nördlichen Grenzländern der Mensa, Bogos und Habab, die er im Jahre 1850 neuerdings besuchte. Von den höchst verdienstvollen Forschungen Werner Munzinger's und den Reisen des Würtembergers Theodor von Heuglin in Abessinien ist schon früher die Rede gewesen; es erübrigt uns nur noch des trefflichen Guillaume Lejean zu gedenken, der 1863 als französischer Consul in Massaua fungirend, auf seiner Reise nach Abessinien von König Theodor gefangen genommen wurde, dann aber durch Tigré an das Rothe Meer zurückkehrte. Es war dies die letzte geographisch bedeutende Reise vor dem englisch-abessinischen Feldzuge 1868, welcher uns dieses seltsame Gebirgsland mehr denn alle Berichte der Missionäre Flad u. A. wissenschaftlich erschlossen hat.

Fassen wir zum Schlusse die Betheiligung der Culturvölker an dem großen afrikanischen Forschungswerke ins Auge, so sind es eigentlich nur drei

Völker, die in jüngster Zeit auf wahrhaft glänzende Leistungen zurückblicken können: Franzosen, Engländer, Deutsche. In der genannten Reihenfolge treten sie auch chronologisch auf dem afrikanischen Schauplatze auf; während das Unternehmungsgebiet der Engländer von vornherein ein vielseitiges war, sehen wir die Deutschen zuerst auf das Nilland beschränkt, dann aber allmählig sich über Ost- und Nordafrika ausbreiten. Heute, nach kaum viel mehr denn einem halben Jahrhundert, giebt es fast keine Region Afrika's mehr, in dem wir nicht deutschen Forschernamen begegnen.

Mark Twain in der alten Welt.

Amerikanische Humoristen 4. Bd. Die Arglosen auf Reisen von Mark Twain. Uebersetzt von Moritz Busch. Leipzig, F. Wilhelm Grunow. 1875.

Die Leser kennen Mark Twain. Sie erinnern sich seines berühmten Springfrosches und seiner andern lustigen Geschichten, seiner Reise über die westliche Prairiewildniß und die Rocky Mountains und seiner köstlichen Bilder aus dem Leben im Silberland Nevada. Seine komische Manier, die Dinge an- und aufzufassen, seine originellen Vergleiche, seine humoristischen Uebertreibungen und die Art, wie er alle Welt, und gelegentlich auch sich selbst persiflirt und ironisirt, wird ihnen neu und nicht unbehaglich gewesen sein, und so darf er wohl auf einen guten Empfang hoffen, wenn er hier wieder erscheint, um sich als Reisender in der alten Welt vorzustellen.

„Ein ernster Mann, von Stirne kraus“ soll zwar in einem Hamburger Blatte seine Abneigung vor ihm geäußert und überdieß gemeint haben, er sei eigentlich gar kein Humorist. Aber dieser Verdrießliche stand mit solcher Ansicht allein wie Adam, als Eva noch nicht erschaffen war, und so dürfen wir wohl annehmen, daß sein Urtheil nur auf einer Mißbildung seiner Geschmacks- und Beurtheilungsorgane beruht. Es giebt Leute, die keine Nase für Blumen und keine Zunge für Wein haben, es giebt andere, die das gelb sehen, was aller Welt sonst rosenroth erscheint, es giebt kritische Stirnrunzler, die keinen Spaß verstehen, und unser Hamburger Onkel mag zu einer von diesen drei Menschenklassen gehören, ja vielleicht vereinigt er alle drei in sich. Möglicherweise hat er auch nur ein paar Seiten von unserm amerikanischen Freunde und diese noch dazu flüchtig angesehen; denn in der Tretmühle der Tagespresse heißt's: flink sein und sich dazuhalten. Auf der linken Seite des Bücherverarbeiters liegt ein Stoß von Bänden, die alle heute noch abgethan sein müssen, auf der rechten steckt schon der Druckerjunge den Kopf nach

Manuscript durch die Thür. Wer hätte da gute Laune und Sinn für die gute Laune andrer Leute?

Damit überlassen wir den Verdrießlichen seinen Gedanken, wünschen ihm gute Besserung und wenden uns zu glücklicher Organisirten und Situirten, um ihnen einen Ueberblick über das zu geben, was Mark Twain uns hier von einem Ausflug erzählt, den er 1867 nach der alten Welt unternahm, und sie zum Genusse des Ganzen einzuladen.

Die Excursion war ungefähr von der Art, wie die Stangen'schen Reisetouren, nur etwas großartiger im Stil. Ein eigner Dampfer trug die Gesellschaft, die sich bei dem Unternehmer gemeldet, zunächst nach den Azoren, dann an die Küsten des Mittelmeers, von wo Ausflüge in das Innere von Frankreich, Italien und Spanien gemacht wurden, dann nach der Levante, nach Konstantinopel, der Krim u. s. w. Darauf nach Beirut, von wo die Reisenden Damaskus besuchten und hiernach das heilige Land von Dan bis Berseba durchzogen, endlich nach Aegypten und von hier wieder heim in's Yankeeland. Die Expedition, die etwa ein halbes Jahr in Anspruch nahm, gelang in der Hauptsache gut. Nur war sie nicht das, als was sie sich angekündigt hatte, ein „Vergnügungsausflug". Es waren zu viel alte grämliche Leute von der Art dabei, wie man sich unsern Hamburger Verdrießlichen vorzustellen hat, und da wäre ein Humorist vom Schlage des unsrigen übel gebettet gewesen, wenn die Regel nicht einige Ausnahmen gehabt und die Seelenverwandtschaft diese zusammen geführt hätte.

„Alle Welt stellt sich unter einem Vergnügungsausflug vor, daß die Theilnehmer an demselbigen jung, leichtfertig und etwas zum Lärmen geneigt sind. Sie werden viel tanzen, singen, liebeln, aber sehr wenig Predigten halten und anhören wollen. Alle Welt denkt sich unter einem wohlgeleiteten Leichenbegängniß ein solches, bei dem es einen Leichenwagen und einen Leichnam, einen Hauptleidtragenden und Leidtragende aus Höflichkeit, viele alte Leute, viel feierliches Wesen, keine Leichtfertigkeit und aller Augenblicke ein Gebet und einen Sermon geben muß. Drei Viertel unsrer Pilger auf der Quaker City hatten ein Alter von vierzig bis siebzig Jahren. Ohne Zweifel hat man hier zu Hause angenommen, daß diese fröhlichen Veteranen den ganzen Tag lachten und sangen und herumsprangen, daß sie in Mondscheinnächten auf dem Quarterdeck Blindekuh spielten oder Quadrille und Walzer tanzten, und daß sie in Augenblicken, wo sie nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen wußten, rasch einen lakonischen Satz in ihre Tagebücher warfen und dann flink wieder zu ihrer Arbeit beim Whist oder Euchre unter den Lampen der Kajüte forthuschten. Nahm man dergleichen Dinge an, so war es ein Irrthum. Die ehrwürdigen Excursionisten waren keine heitern lebensfrischen Leute. Sie tanzten nicht, spielten nicht Blindekuh, gaben sich nicht

mit Whist ab. Ein ungezwungnes herzliches Lachen war ein Laut, der auf diesen Decks und in diesen Kajüten nicht häufiger als einmal in sieben Tagen zu hören war, und der dann außerordentlich geringer Sympathie begegnete. Die Pilgrime nach dem heiligen Lande spielten, wenn sie nicht Bücher schrieben — was die meisten thaten — wenn zu viel Studium des Josephus oder der Robinson'schen Forschungen in Palästina eine Erholung nothwendig machte, Domino, das unsündhafteste aller Spiele, bis sie zur Ruhe gingen, und dann schimpften sie einander insgeheim Hallunken, bis es wieder an's Beten ging. Sie sprachen nur wenig, sie sangen nie, ausgenommen in der allabendlichen Betstunde. Das Vergnügungsschiff war eine Synagoge, der Vergnügungsausflug ein Leichenbegängniß ohne Leichnam, und es giebt ohne Leichnam nichts Erheiterndes an einem Leichenbegängniß."

Nach einiger Verzögerung durch Sturm geht der Dampfer endlich von der Bai von Neuyork ab. Das Leben an Bord giebt unserm Humoristen Gelegenheit zu allerlei komischen Erfahrungen und Bemerkungen. Schlechtes Wetter liefert seekranke Pilger und einen allerliebsten Excurs über den Spaß, den man an diesen hat, wenn man selbst nicht leidet. Man führt Tagebücher, und der Verfasser macht sich über das vergebliche Bemühen der Gefährten, dieselben auf die Dauer fortzusetzen, lustig. Man tanzt mit Hindernissen, und auch das wird mit ungemeiner Komik geschildert. Endlich wirft das Schiff vor Fayal Anker, und die Reisenden machen eine Tour durch die Umgebung der Stadt. Am Schlusse dieses Ausfluges, der ebenfalls mit bester Laune beschrieben wird, passirt den Reisenden etwas Wunderbares.

„Blücher sagte, er wäre so glücklich und dankbar, wieder einmal auf festem Lande zu sein, daß er einen Schmaus geben wolle. Es solle ein wohlfeiles Land sein, und er fühle sich verpflichtet, ein großes Bankett zu geben. Er lud neun von uns ein, und wir hatten im ersten Hotel ein vortreffliches Diner. Inmitten der lustigen Stimmung, welche gute Cigarren, guter Wein und passable Anekdoten hervorgebracht hatten, präsentirte der Wirth seine Rechnung. Blücher warf einen Blick darauf und machte ein langes Gesicht. Er warf noch einen Blick darauf, um sich zu versichern, daß seine Sinne ihn nicht getäuscht, und las dann die einzelnen Ansätze laut und mit stockender Stimme vor, während die rosige Farbe seiner Wangen sich in Aschenfahl verwandelte: Zehn Diners à 600 Reis macht 6000 Reis! Ruin und Verwüstung! — Fünfundzwanzig Cigarren, das Stück 100 Reis, macht 2500 Reis! O meine selige Mutter! — Elf Flaschen Wein, à 1200 Reis, macht 13,200 Reis. Gott steh uns bei! Summa: Einundzwanzigtausendsiebenhundert Reis! O du unglücklicher Moses! s'ist ja nicht genug Geld im ganzen Schiffe, um diese Rechnung zu bezahlen. Geht, Jungens, und überlaßt mich meinem traurigen Schicksale. Ich bin eine zu Grunde gerichtete Stadt-

gemeinde. — Es war, als ob alle Welt plötzlich von Stummheit befallen worden wäre. Weingläser stiegen langsam auf den Tisch herab, ohne daß ihr Inhalt gekostet gewesen wäre. Cigarren fielen unbemerkt aus kraftlosen Fingern. Jedermann suchte das Auge seines Nachbars, fand aber keinen Hoffnungsstrahl darin und keine Ermuthigung. Endlich wurde das furchtbare Schweigen gebrochen. Der Schatten eines verzweifelten Entschlusses legte sich wie eine Wolke über Blücher's Gesicht, und er erhob sich und sagte: Wirth, das ist ein niederträchtiger gemeiner Schwindel, und nimmermehr laß ich mir das gefallen. Hier sind hundertundfünfzig Dollars, Herr, und das ist alles, was sie kriegen — lieber will ich in meinem Blute schwimmen, als daß ich einen Cent mehr bezahle. — Wir kriegten Courage, wogegen der Wirth ängstlich wurde. Wenigstens kam es uns so vor. Er war jedenfalls verwirrt, trotzdem er von dem, was gesagt worden, nicht ein Wort verstanden hatte. Er blickte von dem Häufchen Goldes mehrmals nach Blücher hin und ging dann hinaus. Er muß einen Amerikaner besucht haben; dann als er wiederkam, brachte er seine Rechnung in eine Sprache übersetzt zurück, die ein Christenmensch verstehen konnte. Es ergab sich jetzt, daß Blücher nicht mehr als 21 Dollars 70 Cents zu bezahlen hatte. Wiederum herrschte Vergnügtheit in der Gesellschaft, und es wurden weitere Erfrischungen bestellt."

Im nächsten Kapitel kommen wir mit dem Verfasser nach Gibraltar und von da nach Tanger in Marokko und lernen verschiedene wunderliche Käuze der Schiffsgesellschaft, z. B. das Orakel kennen, von dem im folgenden Nachstehendes erzählt wird:

„Den Abend, wo wir von Gibraltar wegsegelten, schwamm dieser Fels mit seinen harten Zügen in einem rahmfarbnen Nebel so warm, so mild, so bezaubernd unbestimmt und träumerisch, daß selbst unser Orakel, dieser ewig heitere, dieser inspirirte, dieser unermeßliche Windbeutel, das Gong, das zum Diner rief, mit Verachtung von sich wies und verweilte, um anzubeten. Er sagete: Na, das ist doch prächtig, nicht wahr? So 'was hat man bei uns drüben nimmer mehr, nicht wahr? Ich nehme an, daß diese Lichtwirkungen die Folge sind von der höheren Refragebilität, oder wie man auch sagen darf, der diramischen Combination der Sonne mit dem lymphetischen Kräften der Perihelions des Jubiter. Wie denken sie darüber? — O gehen Sie doch zu Bette! Es war Dan, der das sagte. — O ja es ist schön, zu sagen: wenn uns jemand ein Argument aufstellt, worauf der Andere nicht antworten kann. Dan hat niemals Aussicht, mich bei einer Beweisführung zu widerlegen. Und er weiß das auch. Was sagen Sie dazu, Jack? — Hören Sie 'mal, Doctor, kommen Sie mir nicht, und langweilen Sie mich nicht mit diesem Geplapper aus dem Wörterbuch. Ich habe Ihnen ja nichts zu Leide gethan. Also lassen sie mich in Frieden. — Der ist auch fort. Diese Burschen haben

das alte Orakel, wie sie's nennen, von allen Seiten attakirt, aber der Alte ist ihnen schier zu viel. Vielleicht, daß der gekrönte Poet mit diesen Deductionen nicht befriedigt ist. — Der Poet antwortete mit einem barbarischen Reime und ging hinunter. — Es scheint, daß auch der sich's nicht qualificiren kann. Na, ich habe das von ihm auch gar nicht erwartet. Habe nie einen von diesen Dichtern gesehen, der 'was wußte. Er wird jetzt hinuntergehen und sich abquälen, um etwa vier Verse voll des greulichsten Quarks über diesen alten Felsen dort zusammen zu kleistern. 's ist ein Elend, daß nicht jemand diesen armen alten Verrückten herkriegt und ihm den poetischen Kehricht aus dem Kopfe fegt. Warum kann jemand nur nicht seinen Intellect auf Dinge richten, die einigen Werth haben. Gibbons und Hibokratus und Sarkophagus und andere Philosophen des Alterthums waren alle Feinde der Poeten, und — Doctor, sagte ich, Sie wollen mir hier wieder Autoritäten erfinden, und ich werde Sie ebenfalls verlassen. Ich erfreue mich stets an Ihrer Unterhaltung, wenn die Philosophie, die Sie darbieten, auf ihrer eignen Verantwortlichkeit ruht; aber wenn Sie aufzufliegen anfangen, wenn Sie dieselbe auf das Zeugniß von Autoritäten stützen wollen, welche die Geschöpfe Ihrer eignen Phantasie sind, verliere ich das Zutrauen."

Die Reisenden kommen dann nach Marseille, wo sie, wie sehr anmuthig erzählt wird, mit ihrem Französisch nicht verstanden werden und in allerlei komische Verlegenheiten gerathen. Von Marseille geht's nach Paris zur internationalen Ausstellung, wo dem Verfasser wiederum allerlei seltsame Dinge passiren. Der Verfasser erzählt:

„Von der frühesten Kindheit auf hatte ich den Ehrgeiz gehabt, mich einmal in einem der palastartigen Barbierläden von Paris rasiren zu lassen. Ich wünschte mich meiner vollen Länge nach in einen gepolsterten Großvaterstuhl zurückzulehnen, Bilder um mich herum und prächtige Möbeln, mit Fresken geschmückte Wände und vergoldete Schwibbogen über mir und lange Reihen korinthischer Säulen vor mir. Die Düfte Arabiens berauschten meine Sinne, und das einschläfernde Summen entfernter Geräusche sang mich in Schlaf. Nach Verlauf einer Stunde wachte ich mit Bedauern auf und fand, daß mein Gesicht so platt und weich wie das eines kleinen Kindes war. Indem ich ging, erhob ich meine Hände über dem Haupte dieses Barbiers und sagte: Gott segne Dich mein Sohn. — So suchten wir denn etwa zwei Stunden, aber nirgends war eine Barbierstube zu sehen. Wir sahen nur Perückenmacherläden mit Flechten todten und ekelhaften Haares, die auf Köpfen bemalter wächserner Räuber befestigt waren, welche den Vorübergehenden aus Glaskasten mit steinkalten Augen anstierten und ihn mit dem gespenstischen Weiß ihrer Gesichter erschreckten. Wir straften diese Firmazeichen eine Weile mit Verachtung, aber zuletzt kamen wir zu dem Schlusse, daß diese Perückenmacher nothwendig zugleich die Barbiere sein müßten. Wir traten

ein, fragten und fanden, daß es richtig so war. — Ich sagte, ich wünschte rasirt zu werden. Der Barbier erkundigte sich, wo mein Zimmer wäre. Ich erwiderte, einerlei, wo das wär, ich wollte rasirt sein — hier, gleich auf der Stelle. Der Doctor sagte, er wünschte ebenfalls rasirt zu werden. Da gab's Verwunderung unter den beiden Barbieren. Hastig berieth man sich, rannte dann hin und her, schleppte fieberhaft aus obscuren Orten Barbiermesser herzu und riß alle Kasten nach Seife auf. Darauf brachten sie uns in ein elendes schäbiges Hinterstübchen, holten zwei ordinäre Stühle herbei und setzten uns in unsern Röcken auf dieselben. Mein alter beseligender Traum verschwand in der dünnen Luft. Ich saß aufrecht wie ein Bolzen, schweigsam, traurig und feierlich. Einer der perückenmachenden Hallunken bestrich mir das Gesicht zehn schreckliche Minuten lang mit Seifenschaum und endigte damit, daß er mir eine Masse davon auf den Mund klexte. Ich blies den garstigen Quark mit einem starken englischen Ausdrucke weg und sagte, Fremdling, hüte Dich! Dann wetzte dieser Schuft sein Messer an seinem Stiefel, schwebte ominös sechs fürchterliche Secunden über mir und stieß darauf hernieder auf mich wie der Genius der Verwüstung. Der erste Kratz seines Messers löste mir die Haut vom Gesichte und ließ mich vom Stuhle auffahren. Ich stürmte und raste, und die andern Knaben freuten sich darüber. Ihre Bärte sind nicht hart und dicht. Ziehen wir einen Vorhang über dieses markerschütternde Schauspiel. Es genüge, daß ich mich der grausamen Heimsuchung, von einem französischen Barbier abgeschabt zu werden, fügte und sie durchmachte. Thränen des ausgesuchtesten Schmerzes liefen mir dann und wann über die Backen, aber ich überlebte es. Dann hielt mir der angehende Meuchelmörder ein Becken mit Wasser unter's Kinn und platschte den Inhalt desselben mir über mein Gesicht und in meinen Busen und hinten über den Nacken hinunter, indem er schändlicherweise that, als wolle er mir die Seife und das Blut abspülen. Er trocknete mir das Gesicht mit einem Handtuche ab und war im Begriffe, mir die Haare zu kämmen. Ich bat aber um Entschuldigung. Ich sagte mit vernichtender Ironie, es wäre genug, geschunden zu sein, und ich müßte ablehnen, auch noch skalpirt zu werden. — Ich ging mit dem Taschentuch vor dem Gesicht fort von da, und nimmer, nimmer wieder wünschte ich mir von den palastartigen Barbierstuben der Pariser zu träumen."

In ähnlicher Weise wird der Reisende über verschiedene andere Dinge, über Billards, Gasthöfe, Grisetten und dgl. enttäuscht und immer berichtet er uns darüber mit köstlicher Laune. So zum Beispiel in der Geschichte, wo die Arglosen ihren Führer kennen lernen.

„Ich erwartete mir einen Führer Namens Henri de Montmorency oder Armand de la Chartreuse oder sonst etwas, das in den Briefen an die Kleinstädter zu Hause großartig klingen würde; aber sich einen Franzosen mit dem

Namen Billsinger denken zu sollen — das ging durchaus nicht an. Wir mußten ihn umtaufen. Der Doctor rieth: Alexis du Caulaincourt. Ich schlug vor: Alphonse Henri Gustave du Hauteville. — Nennt ihn Ferguson, sagte Dan. Das war praktischer, unromantischer Menschenverstand, und so nannten wir ihn dann Ferguson. Wir fuhren zum Frühstück. Wie sich's gehörte, stellte Herr Ferguson sich neben uns, um unsere Bestellungen zu vermitteln und Fragen zu beantworten. Bald bemerkte er wie zufällig, daß er hingehen und sein Frühstück einnehmen wolle, wenn wir mit dem unsrigen fertig wären. Er wußte, daß wir ohne ihn nicht fortkommen konnten, und daß wir uns nicht herumtreiben und auf ihn warten wollten. Wir baten ihn, sich hinzusetzen und mit uns zu essen. Er bat mit vielen Bücklingen, ihn zu entschuldigen. Es passe sich nicht, sagte er. Er wolle sich lieber an einen andern Tisch setzen. Wir befahlen ihm peremptorisch, sich zu uns zu setzen. — Hier endete die erste Lection. Es war ein Mißgriff. — So lange wir nach diesem Vorfall diesen Kerl hatten, war er immer hungrig, immer durstig. Er kam zeitig und blieb bis spät. Er konnte bei keinem Restaurant vorüber gehen, er blickte auf jedes Weinhaus mit dem Auge eines Blutegels. Vorschläge, Halt zu machen, Entschuldigungen, daß er essen und trinken müsse, waren ewig auf seinen Lippen. Wir versuchten alles Mögliche, ihn so voll zu füllen, daß er für vierzehn Tage keinen Platz übrig hätte, aber es mißlang. Er hatte nicht Tonnengehalt genug, um das Nagen seines übermenschlichen Appetits stillen zu können.

Er hatte noch eine Unart an sich. Er wollte immer etwas kaufen. Unter den seichtesten Vorwänden drängte er uns in Hemdenläden, Stiefelläden, Handschuhläden, Schneiderläden, überall hin unter dem weiten Himmelsgewölbe, wo Aussicht vorhanden war, daß wir etwas kaufen würden. Jedermann hätte errathen können, daß die Ladeninhaber ihm einen Procentsatz von ihren Verkäufen zahlte; aber in unserer gesegneten Harmlosigkeit ahnten wir das nicht eher, als bis dieser Zug in seinem Benehmen unausstehlich hervortrat. Eines Tages äußerte Dan zufällig, daß er drei oder vier seidne Kleider zu Geschenken zu kaufen gedenke. Augenblicklich heftete sich Ferguson's hungriges Auge auf ihn. Nach Verlauf von zwanzig Minuten hielt der Wagen. — Was ist das? — Das ist das feinste Seidenlager in Paris, das berühmteste. — Weshalb sind Sie hierher gefahren? Wir sagten Ihnen doch, Sie sollten uns nach dem Palast des Louvre bringen. — Ick dackt, der Err wünschte seidne Stoffe ßu kaufen. — Man verlangt von Ihnen nicht, daß Sie für die Gesellschaft denken sollen, Ferguson. Wir wünschen Ihre Thatkraft nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen. Wir wollen etwas von der Last und Hitze des Tages selbst tragen. Wir wollen versuchen, das Denken selbst zu besorgen, das wirklich nothwendig ist. — Weiter fahren! sagte der Doctor.

— Binnen fünfzehn Minuten machte der Wagen wieder Halt und zwar vor einem zweiten Seidenwaarenlager. — Der Doctor sagte: Ah, der Palast des Louvre! Schönes, wunderschönes Gebäude! Wohnt der Kaiser Napoleon jetzt hier, Ferguson? — Ach, Doctor, Sie spaßen, dies ist nickt der Palast. Wir kommen gleick hin. Aber da wir gerade bei diese Laden vorbeifahren, wo so schöne Seidenwaaren sind — Ah, ich sehe, ich sehe. Ich meinte doch, ich hätte Ihnen gesagt, daß wir heute keine Seidenstoffe zu kaufen wünschen. Aber in meiner Geistesabwesenheit vergaß ich's. Ich meinte auch, ich hätte Ihnen bemerkt, daß wir geraden Wegs nach dem Louvre zu gehen wünschten. Aber ich vergaß das gleichfalls. Indeß, wir wollen jetzt dahin gehen. Entschuldigen Sie meine anscheinende Nachlässigkeit. Weiterfahren! — Noch war keine halbe Stunde verflossen, als wir abermals Halt machten — wieder vor einem Seidenwaarengeschäft. Wir waren verdrießlich, nur der Doctor war immer heiter und von sanfter Stimme: Endlich! Wie imposant der Louvre ist, und doch wie klein! Wie trefflich gestaltet, wie reizend gelegen! Ehrwürdiger, hochehrwürdiger Bau! — Pardon, Doctor, das ist nicht der Louvre — es ist — Was ist denn? — Ich hatte die Idee — es fiel mir in diesem Augenblicke ein, daß die Seide in diesem Magazin — Ferguson, wie unachtsam ich doch bin. Ich hatte entschieden die Absicht, Ihnen zu sagen, daß wir heute durchaus keine Seide zu kaufen geneigt sind, und ich beabsichtige ferner, Ihnen mitzutheilen, daß wir darauf brennten, unverzüglich nach dem Palast des Louvre zu gehen. Da wir uns aber des Glückes erfreuten, zu sehen, wie Sie diesen Morgen vier Frühstücke verschlangen, so hat mich das mit so vergnüglichen Empfindungen erfüllt, daß ich die gewöhnlichsten Interessen des Tages vergessen habe. Jetzt wollen wir nach dem Louvre, Ferguson. — Aber, Doctor, sagte Ferguson aufgeregt, es wird ja keine Minute kosten — nicht mehr als eine kleine Minute — die Erren brauchen ja nix ßu kaufen, wenn sie nicht wünschen, sondern nur die Seide ansehen — das schöne Fabrikat ansehen. Dann fügte er flehentlich hinzu: Mein Err, nur einen kleinen Augenblick. — Dan sagte: Zur Hölle mit dem Dummkopf. Ich wünsche heute durchaus keine Seidenstoffe zu sehen. Ich werde nicht einen Blick darauf thun. Weiterfahren! — Und der Doctor fügte hinzu: Wir brauchen heute keine Seidenstoffe, Ferguson. Unsere Herzen sehnen sich nach dem Louvre. Lassen Sie uns weiterfahren. — Aber, Doctor, es ist ja nur ein Augenblick — ein kleiner Augenblick. Und die Szeit wird nickt verloren — gar nickt verloren, weil es jetzt nix mehr ßu sehen giebt — es ist ßu spät. Es fehlen noch ßehn Minuten an vier, und der Louvre wird um vier Uhr geschlossen. — Nur einen kleinen Augenblick, Doctor. Der verrätherische Hallunke! Uns nach vier Frühstücken und einer Gallone Champagner mit einem solchen faulen Streiche aufzuwarten! Wir hatten diesen Tag von den zahllosen Kunstschätzen des Louvre nichts zu sehen

bekommen, und unsere einzige kümmerliche kleine Genugthuung bestand in dem Gedanken, daß Ferguson uns nicht ein ein einziges seidnes Kleid verkauft hatte."

Im nächsten Kapitel wird u. A. sehr ergötzlich die Empfindsamkeit Lamartines verspottet, die über Abälard und Heloïse solche Katarakte von Thränen vergossen hat. Dann spüren die Reisenden verschiedene Sorten von Ladenschwindel auf, zum Beispiel folgenden:

„Häufig sehen wir ein Schild, welches besagte: Alle Arten amerikanischer Getränke werden hier kunstgerecht zubereitet. Wir verschafften uns die Dienste eines in der Nomenclatur des amerikanischen Schenktisches bewanderten Herrn und rückten den Arbeiten eines dieser Betrüger auf den Leib. Ein weißbeschürzter Franzose voller Bücklinge tänzelte auf uns zu und sagte: Que voulez les Messieurs? Ich weiß nicht, was das heißt, aber so lautete seine Bemerkung. — Unser General sagte: Wir wollen einen Whiskey-Straight haben. — Der Franzose machte große Augen. — Gut, wenn Sie nicht wissen, was das ist, so geben Sie uns einen Champagner-Cocktail. — Große Augen und Achselzucken. — Nun, dann lassen Sie uns einen Sherry-Cobbler haben. — Der Franzmann war matt gesetzt. Das war Alles Griechisch für ihn. — Nun, dann einen Brandy-Smash her! — Der Franzose begann sich zurückzuziehen, ängstlich geworden durch die ominös starke Betonung des letzten Befehles; er zuckte die Achseln und breitete die Hände aus, wie wenn er sich entschuldigen wollte. Der General folgte ihm und gewann einen vollständigen Sieg. Der unerzogene Fremdling konnte uns nicht einmal einen Santa-Cruz-Punsch, einen Eye-Opemer, einen Stone-Fence oder ein Earthquake liefern. Es war klar, es war ein ruchloser Betrüger."

Im folgenden Abschnitte sehen wir die Arglosen in Genua und dann in Mailand. Wir können die vielen hübschen Bemerkungen, komischen Situationen und saubern Carricaturen, die sich auch in diesem Capitel finden, nicht alle nennen, geschweige denn ganz mittheilen. Wir begnügen uns, die Verspottung gewisser Kunstfreunde theilweise abzudrucken, zu welcher Leonardo's berühmtes Abendmahl unserm Humoristen Gelegenheit giebt. Dieses Bild ist bekanntlich arg von der Zeit mitgenommen, nach allen Richtungen hin zerstoßen und bekritzelt und mit Rissen und Flecken bedeckt; die Farben der Gewänder sind erblichen, die Gesichter haben sich zum Theil geschält, und fast aller Ausdruck ist von ihnen verschwunden, das Haar ist ein nichts sagender Klex auf der Wand; und es ist kein Leben in den Augen. Nun aber kommen von allen Welttheilen Leute hierher und rühmen das Meisterwerk. Mark Twain sagt von diesen Enthusiasten:

„Wie verzückt stehen sie da mit verhaltenem Athem und geöffneten Lippen und wenn sie sprechen, geschieht es nur in den hastigen Ausrufen einer hin-

gerissenen Seele: O! Wundervoll! — Welch ein Ausdruck! — Welche Anmuth in der Haltung! — Welche Würde! — Welche fehlerfreie Zeichnung! — Welch eine beispiellose Farbenpracht! — Wie viel Gefühl! — Was für eine Erhabenheit der Auffassung! — Was für eine zarte Pinselführung! Ich beneide diese Leute um ihre aufrichtige Bewunderung, wenn sie aufrichtig ist, um ihr Entzücken, wenn sie Entzücken empfinden. Ich hege keinerlei Animosität gegen irgend einen von ihnen. Aber doch will sich mir der Gedanke aufdrängen: wie können sie sehen, was nicht sichtbar ist? Was würde man von jemand denken, der eine verschrumpfte, blinde, zahnlose, pockennarbige Kleopatra ansähe und sagte: Welche beispiellose Schönheit! Wie viel Seele! Wie viel Ausdruck! Was würde man von jemand meinen, der auf einen trüben nebligen Sonnenuntergang hinblickte und ausriefe: Was für ein erhabener Anblick! Wie ergreifend! Welch eine reiche Farbenpracht! Was würde man von einem Menschen halten, der auf eine Wüste mit Baumstämmen hinstarrte und sagte: O meine Seele, mein klopfendes Herz, was ist das für ein edler Wald! — Man würde denken, daß diese Leute doch ein erstaunliches Talent hätten, Dinge zu sehen, die bereits dahin gegangen sind. Das war's denn auch, was ich dachte, als ich vor dem Abendmahle stand und Leute Wunder, Schönheiten und Vollkommenheiten begeisterungsvoll anreden hörte, die aus dem Bilde schon hundert Jahre vor ihrer Geburt entwichen waren. Wir können uns die Schönheit vorstellen, die einst in einem jetzt bejahrten Gesichte lag, wir können uns den Wald denken, wenn wir die Stümpfe sehen, aber es ist absolut unmöglich, daß wir diese Dinge sehen, wenn sie nicht da sind. Ich glaube gern, daß das Auge eines geübten Künstlers auf dem Abendmahle ruhen und ein Lustre wiederaufleuchten lassen kann, wo nur noch eine Andeutung davon übrig ist, daß es eine Farbe, die verblichen ist, ergänzen, einen Ausdruck, der verschwunden ist, wiederherstellen, daß es an der nachgedunkelten Leinwand flicken, färben und hinzufügen kann, bis zuletzt ihre Figuren glühend von dem Leben, der Empfindung, der Frische, ja von all der edlen Schönheit vor ihm stehen, die ihnen eigen war, als sie zuerst aus der Hand des Meisters hervorgingen. Ich meinestheils kann solche Wunder nicht zu Stande bringen. Können es jene andern nicht inspirirten Beschauer, oder leben sie nur in der glücklichen Einbildung, daß sie es können? — Nachdem ich so viel über das Abendmahl gelesen, bin ich überzeugt, daß es einmal ein Wunder der Kunst gewesen ist. Aber das war vor dreihundert Jahren.

Es ärgert mich, wenn ich Leute so geläufig von Empfindung, Ausdruck, Ton und jenen andern leicht erworbenen und nichtssagenden technischen Ausdrücken der Künstler schwatzen höre, mit denen in Unterhaltungen über Gemälde so viel Staat gemacht wird. Unter fünfundsiebzighundert Menschen

giebt es nicht einen, der sagen könnte, was ein gemaltes Gesicht ausdrücken soll. Unter fünfhunderten ist nicht einer, der in einen Gerichtshof gehen und sicher sein kann, daß er nicht einen harmlosen Geschwornen irrthümlich für den schwarzherzigen Meuchelmörder ansieht, welcher abgeurtheilt werden soll. Und doch reden solche Leute von „Charakter" und nehmen sich heraus, den „Ausdruck" auf Gemälden zu deuten. Es giebt eine alte Geschichte, daß Mathews, der alte Schauspieler, einst die Fähigkeit des menschlichen Gesichts lobte, die in der Brust verborgenen Leidenschaften und Gefühle auszudrücken. Er sagte, das Gesicht könnte das, was im Herzen vorginge, deutlicher offenbaren als die Zunge. — Beobachten Sie einmal mein Gesicht, sagte er, was drückt es aus? — Verzweifelung. — Bah, es drückt friedensvolle Ergebung aus. — Was drückt aber dieses aus? — Wuth. — Dummes Zeug, es meint Schrecken. — Dies? Albernheit. — Narr, es ist verhaltene Wildheit. Und nun dieses? — Freude. — O zur Hölle mit Ihnen! Jeder Esel kann ja sagen, daß es Wahnwitz bedeutet.

Ausdruck! Gewisse Leute geben kaltblütig vor, ihn herauszulesen, die sich für anmaßend halten würden, wenn sie thäten, als ob sie die Hieroglyphen auf den Obelisken von Luxor deuten könnten, und doch sind sie zu dem Einen ganz ebenso befugt wie zu dem Andern. Ich habe zwei sehr intelligente Kritiker im Laufe der letzten paar Tage über Murillo's Unbefleckte Empfängniß — jetzt im Museum von Sevilla — sprechen hören. Der eine sagte: O das Angesicht der Jungfrau ist voll von der Verzückung einer Wonne, die vollkommen ist, die auf Erden nichts mehr zu wünschen läßt. Der andere sagte: Ah, dieses wunderbare Gesicht ist so demüthig, so hingebend, es sagt so deutlich, wie Worte es sagen können: Ich fürchte mich, ich zittere, ich bin unwürdig, aber dein Wille geschehe, sei eine Stütze für deine Magd."

Wir können hier den Verfasser noch ergänzen. Unendlich verschieden ist von den verschiedenen Kunstkritikern der Ausdruck der Niobe aufgefaßt worden, deren Original bekanntlich in Florenz zu sehen ist. Während einige derselben, wie Ramdohr, starre Furcht, entseelte Angst, den Uebergang zu ohnmächtig schlaffer Verzweifelung wahrnehmen, andere, wie Schlegel, ihr Gesicht als „in Thränen schwimmend voll Betrübniß und Angst" bezeichnen, spricht Feuerbach in seinem Vaticanischen Apoll einen ganz entgegengesetzten Eindruck aus. „Auf die ruhige kalte Maske ihres Hauptes ist die schreckliche Gewißheit geprägt, daß die Rache des Himmels nun gesühnt ist. Für keins ihrer Kinder ist die Mutter mehr vorhanden, wie keins ihrer Kinder mehr für sie. Ihr Schirmen des Jüngsten ist nur bewußtlose Nöthigung der Natur, sie selbst mit ihrem emporgerichteten Haupte die schweigende, versteinerte Niobe des Aeschylus, die durchgeführte tragische Maske." Nach Welcker führt sie uns zu gleicher Zeit den Ausbruch der Thränen, die nie versiegen sollen, die

thätige großherzige Mutterhülfe, die dem Erstarren nicht wehren, doch nicht zum Unterliegen kommen lassen kann, vor die Seele." Endlich meint ein bayerischer Phidias, der Bildhauer Wagner, allen Ernstes: „Könnte man nicht ebensowohl glauben, die Gruppe stelle eine Mutter vor, die mit ihren Kindern giftige Erdschwämme genossen, deren schädliche Wirkung sie bereits empfinden?" Die Niobe hat also nach diesem naiven Beschauer nur — Leibschneiden.

Wir besuchen nun mit unserm Humoristen, stets ergötzlich von ihm unterhalten, zunächst den Comer See, dann Venedig, Florenz, Pisa und Livorno, darauf Rom und zuletzt Neapel und Pompeji. Allerliebst ist die Stelle, wo der Verfasser einen Römer aus der Campagna auf Reisen gehen, nach Amerika kommen und dann den Landsleuten daheim von seinen Beobachtungen Bericht erstatten läßt. Es heißt da.

„Was gewährt die edelste Freude? Das Bewußtsein, etwas entdeckt zu haben, zu wissen, daß man geht, wo noch kein Anderer gegangen, daß man sieht, was noch kein Anderer gesehen. Was giebt es für mich in Rom zu sehen, was nicht Andere vor mir schon gesehen haben? Was kann ich entdecken? Nichts, auch gar nichts. Ein Reiz des Reisens stirbt hier. Ach wenn ich nur ein Römer wäre! Wenn ich zu meinem eignen Päckchen davon noch mit der Trägheit, dem Aberglauben und der grenzenlosen Unwissenheit des modernen Römers begabt werden könnte, was für sinnbethörende Welten voll unvermutheter Wunder würde ich entdecken! Ach wenn ich nur ein Bewohner der Campagna, fünfundzwanzig Meilen von Rom, wäre, dann wollt' ich reisen. Ich würde nach Amerika gehen und sehen und lernen und nach der Campagna zurückkehren und als ein ruhmreicher Entdecker vor meine Landsleute hintreten. Ich würde sagen:

Ich sah dort ein Land, welches keine Mutter Kirche hat, die es überschattet, und doch überlebt es das Volk. Ich sah eine Regierung, die nicht von ausländischen Soldaten beschützt wird und zwar mit größeren Kosten, als die Führung der Regierung selbst beträgt. Ich sah gemeine Männer und gemeine Weiber, die lesen und schreiben konnten, ich sah sogar kleine Kinder von geringen Landleuten in Büchern lesen. Wenn ich zu denken wagte, ihr würdet's mir glauben, so würde ich sagen, sie könnten auch schreiben. In den Städten sah ich die Leute ein deliciöses Getränk trinken, das aus Kreide und Wasser gemacht war, aber nicht ein einzig Mal sah ich durch ihren Broadway, durch ihre Pensylvania-Avenue oder ihre Montgomerystreet Ziegen treiben und vor den Thüren der Häuser gemolken werden. Ich sah selbst in den Häusern der geringsten Leute wirkliche Glasfenster. Einige der Häuser sind nicht von Stein noch von Ziegeln, ich schwöre feierlich, daß sie von Holz gemacht sind. Häuser fangen dort bisweilen Feuer und brennen — ja brennen mitunter ganz nieder und lassen nicht eine einzige Spur zurück. Ich

könnte das noch auf meinem Todtenbette als Wahrheit behaupten, und als Beweis, daß der Fall nicht selten vorkommt, theile ich mit, daß sie da ein Ding, Feuerspritze genannt, haben, welches große Ströme von Wasser ausspeit und Tag und Nacht bereit gehalten wird, um nach Häusern eilen zu können, die brennen. Ihr würdet nun meinen, eine Spritze wäre genügend, aber manche große Städte haben ihrer hundert, sie halten gemiethete Leute und bezahlen sie monateweise, damit sie nichts weiter thun als Feuer löschen. Für eine gewisse Summe würden andere Leute auch versichern, daß euer Haus nicht niederbrennte, und wenn es doch niederbrennte, würden sie euch dafür bezahlen. Es giebt dort hunderte und tausende von Schulen, und jedermann kann hinein gehen und lernen, klug zu sein wie ein Pfaffe. Wenn in diesem wunderlichen Lande ein reicher Mann als Sünder stirbt, so wird er verdammt, er kann sich die Seligkeit nicht mit Bezahlung für Messen erkaufen. Es hat dort wirklich nicht viel Nutzen, reich zu sein. Nicht viel Nutzen, was die jenseitige Welt angeht, aber viel, sehr viel Nutzen, was die diesseitige betrifft, weil dort ein Mann, wenn er reich ist, sehr hoch geehrt wird und Gesetzgeber, Gouverneur, General, Senator werden kann, gleichviel was für ein dummer Esel er ist, ganz wie in unserm geliebten Italien die Adeligen alle hohen Stellen innehaben, obwohl sie zuweilen geborne adelige Einfaltspinsel sind. Dort geben sie einem Menschen, wenn er reich ist, kostbare Geschenke, bitten ihn zu Schmäusen, laden ihn ein, zusammengesetzte Getränke zu trinken; ist er aber arm und verschuldet, so fordern sie ihn zu dem auf, was sie Blechen nennen. Die Weiber legen jeden Tag verschiedene Kleider an. Der Anzug ist gewöhnlich von feinem Stoff, aber von abgeschmackter Form. Schnitt und Mode desselben ändern sich in hundert Jahren zwei Mal, und befürchtete ich nicht, ein maßloser Verdreher der Thatsachen genannt zu werden, so würde ich sagen, sie änderten sich sogar noch häufiger. Haar wächst auf den Köpfen der amerikanischen Weiber nicht, es wird von geschickten Arbeitern in den Läden für sie angefertigt und in Aergerniß gebende und gottlose Formen gelockt und gekräuselt. Manche Leute tragen Augen von Glas auf der Nase oder an einer Schnur vor der Brust, durch welche sie vielleicht ganz bequem sehen, weil sie sich ihrer sonst nicht bedienen würden, und in dem Munde einiger von ihnen befinden sich Zähne, die von ruchloser Menschenhand gemacht sind. Der Anzug der Männer ist lächerlich komisch: sie tragen für gewöhnlich keine Flinte, auch keine zugespitzte Stange, sie tragen keinen weiten grüngefütterten Mantel, keinen spitzen schwarzen Filzhut, keine bis an die Knie reichenden Ledergamaschen, keine Kniehosen von Ziegenleder, an denen die rauhe Seite nach außen gekehrt ist, keine plumpen mit dicken Nägeln beschlagenen Schuhe und keine ungeheuren Sporen. Sie tragen einen kugelförmigen Hut, Ofenrohr genannt, einen Rock vom dunkelsten

Schwarz, ein Hemd, welches jeden Schmutzfleck so leicht sehen läßt, daß sie es jeden Monat wechseln müssen, was sehr unbequem ist, ferner Dinger, die Pantalons heißen und von Hosenträgern festgehalten werden, und an ihren Füßen tragen sie Stiefeln, die lächerlich von Gestalt und gar nicht haltbar sind. Und doch lachten diese phantastisch gekleideten Leute über meine Tracht. In jenem Lande sind Bücher etwas so Gewöhnliches, daß es wirklich gar nichts Curioses ist, eins zu sehen. Dasselbe gilt von den Zeitungen. Sie haben eine große Maschine, die solche Dinger jede Stunde zu Tausenden druckt.

Ich sah dort gemeine Leute — Leute, die weder Priester noch Fürsten waren — und die trotzdem vollkommen freie Eigenthümer des Landes waren, welches sie bearbeiteten. Es war nicht erpachtet von der Kirche oder von den Adeligen. Ich bin bereit, das mit einem körperlichen Eide zu bekräftigen. In diesem Lande könnt ihr drei Mal hintereinander aus einem Fenster im dritten Stock fallen, ohne einen Pfaffen oder einen Soldaten zu zerquetschen. Die Seltenheit dieser Leute ist ganz erstaunlich. In den Städten würdet ihr auf zwölf Civilpersonen nur einen Soldaten und auf ebensoviele nur einen Priester oder Prediger zu sehen bekommen. Die Juden werden dort ganz wie menschliche Wesen, nicht wie Hunde behandelt. Sie können jedes Geschäft betreiben, das ihnen beliebt, sie dürfen funkelnagelneue Waaren verkaufen, wenn sie Lust dazu haben, sie dürfen Apotheken halten und unter Christen als Aerzte wirken, sich mit ihnen associiren, sich sogar — ihr könnt mir's glauben, ich schwör' es bei der Jungfrau — mit ihnen verheirathen, wie wir uns verheirathen. Man schließt sie nicht in einen schmutzigen Winkel der Stadt ein. Sie können vielmehr da wohnen, wo es ihnen am besten gefällt, man behauptet sogar, sie hätten das Recht, sich Land und Häuser zu kaufen und sich als Besitzer zu geriren, obwohl ich das bezweifle. Sie müssen niemals nackt mit Eseln durch die öffentlichen Straßen Wettläufe anstellen, um dem Volke zu Carnevalszeiten einen Spaß zu machen. Niemals sind sie dort von Soldaten jeden Sonntag in eine Kirche getrieben worden, um sich selbst und ihre Religion verfluchen zu hören. In diesem wunderlichen Lande erlaubt man heutzutage einem Juden, bei öffentlichen Abstimmungen mit zu votiren, ein Amt zu bekleiden, ja eine Rednerbühne auf öffentlichem Markte zu besteigen und seine Meinung über die Regierung auszusprechen, wenn diese Regierung ihm nicht zusagt.

Ach, es ist seltsam! Die gemeinen Leute da wissen sehr viel, sie haben sogar die Dreistigkeit, zu klagen, wenn sie nicht gehörig regiert werden, und sich des Staatsruders zu bemächtigen und selber an demselben mitzuhelfen. Wenn sie Gesetze wie die unsern hätten, welche von jeden drei Thalern, die eine Ernte ihnen bringt, einem der Regierung als Steuer zusprechen, so würden sie diese Gesetze ändern lassen. Statt von jeden hundert Thalern, die sie ein-

nehmen, dreiunddreißig in Steuern zu bezahlen, klagen sie, wenn sie sieben zu entrichten haben. Es sind wunderliche Menschen. Sie wissen gar nicht, wie gut es ihnen geht. Bettelnde Priester treiben sich nicht unter ihnen herum mit Körben, in die sie für die Kirche sammeln, und essen ihnen nicht das liebe Brot vor dem Munde weg. Kaum jemals sieht man einen Geistlichen, der barfuß, einen Korb am Arme, herumzieht und um Lebensmittel bittet. In jenem Lande sind die Prediger nicht wie unsre Bettelmönche — sie besitzen zwei oder drei Anzüge, und sie waschen sich bisweilen.

In jenem Lande sind die Berge weit höher als das Albanergebirge, und die großmächtig sich erstreckende römische Campagna, hundert Meilen lang und ganze vierzig breit, ist wirklich klein, wenn man sie mit den Vereinigten Staaten von Amerika vergleicht. Der Tiber, unser berühmter Fluß, der seinen gewaltigen Lauf fast zweihundert Meilen ausdehnt, und über welchen ein Junge kaum einen Stein nach Rom werfen kann, ist nicht so lang noch auch so breit wie der amerikanische Mississippi oder der Ohio oder auch nur der Hudson. In Amerika sind die Leute unbedingt klüger und wissen viel mehr als ihre Großväter. Sie pflügen nicht mit einem zugespitzten Stocke oder einem dreieckigen Holzklotze, der nur die Oberfläche des Bodens ritzt. Wir thun das, weil es unsre Väter vermuthlich vor dreitausend Jahren so machten. Aber diese Leute haben keine fromme Hochachtung vor ihren Vorfahren. Sie pflügen mit einem Pfluge, der eine scharfe, gekrümmte Eisenklinge ist. Er schneidet ganze fünf Zoll in die Erde hinein. Und das ist noch nicht Alles. Sie mähen ihr Getreide mit einer gräßlichen Maschine, die ganze Felder in einem Tage abschneidet. Wenn ich mir's getraute, so wollte ich sagen, daß sie sich bisweilen eines höllischen Pflugs bedienen, der mit Feuer und Dampf arbeitet und einen ganzen Morgen in einer einzigen Stunde aufreißt. — Aber — aber — ich sehe an euren Mienen, daß ihr die Dinge, die ich euch erzähle, nicht glaubt. Ach, mein guter Ruf ist zu Grunde gerichtet, und ich bin gebrandmarkt als ein Mensch, der Unwahrheiten redet."

Wir schließen die Reihe unsrer Proben, indem wir einen Theil der komischen Einfälle mittheilen, die unser Autor vor dem Colosseum entwickelt.

„In Amerika machen wir Verbrecher zugleich nützlich, indem wir sie für ihre Verbrechen bestrafen. Wir vermiethen sie zu Farmersknechten und zwingen sie, dem Staate durch Anfertigung von Fässern und Straßenbau Geld zu verdienen. So verbinden wir das Geschäft mit der Vergeltung, und Alles ist in schönster Ordnung. Aber im Alterthum verbanden sie die religiöse Pflicht mit dem Vergnügen. Da es nothwendig war, die neue Secte, die sich Christen nannte, auszurotten, so hielt das Volk es für klug, diese Arbeit zugleich das Publicum unterhalten zu lassen. Als Zugabe zu den Gladiatorenkämpfen und andern Schaustellungen warf man zuweilen Mitglieder

jener Secte in die Arena des Colosseums und ließ wilde Thiere gegen sie los. Siebzigtausend Christen sollen an dieser Stelle den Märtyrertod erlitten haben."

„Vor achtzehnhundert Jahren war dieses Colosseum das Theater Roms, und Rom beherrschte die Welt. Der Mann nach der Mode, der nicht so beiläufig mitunter etwas wie „meine Privatloge im Colosseum" fallen lassen konnte, konnte sich nicht in den ersten Kreisen bewegen. Wenn der Besitzer eines Kleiderladens den Krämer an der Ecke vor Neid bersten sehen wollte, kaufte er sich Plätze in der ersten Reihe und ließ die Sache bekannt werden. Wenn der unwiderstehliche Schnittwaaren-Ladenjüngling, nach dem ihm angeborenen Instinct, unglücklich zu machen und Herzen zu brechen wünschte, so schwang er sich zu rücksichtsloser Verachtung der Kosten auf und führte die junge Dame eines Andern in's Colosseum, wo er sie in den Zwischenacten mit Eiscrême fütterte und zu ihrer Erbauung die Märtyrer in ihren Käfigen mit seinem Fischbeinstöckchen aufkitzelte."

Mark Twain findet unter dem Schutt des Colosseums den einzigen noch existirenden Theaterzettel dieses Etablissements. Er riecht nach Pfeffermünzkügelchen, und am Rande befindet sich von Damenhand geschrieben in gewähltem Latein die Einladung zu einem Stelldichein. Der Zettel selbst kündigt „noch nie dagewesene, höchst anziehende" Dinge an: neun Löwen und neun Gladiatoren, darunter den berühmten Valerian, einen Kampf auf krumme Säbel, ein „großartiges moralisches Gefecht mit Streitäxten", das „Wunderkind Achilles, das, nur mit einem kleinen Speere bewaffnet, vier junge Tiger bekämpfen wird". Das Ganze schließt mit „einem keuschen und eleganten allgemeinen Abschlachten, in welchem dreizehn afrikanische Löwen und zweiundzwanzig gefangene Barbaren mit einander kämpfen werden, bis alle umgebracht sind".

Auch wie das abgelaufen, erfahren wir, und zwar durch ein Exemplar der „Täglichen Römischen Streitaxt", welches der glückliche Reisende bestaubt und verstümmelt ebenfalls im Schutt der Arena findet. In der betreffenden Recension heißt es, nachdem berichtet worden, daß der Kaiser Aurelius, sowie eine große Anzahl Herren und Damen der vornehmen Welt der Vorstellung beigewohnt, und nachdem der neuen Ausstattung des Theaters gedacht ist:

„Die Vorstellung, welche den letzten Abend eröffnete — der Säbelkampf zwischen zwei jungen Kunstliebhabern und einem berühmten parthischen Gladiator — war sehr schön. Der ältere der beiden jungen Herrn handhabte seine Waffe mit einer Anmuth, die den Besitz eines außerordentlichen Talents kennzeichnete. Seine Finte, mit der er zustieß, um sofort einen glücklich gezielten Hieb zu thun, der dem Parther den Helm herunter schlug, wurde

mit herzlichem Beifall aufgenommen. Er verstand sich nicht recht auf den Hieb mit verkehrter Hand, aber es that seinen zahlreichen Freunden wohl, zu erkennen, daß er mit der Zeit über diesen Mangel hinwegkommen würde. Er wurde indeß getödtet. Seine Schwestern, die zugegen waren, drückten beträchtliche Betrübniß aus. Der andere junge Mann setzte den Kampf mit solchem Feuer fort, daß begeisterte Beifallsrufe losbrachen.

Als er zuletzt entseelt zusammenbrach, lief seine betagte Mutter kreischend, mit aufgelösten Haaren und von Thränen strömenden Augen umher und fiel in Ohnmacht, gerade als ihre Hände das Geländer der Arena erfaßten. Sie wurde sofort von der Polizei weggebracht. Unter diesen Umständen war das Betragen der Frau vielleicht verzeihlich; aber wir möchten doch zu bedenken geben, daß solche Auftritte gegen das Decorum verstoßen, welches während der Vorstellungen gewahrt bleiben sollte. Der Parther focht tapfer und geschickt. Seine Frau und seine Kinder waren da, um seine Arme mit der Liebe zu ihnen zu stählen und ihn an die alte Heimath zu erinnern, die er wiedersehen sollte, wenn er die Oberhand behielt. Als sein zweiter Angreifer fiel, drückte das Weib die Kinder an die Brust und weinte vor Freude. Aber es war nur ein vorübergehendes Glück. Der Gefangne taumelte auf sie zu, und sie sah, daß er tödtlich verwundet war. So schloß der erste Act in einer Weise, die höchlich zufrieden stellte. Der Director wurde vor den Vorhang gerufen und sprach seinen Dank für die ihm widerfahrene Ehre in einer Rede aus, die voll Witz und Humor war und mit der Hoffnung schloß, daß seine bescheidenen Versuche, heitere und lehrreiche Unterhaltung zu gewähren, auch ferner der Billigung des römischen Publikums begegnen würden.

Jetzt erschien der Stern des Abends, empfangen von lautschallendem Beifall und dem gleichzeitigen Wedeln von sechzigtausend Taschentüchern. Marcus Marcellus Valerian (sein Bühnenname, eigentlich heißt er Schmidt) ist ein prächtiges Beispiel physischer Ausbildung und ein Künstler von seltnem Verdienst. Seine Handhabung der Streitaxt ist wundervoll. Seine Heiterkeit und Spaßhaftigkeit sind unwiderstehlich in seinen komischen Rollen, und doch treten sie hinter der erhabnen Auffassung derjenigen zurück, in denen er das ernste Bereich der Tragödie betritt. Als seine Axt um die Köpfe der verblüfften Barbaren feurige Kreise beschrieb, genau im Takte mit seinem aufspringenden Körper und seinen vorwärts schnellenden Beinen, überließ sich die Zuschauermasse Ausbrüchen eines nicht zu bändigenden Lachens; aber als der Rücken seiner Axt dem Einen den Schädel einschlug und fast im selben Augenblick ihre Schneide den Körper des Andern entzwei spaltete, war das Geheul begeisterten Beifalls, welches das Haus erschütterte, die Anerkennung einer kritischen Versammlung, daß er Meister in der edelsten Abtheilung seines Berufes sei. Wenn er einen Fehler hat, so ist es der, daß er mitten in den

aufregendsten Momenten der Vorstellung Blicke nach den Zuschauern wirft, als ob er Bewunderung suchte. Daß er im Kampfe innehält, wenn ihm Blumensträuße zugeworfen werden, ist ebenfalls schlechter Geschmack .... Wir hoffen, unser junger Freund wird diese Bemerkungen gut aufnehmen: denn wir denken dabei lediglich an sein Bestes. Alle, welche uns kennen, wissen ja, daß wir, obwohl wir zu Zeiten streng gegen Tiger und Märtyrer sind, niemals absichtlich Gladiatoren beleidigen.

Das Wunderkind leistete Wunderdinge. Es überwand seine vier jungen Tiger mit Leichtigkeit und keiner andern Verletzung als dem Verlust eines Theils seiner Kopfhaut. Die allgemeine Abschlachtung wurde mit einer Treue in den Einzelnheiten dargestellt, welche den todten Theilnehmern daran die höchste Ehre macht.

Im Ganzen gereichten die Vorstellungen des letzten Abends nicht nur der Direktion, sondern auch der Stadt, welche diese gesunden und lehrreichen Unterhaltungen unterstützt und ermuthigt, zum Ruhme. Wir möchten nur andeuten, daß das Treiben ungezogener Jungen auf der Galerie, welche die Tiger durch Blasrohre mit Erbsen und Papierkugeln beschießen, Hui, Hui! rufen und ihren Beifall oder ihr Mißfallen durch Bemerkungen wie: Hurrah, Löwe! oder: Drauf, drauf, Gladiatorchen! — Hausknecht von einem Kerl! — Rede halten! — Mal um die Ecke spazieren! u. d. zu erkennen geben, in Gegenwart des Kaisers äußerst tadelnswerth ist und von der Polizei verhindert werden sollte ....

Heute Nachmittag ist eine Matinée für unsere Kinderchen zugesagt, bei welcher Gelegenheit verschiedene Märtyrer von Tigern verspeist werden. Die regelmäßigen Vorstellungen sollen bis auf weitere Mittheilung jeden Abend ihren Fortgang haben. Alle Abende Wechsel des Programms. Benefiz für Valerian Dienstag, den 29., wenn er noch am Leben ist."

Briefe aus Belgien.

Brüssel, im Juli.

Seit fast drei Wochen durchstreife ich Belgien, und mein Interesse wächst, je mehr ich mit den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen des Landes bekannt werde. Fast keins unserer Nachbarländer ist so wenig bekannt bei uns als dieses. Von den Touristenströmen, welche sich alljährlich nach allen Richtungen über unsere Grenzen ergießen, nehmen die wenigsten ihren Lauf nach Belgien, oder sie brausen mit Windeseile durch das Land, um Frankreich oder England

oder die Seebäder Ostende und Blankenberghe zu erreichen, welche vielfach von Deutschen frequentirt werden. Und doch bieten nicht nur die uralten Städte mit ihren herrlichen Kathedralen, Rathhäusern und Kaufhallen, mit ihren malerischen Giebelhäusern, sondern auch die frischgrünen üppigen Niederungen, in denen sie liegen, genug des Schönen und Bemerkenswerthen. Vielleicht ist ein Vorurtheil, welches ich oft daheim habe laut werden hören, schuld daran, daß Belgien so wenig bereist wird. Man glaubt allgemein, daß die Belgier nur wenig sympathisch sind, und daß man deshalb einer unfreundlichen Behandlung ausgesetzt ist u. s. w. Der Notenwechsel, welcher vor Kurzem zwischen Berlin und Brüssel stattgefunden hat, dürfte diese Ansicht in Deutschland noch mehr befestigt haben. Man darf aber nicht vergessen, daß Belgien ein zweisprachiges Land ist. Nur der meist gebirgige Süden ist von französisch sprechenden Wallonen bewohnt, das Tiefland im Norden und Westen, der überwiegend größere Theil gehört dem großen niederdeutschen Sprachgebiet an. Der ganze Typus seiner Bewohner, der Vlamen ist ein unverfälscht germanischer geblieben, der Gesammteindruck, den diese Gegenden auf mich gemacht haben, ist ein derartiger, daß ich kaum empfand im Auslande zu sein. Obgleich Flandern schon so lange vom Reich getrennt ist, hat sich das gesammte Leben und auch die Sprache wenig von dem des platten Nordens unseres Vaterlandes verschieden gestaltet. Zwar liest man in den größeren Städten wie Antwerpen, Gent, Mecheln und Brügge viel französische Firmen, und die höheren Stände bedienen sich meist dieser Sprache neben dem Vlamischen, welches von dem Landvolk und den Kleinbürgern ausschließlich gesprochen wird. Brüssel selbst ist eine überwiegend französische Stadt, eine französische Sprachinsel im vlamischen Gebiet. Die ungefähre Grenze der beiden Stämme läuft 3—4 Meilen südlich von Brüssel fast parallel mit dem 51. Breitenkreise. Unbegreiflich aber ist es, wie der $^3/_5$ der Gesammtbevölkerung ausmachende germanische Stamm, der noch dazu unstreitig der begabtere, in Kunst, Bodencultur und Handel leistungsfähigere ist, sich so von den Wallonen hat politisch unterdrücken lassen können. Das Factum aber ist unbestreitbar. Eine seit etwa zwanzig Jahren bestehende, in den letzten Jahren, namentlich seit der Entstehung des neuen deutschen Reiches sichtlich erstarkende Partei, nämlich die der vlamischen Bewegung kämpft mit aller Kraft gegen die Verwälschung an. Ohne irgendwie des belgischen Patriotismus zu ermangeln, richten die Anhänger dieser Partei ihre Blicke zu uns hinüber, von denen sie eine moralische Unterstützung hoffen und erwarten, und unsere Presse, welche bisher so wenig Notiz von dieser eminent deutschfreundlichen Bewegung genommen hat, darf sich für verpflichtet halten eine alte Schuld an die Stammesgenossen in Belgien abzuzahlen. Da bis jetzt bei uns so wenig von den Parteiverhältnissen Belgiens

die Rede gewesen ist, namentlich seitdem der Gegensatz des Liberalismus und Ultramontanismus alle anderen Gegensätze als secundär erscheinen läßt, so muß ich etwas weit ausholen, um darzulegen, wie das gegenwärtige Nationalitätsverhältniß entstanden ist.

Als sich 1830 Belgien durch die Revolution von Holland losriß, wurde den flandrischen Provinzen durch das Staatsgrundgesetz die volle Gleichberechtigung mit den wallonischen zugesichert. Da es aber damals den Vlamen an Kapacitäten fehlte, welche geeignet gewesen wären, diese verbrieften Rechte in der Praxis der Verwaltung und den Kammern aufrecht zu erhalten, so blieben sie leere Worte auf dem Papier. Man hätte glauben sollen, daß der deutsche Prinz, welcher auf den belgischen Thron berufen wurde, von dem Bestreben beseelt gewesen wäre, sich der echt germanischen Bevölkerung gegen die Unterdrückungen Seitens der Wallonen anzunehmen, zumal da er sonst ein edel denkender Mann war. Allein in Deutschland selbst war trotz der Größe der letzten Vergangenheit das Nationalgefühl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer gesunken. Eine miserable Reaction erstickte durch eine inquisitionsartige Verfolgung jede deutsch nationale Regung, jedes Hoffen und Streben nach deutscher Einheit. Wie hätte ein in solcher Atmosphäre aufgewachsener Prinz ein Herz für nationale Interessen mitbringen sollen. Und selbst wenn Leopold I. gesonnen gewesen wäre, das nationale Gefühl der Vlamen zu respectiren und zu schützen: die Wallonen waren im Besitz einer bei weitem überlegneren politischen Taktik und wußten sich in Verwaltung und Kammer gleich von vorn herein eine solche Majorität zu verschaffen, daß bei dem stark ausgeprägten Constitutionalismus des neuen Staates der Hof wohl mit ihnen gehen mußte. Seit mehreren Jahrhunderten hatten die Wallonen an jeder Regung und an jedem Fortschritt des französischen Geisteslebens participirt, und auf literarischem und publicistischem Gebiete besteht seit lange keine Grenze mehr zwischen beiden Ländern. Zwar haben die Wallonen darüber den letzten Rest ihrer nationalen Eigenartigkeit eingebüßt, aber es konnte nicht unterbleiben, daß sie dadurch wesentlich an politischer Reife gewannen und sich eine tactische Ueberlegenheit bei den Wahlen und in der Publicistik aneigneten, welche ihnen die völlige Hegemonie über die Vlamingen, fast könnte man sagen ein geistiges Spartiatenthum über die germanischen Periöken und Heloten sicherte. So wurde, so blieb das Französische ganz unberechtigt die eigentliche Landessprache. Allerdings war sie geeigneter und bequemer für den officiellen Gebrauch, als die literarisch weniger ausgebildete, an technischen Bezeichnungen ärmere vlamische Sprache. Die gebildeten Stände der Vlamen bedienen sich beider Sprachen mit derselben Leichtigkeit, während natürlich die Wallonen das vlamische ungleich schwerer lernen. Aber hatte man deshalb die Berechtigung, eine französische Fremdherrschaft in allen Zweigen der

Regierung, im Erziehungswesen, vor allem in der Rechtspflege, ja sogar in den Communalverwaltungen der alten flandrischen Städte durchzusetzen und auszuüben, welche in früheren Jahrhunderten ihre Nationalität mit so viel Entschlossenheit und Zähigkeit in blutigen Kämpfen gegen Spanier und Franzosen vertheidigt hatten?

Wir haben im 17. und 18. Jahrhundert an uns selbst genugsam erfahren, welch einen bestrickenden Einfluß die französische Literatur und französisches Wesen auszuüben im Stande sind. Wir haben uns siegreich losgerungen, aber es bedurfte eines gewaltigen geistigen Aufschwunges wie wir ihn in der zweiten Blütheperiode unserer Nationalliteratur haben erstehen sehen. Die Geistesthaten eines Lessing mußten erst das literarische, die Siege des großen Friedrich das militärische Prestige Frankreichs beseitigen und den doppelten Zauber lösen, der uns gefangen hielt. Kann man sich wundern, daß der französisch-wallonische Einfluß auf das vlamische Gebiet so groß geworden und geblieben ist, ist es nicht erklärlich, daß so viele selbst gebildete Vlamen ihrem Stamme den Rücken gewendet haben und ganz in das französische Lager übergegangen sind? Unstreitig haben hierbei noch andere mächtige Impulse mitgewirkt, vor Allem die ganz ultramontane Gesinnung des vlamischen Landvolkes, welche aber keineswegs von allen Angehörigen des Stammes getheilt wird. Die Partei der vlamischen Bewegung, welche ich im Folgenden noch genauer skizziren werde, ist durchaus liberal und in jeder Beziehung deutschfreundlich gesinnt. Aber die sprachliche Sonderstellung der Vlamen hat ebenfalls viel an den gegenwärtigen Zuständen schuld. In Folge seiner eigenartigen Fortentwickelung von der Schriftsprache unseres Volkes und selbst mehr und mehr von dem so nahe verwandten holländischen Idiom getrennt, konnte das Vlamische in seiner Isolirtheit unmöglich der auf geistigem Gebiete mit Frankreich völlig verwachsenen und gleichmäßig mit demselben fortgeschrittenen Literatur und Publicistik der Wallonen die Wage halten. Eine ganz verkehrte Ansicht aber und ein Unrecht zugleich wäre es, wenn man glauben wollte, der wallonische Stamm sei deshalb dem Vlamischen geistig überlegen, wie natürlich die Wallonen steif und fest glauben und nie verfehlen zu betonen, schon um die vermeintliche Berechtigung ihrer administrativen Uebergriffe zu beweisen. „Nennen Sie mir ein hervorragendes wissenschaftliches Werk, das in vlamischer Sprache geschrieben wäre," sagte mir vor einigen Tagen ein wallonischer Jurist, als wir über diese Punkte disputirten. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß doch meines Wissens eine ziemliche Anzahl nicht ganz unbedeutender wissenschaftlicher Werke in vlamischer Sprache entstanden seien, nicht ohne nebenher anzudeuten, daß er bei seinem öfter betonten belgischen Gesammtpatriotismus das eigentlich besser wissen müsse, als ein Ausländer, und daß seine Frage immerhin ein wenig sophistisch sei.

Die Sprache, in der ein Werk abgefaßt ist, braucht doch nicht das wichtigste unterscheidende Merkmal für den Autor sein. Ein großer Theil der schreibenden Gelehrten, trotzdem daß sie sich der französischen Sprache bedient haben, sind in ihrer ganzen Denkweise, in der Tiefe ihrer Ideen, in der sorgsamen quellenmäßigen Forschung, in ihrer gediegenen Gründlichkeit echte Germanen, aber sie waren in der traurigen Lage nicht in ihrer eigenen Muttersprache schreiben zu können, weil der Leserkreis für Schriften in derselben zu klein gewesen wäre und weil sie ihre wissenschaftliche Ausbildung auf den höheren Schulen in französischer Sprache bekommen haben. Aber macht das französische Gewand einer Schrift den Autor schon ganz zum Franzosen? Sind etwa Friedrich der Große, Humboldt, Schlegel und viele Andere, weil sie ein gutes Französisch zu schreiben verstanden, deshalb keine deutschen Männer mehr? Oder ist das nicht auch deutscher Geist und deutsche Forschung, was sich vor der Zeit des Thomasius und Wolff in lateinisch geschriebenen Werken deutscher Gelehrten niedergelegt findet? Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine Bibliographie der Werke vlamischer Gelehrten aller Facultäten zu geben, welche in ihrer Muttersprache oder in der französischen ihre Gelehrsamkeit niedergelegt haben. Die vlamischen Zeitschriften, welche jetzt so muthvoll gegen das Franzosenthum ihrer wallonischen Landsleute ankämpfen, mögen hierzu mehr Beruf haben als ich, aber soviel ist mir doch klar geworden und ich kann es als meine Ueberzeugung aussprechen, daß die Vlamen auch auf wissenschaftlichem Gebiet thätigen und erfolgreichen Antheil an der Entwickelung des geistigen Lebens in Belgien genommen und daß Ihrige zu der Größe ihres Vaterlandes beigetragen haben. Ganz anders aber neigt sich die Wage zu Gunsten des germanischen Stammes, wenn man ihre Leistungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur und der Künste mit denen der Wallonen vergleicht. Hier haben die Vlamen in ganz eclatanter Weise dominirt, und in einigen Kunstzweigen kann der kleine Stamm vielleicht auch heute noch mit jedem Kulturvolke den Wettstreit wagen. In meiner nächsten Correspondenz will ich zum Beweise dessen erzählen, was ich in den Kirchen und Rathhäusern, in Museen und Privatgallerieen wie in den Ateliers der Maler, Bildhauer und Kupferstecher von Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge u. s. w. Bemerkenswerthes und Schönes gesehen habe. Vielleicht tragen diese Blätter dazu bei, das Interesse für einen Zweig unserer germanischen Völkerfamilie zu erwecken, der treue Kämpfer für deutsche Art und Kunst unter seinen hervorragenden Männern zählt.

Dr. G. Dannehl.

Aus dem Elsaß.

(Budget. — l'Ère chrétienne. — l'Alsace en deuil.)

Der Landesausschuß ist am 17. Juli Abends 9 Uhr mit einer schwungvollen Rede des Ober-Präsidenten v. Möller geschlossen worden. Seine Sitzungen haben gerade den Zeitraum von einem Monat eingenommen. Wenn man berücksichtigt, daß in der letzten Woche fast täglich zwei Plenar-Sitzungen gehalten wurden und die Deputirten somit circa 8—10 Stunden pro Tag in angestrengter Thätigkeit waren, so muß man ihrem Pflichteifer und ihrem Patriotismus wohl alles Lob zollen.

Die Berathungen über das elsaß-lothringische Budget sind glatter und rascher abgelaufen, als man wohl hüben und drüben vermuthet haben mochte. Mit wenigen Modificationen, die im Einzelnen ziemlich unerheblich sind und wodurch die Totalsumme des Budgets von 43,915,498 M. auf 41,448,298 M. ermäßigt worden ist, wurde die Vorlage der Regierung über den Landeshaushalts-Etat pro 1876 ohne viel Federlesens und quasi en bloc angenommen. Sogar das „Theater-Budget", in Betreff dessen, wie das „Elsässer Journal" meint, die Regierung so zu sagen die Vertrauensfrage gestellt und eine Art von Indemnitätsbill verlangt habe, wurde in Bausch und Bogen votirt. Bezüglich des „Anleihegesetzes" ist zu bemerken, daß der Landesausschuß die Höhe der Anleihe von 11,450,000 M. auf 8,810,000 M. herabzumindern und diese Summe in Schatzscheinen zu emittiren beschloß. Sonst aber, wie gesagt, allseitiges Einvernehmen und gute Freundschaft zwischen der Regierung und der „bloß berathenden" Landesvertretung. Sogar die löbliche Bismarck'sche Gepflogenheit der sogenannten „parlamentarischen Abende" ist bei uns eingeführt und hat sich ganz trefflich bewährt. Herr v. Möller lud die einzelnen Deputirten an bestimmten Abenden zu sich auf eine Tasse Thee oder ein Glas Wein ein, verkehrte mit ihnen auf das leutseligste und besprach mit ihnen in freier Unterhaltung die einzelnen Vorlagen, Entwürfe u. drgl.

Im Lande, kann man wohl sagen, herrscht über diese allmähliche Anbahnung einer „entente cordiale" in den obersten Regionen allenthalben lebhafte Befriedigung. Auch die elsässische Presse giebt diesem Gefühle, mit dem sich nach und nach die wohlthuende Empfindung der Ruhe und Sicherheit verknüpft, hier und da anerkennenden Ausdruck, an der Spitze das maßgebendste Blatt der Reichslande, das „Elsässer Journal", welches mit Würde und Mäßigung die Interessen seiner Provinz, allerdings hier und da in einem etwas zu particularistisch gefärbten Tone, vertheidigt. Nur dem Mülhauser Oppositionsblatt, dem „Industriel Alsacien", will die Situation noch immer nicht

recht behagen. Er kann es nicht verkneifen, daß der Landesausschuß den Etat gewissermaßen so ohne alle Discussion en bloc angenommen habe. Besonders kann er sich über den im Kapitel des Etats für das Ober-Präsidium figurirenden „geheimen Dispositionsfond" des Oberpräsidenten nicht genug wundern. Wie ist es möglich, fragt er sich im Hinblick darauf, daß der Landesausschuß nicht diese Gelegenheit ergriffen hat, um zu bemerken, wie ungewöhnlich die Bewilligung dieser 200,000 Frcs. ist, worüber das Ober-Präsidium ohne Controle verfügt? Eine sehr verständige und sachgemäße Antwort hat ihm dieser Tage, wie bekannt, die offizielle „Straßburger Zeitung" gegeben.

In den Geistern und Gemüthern wird es, wie gesagt, allmählich licht und klar. Des zum Zeichen möchte ich in Folgendem zwei Exempel anführen, die, so individuell und unscheinbar sie auch an und für sich aussehen mögen, dennoch den besten Maßstab für eine allmähliche Einkehr gewähren. In Brüssel erscheint seit einigen Jahren ein sehr interessantes Blättchen, betitelt „l'Ère chrétienne ou le retour à l'église primitive." Redacteur dieses in seiner Art einzigen Wochen-Journals ist ein früherer Benedictiner-Mönch, dem es seit der Erklärung des Infallibilitätsdogmas wie Schuppen von den Augen gefallen und dem seit eben dieser Zeit die Mönchs-Klause gar zu eng geworden ist. Aehnlich dem weiland Augustinermönch von Wittenberg, erhebt nun der Ex-Benedictiner Pierre des Pilliers allwöchentlich seine Stimme gegen die „babylonische Hure" in Rom in sogenannten: „Epîtres catholiques de Pierre II." u. drgl., welche, in ihrer Art originell und drastisch, nicht ohne wissenschaftliche Begründung und mit vielem Esprit geschrieben, das katholische Volk zu belehren suchen, daß die römische Hierarchie und das augenblicklich in der römischen Kirche herrschende System des Jesuitismus in directem Gegensatz zu den Ideen des Urchristenthums und den Intentionen seines Stifters stehen, eine gewiß dankenswerthe Hercules-Arbeit, an der sich leider schon mancher harte Kopf die Hörner abgelaufen hat. Dieser gottselige Mann hat es sich nun zur besondern Aufgabe gesetzt, auch im Elsaß allmählich die religiösen Ideen zu klären — in Frankreich ist sein Journal natürlich verboten. Da im Elsaß kein Grund vorhanden ist, ihn in seinem reformatorischen Beginnen zu stören, so läßt man ihn eben seitens der Obrigkeit ruhig gewähren. In der That zählt denn auch sein Blatt, namentlich in dem durchschnittlich strengkatholischen Oberelsaß, eine ganz ansehnliche Reihe von Abonnenten. Einer derselben, ein schlichter, ungelehrter Bürger von Colmar, hat nun dem Herrn des Pilliers einen langen Brief zur beliebigen Veröffentlichung übergeben, den er an den Pfarrer von Hagenau, den dermaligen Reichstagsabgeordneten Gerber oder Guerber, wie dieser Herr sich zu schreiben beliebt, gerichtet hat, der aber selbstverständlich ohne Antwort geblieben ist. Einzelne Stellen dieses an die Ueberschwemmungen in Frank-

reich und die verhältnißmäßige Gleichgiltigkeit des Klerus bei dieser tragischen Katastrophe anknüpfenden Briefes sind werth, übersetzt zu werden:

„Durch die Gesetze und die Phaenomene der Natur erweckt Gott den Geist und das Nachdenken eines Jeden, während Ihr, unsere Hirten und Seelenlenker, dabei gleichgiltig bleibt und alles thut, um die Intelligenz und das Gefühl von der Würde des Menschen zu ersticken. . . . Mehr als Einer hat darin klar gesehen, und nachdem ich früher Euer Schüler und treues Pfarrkind war, bin ich seither eifriger Leser der „Ère chrétienne" geworden mit vielen meiner Kameraden. Jetzt begreifen wir die Religion und ihre Pflichten, wiewohl das alles sich ganz und gar von dem unterscheidet, was Ihr uns auf den Katechismus-Bänken in den Kirchen von Colmar, Hagenau u. s. w. gelehrt habt . . . . Die Kinder von heute sind nicht mehr die nämlichen, wie vor 50 Jahren. Die Zeiten haben sich geändert, und die Schuld daran liegt ebenso sehr und noch viel mehr an Euch, als an den Zeitumständen, welche Ihr anklagt. Ihr, meine Herren, Hirten einer großen Heerde, die Ihr Beispiele der Güte und christlichen Liebe geben solltet, was thut Ihr? Anstatt den Kindern die Religion zu lehren in ihrer erhabenen Größe der werkthätigen Liebe, prägt Ihr ihnen die überlebten Traditionen eines mit Haß und Aberglauben angefüllten Katholizismus ein; anstatt ihnen die der allgemeinen Religion schuldige Achtung zu lehren, unterrichtet ihr sie, sich gegen alles zu sträuben, was nicht in Euren Kram paßt. Noch mehr: Ihr reizt sie zu Haß und Verachtung gegen Andersgläubige, Ihr wollt aus ihnen willenlose Instrumente in Eurem Dienste machen; und anstatt aus ihnen Bürger eines großen Staates zu erziehen, groß durch seine Verdienste und Arbeiten auf allen Gebieten der Cultur, durch seine Intelligenz, wollt Ihr aus ihnen die Henker Eurer Gegner machen. . . . . Kehrt zurück, meine Herren Pfarrer, zu den ruhigen Zeiten von einstmals, wo der Pfarrer der geachtete und verehrte Lehrer des Kindes war, wo er ihm eine Religion lehrte, deren Vorschriften von Haß und Intoleranz weit entfernt waren. Zeiget dem Kinde den Schöpfer als Gott der Liebe und des Erbarmens, der sich den Menschen offenbart in seinen großen und erhabenen Werken. Oeffnet das Auge desselben für die Wunder der Schöpfung. Die Natur in ihrer Größe ist ein weit besserer Führer für die Jugend, als Eure Rathschläge voll Mysticismus und die ewigen Drohungen mit Hölle und Fegefeuer. Lehret den Kleinen eher Gott und die Menschen zu lieben, als ihnen fortwährend Furcht vor dem Teufel zu machen. . . . . ."

Dies ein Auszug aus dem Briefe eines schlichten, aber „denkenden Bürgers" an den Pfarrer von Hagenau, den sich auch noch sonst mancher feiste Pfarrherr oder heißspornige Kaplan im Reich hinter die Ohren schreiben könnte. Man sieht, es dämmert auch bei uns in puncto der Religion und

Toleranz. Nicht minder auf dem Gebiete der nationalen Wiedergeburt und ihres Verständnisses in den weitesten Kreisen. Auch dafür ein kleines Exempel. Kurz nach der Annexion und noch lange nachher sah man in dem Schaufenster einer Kunsthandlung auf dem Broglie-Platz in Straßburg — im Volksmunde der „Bröjl" genannt — einen Stich, welcher ein Elsässer Dorfmädchen in „Kochersperger Tracht" darstellte, das ganz in Trauer und Thränen zu zerfließen schien, „als lâj sin Liebstes todt im Hüs" und mit der bezeichnenden Unterschrift: „L'Alsace en deuil!" Vor Kurzem ist nun ein kleines „Idyll in der Volksmundart von einem alten Straßburger" erschienen, welches sich dieses Süjet „Elsaß im Leid" zum Vorwurf genommen hat — ein herzig Büchlein, das schon in zahlreichen elsässischen Familien als lieber Freund und Gast aufgenommen worden ist. In diesem „Idyll" führen 5 Personen, ein alter Invalide, der Bürgermeister und der Schulmeister, sowie eine Bauersfrau Brid (Brigitte) und deren Töchterlein Thereschen eine Zwiesprach, die sich an jenes Bild, welches der Stelzfuß frisch in Straßburg gekauft, anknüpft und die schließlich zu folgenden Herzensergüssen Veranlassung giebt:

Thereschen: Nein, Mamsell Alsace! uff em Bröjl
Kann Sie spaziere gehn im Döjl;
In Madameskleidre soll Sie gehn
Unn nit in Büretracht da stehn!
Mier henn nit Ursach groß ze klaüe (klagen)
Unn schwarzi Kleider gar zu traüe.

Der Bürgermeister: Ei! will Sie's Frankrich nit verliere,
Se hätt Sie solle fürr's optiere.
Was hilft's jetz mit betrüebte Miene
De Kopf ze hänken unn ze griene?
Mer spotte nit, Sie thuet uns düre,
Doch könne mier, als ditschi Büre
Nit so erbärmli dorum trüre,
Daß Gott noch mancher bluetje Schlacht
Uns widder ganz hat ditsch gemacht.

Frau Brid: Na! d' Stadtlit selbst — mer hat mer's gsait
Sie traüe nit so grüsli Leid;
. . . .
D' neu Owwrikeit isch ditsch wie mier,
I wüßt nit was i dran verlier;
Jetzt sinn mer erst recht d' heime widder,
Denn ditsch isch Alles, Hoch und Nidder.

Der Stelzfuß meint darauf: Ja, die Franzosen seien doch „e großi Nation" mit ihrer Freiheit, Gloire und Pracht, worauf ihn der Bürgermeister zustimmend verbessert:

„Doch längst isch auch in ditsche Lande
Vernunft unn Freiheit ufferstande,
Unn vorwärts geht's mit festem Sinn,
Noch besser als in Frankreich drinn
Wo d' Freiheit niemals lang hat ghalte;
Denn's Pfaffenthum blibt dort bim Alte."

Auch der Schulmeister meint:

„Ja, in de Schuele isch's ganz Meister
Unn der Jesuit versinstert d' Geister.
Mer sat, daß d' Schlacht von Sadowa
De Schulmeister g'wunne henn, ich sa:
Die Schlacht von Sedan henn verlore
D' Schuelbrüeder mit den Eselsohre;
Selbst Offezier — isch's nit e Schand? —
Henn d' Wej nit kennt im eijne Land."

Und als nun auch der Stelzfuß ihm beistimmt mit den Worten, er habe den Nagel auf den Kopf getroffen, fährt er begeistert fort:

„Respect vor jedem Gottesmann,
Der Jung unn Alt erböue kann;
Respect vor Christi Relijon!
D' Jesuiterei isch wit darvon."

Und zum Schluß:

„Mier, die von alte Ditsche stamme,
Mer ghöre nit mit Welsche zsamme,
's isch der Gewalt au nie gelunge,
Nie hat sie d' ditsch Natur bezwunge.
Wie unsri Vätter, so noch hit,
Sinn d' Büre ditsch, unn d' Burjerslit.
Mer bette, redde, singe hüwwe
So ditsch, wie die in Bade drüwwe.
Gottlob, daß d' Herre mer's nimm wehre,
D' lieb Muettersproch perfekt zu lehre;
Daß unsri Kinder sich mit Freude
An schöne ditsche Buechre weide!"

Also auch hier führt die Poesie, der Schulmeister und — die Zeit zur Versöhnung, auch hier die frohe Morgenröthe der endlichen Erkenntniß. Auch im Oberelsaß hat indessen die vaterländische Dialekt-Poesie einige würzige, duftende Blüthen getrieben in einem Büchlein mit dem niedlichen Titel: „Colmererditschi Geditchler von J. Mangold, Pastetebeck in Colmer." Doch darüber gelegentlich ein nächstes Mal. *μ.*

Zur Geschichte der geographischen Gesellschaft in Paris.

Vor der Gründung der geographischen Gesellschaft in Paris sind bereits verschiedene Versuche gemacht worden, Assoziationen mit dem Zweck der Förderung des Studiums unseres Erdkörpers zu bilden. Im Jahre 1688 war in Wien eine kosmographische Gesellschaft, welche den Namen Argonauten-Gesellschaft annahm, begründet worden; einige Jahre später trat eine Gesellschaft ähnlicher Art in Nürnberg ins Leben.*) Auch konstituirten sich in der Folgezeit andere Gesellschaften, die aber vorwiegend Handelsinteressen verfolgten und ihre Wirksamkeit namentlich auf Afrika erstreckten. Solcher Art waren die beiden sogenannten „Afrikanischen Gesellschaften", von denen die eine in Frankreich, die andere in England bestand.

Das erste Projekt einer französischen geographischen Gesellschaft, welches auf etwas breiterer Grundlage als alle vorhergehenden veranlagt war, datirt vom Jahre 1785. Der Plan wurde, nachdem er vollständig ausgearbeitet war, zweifellos einem der Minister der Epoche unterbreitet, doch läßt sich

*) Es würde für die Geschichte der Geographie von einigem Interesse sein, über diese Anfänge weitere Details zu kennen, deren Veröffentlichung in der Zeitschrift einer geographischen Gesellschaft wohl an ihrem Platze wäre.

nur schwer feststellen, ob es der Minister des königlichen Hauses, Marschall von Castries, Baron von Breteuil, oder der Minister des Innern, Herr von Vergennes, war, der sich über jenen Entwurf gutachtlich zu äußern hatte. Jedenfalls hat man nicht Unrecht, den Plan, der übrigens wieder aufgefunden und von der geographischen Gesellschaft in ihrem Bulletin im Wortlaut veröffentlicht wurde, der Initiative des Herrn J. N. Buache zuzuschreiben. Ludwig XVI., der gleich Ludwig XV. eine besondere Vorliebe für die geographischen Wissenschaften bezeigte, würde sicherlich jenes Unternehmen begünstigt haben, wenn einer seiner Minister es ihm besonders empfohlen hätte; freilich ist es auch möglich, daß die verwickelten politischen Verhältnisse ihn verhindert haben, sich mit demselben zu beschäftigen. Wie dem auch sein möge, das Projekt von Buache gelangte nicht zur Ausführung.

Erst am 19. Juli 1821 wurde zu Paris in einer Versammlung hervorragender Männer der Gedanke wieder angeregt, zur Förderung der geographischen Wissenschaften eine Gesellschaft zu begründen. Man beauftragte sogleich fünf Mitglieder der Versammlung, einen hierauf bezüglichen Entwurf aufzustellen. Dies geschah, und nachdem das Projekt noch von einer neuen Kommission von 8 Mitgliedern geprüft und am 1. November definitiv zur Annahme gekommen war, wurde an alle Freunde der geographischen Wissenschaften ein Cirkular erlassen, welches dieselben aufforderte, sich an der Gründung der neuen Gesellschaft zu betheiligen und sich zu diesem Zwecke am 15. Dezember 1821 im Stadthause zu versammeln. Dem ergangenen Appell wurde zahlreiche Folge geleistet: 217 Personen ließen sich einschreiben. Mit jenem Tage war die geographische Gesellschaft von Paris definitiv konstituirt.

Die neue Institution wurde außerordentlich günstig aufgenommen und ihr durch die bedeutendsten Namen, die in ihrer Mitgliederliste figurirten, von vornherein ein großes Ansehen gegeben. Den Vorsitz führte der Marquis de la Place. Unter die Mitbegründer zählte man Männer wie den berühmten Geographen Barbié du Bocage, Fourier, der später nur durch Arago ersetzt werden konnte, Jomard, dem man einen bedeutenden Theil des großen Werkes über Aegypten und die Einrichtung der Sammlung geographischer Karten der Nationalbibliothek verdankt, ferner den gelehrten Orientalisten Langlès, den Archäologen Letronne, Malte Brun, der so viel zur Wiederbelebung der geographischen Wissenschaften beitrug, Rossel, dem die französische Marine den Signaldienst verdankt, den gelehrten Walckenaer und Andere. Von den 217 Gründern dieser Gesellschaft ist nur noch Vivien de Saint Martin übrig geblieben; derselbe ist zum Ehrenpräsidenten ernannt und fährt fort, die geographische Wissenschaft mit seinen umfangreichen und tiefen Studien zu bereichern.

Die Stifter der ersten geographischen Gesellschaft, die in der Welt existirte, begriffen sehr wohl, daß nicht nur die Geschichte, die Politik, die Völkerkunde, die Kriegführung zu Wasser und zu Land, die Schiffahrt, die Naturwissenschaften und viele andere Zweige der humanen Wissenschaften, sondern auch der Handel und die Industrie von der genauen Kenntniß des Erdkörpers abhängig sind. Sie begaben sich mit regem Eifer ans Werk und bemühten sich, die Bahn genauer zu bestimmen, die zu verfolgen war, um zum Ziele zu gelangen. Es war durchaus nothwendig, Entdeckungsreisen anzuregen, Preise auszusetzen für diejenigen, die sich hierin am meisten verdient gemacht, sowie durch Veröffentlichung von Landkarten und Reisebeschreibungen in allen Gemüthern Lust und Liebe zu geographischen Studien zu erwecken.

Fünfzig Jahre vergingen, ehe der Aufruf an das Volk verstanden

wurde, und während dieser ganzen Periode unterließ die Gesellschaft nicht, alle Kräfte der Entwickelung und dem Fortschritt der geographischen Kenntnisse zu widmen.

Trotz der geringen Mittel, die außerdem viel durch die politischen Erschütterungen Frankreichs litten, haben die von der Gesellschaft veröffentlichten monatlichen Berichte niemals aufgehört zu erscheinen; dieselben bilden heute ein Ganzes von mehr als hundert Bänden, wirkliche geographische Archive in denen sowohl die Arbeiten der geographischen Gesellschaft als auch die gemachten Entdeckungen von Tag zu Tag verzeichnet sind.

Ferner sind zu erwähnen sieben Bände einer Sammlung von Reisen und Memoiren, welche außer anderen werthvollen Schriftstücken den französischen Urtext der Reisen des berühmten Marco Polo nach einem Manuscript der National-Bibliothek enthalten, die Orographie von Europa, ein gewissenhaft abgefaßtes Werk des anspruchslosen Gelehrten L. Bruguière, welcher in der Generalsitzung vom 31. März 1826 von der Gesellschaft bekränzt wurde, merkwürdige Reisen im Orient und in Persien, die Geographie von Edrisi, durch P. Amédée Jaubert, Mitglied des Instituts, aus dem Arabischen ins Französische übertragen, die Grammatik und das Wörterbuch der arabischen Sprache mit arabischen Lettern vom verstorbenen Venture von Paris, verbessert durch Amédée Jaubert, die Denkschriften über den südlichen Theil Mittel-Asiens und die Volksbeschreibung Persiens von Nicolaus von Khanikof, und andere mehr. Die Kosten, welche die Veröffentlichung dieser Werke verursachte, betrugen mehr als dreimal hunderttausend Franken, eine bedeutende Summe, wenn man dem bescheidenen jährlichen Budget, über welches die Gesellschaft zur Bestreitung aller laufendenden Ausgaben verfügt, Rechnung trägt.*)

Höchst anerkennenswerth ist es, welch' nützlichen und vortheilhaften Einfluß die Gesellschaft nach außen auszuüben wußte. Durch edle Gesinnungen, welche jeden Gedanken an Parteigeist und Rivalität fern hielt, ins Leben gerufen, bildete sie fünfzig Jahre eine wahrhaft internationale Gesellschaft.

Bei ihr fanden edelwillige Männer der ganzen Erde Aufnahme, und ein Jeder ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität suchte nach Kräften, so weit er es durch seine Kenntnisse vermochte, zur Entwickelung der geographischen Wissenschaft beizusteuern. Daß Ausländer sowohl wie Einheimische einen großen Werth darauf legten dieser Gesellschaft anzugehören, beweisen die Mitgliedsverzeichnisse.

Wenige Jahre nach ihrer Constituirung bildeten sich nach und nach in verschiedenen Ländern Vereine, von demselben Eifer beseelt, die Weltkugel zu erforschen: Berlin (1828), London (1830), St. Petersburg (1845) Leipzig (1861) Dresden (1863)*) und andere Städte ahmten das Beispiel von Paris nach und besitzen heute je nach der Lage des Landes, in dem sie liegen, mehr oder minder in Aufschwung gekommene Gesellschaften, mit denen die geographische Gesellschaft von Paris im besten Einvernehmen steht.

Gustav Krause.

*) Die geographische Gesellschaft verfügt nur über ein sehr geringes Capital und über die von den Mitgliedern gezahlten Beiträge. Die Berichte, die sie an verschiedene Institute gratis verabreicht, verursachen ihre Hauptausgaben.

*) Man vergleiche in Bezug auf die geographischen Gesellschaften die interessanten von Behm im „Geographischen Jahrbuch" veröffentlichten Notizen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 33.

Ausgegeben am 13. August 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Volkstheater und Kunstbühne.

Von Dr. C. Schulz.

Es ist keine unbeliebte Methode, die Gegenwart nach geschichtlichen Analogien zu beurtheilen. Weil gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben müssen, abstrahirt man aus den Erscheinungen der Vergangenheit ein Gesetz und nimmt dies zum Maßstabe der Beurtheilung für analoge Erscheinungen der Gegenwart.

An sich ist man dazu ja gewiß berechtigt. Nur wird hierbei nicht selten der Fehler begangen, daß man die Vergangenheit nicht mit der nöthigen Schärfe ins Auge faßt. In Folge dessen wird die daraus abstrahirte Theorie unrichtig, und ihre Anwendung auf die Gegenwart dient nur dazu, Verwirrung anzurichten.

Diesem Fehler fallen nun insbesondere auch diejenigen leicht anheim, welche über die Bühne zu theoretisiren lieben. Indem man von dem ganz richtigen Gedanken ausgeht, daß das Gedeihen der dramatischen Poesie und mit ihr der Bühne von gewissen Bedingungen abhängt, ist man oft nur viel zu schnell damit bei der Hand, aus der Geschichte sich eine Theorie zurecht zu machen. Die dabei in Betracht kommenden äußerst complicirten Verhältnisse werden nur im Allgemeinen überblickt, und die gewonnene Theorie dann mit Seelenruhe auf die Gegenwart angewendet, wenn die Verhältnisse einigermaßen analog sind.

Als Grundlage solcher Theorieen wird natürlich auch gern das Theater der alten Griechen benutzt und damit ein ganz besonders gefährlicher Weg betreten, auf welchem ein so schnell zufahrender und schnell fertiger Theoretiker nur allzuleicht straucheln kann.

Man braucht, um dies Schicksal zu erleiden, bei weitem noch nicht so oberflächlich zu sein, wie sich ein Kritiker von einiger Zeit zeigte, als er bei Gelegenheit einer Besprechung über Kruse's Brutus den dramatischen Dichtern der Gegenwart den Rath gab, sich der aristophanischen Komödie zuzuwenden, weil eine Zeit wie die unsere keine Zeit der Tragödie mehr sei,

sondern der Posse. Die, wie die Bezugnahme auf Aristophanes lehrt, von den Griechen abstrahirte Theorie ist im Einzelnen folgende: „An Stelle eines idealen Empfindens ist im deutschen Volk ein sehr nüchternes Beurtheilen und Berechnen getreten; die zersetzende Verstandesschärfe übt allenthalben ihren Einfluß aus, der alte Glaube sinkt im Bewußtsein der Massen, die alten politischen und socialen Formen zerfallen, allenthalben macht sich das Element der demokratischen Masse geltend, selbst bis auf unsere Diktion, welche auch bei den gebildeten Classen eine reale, nüchterne, selbst ans Gemeine streifende geworden ist, die nicht mehr den geeigneten Untergrund für eine tragische oder auch nur lyrisch-poetische Diktion bildet. Ein solches Zeitalter ist das Zeitalter nicht der Tragödie, sondern der Posse. Und dieser Posse, wohlgemerkt, nicht der verlodderten, wie sie sich hier auf den vorstädtischen Berliner Theatern breit macht, sondern der Aristophanischen Posse, welche bei allen Narrensprüngen doch im Hintergrunde den Schmerz um eine große, sich allmählig zersetzende Welt, um eine der Auflösung entgegengehende Nationalität hat, sollten unsre modernen dramatischen Dichter ihre Kraft zuwenden."

Das ist sehr oberflächlich geredet, so zutreffend Einzelnes auch erscheinen mag. Ich will ganz davon absehen, ob die Schilderung unserer Zeit wirklich so richtig ist, wie es vielleicht manchem auf den ersten Blick vorkommt. Ich wende mich nur gegen die Theorie, daß Zeiten der aristophanischen Komödie nicht mehr Zeiten der Tragödie sein sollen. Freilich wird an einer andern Stelle einschränkend „der classischen" hinzugefügt. Aber weiß denn unser Theoretiker nicht, daß Euripides gerade ein Zeitgenosse des Aristophanes war? Oder sieht er die Tragödie des Euripides für so nichtsbedeutend an, daß sie gar nicht in Betracht gezogen zu werden verdient?

Bei allen ihren Schwächen ist die Euripideische Tragödie doch immer eine bahnbrechende und großartige Erscheinung. Und was vorgeblich eine Tragödie unmöglich machen soll, das Ringen einer alten und neuen Zeit, die Auflösung des bisher Bestehenden, die Herrschaft der demokratischen Masse, das Ueberwiegen der zersetzenden Verstandesschärfe, eben das sind die Elemente deren Einflusse die Euripideische Tragödie den ihr eigenthümlichen Charakter verdankt. Während die Komiker für die gute alte Zeit eintraten und, so weit sie schon entschwunden war, für ihre Zurückführung kämpften, stellte sich Euripides an die Spitze der geistigen Bewegung, trat in seinen Tragödien als ihr Wortführer auf, bemächtigte sich der Probleme, zu deren Lösung die Zeit drängte, wurde ein Sittenmaler seiner Zeit, ihrer Gebrechen, Conflikte und Ansprüche, und indem er hierbei sich in die innere Welt des Subjektes vertiefte und das menschliche Gemüthsleben bis in seine tiefsten Tiefen verfolgte und bloslegte, wie es vor ihm noch kein Hellenischer Dichter gethan hatte, war er es, der die griechische Tragödie ihres exclusiv nationalen Charak-

ters entkleidete und sie auf einen universelleren, allgemein menschlichen Standpunkt erhob.

Wer dies alles ignorirt und Zeiten wie die des Euripides und Aristophanes als solche bezeichnet, die sich nicht mehr für die Tragödie eignen, der verfährt in der That mit nicht geringer Oberflächlichkeit. Aber wie schon bemerkt, man braucht noch gar nicht diese Oberflächlichkeit zu besitzen und kann doch schon sehr entschieden straucheln, wenn man von dem griechischen Theater Schlüsse auf unsere Bühnen ziehen will.

Sie müssen nothwendig übel gerathen und Verkehrtheiten zu Tage fördern, wenn dabei der Umstand außer Acht gelassen wird, daß die landläufige Gegenüberstellung von griechischem und deutschem Theater ein ganz concretes einzelnes Theater, nämlich die Attische Bühne, einem Abstraktum gegenüber setzt, nämlich einem Gesammtbegriffe, der vielleicht gegen 200 äußerst verschiedenartige und verschiedenwerthige Bühnen umfaßt. Dieses sogenannte deutsche Theater als solches, abgesehen von den unendlich vielen Verschiedenheiten, die zwischen den einzelnen Theatern bestehen — man gehe nur die Stufenleiter durch, die allein die Berliner Theater abgeben — dieser Begriff der das allen Gemeinsame umfaßt, ist ziemlich vage und inhaltslos, während die attische Bühne eine äußerst inhaltsreiche Realität ist. Denn sie ist eine Vereinigung von Volkstheater und Kunstbühne, wie sie seitdem nie wieder dagewesen ist und schwerlich je wieder vorkommen wird.

Es ist der Mühe werth, den Unterschied beider Begriffe näher ins Auge zu fassen. Je lebendiger uns derselbe gegenwärtig ist, desto leichter muß es uns werden, unsere Bühnen, je nachdem eine Vereinigung jener beiden Momente entweder gar nicht oder doch in sehr verschiedener Weise stattfindet, nach ihrem wahren Charakter von einander zu unterscheiden und in das richtige Rangverhältniß zu einander zu stellen. Eine Bühne, welche Kunstbühne in dem Sinne wäre, daß von den Eigenschaften eines Volks-Theaters keine Spur an ihr übrig geblieben wäre, könnte nicht als eine Stätte wahrer Kunstpflege angesehen werden. Ihrer Kunst würde alle Gemeinverständlichkeit abgehen, sie würde nichts als ein sich vornehm spreizender Prunk mit Künsteleien sein, der sich vorgeblich an ein Publikum von Gebildeten und in ihrem Geschmack besonders wählerischen Leuten, in Wahrheit aber an Verbildete richten würde, die nur noch für raffinirte Reizmittel Geschmack hätten. Umgekehrt wäre ein Volkstheater ohne jede künstlerische Tendenz ein Ort gewöhnlichster Volksbelustigung, und es dürfte wohl schwerlich ausbleiben, daß Roheit und Gemeinheit sehr bald Platz greifen würden. Eine Vereinigung beider Momente ist also geboten, und unerläßlich, wenn das Theater irgendwie höheren Zwecken dienen und einigermaßen Werth haben soll. Je mehr

ein solches nun Volkstheater ist und dabei doch wahre Kunstbühne, desto mehr steht es auf der Höhe seiner Aufgabe.

In dieser Beziehung nun kann uns eine Vergleichung unserer Bühnen mit dem griechischen Theater außerordentlich heilsam sein. Sehen wir von der Zeit ab, wo die dramatische Produktion aufhörte, dagegen allenthalben in der von dem hellenischen Einfluß berührten Welt Theater gebaut wurden, auf denen besonders die Werke der drei großen Meister Aeschylus, Sophokles und Euripides fortlebten, berücksichtigen wir allein die Zeit des lebendigen Wachsthums und des frischen Schaffens, so tritt uns an der Attischen Bühne mit vollster Deutlichkeit entgegen, was es mit der Vereinigung von Volkstheater und Kunstbühne für eine Bewandtniß hat, während wir im übrigen Griechenland nur die Anfänge eines Volkstheaters untergeordneter Art und nur ganz vereinzelte Ansätze zu einer wirklichen Kunstbühne finden.

Die attische Bühne war im eigentlichsten und vollsten Sinne ein Volkstheater, denn ihr Publikum bildete, wenigstens gerade in der Zeit der höchsten Blüthe des Dramas, wirklich die Gesammtheit des Volkes, wenn auch freilich die gerade in Athen eine unwürdige Stellung einnehmenden Frauen höchstwahrscheinlich vom Theaterbesuch ausgeschlossen blieben. Die Zahl der im Theater Versammelten wird auf 30,000 angegeben, und es ist nicht anzunehmen, daß dies nur eine runde Summe ist, um eine große Menge zu bezeichnen. So hoch belief sich aber ungefähr die attische Bürgerschaft. Auf jeden Fall aber läßt sich sagen, daß im Großen und Ganzen das Volk von Athen die Vorstellungen im Theater beiwohnte. Selbst die Knaben waren nicht ausgeschlossen. Auch war ausdrücklich von Seiten des Staates darauf Bedacht genommen, daß der Zutritt zum Theater allen Bürgern ermöglicht würde. Denn der Staat zahlte, seit Perikles auf die Staatsverwaltung Einfluß gewann, zuerst den ärmeren Bürgern, die davon Gebrauch machen wollten, später sämmtlichen Bürgern das Eintrittsgeld, welches in die Kasse des Theaterpächters floß. Das Theater wurde als ein Mittel der Volkserziehung angesehen, und es sollte nicht nur allen erleichtert werden, von diesem Mittel Gebrauch zu machen, es wurde vielmehr jedem zur Pflicht gemacht. Zu einem solchen Volkstheater im vollsten Sinne des Wortes wurde die attische Bühne in eben der Zeit, wo die Demokratie in Athen immer mehr zur vollen Wahrheit wurde. Sein Publikum bildete die demokratische Masse in einem Umfange, wie es nicht vollkommener gedacht werden kann, und wenn das Sichgeltendmachen der demokratischen Masse ein Hinderniß für die Tragödie sein sollte, so mußte die Tragödie in jener Zeit verkümmert sein. Aber vielmehr wurde die athenische Bühne in dem angegebenen Sinn gerade um eben dieselbe Zeit Volkstheater, wo Sophokles auftrat, eben der Drama-

tiker, der von jeher allgemein als der Vollender und Meister der antiken Tragödie gegolten hat.

Zugleich aber war die attische Bühne auch im edelsten Sinne ein Volkstheater, insofern an ihr das gesammte Volk den lebendigsten, ja man kann wohl sagen leidenschaftlichsten Antheil nahm. Das Volk verehrte in den Tragikern seine Lehrer, und wenn auch die Zeiten nicht immer bleiben konnten, wo es ihren Worten mit Andacht und Hingebung lauschte, wenn auch Zeiten kamen, wo das Publikum schwerer zu befriedigen war, und die Dichter vor ihm einen schweren Stand hatten, und wo es sich ältere und hochangesehene Dichter mußten gefallen lassen, daß ihnen jüngere unbedeutendere Talente für den Augenblick vorgezogen wurden, dennoch wurde jeder neuen Schöpfung mit dem gespanntesten Interesse entgegengesehen, keins der Worte ging verloren, und was durchschlagend und zündend wirkte, das wurzelte so fest im Gedächtniß der Athener, daß es mitunter selbst über die Grenzen von Attika hinaus in Umlauf kam.

Es sind mancherlei kleine Züge überliefert, die beweisen, welch großes Interesse die Athener am Theater nahmen. Wehe den Schauspielern untergeordneten Ranges, die eine Rolle von einiger Bedeutung verdarben. Sie mußten nicht bloß auf Zischen, Austrommeln, Werfen mit Steinen, sondern unter Umständen sogar auf Schläge gefaßt sein, die ihnen von Rechtswegen auch noch später zu Theil werden konnten. Eben so seltsam wie das Letztere kann es uns erscheinen, wenn einst die Richter einen Schauspieler Diagros nicht eher freiließen, als bis er ihnen den schönsten Theil der Tragödie Niobe vorgetragen hatte. Doch mehr als auf solche kleine Züge will ich darauf Gewicht legen, daß die Chöre in den aufzuführenden Dramen von freien Bürgern gebildet wurden, welche es für eine Ehre hielten, an den Festen, zu deren Verherrlichung die Aufführungen stattfanden, einerseits in den zur Ausführung kommenden Tänzen die gymnastische Durchbildung ihres Körpers öffentlich darzuthun und neben Anstand und Grazie Geschmeidigkeit und ausdauernde Kraft an den Tag zu legen, andererseits in den Chorgesängen Proben ihrer musikalischen Bildung abzulegen. Die Ausrüstung und Einübung eines solchen Chores aber war die patriotische Ehrenpflicht des reichen Bürgers, der sich keiner entziehen konnte, wenn die Reihe an ihn kam. Der jedesmalige Ausrüster des Chores eines Stückes that es im Namen seines Stammes und that es im Wettstreit mit denen, welche die Chöre zu den andern zum dramatischen Wettkampf zugelassenen Stücken auszurüsten hatten, und ein Sieg wurde als die Ehre und der Stolz des ganzen Stammes angesehen. Der Aufwand für eine solche Ausrüstung war aber nicht gering. Denn es war für den Unterricht und den Unterhalt der am Chor Betheiligten zu sorgen, es war sogar auch das Publikum zu bewirthen, zum Schluß den

Chormitgliedern ein Schmaus zu geben, und zur Erinnerung an den etwa errungenen Sieg endlich noch der übliche eherne Dreifuß zu weihen, wie sie in einer der prächtigsten Straßen Athens auf Postamenten aufgestellt zu werden pflegten, an welchen eine Inschrift den obersten Staatsbeamten, das Fest, an welchem die Aufführung stattgefunden, den Chorausrüster und seinen Stamm, endlich den Dichter des Stückes und bisweilen auch den ersten Schauspieler namhaft machte. Die Dreifüße selbst enthielten oft künstlerische Darstellungen und waren mitunter Meisterwerke der Kunst.

Aber nicht bloß nahm das attische Volk ein lebendiges und opferfreudiges Interesse am Theater, sondern es brachte dafür auch ein aufs Höchste überraschendes Verständniß mit. Es lag in der Natur der Sache, daß im attischen Publikum, wo wirklich alle Einsichtigen und Kunstverständigen versammelt waren, diese auch in Betreff der Kritik den Ton angaben. Man muß sich aber auch vergegenwärtigen, daß die Unterschiede im Publikum damals keineswegs so schroff waren wie jetzt zwischen den Gebildeten und Ungebildeten. Allerdings bestand auch im alten Athen ein Unterschied zwischen den Wohlerzogenen und denen, welche in der Werkstatt aufgewachsen und einer sorgfältigeren Erziehung untheilhaft geblieben waren. Aber die Gebildeten besaßen keine gelehrte, auf mühseligen Studien beruhende auf anderen Wegen unerreichbare Bildung, sie bildeten auch keinen exclusiven Kreis einer nach Vornehmheit und Feinheit der Sitten in besonderm Maße strebenden guten Gesellschaft. Die geistigen Bildungsmittel, welche nach der Gymnastik zur Anwendung kamen, waren Poesie und Musik, und die Schule legte hier nur den Grund für das, was das Leben zu vollenden hatte. Von diesen Bildungselementen konnte sich auch der gemeine Mann leicht so viel aneignen, daß der Abstand zwischen ihm und dem Wohlerzogenen kein zu auffälliger war, wozu denn auch die reiche Begabung, die ein Vorzug der attischen Bevölkerung war, wesentlich mit beitrug. Kurz, das attische Publikum, besaß, wenn auch mit gewissen Gradunterschieden, ein ganz ungewöhnliches Verständniß für seine Dichter, wofür es durch die Erziehung, die es genossen, in ganz vorzüglicher Weise vorbereitet worden war. Als besonders bezeichnend ist es immer angesehen und hervorgehoben worden, daß auch die kleinsten Verstöße gegen richtige Betonung und im Gebrauch der Versmaße, die an einem modernen Publikum spurlos vorübergehen würden, nicht unbemerkt und ungerügt blieben. Das ist allerdings ein Zeichen für ein fein ausgebildetes Gehör. Was aber noch mehr sagen will, ist doch die schnelle Auffassung des geistigen Gehaltes und die Sicherheit des Blickes für die Vorzüge und Schwächen einer Dichtung. Hierdurch ist es dem attischen Publikum möglich geworden, seine Dichter in scharfe Zucht zu nehmen und nicht bloß zügelnd, sondern auch bestimmend auf sie einzuwirken.

Es kann nach dem Bisherigen wohl nicht befremden, wenn ich behaupte, daß die attische Bühne, gerade weil sie so im vollsten und edelsten Sinne des Wortes ein Volkstheater war, auch eine Kunstbühne von hervorragendster Bedeutung sein konnte. Zwar ist das Genie bewunderungswürdig, mit welchem die attischen Dramatiker sowohl in der Tragödie, wie in der Komödie ganz neue poetische Gattungen, ohne fremde Muster nachahmen zu können, aus ureigener Kraft geschaffen haben. Die Tragödie als die Darstellung einer geschlossenen Handlung durch agirende Personen ist so ausschließlich ein Werk der Attiker, daß, wenn es vor ihrer Entstehung anderwärts schon Festspiele gab, welche den Namen „tragischer Chöre" führten, dies doch gar nicht als ein Drama in unserm Sinne angesehen werden kann. Es waren Gefüge von Chorgesängen, zu denen sich höchstens ein epischer Vortrag und etwa noch mimische Darstellungen gesellten. Solche sogenannte „lyrischen Tragödien" sind die zwar Keime, aus denen die attische Tragödie seit etwa 536, wo Thespis auftritt, hervorgegangen ist. Aber schon von 500 an führt die Meisterhand des Aeschylus sie ihrer Vollendung entgegen, um dann Sophokles von 468 an die letzte Hand anlegen zu lassen. Ebenso ist auch die Komödie eine originale Schöpfung der Attiker, wie nachher noch ausführlicher gezeigt werden soll, und auch sie ist in kürzester Zeit ihrer Vollendung zugeführt worden. Es zeugt von einer eminenten Begabung der attischen Dichter, daß sie in dieser schöpferischen Weise aufgetreten sind. Aber alle Macht des dichterischen Genius wäre nicht im Stande gewesen, sie dazu zu befähigen, wenn nicht ein ungewöhnlicher Aufschwung im geistigen Leben des ganzen Volkes und der innige Antheil, welchen die Gesammtheit des Volkes an den neuen dichterischen Gattungen nahm, helfend und fördernd sich zugesellt hätte. Die Blüthe des Dramas geht Hand in Hand damit, daß die sich vollendende Demokratie alle geistigen Kräfte entfesselte und aufs äußerste anspannte, um Athen zum ersten Staate Griechenlands zu machen. Also gerade weil die Attische Bühne so im vollsten und edelsten Sinne des Wortes ein Volkstheater war, konnte sie auch eine Kunstbühne von hervorragenster Bedeutung sein.

Daß sie letzteres war, bedarf wohl schwerlich eines Nachweises. Wohl aber möchte ich dadurch, daß ich näher auf die Komödie eingehe anschaulich machen, worin sich die Attiker mit dem übrigen Griechenland berühren. Hier ist es, wo der Unterschied zwischen Kunstbühne und bloßem Volkstheater lebendig zur Anschauung kommen kann.

Die Komödie im übrigen Griechenland ist fast überall die Posse. Wir finden sie im Gefolge der Lustbarkeiten, wie sie namentlich an den Festen der Winzer stattfanden. Ehe es hierbei zu wirklichen scenischen Spielen kam, war sie nichts als ein naiver Ausbruch des Muthwillens. Geschminkte

Winzer gaben in neckischen Reden, üppigen Geberden und Tänzen einer excentrischen Stimmung Ausdruck. Daraus wurden wirkliche Spiele, zunächst aus dem Stegreif, wobei lächerliche Charaktere gemalt und verspottet wurden. An Stegreifspiele schlossen sich endlich vorher überlegte Gestaltungen an. Der Stoff zu diesen Aeußerungen des Muthwillens fand sich zu allen Zeiten. Und so finden wir denn die Posse in Griechenland, lange bevor die Zeit der Zersetzung des antiken Lebens eintrat. Sie ist beim dorischen Stamme heimisch und von diesem in ihren verschiedenen Spielarten sowohl im Mutterlande, als auch in den Colonieen ausgebildet worden.

Bei den Spartanern beschränkte sie sich auf pantomimische Darstellung lächerlicher Charaktere und spaßhafter Abenteuer aus dem alltäglichen Leben. Bei den Megarensern scheint sie in den erbitterten Parteikämpfen zwischen Adel und Volk den Charakter eines beißenden Schwankens zum Zweck persönlicher Verspottung erhalten zu haben. Vielleicht läßt das von einem megarischen Komiker in Umlauf gekommene Sprichwort: „Myllos hört alles" den Schluß zu, daß nichts in der Stadt Lächerliches und der Spottlust Nahrung bietendes passiren konnte, was von den Komikern nicht verwendet worden wäre. Durch diesen megarischen Schwank ist die attische Komödie angeregt worden, die aber sehr bald nach ihrem Aufblühen „megarischen Scherz" als „lasciv und fade" mit Spott und Hohn verfolgte.

Der fruchtbarste Boden für eine entwickeltere Posse ist das von Sparta aus gegründete Tarent. In dieser Stadt des Genusses und unverwüstlicher Heiterkeit gab es sogenannte „Mimen und Lustigmacher". Bei den Volksfesten der Weinlese oder bei glänzenden Gastmälern lösten sie jede ihnen von der Gesellschaft gestellte Aufgabe, sei es daß sie eine Dichterstelle durch Travestie ins Lächerliche zogen oder bekannte Charaktere der Gegenwart handelnd und redend einführten. Wie verschieden nun auch diese „Mimen und Lustigmacher" ihr Talent verwertheten, so hatte man doch für sie alle den Gesammtnamen Phlyakes d. h. Possenreißer oder, wie es in einem edleren Sinne auch übersetzt wird, „joviale, redselige Geister." Das meiste von den drolligen Einfällen dieser Spaßmacher ist für die Nachwelt verloren gegangen. Es waren Erzeugnisse des Augenblickes, die in die Literatur keinen Eingang fanden, bis gegen 300 Rhinton seine Hilarotragödien oder Tragikomödien, wie es die Römer nannten, d. h. Parodieen mythisch tragischer Stoffe, und um dieselbe Zeit Sotades seine mehr ans Gemeine streifenden und auf derbe Sittenzeichnung gerichteten Possen schrieb.

Die bisher geschilderte griechische Komödie dient also ganz offenbar ausschließlich dem Zwecke der Belustigung, und ihre Mittel gehören durchaus dem Bereich derber und niedriger Komik an. Es fehlt an jedem höheren Element, und eben darin steht diese Komödie im diametralen Gegensatz zur

attischen. Sie entspricht den Zwecken eines Volkstheaters im vulgärsten und niedrigsten Sinne, eines Volkstheaters, das im direkten Gegensatze zur Kunstbühne steht.

Als eine wirkliche Vorläuferin der attischen kann die sicilische Komödie angesehen werden, wie sie namentlich durch Epicharmus und Sophron repräsentirt wird. Zwar sind auch diese nicht über die Travestie mythischer Geschichten, oder über Charakterbilder und Sittengemälde hinausgekommen, aber, soweit sich nach vorhandenen Bruchstücken und Nachrichten urtheilen läßt, haben sie ihren Werken doch einen höheren geistigen Gehalt oder doch den Zauber einer wahrhaft poetischen Form verliehen, so daß diese als bedeutende literarische Erscheinungen im Alterthum allgemein beachtet wurden. Epicharmus benutzte, soweit sich übersehen läßt, die Komödie, um den Reichthum seiner Gedanken in die anmuthige Hülle der poetischen Form zu kleiden. So konnte er aussprechen, was er unter der Herrschaft des Hieron in Syrakus nicht ungestraft gerade heraussagen durfte. Nicht alle durchschauten diese Kunst des Dichters, der, indem er nur für angenehme Unterhaltung zu sorgen schien, doch durch scharf gezeichnete Bilder der Sitten und Verhältnisse seiner Zeit und durch eine scharfsinnige Lebensphilosophie belehrte. Doch gab es genug Kenner, bei welchen die goldenen Sprüche seiner Weisheit in hohem Ansehen standen. Sie wurden bald ein Gemeingut im gebildeten Alterthum, und der römische Dichter Ennius sorgte dafür, daß sie auch bei den Römern in Umlauf kamen. Von Sophron ist bekannt, daß Plato seine Dichtungen nach Athen verpflanzt und sorgfältig studirt hat, um die in ihnen so hervorstechende Kunst der Darstellung sich für seine philosophischen Dialoge anzueignen. Ebenso haben sie auch dem Theokrit zum Vorbilde gedient, der darnach die Idylle als eine neue Spielart der Kunstpoesie schuf. Diese Kunst der Darstellung fällt um so mehr ins Gewicht, als die Sprache dieses sogenannten „Mimen" die der Prosa war, und doch den Zauber der Poesie an sich trug, und als es der Inhalt auf eine möglichst getreue Darstellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Volkes abgesehen hatte, und dabei doch der Eindruck einer Naturwahrheit und Originalität, die unerreichbar schienen, hervorgerufen wurde. Es waren also in der sicilischen Komödie Elemente wirksam, die ihr den Charakter einer künstlerischen Schöpfung sicherten.

Aber im vollen Sinne kann dies doch nur der sogenannten „alten" attischen Komödie zugeschrieben werden. Das Wunderbare an ihr ist, daß sie mit der Posse nicht wenig gemein hat und doch sich so wesentlich von ihr unterscheidet, daß sie als eine davon himmelweit verschiedene Gattung erscheinen muß. Auch sie erweckt Heiterkeit und kann dabei zu sehr derben Mitteln greifen. Spott und Sittenschilderung und gelegentlich auch Parodie mythischer

Züge spielen auch in ihr keine unbedeutende Rolle. Was sie aber wesentlich von den meisten der bisher erwähnten Erscheinungen unterscheidet, ist, daß ihr, und zwar nicht bloß in ihrem vollkommensten Vertreter Aristophanes, ein tiefer Ernst zu Grunde liegt. Was ihr aber ausschließlich eignet, ist das politische und durchaus patriotische Interesse, wobei der weite Blick der attischen Komiker sich nicht begnügt, Einzelnheiten des Lebens, namentlich des Privatlebens aufzufassen, vielmehr das ganze öffentliche Leben, die Gesammtheit der staatlichen und socialen Verhältnisse umfaßt und jede Verkehrtheit einer scharfen Kritik unterzieht. Die attischen Komiker haben ein hohes Ideal, und dieses bildet den Maßstab, mit dem sie die Gegenwart messen. Und daß eben dieser Maßstab angelegt wird, darf man nicht außer Acht lassen, wenn sie die Zustände ihrer Zeit oft mit grellen Farben malen. Ist doch selbst die großartige Staatsverwaltung des Perikles ein Lieblingsthema für die Komiker geworden, und kein Zug an Leib und Leben des größten Staatsmannes unter den Griechen ist ihrem Scharfblick entgangen. Als nach dem Tode desselben die Komödie das volle Recht einer Staatscensur und demgemäß unbedingte Redefreiheit erhielt, boten die hereinbrechende Ochlokratie und die den Staat erschütternden Ereignisse des peloponnesischen Krieges einem für eine große Vergangenheit begeisterten patriotischen Gemüth natürlich besonders reichen Stoff zu einer schneidenden Kritik, und so kam es, daß die alte Komödie, deren Blüthe um 440 beginnt, diese Blüthe nach 430 besonders reich entfaltete.

Wenn sie nun in dem Gewande einer ausgelassenen und übermüthigen Laune auftrat, so war diese eben nur Mittel zum Zweck, und eben das unterschied diese dramatische Gattung so wesentlich von der Posse des übrigen Griechenlandes, bei welcher der Ton der Ausgelassenheit Selbstzweck war.

Wie sehr der dem Schmerz zu Grunde liegende Ernst den Dichtern der alten attischen Komödie Hauptsache war, geht schon daraus hervor, daß ihr Ton anfänglich oft noch ein ziemlich herber war. Erst mit der zunehmenden Herrschaft über die poetischen Mittel gelang es den Dichtern, den Ton zu mildern, und auch der vernichtendsten Kritik den Schein des unverwüstlichsten Humors zu leihen.

Besonders aber fällt hierbei noch ins Gewicht die vollendete Meisterschaft, mit welcher die Dichter ihren Stoff poetisch zu gestalten wußten. Was ihre Conception betrifft, so lieferten sie nicht eine gemeine Nachahmung der Wirklichkeit, sondern versetzten durch geniale Erfindung in eine poetische Welt, wobei sie doch reichlich Gelegenheit erhielten, ein Bild, und zwar ein Gesammtbild von der Wirklichkeit mit allen ihren Einzelnheiten zu schaffen. In der Handhabung aber der poetischen Form zeigt namentlich Aristophanes eine Meisterschaft, die ihn als Dichter ersten Ranges kennzeichnet. Ihm

steht jede Farbe der Diktion zu Gebote, deren sich zu bedienen er Veranlassung hat, vom höchsten Adel der Sprache bis zur possenhaftesten Grobmalerei. Und wovon er nun auch Gebrauch macht, man kann immer sicher sein, daß es nur als sehr wohl berechnetes Mittel einem vollkommen künstlerischen Zwecke dient.

Die alte attische Komödie ist in ihren reifsten Erscheinungen ein durchaus gehaltvolles, immer auf das Ganze des Volkslebens und der Staatsverwaltung gerichtetes, also stets ins Große gearbeitetes und dabei höchst geistvolles und hochpoetisches Gebilde, ein Kunstwerk im wahrsten Sinne des Wortes. Sie bekundet eine eminente Blüthe der dramatischen Kunst. Nicht daß die Zeit, in der wir sie finden, eine Zeit der Zersetzung war, hat sie möglich gemacht, sondern daß diese Zeit trotz aller Zersetzung noch immer eine bedeutsame und im höchsten Grade fruchtbare und anregende war.

Blickt man nun auf das, was die Attiker im Laufe eines Jahrhunderts sowohl auf dem Gebiet der Tragödie, als der Komödie geschaffen haben, und zwar nicht nach Vorbildern, sondern mit originellster Schöpferkraft aus der Fülle ihrer reichen Begabung, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß das Theater zu Athen eine Kunstbühne der auserlesensten Art war, und man wird nicht umhin können, in den Lessing'schen Ausspruch einzustimmen: „Es ist nur ein Athen gewesen, es wird nur ein Athen bleiben."

Und nun wollten wir es wagen, unser „Theater", diesen abstrakten Begriff, der nichts ist als ein leerer, inhaltsloser Gesammtname für eine ganze Unmasse von Bühnengattungen der verschiedensten Art, mit dieser seltenen und in ihrer Art so einzigen Vereinigung von Volkstheater und Kunstbühne auf eine Linie zu stellen und die Geschicke unsers Abstraktums von Theater nach den Geschicken der attischen Bühne zu bemessen?

Bedarf es etwa einer weiteren Ausführung des Gedankens, daß es nicht eine einzige Bühne bei uns giebt, welche sich mit der attischen auch nur im aller entferntesten messen könnte, auch die allerpretensiösesten der Hoftheater nicht ausgenommen? Und trotz alledem spricht man von unserm Abstraktum von „Theater" immer, als wenn es der Inbegriff von Volksbildungsanstalt und zugleich Kunstinstitut wäre, und überträgt diese hohe Vorstellung in aller Seelenruhe, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, auf alle die Institute, wo man sich damit abgiebt, Komödie zu spielen. Mit hochtrabenden Worten feiert man sie alle als Kunsttempel. Als den Musen geweiht betrachtet man sie alle. Künstler und Künstlerinnen heißen sie selbstverständlich alle, welche die geheiligten Bretter irgend eines solchen Kunsttempels betreten, und Kunstgenüsse müssen es überall sein, die uns da geboten werden. Mit Hülfe eines bewunderungswürdigen Abstraktionsvermögens abstrahiren wir von den sämmtlichen unangenehmen Qualitäten, welche den einzelnen Theatern oft einen so

ganz entgegengesetzten Charakter als den von Kunstanstalten verleihen, und manche dramatischen Dichter kennen keinen größeren Ruhm, als wenn ihre Stücke „über sämmtliche Bühnen Deutschlands" gehen.

Wenn wir es uns angesichts dieser Ungereimtheiten vorläufig doch einmal ganz abgewöhnen könnten, so im allgemeinen vom deutschen Theater zu sprechen, damit uns die Unterscheidung zwischen Bühne und Bühne erst wieder einmal recht geläufig würde! Wir würden uns damit einerseits davor bewahren, daß wir unsere Bühnen in allzu günstigem Lichte sehen und in Folge einer optischen Sinnestäuschung die Vorzüge der attischen Bühne auf sie übertragen. Wir würden aber andererseits auch weniger in Gefahr kommen, Unmögliches von ihnen zu verlangen, und wenn sie das nicht leisten, über ihren drohenden Verfall zu lamentiren.

Wer sich die Frage vorlegen will, ob unsere Bühnen das leisten, was sie leisten sollen, der möge nur getrost einmal Attika Attika sein lassen und vor allem nicht so argumentiren: „Jetzt ist unser Volk geschichtlich auf dem Punkte angekommen, wo sich Athen zu der und der Zeit befand. Damals stand es um die attische Bühne so und so, folglich muß es mit der unsrigen eine eben solche Bewandtniß haben." Die wird es nun eben nicht haben. Wir werden nie zu einer Bühne von der Bedeutung wie die attische gelangen, weil eine solche ideale Vereinigung von Volkstheater und Kunstbühne jetzt einfach zu den Unmöglichkeiten gehört. Darum wird aber auch die Blüthe und der Verfall unserer Bühnen nicht denselben Bedingungen wie dort unterworfen sein. Unter Umständen, unter denen in Athen die mit dem Volkstheater so innig verwachsene Kunstbühne nicht mehr gedeihen konnte, wird bei uns eine davon mehr emancipirte Kunstbühne noch immer auf Grund künstlicher Mittel recht wohl fortbestehen können. Und wenn unter den Gebildeten eine Verbildung eintreten sollte, so wäre es recht wohl denkbar, daß es Volkstheater gäbe, wie es ja deren giebt, an denen für unverbildete, natürlich empfindende Leute aus dem Volk ein lauterer und reiner Geschmack gepflegt würde.

Ob unsere Bühnen leisten, was sie leisten sollen und können, läßt sich immer nur im Hinblick auf die im deutschen Volke dafür vorhandenen Bedingungen wirklich entscheiden. Auf die Bühnen anderer Völker mögen wir immerhin unsere Blicke lenken und mit ihnen die unsrigen vergleichen. Das wird anregend sein, und wir werden daraus manchen fruchtbaren Gesichtspunkt gewinnen. Wir werden dadurch namentlich leichter zur Selbsterkenntniß gelangen können. Aber unsere Bühnen werden doch immer nur so weit etwas leisten können, als unsere Kräfte reichen, und darum ist die Selbsterkenntniß der einzig richtige Weg zu einer richtigen Beurtheilung unserer Bühnenverhältnisse.

Der allerverkehrteste Weg dazu aber ist es, wenn man die oben geschilderte

Abstraktion so weit treibt, daß man von einer Allerweltsbühne träumt, von welcher die Bühne jedes einzelnen Volkes nur eine neue Auflage sein soll, natürlich womöglich eine verbesserte. Dann muß es natürlich von vorn herein als ausgemacht gelten, daß die Bühne überall dieselbe Geschichte, dieselbe Entwicklung hat. Daß in dem Wesen des Dramas gewisse Momente enthalten sind, über die sich kein Drama und keine Bühne hinwegsetzen kann, wird zu einer Bedeutung hinaufgeschraubt, als wenn sich nunmehr auch alle Bühnen nach der Schablone entwickeln müßten. Da kann es denn gar nicht ausbleiben, daß auch alles rein schablonenmäßig beurtheilt wird. Nach der Schablone werden die einzelnen Produkte dramatischen Schaffens abgeurtheilt, und nach der Schablone wird der Bühne im Ganzen eine zukünftige Blüthe oder ein drohender Verfall geweissagt. Hierüber fällt die Kritik der Verknöcherung anheim, und der Streit um Gedeihen oder Verfall der Bühne wird zu einem ganz oberflächlichen Wortgefecht.

Darum rathe ich, daß wir uns der Abstraktionen entschlagen, wenn wir vom Theater sprechen, und daß wir die Verhältnisse so concret als möglich in's Auge fassen. Um dazu den Anstoß zu geben, habe ich auf den Unterschied von Volkstheater und Kunstbühne aufmerksam machen wollen. Ich habe gezeigt, daß es Volkstheater im niedrigeren und im edelsten Sinne geben kann. So kann es auch bei den Kunstbühnen Unterschiede geben, und die Verbindung von Volkstheater und Kunstbühne kann eine sehr mannigfaltige sein. Kurz, wenn wir nur genau zusehen wollen, so werden sich uns Unterschiede der mannigfaltigsten Art zwischen den Bühnen bemerklich machen, und wir werden davon abkommen, immer nur von dem Abstraktum „Bühne“ in so verwirrender und zu schiefen Urtheilen führender Art zu reden, wie es bisher so vielfach geschehen ist.

Mark Twain im heiligen Lande.*)

Die „Neue Pilgerfahrt“ ist die Fortsetzung der „Arglosen auf Reisen“, die wir vorige Wochen in diesem Blatte angezeigt haben. Der Autor erzählt uns hier, wie er mit den „Pilgrimen“, dem „Orakel“, dem „lorbeergekrönten Dichter“, Jack und andern komischen Käuzen von Neapel nach dem Piräus, von dort nach Stambul, Odessa, Sebastopol und dem kaiserlichen Sommersitz in der Krim, dann nach Smyrna und von hier nach Beirut fährt, von wo

*) Die neue Pilgerfahrt. Von Mark Twain. Uebersetzt von Moritz Busch. Fünfter Band der Amerikanischen Humoristen. Leipzig, F. W. Grunow, 1875.

die Wallfahrer die große Tour nach Damaskus und Jerusalem machen, um schließlich den ägyptischen Pyramiden und einigen andern Wundern des Pharaonenlandes ihren Besuch abzustatten. Alle diese Dinge sind schon hundert Mal — wenn das langt — beschrieben, niemals aber so wie hier, wo das Auge des Humors und der Satire sie gesehen, und eine Feder sie geschildert hat, die sich nicht leicht von etwas imponiren läßt, und in der kein Tropfen von der sentimentalen Tinte ist, welche namentlich über Palästina so viele thörichte Schwärmereien, Gefühlsduseleien und offenbare Lügen in die Welt gesetzt hat. Diesen Unsinn dahin zu stellen, wohin er gehört, ist eine der Hauptbestrebungen unseres Amerikaners; und so werden wir unsere Proben aus seinem Buche vorzüglich diesen Kapiteln der „Pilgerfahrt" entnehmen. Sie sind auch die ergötzlichsten Stücke derselben, obwohl viele andere zum Beispiel der Bruch der Quarantäne, welcher den Verfasser mit andern Wagehälsen vom Piräus zu mitternächtlichem Schwelgen unter den mondbeschienenen Ruinen der Akropolis führt, der Besuch beim Kaiser von Rußland in Livadia, der Excurs über die konstantinopolitanischen Hunde, die wiederholten Schilderungen der „Pilgrime", ihrer Frömmelei und ihres steten Abschlagens von Andenken bei geschichtlichen Denkmälern, ebenfalls ungemein viel des Ergötzlichen enthalten. Ein paar nicht besonders gelungne Einfälle, wie die Geschichte von den ephesischen Siebenschläfern, wollen wir dem Verfasser, seiner sonstigen Verdienste halber, nicht hoch anrechnen. Einige Unrichtigkeiten hat der Uebersetzer, der den Vortheil hatte, die Reise ebenfalls gemacht zu haben und so den Autor des Originals controliren zu können, in Anmerkungen verbessert.

Ehe wir zu den Proben des Humors übergehen, mit denen der Verfasser die Ueberschwänglichkeiten der herkömmlichen Art, Reisen im Morgenlande zu schildern, verspottet, sei noch eine hübsche Geschichte vom „Orakel" erzählt.

„Von Beruf ist das Orakel ein Quacksalber, und folglich ist seine grenzenlose Unwissenheit sein werthvollstes Besitzthum. Da er gar nichts weiß, so thut er, als ob er Alles wüßte. Es ist nichts Ungewöhnliches im Schiffe, daß man ihm besonders heiklige Fragen vorlegt, blos um zu sehen, mit welcher Seelenruhe er zu ihrer Lösung vorschreitet. Neulich stieß der kleine Sohn des Kapitäns, Harry, im Verlauf seiner Studien auf den Ausdruck h o r i z o n t a l e P a r a l l a x e. Er dachte, das würde einen guten Gegenstand für das Orakel abgeben. So sah er sich nach ihm um und sagte: Doctor, was ist gut gegen eine horizontale Parallaxe. — Eine hori — horiz — was für Zeug? — horizontale Parallaxe. Einer der Matrosen vorne im Logis hat sie bekommen und zwar recht schlimm. — Horizontale Parallaxe — er kratzte sich den Kopf — horizontale Parallaxe? Hm. Horizont — hör

mal, Harry, warum drangsalirst du nur gerade mich von wegen Matrosen im Logis? Ich habe doch nichts mit den Matrosen zu thun. Warum fingst Du nicht den Schiffsarzt auf — es ist sein Geschäft. — Nun, das weiß ich, aber ich bin bei ihm gewesen, und er sagt, er wüßte nichts davon. — Nu ja, das glaube ich auch. Das glaube ich, daß es so stehen wird. Muß immer im Schiffe herumraisonniren und Leute, die was Besseres wie er sind, kritisiren und Witze reißen über Männer, die mehr in ihrem kleinen Finger wissen, als er das ganze Jahr über weiß. Horizon — zont — Harry, horch, was Du thun mußt. Du nimmst ungefähr vier Eßlöffel voll Laudanum und giebst sie dem Lümmel ein, damit er einschläft, und dann nimmst Du ein Senfpflaster etwa von der Größe eines Sattels her und legst es ihm über das Rückgrat, damit er wieder aufwacht. Ich denke, das wird ihm gut thun. Activität, — das ist die Sache. Activität! Siehst Du wohl, sein Blut ist verdickt, und was er haben muß, ist etwas, wodurch er aufgeschüttelt und genöthigt wird, sich aufzusacken. Und verliere mir ja keine Zeit, Harry. Zum Henker mit diesen horizontalen Parlaxen! Sie machen's einem Christenmenschen höllisch heiß, wenn sie ihm die Windseite abgewinnen."

Nun aber zu den Proben. Die erste spielt in Konstantinopel, und wir nennen sie: das türkische Bad in der Einbildung und in der Wirklichkeit. Der Verfasser sagt:

„Jahr auf Jahr habe ich von den Wundern des türkischen Bades geträumt, und Jahr auf Jahr habe ich mir versprochen, ich solle noch eins zu genießen bekommen. Viele, ach wie viele Male habe ich in der Marmorwanne gelegen und die einschläfernden Düfte morgenländischer Gewürze, welche die Luft erfüllten, eingeathmet, habe dann ein seltsames und verwickeltes System von Ziehen und Recken, Naßmachen und Abreiben durchgemacht, welches von einer Schaar nackter Wilden in's Werk gesetzt wurde, die ungeheuerlich und in unbestimmten Umrissen in den dampfenden Nebeln aufragten, habe dann eine Weile auf einem Divan, der sich für einen König paßte, ausgeruht, bin darauf durch eine zweite Feuerprobe, die furchtbarer als die erste war, hindurchgegangen und schließlich, in weiche Stoffe gehüllt, in einen fürstlichen Saal gebracht und auf ein Bett von Eiderdunen gelegt worden, wo Eunuchen in prachtvoller Tracht mir Kühlung zufächelten, während ich in träumerischem Halbschlummer dalag oder mit Behagen auf die reichen Behänge des Gemachs, die weichen Teppiche, die prächtigen Hausgeräthe und Bilder hinschaute, köstlichen Kaffee trank, das ruhig stimmende Nargileh rauchte und zuletzt, eingehüllt von wollüstigen Düften aus ungesehenen Räucherpfannen, von dem sänftigenden Einflusse des persischen Tabaks in der Wasserpfeife und von der Musik plätschernder Springbrun-

nen, die das Tröpfeln eines Sommerregens nachahmten, in ruhigen Schlaf versunken.

Das war das Bild, ganz so wie ich es aus Reisebüchern, welche die Phantasie entzünden, entnommen hatte. . . Die Wirklichkeit gleicht ihm nicht mehr als Saint Giles dem Garten Eden gleicht. Man empfing mich in einem großen Hofe, der mit Marmorplatten gepflastert war. Ringsherum liefen breite Galerien, eine über der andern, die mit schmutzigen Matten statt mit Teppichen belegt waren, und welche unangestrichne Balustraden einfaßten. Möblirt waren sie mit riesigen gichtbrüchigen Stühlen, die zerfressene alte Matratzen als Sitzkissen hatten, welche von den Eindrücken eingebogen und ausgehölt waren, die von den Formen von neun auf einander folgenden Generationen Menschen, welche auf ihnen geruht, zurückgeblieben waren. Der Ort war geräumig, nackt, traurig, sein Hof eine Scheune, seine Galerieen Standorte für Pferde in Menschengestalt. Die leichenhaften, halbnackten Knechte, die in dem Etablissement Dienste leisteten, hatten in ihrer Erscheinung nichts von Poesie, nichts von Romantik, nichts von morgenländischer Pracht. Sie verbreiteten keine entzückenden Düfte — vielmehr das Gegentheil. Ihre hungrigen Augen und ihre hagern Gestalten ließen einem fortwährend an eine grell in die Augen fallende unbehagliche Thatsache denken — sie wünschen sich, was man in Californien eine rechtschaffne Abfütterung nennt.

Ich ging in eine von den Zellen der Galerie und entkleidete mich. Ein unsauberer, verhungert aussehender Bursch umgürtete seine Lenden mit einem bunten Tischtuche und hing mir einen weißen Fetzen über die Schultern. Wenn ich jetzt ein Waschfaß vor mir gehabt hätte, so würde es mir natürlich erschienen sein, mich jetzt an's Waschen zu machen. Ich wurde in den feuchten schlüpfrigen Hof hinabgeführt, und die ersten Dinge, welche meine Aufmerksamkeit erregten, waren meine Fersen. Mein Hinfallen rief keine Bemerkungen hervor. Sie erwarteten es ohne Zweifel. Es gehörte zu der Liste der sänftigenden, wollüstigen Einflüsse, die dieser Heimstätte des morgenländischen Luxus eigenthümlich waren. Es war sicher besänftigend genug, aber seine Anwendung war keine glückliche. Man gab mir jetzt ein paar hölzerne Pantoffeln oder Bänkchen mit Lederstrippen, um sie mir an den Füßen festzuhalten. Diese Dinger baumelten unbequem an den Strippen, wenn ich meine Füße erhob, und geriethen an verdrießliche und unerwartete Stellen, wenn ich sie wieder auf den Fußboden setzte. Bisweilen drehten sie sich auch seitwärts, sodaß meine Fußknöchel umknickten und sich aus dem Gelenke renkten. Indeß war das Alles morgenländischer Luxus, und ich that, was ich konnte, mich seiner zu erfreuen. Man brachte mich in einen andern Theil der Scheune und legte mich auf eine Art plumper Pritsche, die nicht aus Goldbroccat oder persischen Shawls gemacht, sondern das einfache, anspruchslose Ding war

welches ich in den Negerquartieren von Arkansas gesehen hatte. In diesem düstern Marmorgefängniß befand sich nichts weiter als noch fünf von diesen Bahren. Es war ein sehr feierlicher Ort. Ich erwartete jetzt, die Würzdüfte Arabiens würden sich mir nunmehr über die Sinne stehlen, aber dies geschah nicht. Ein kupferfarbenes Gerippe, das einen Fetzen umgehangen hatte, brachte mir eine bauchige Flasche mit Wasser, in deren Halse eine in Brand gesetzte Tabakspfeife steckte, von der ein biegsames Rohr auslief, welches ein Yard lang war und ein messingnes Mundstück hatte. Es war das berühmte Nargileh des Morgenlandes — das Ding, welches der Großtürke auf Bildern zu rauchen pflegt. Das fing in der That an, wie Luxus auszusehen. Ich that einen Zug daraus, und der genügte mir. Der Rauch drang mir in einer großen Wolke hinunter in den Magen, in die Lungen, bis in die äußersten Enden des Gebäudes meines Körpers sogar. Ich platzte mit einem einzigen mächtigen Husten los, und es war, ob der Vesuv ausgebrochen wäre. Die nächsten fünf Minuten rauchte ich aus allen Poren wie ein Breterhaus, das im Innern brennt. Ich danke schön für alle Zeit für weiteren Genuß des Nargileh. Der Rauch hatte einen niederträchtigen Geschmack, und der Geschmack von tausend ungläubigen Zungen, der an dem messingnen Mundstücke hing, war noch niederträchtiger. Ich fing an, den Muth zu verlieren. Sobald ich fürderhin den Großtürken in vorgeblichem seligen Behagen außen auf einem Packet mit Connecticut-Tabak sein Nargileh schmauchen sehe, werde ich wissen, daß es ein schamloser Schwindel ist.

Dieses Gefängniß war mit heißer Luft gefüllt. Als ich hinreichend durchwärmt war, um für eine noch wärmere Temperatur vorbereitet zu sein, führten sie mich dahin, wo dieselbe war, in ein Marmorzimmer, feucht, schlüpfrig und voll Dampf und legten mich auf eine erhöhte Plattform in der Mitte. Es war hier sehr warm. Bald darauf setzte mich mein Mann neben einen Trog mit heißem Wasser hin, begoß mich tüchtig, zog über seine rechte Hand einen groben Badehandschuh und begann mich über und über mit demselben zu reiben. Ich fing an garstig zu riechen. Je mehr er rieb, desto garstiger roch ich. Es war beunruhigend. Ich sagte zu ihm: Ich merke wohl, daß ich so ziemlich hin bin. Es liegt auf der Hand, daß man mich ohne allen unnöthigen Zeitverlust begraben sollte. Vielleicht thäten sie am Besten, ohne Verzug zu meinen Freunden zu gehen, weil das Wasser heiß ist, und ich es nicht lange mehr aushalten kann. — Er fuhr fort, mich zu schaben und zollte mir keine Aufmerksamkeit. Bald sah ich, daß er meinen Umfang verkleinerte. Er drückte hart auf seinen Fausthandschuh, und unter demselben rollten kleine Cylinder hervor, die wie Maccoroni aussahen. Es konnte kein Schmutz sein, denn dazu war es zu weiß. Er hobelte mich eine geraume Zeit in dieser Weise ab. Endlich sagte ich: Das ist ein langweiliges Verfahren. Es wird Stunden

erfordern, um mich zu dem Umfange abzuschaben, den Sie mir zu geben gedenken; ich will warten, gehen Sie und holen Sie einen Schrubbhobel. Er hatte durchaus keine Acht auf das, was ich sagte. Nach einer Weile brachte er ein Becken, etwas Seife und ein Ding, das wie der Schweif eines Pferdes aussah. Er schlug eine ungeheure Masse Seifenschaum, überfluthete mich damit vom Kopfe bis zu den Füßen, ohne mir vorher zu sagen, ich solle die Augen schließen, und fegte mich alsdann mit heimtückischer Heftigkeit vermittelst seines Pferdeschwanzes. Dann ließ er mich als schneeweiße Bildsäule von Seifenschaum zurück und ging seiner Wege. Als ich des Wartens überdrüssig war, ging ich ihm nach und spürte ihn auf. Er lehnte eingeschlafen an der Wand in einem andern Gemache. Ich weckte ihn auf. Er war nicht aus der Fassung gebracht. Er führte mich zurück, übergoß mich mit heißem Wasser, setzte mir einen Turban auf den Kopf, kleidete mich in trockne Tischtücher und geleitete mich in eine Art mit Gitterwerk umfriedigten Hühnerkorbes in einer der Galerien, wo er auf eines jener Betten aus Arkansas hinzeigte. Ich bestieg es und gab mich abermals der unbestimmten Erwartung hin, jetzt würden sich die arabischen Wohlgerüche einstellen. Sie kamen nicht. Der leere, ganz schmucklose Hühnerkorb hatte nichts von der wollüstigen orientalischen Einrichtnng an sich, von der man so viel liest. Er erinnerte mehr an ein Dorfspital als an irgend etwas anderes. Der dürre Diener brachte Nargileh, und ich bewog ihn, es ohne Verzug wieder hinaus zu tragen. Darauf brachte er den weltberühmten türkischen Kaffee, den Poeten viele Menschenalter hindurch so hinreißend besungen haben, und ich warf mich auf ihn als auf die letzte Hoffnung, die mir von meinen Träumen vom Luxus des Morgenlandes geblieben war. Es war wieder ein Betrug. Von allen unchristlichen Getränken, die je über meine Lippen gingen, ist der türkische Kaffee das schlimmste. Die Tasse ist klein, mit Bodensatz beschmiert, der Kaffee schwarz, von unangenehmen Geruch und abscheulichem Geschmack. Der Boden der Tasse hat einen schlammigen Satz in sich, der einen halben Zoll tief ist. Dieser geht die Kehle hinab, und Theilchen davon bleiben unterwegs hängen und bewirken ein unbehagliches kitzelndes Gefühl, welches einen Stundenlang bellen und husten läßt.

Hier endet meine Erfahrung von dem viel gerühmten türkischen Bade, und hier endigt auch mein Traum von dem seligen Behagen, in welchem der Sterbliche schwelgt, der ein solches durchmacht. Es ist ein boshafter Schwindel. Der Mensch, dem es gefällt, ist geeignet, sich alles gefallen zu lassen, was dem Gesichts- und Gefühlssinn widerwärtig ist, und der, welcher es mit dem Zauber der Poesie bekleiden kann, ist befähigt, des gleichen zu thun mit allem andern in der Welt, was langweilig, erbärmlich, trübselig und garstig ist."

Die zweite Probe, die wir auswählten, führt den Leser nach Galiläa

und vor seinen berühmten Landsee, der Genezareth. Fast alle Touristen, die hierüber geschrieben haben, finden diesen See und seine Umgebung schön. Einige von diesen verfuhren dabei ehrlich und aufrichtig, die Verehrung vor den großen Dingen, die sich hier begeben haben, erhitzte ihre Phantasie, beeinflußte ihr Urtheil und verklärte ihre Erinnerung an diese Stätte der Wirksamkeit des Weltheilandes. Andere schrieben so, weil sie fürchteten, es würde dem Publikum mißfallen, wenn sie anders schrieben. Wieder Andere waren Heuchler und hatten die überlegte Absicht, zu täuschen. Ein Beispiel hiervon ist ein Reisender, den unser Humorist Grimes nennt, der ihm aber nur der Typus dieser ganzen häßlichen Klasse von Schönrednern ist. Derselbe sagt:

„Von der Schönheit der Gegend kann ich nicht genug sagen, noch vermag ich zu begreifen, wo die Reisenden ihre Augen hatten, welche die Landschaft um den See als unbedeutend beschrieben haben. Der erste große Charakterzug derselben ist das tiefe Becken, in dem er liegt. Dieses Becken ist auf allen Seiten, das untere Ende ausgenommen, zwischen drei- und vierhundert Fuß tief, und der steile Abhang der Ufer, die alle vom tiefsten Grün sind, wird gebrochen und mit Abwechslung ausgestattet durch die Wasserläufe, die sich ihren Weg durch die Seiten des Beckens brechen und dunkle Schluchten oder helle, sonnige Thäler bilden. In der Nähe von Tiberias sind diese Ufer felsig, und es öffnen sich in ihnen alte Grüfte, deren Thüren dem Wasser zugekehrt sind. Man wählte gleich den Aegyptern des Alterthums großartige Orte zu Begräbnißplätzen, wie wenn man die Absicht gehabt, die Schläfer, wenn die Stimme Gottes sie erreichte, beim ersten Aufthun der Augen auf Schauplätze voll glorreicher Schönheit blicken zu sehen. Im Osten stechen die wilden und öden Berge schön von dem tiefblauen See ab, und von Norden schaut erhaben und majestätisch der Hermon auf das Meer herab, der seinen weißen Scheitel zum Himmel erhebt mit dem Stolze eines Berges, der die scheidenden Fußtritte von hundert Geschlechtern gesehen hat. Auf dem Nordostufer des Sees war ein einzelner Baum, der einzige, der vom Wasser desselben aus sichtbar ist, ausgenommen ein paar einsame Palmen in der Stadt Tiberias. Er lenkt durch seine vereinsamte Stellung die Aufmerksamkeit mehr auf sich, als ein Wald sie auf sich lenken würde. Die ganze Erscheinung der Landschaft ist genau das, was wir von der Landschaft um den See Genezareth erwarten — großartige Schönheit, aber stille Ruhe. Sogar die Berge sind ruhig."

Dazu bemerkt unser humoristischer Kritiker: „Der Mann ist ohne Zweifel an herumspringende Berge gewöhnt. Sonst ist seine Beschreibung gut darauf berechnet, zu täuschen. Aber wenn die Schminke, die Bänder und die Blumen von ihr abgestreift sind, so wird man dahinter ein Gerippe finden. So des täuschenden Flitters entkleidet, bleibt ein sechs (englische) Meilen breiter See

von unbestimmter, also durchaus nicht tiefblauer, Farbe und mit steilen grünen Ufern, die durch keinerlei Strauchwerk verschönert sind, übrig, ferner an dem einen Ende nackte, unscheinbare Felsen mit fast unsichtbaren Löchern darin, die ohne Einfluß auf das Bild sind, im Osten statt wilder öder Berge niedrige öde Hügel, im Norden ein Berg, Hermon geheißen, auf dem Schnee liegt. Charaktereigenthümlichkeit des Bildes Ruhe, sein hervortretender Zug — ein einziger Baum. Damit Punctum. Ich habe nichts dagegen, daß Herr Grimes den Hermon, einen nicht besonders malerischen Berg, fünfundvierzig Meilen weit herzu schleppt, um der in Rede stehenden Landschaft damit aufzuhelfen; denn sie bedarf dessen. Der See ist so ausdruckslos und unpoetisch wie irgendein großstädtisches Wasserleitungs-Reservoir in der Christenheit“. . . .

„Warum sollte denn die Wahrheit über diese Gegend nicht ausgesprochen werden? Thut sie jemand etwas zu Leide? hat sie jemals nöthig gehabt, ihr Gesicht zu verbergen? Gott machte das galiläische Meer und seine Umgebungen so, wie sie sind. Ist es die Aufgabe des Herrn Grimes, seine Arbeit zu verbessern?

Nach der Ausdrucksweise der Bücher, die ich gelesen habe, bin ich überzeugt, daß viele, welche dieses Land in vergangenen Jahren besucht haben, Presbyterianer waren, und hierher kamen, um Beweise zur Stütze ihres besondern Glaubensbekenntnisses zu suchen. Sie fanden ein presbyterianisches Palästina, und sie hatten sich bereits vorher entschlossen, kein anderes zu finden, obwohl sie das, durch ihren Eifer verblendet, möglicherweise nicht wußten. Wieder Andere waren Methodisten, Katholiken, Baptisten, Leute von der Episkopalkirche, die wieder nach Beweisgründen, welche ihre verschiedenen Glaubensbekenntnisse stützen sollten, und nach einem methodistischen, katholischen, baptistischen oder episkopalkirchlichen Palästina suchten. So ehrlich die Absichten dieser Leute gewesen sein mögen, sie betraten das Land mit bereits fertigem Wahrspruch und konnten ebenso wenig unparteiisch über dasselbe schreiben als über ihre eignen Weiber und Kinder. Auch unsre Pilgrime haben ihren Wahrspruch bereits fertig mitgebracht. Ich kann beinahe in bestimmten Redensarten voraussagen, was sie äußern werden, wenn sie den Tabor, Jerusalem, Jericho und den Jordan zu sehen bekommen; denn ich besitze die Bücher, aus denen sie ihre Ideen gezapft haben. Diese Autoren malen Bilder und setzen Rhapsodien zusammen, und kleinere Leute folgen ihnen und sehen mit den Augen des Autors statt mit ihren eigenen und sprechen mit seiner Zunge. Was die Pilgrime in Cäsarea Philippi sagten, überraschte mich durch seine Weisheit. Ich fand es später im Robinson. Was sie äußerten, als sich plötzlich der See Genezareth ihren Blicken zeigte, bezauberte mich durch seine Anmuth. Ich finde es in Herrn Thompsons: Das heilige

Land und Buch. Sie haben oft mit glücklich gewählten Worten, die immer dieselben blieben, davon gesprochen, wie sie zu Bethel gleich Jacob ihre müden Häupter auf einen Stein legen, ihre trüben Augen schließen und vielleicht von Engeln träumen würden, die auf einer Leiter vom Himmel stiegen. Es war sehr hübsch. Aber ich habe das müde Haupt und die trüben Augen zuletzt wo anders wieder entdeckt. Sie entlehrten die Idee — und die Worte — und die Construction und Interpunction von — Grimes." . . .

In Nazareth giebt es einen „Brunnen der Jungfrau". Nach der Ueberlieferung der Mönche, die hier ausnahmsweise richtig sein könnte, pflegte Maria, als sie noch Mädchen war, dort jeden Tag zwanzig Mal Wasser zu holen und es in einem Kruge auf ihrem Kopfe heim zu tragen. Das Wasser strömt durch Röhren in der Façade einer Mauer von alterthümlichem Bau, die abseits von den Häusern des Städtchens steht. Die jungen Dirnen Nazareth's versammeln sich bei demselben noch heutzutage zu Dutzenden und ergötzen sich unter lautem Lachen und allerhand Possen. Nun aber erzählt unser Humorist:

„Die nazarenischen Mädchen sind häßlich. Einige von ihnen haben große leuchtende Augen, aber keine von ihnen hat ein hübsches Gesicht. Diese Mädchen tragen in der Regel nur ein einziges Kleidungsstück, und dasselbe ist schlotterig, von unbestimmter Farbe, schmutzig, es ist gewöhnlich auch nicht ausgebessert. Sie tragen vom Scheitel bis zur Kinnlade wunderliche Bänder mit aufgereihten alten Münzen in der Weise der Schönen von Tiberias und Messingkleinodien an den Handgelenken und in den Ohren. Sie tragen weder Strümpfe noch Schuhe. Sie sind die gutmüthigsten Mädchen, die wir bis jetzt im Lande gefunden haben. Aber es kann keine Frage sein, daß es diesen malerischen Mädchen leider an einem gefälligen Aeußern fehlt. Nun sagte, als wir dort waren, ein Pilgrim, den wir Weltkinder den Enthusiasten zu nennen gewohnt waren: Sehen Sie 'mal das hochgewachsene anmuthige Mädchen da! Sehen sie nur die madonnenhafte Schönheit ihres Gesichts! — Ein anderer Wallfahrer kam hinzu und sagte: Bemerken sie wohl jenes schlanke graziöse Mädchen, welch' eine königliche madonnenhafte Schönheit in ihren Zügen! — Ich sagte: Sie ist nicht hochgewachsen, sondern klein, sie ist nicht schön, sondern häßlich, sie ist ganz anmuthig in ihren Bewegungen, das geb' ich zu, aber ziemlich unbändig. — Der dritte und letzte Pilgrim ging bald nachher vorüber, und der sagte: Ach, was für ein schlankes graziöses Mädchen! Was für eine madonnenhafte Anmuth und königliche Schönheit! Die Wahrsprüche waren jetzt alle eingegangen. Es war nun Zeit, die Autoritäten für alle diese Meinungen aufzusuchen. Ich fand den Paragraphen, der folgt. Geschrieben von wem? Von William C. Grimes:

„Nachdem wir im Sattel waren, ritten wir nach der Quelle, um einen letzten Blick auf die Frauen Nazareths zu thun, die im Ganzen bei Weitem die hübschesten waren, welche wir im Morgenlande gesehen hatten. Als wir uns der Gruppe näherten, trat ein hochgewachsenes Mädchen von neunzehn Jahren auf Mirjam zu und bot ihr einen Becher Wasser an. Ihre Bewegungen waren anmuthig und königlich. Wir riefen auf der Stelle aus, wie madonnenhaft schön die Züge ihres Gesichts seien. Whitely war plötzlich durstig und bat um Wasser und trank es langsam, indem er seine Augen über den Rand des Bechers auf ihre großen schwarzen Augen geheftet hielt, die ihn ganz ebenso neugierig anblickten wie er sie. Dann wollte Moreright Wasser haben. Sie gab es ihm, und er wußte es so einzurichten, daß er um einen zweiten Becher bitten konnte, und als sie nun zu mir kam, war sie dahin gelangt, die Operation zu durchschauen. Ihre Augen waren voll Scherz, als sie mich anblickte. Ich lachte gerade heraus, und sie schloß sich mir mit einem so fröhlichen Auflachen an, wie es je ein Landmädchen im alten Orange-County hören ließ. Ich wollte, ich hätte ein Bild von ihr. Eine Madonna, deren Antlitz ein Porträt von jenem schönen nazarenischen Mädchen wäre, würde etwas Schönes und eine Wonne für alle Zeit sein." ...

Das ist die Sorte Suppe, die den Leuten seit Menschen Gedenken über Palästina vorgesetzt worden ist, und zwar nicht blos von englischen und amerikanischen, sondern auch von französischen und deutschen Köchen. Der großen, immer mehr oder minder für sentimentale oder pomphafte Lügen empfänglichen Masse schmeckt das Zeug; der Verständige wendet sich halb lachend, halb angeekelt davon ab und freut sich, wenn er Andere desgleichen thun sieht. So freuen wir uns, wenn unser Reisender fortfährt, die Büchermacher, die er unter der Firma Grimes sich gekauft hat, weiter zu entlarven und durch seine sarkastische Hechel zu ziehen. „Schickt mich mit einem schönen Compliment", so sagt er, zu Fennimore Cooper, „wenn ich die Indianer, schickt mich zu Grimes, wenn ich die Araberinnen schön finden soll. Arabische Männer sehen oft gut aus, aber arabische Weiber niemals. Wir können alle glauben, daß die Jungfrau Maria schön gewesen ist; es ist nicht natürlich, sie sich anders vorzustellen. Aber folgt denn daraus, daß es unsre Pflicht ist, in den gegenwärtigen Weibern von Nazareth Schönheit zu finden?"

Mark Twain liebt es, Grimes zu citiren, „weil er so dramatisch ist. Und weil er so romantisch ist. Und weil es ihn so wenig kümmert, ob er die Wahrheit erzählt oder nicht, wenn er nur dem Leser Furcht einjagen oder seinen Neid oder seine Bewunderung erregen kann." Immer hat der eitle Mensch den Spiegel vor sich und die Selbstgefälligkeit hinter sich im Sattel, ganz wie Seinesgleichen unter den Deutschen, die über das heilige Land ge-

schrieben und — gelogen haben*). Herr Grimes ging durch dieses friedliche Land, die eine Hand ewig an seinem Revolver, die andere an seinem Taschentuche. Stets, wenn er nicht auf dem Punkte stand, über eine heilige Stätte zu weinen, stand er auf dem Punkte, einen Araber über den Haufen zu schießen. Ihm begegneten in Palästina mehr überraschende Dinge als hier oder anderwärts irgend einem Reisenden seit Münchhausen's Ableben begegneten.

Zu Beit Jin, wo ihm niemand in den Weg getreten war, kroch er in der Stille der Nacht aus seinem Zelte und schoß nach etwas, wovon er meinte, es sei ein in einiger Entfernung auf einem Felsen liegender Araber, der Uebles im Schilde führe. Die Kugel tödtete einen Wolf. Kurz bevor er feuerte, nahm er, wie er dem Leser, um ihm Schrecken einzujagen, erzählt, eine dramatische Stellung ein. „War es Einbildung, oder sah ich auf der Fläche des Felsens einen sich bewegenden Gegenstand? Wenn es ein Mann war, warum schoß er mich jetzt nicht nieder. Er hatte ein vortreffliches Ziel, da ich in meinem schwarzen Burnus lebhaft von den weißen Zelten abstach. Mir war zu Muthe, als ob mir jeden Augenblick eine Kugel in die Kehle, die Brust, das Gehirn fahren könnte". Tollkühnes Geschöpf! ruft unser Humorist bewundernd und zugleich etwas erschrocken aus. — Als sie nach dem Genezareth ritten, bemerkten sie zwei Beduinen, und „wir sahen nach unsern Pistolen und lockerten sie leise in den Shawls, die wir um den Leib geschlungen hatten" u. s. w. Stets kaltblütig! — In Samaria stürmte er Angesichts eines Hagels von Steinen einen Hügel hinauf und feuerte in die Menschenmasse hinein, welche sie warfen. Er sagt darüber: „Nie ließ ich eine Gelegenheit vorbeigehen, die Araber von der Vortrefflichkeit der amerikanischen und englischen Waffen und von der Gefahr zu überzeugen, die mit einem Angriff auf irgend einen von den bewaffneten Franken verbunden sei. Ich denke, die Lection, die ich ihnen mit dieser Kugel ertheilte, wird nicht verloren sein."

Zu Baitin gab er einer ganzen Schaar von arabischen Maulthiertreibern eine Probe seiner Denkart und dann: — „Ich begnügte mich mit der feierlichen Versicherung, daß, wenn noch einmal ein Beispiel von Ungehorsam gegen meine Befehle vorkäme, ich den dafür verantwortlichen in einer Weise durchdreschen würde, von der er sich in seinem ganzen Leben nichts hätte träumen lassen, und daß ich, wenn ich nicht herausfinden könnte, wer die Verantwortlichkeit trüge, sie alle vom Ersten bis zum Letzten durchpeitschen würde, gleichviel, ob ein Gouverneur zur Hand wäre, der es besorgte, oder ob ich selber es besorgen müßte." Ganz und gar ohne Furcht, dieser Mann! — Er ritt den senkrecht bergab führenden Pfad durch die Felsen von der

*) Eine bemerkenswerthe Ausnahme bildet unter diesen Moritz Busch in seiner „Wallfahrt nach Jerusalem" (Leipzig, Grunow), die sich mit gutem Rechte „Bilder ohne Heiligenschein" nennt.

Burg Banias bis zu dem Eichenhain in gestrecktem Galopp hinab, wobei sein Roß „bei jedem Satze dreißig Fuß zurücklegte". Sein Kritiker ist bereit, dreißig zuverlässige Zeugen beizubringen, um darzuthun, daß Putnams berühmter Sprung zu Horseneck hiermit verglichen Kleinigkeinigkeit war", und wir fügen hinzu, daß Seidlitz und der Ritter Harras diesem Tausendsassa im Sattel ebenfalls kaum das Wasser reichen.

Man sehe sich diesen Musterpilgrim an, wie er, immer theatralisch, diesmal aber aus Unachtsamkeit ohne die Hand an der Pistole zu haben, einen Blick auf Jerusalem thut: „Ich stand auf der Straße, meine Hand auf dem Halse meines Pferdes, und suchte mit meinen trüben Augen die Umrisse der heiligen Stätten zu verfolgen, die ich lange vorher schon in meiner Seele fixirt hatte, aber die rasch hervorbrechenden Thränen ließen es mir nicht gelingen. Neben mir befanden sich unsre muhammedanischen Diener, ein lateinischer Mönch, zwei Armenier und ein Jude von unserm Gefolge, und alle miteinander blickten mit überströmenden Augen hin." — „Wenn lateinische Mönche und Araber weinten", bemerkt Mark Twain hierzu, „so bin ich fest überzeugt, daß auch die Pferde geweint haben, und so ist das Bild vollständig."

Grimes ist ein weiches Gemüth, aber wenn die Nothwendigkeit es verlangt, so kann er auch so fest und hart wie Diamant sein. Im Libanonthale stiehlt ihm ein arabischer Knabe, ein Christ — er beeilt sich, zu erklären, daß Muhammedaner nie stehlen — für elende zehn Dollars Pulver und Blei. Er überführt ihn dessen vor einem Scheich und sieht zu, wie er mit der fürchterlichen Bastonade bestraft wird. Hören wir ihn darüber:

„Er (der Knabe Musa) lag so geschwind, wie man mit den Augen blinzelt, auf dem Rücken, heulend, brüllend, kreischend, aber er wurde auf den Vorplatz vor der Thür hinausgetragen, wo wir der Operation zusehen konnten, und mit dem Gesicht der Erde zugekehrt hingelegt. Ein Mann setzte sich ihm auf den Rücken und einer auf seine Beine, und der letztere hielt seine Füße in die Höhe, während der dritte ihm auf seine bloßen Fußsohlen mit einer Karbatsche aus Nilpferdhaut, die bei jedem Schritte durch die Luft pfiff, Hiebe aufzählte. Der arme Morerigst war in Todesängsten, und Nama und Nama Nummer Zwei (Mutter und Schwester von Musa) lagen auf ihren Gesichtern, bettelten und heulten und umschlangen bald meine, bald Whitelys Knie, während der Bruder draußen die Luft von Geschrei widerhallen ließ, welches lauter als das Musa's war. Selbst Jusef kam und bat mich kniefällig, Erbarmen zu haben, und zuletzt flehte sogar Batuni den Chowadschi an, Mitleid mit dem Kerl zu haben". Dem aber fiel das nicht ein. Die Bestrafung wurde nach dem fünfzehnten Hiebe „aufgeschoben", um die Beichte des armen Sünders zu hören. Dann ritten Grimes und verließen

die ganze christliche Familie in der Gewalt des muhammedanischen Scheichs, damit er sie nach Gutdünken mit Geld- und strenger Körperstrafe belege. „Als ich zu Pferde stieg," erzählt Herr Grimes, „bat Jusef mich noch einmal, dazwischen zu treten und Mitleid mit ihnen zu haben; aber ich blickte die dunkeln Gesichter in der Runde an und konnte keinen Tropfen Mitleid mit ihnen in meinem Herzen finden." Er schließt sein Bild mit einem purzelbaumschlagenden Ausbruch von Gutgelauntheit, der einen schönen Contrast zu dem Jammer der Mutter und ihrer Kinder bildet.

Noch ein Paragraph aus dem Gefühlsleben unsres würdigen Grimes: „Dann beugte ich abermals mein Haupt. Es ist keine Schande, in Palästina geweint zu haben. Ich weinte, als ich Jerusalem sah, ich weinte, als ich im Sternenlichte zu Bethlehem lag, ich weinte an den gesegneten Ufern des Galiläischen Meeres Meine Hand hielt deshalb den Zügel nicht weniger fest, mein Finger zitterte nicht am Drücker der Pistole, als ich mit ihr (natürlich weinend) an den Gestaden des blauen Wassers hinritt. Mein Auge wurde durch jene Zähren nicht getrübt, mein Herz in keiner Weise zaghaft gemacht. Möge der, welcher zu meiner Rührung die Nase rümpft, diesen Band hier zuschlagen; denn er wird in meinen Reisen durch das heilige Land wenig finden, was seinem Geschmacke zusagt." — „Nie," so sagt Mark Twain zu dieser Diatribe, „bohrt er nach Wasser, ohne auf Wasser zu stoßen."

Unser Humorist weint natürlich Jerusalem nicht an. Selbst seine „Pilgrime" kriegen das nicht fertig. „Ich verzeichne es hier," so bemerkt er beim ersten Blicke auf die heilige Stadt, „als eine bemerkenswerthe, aber den Betreffenden nicht zur Unehre gereichende Thatsache, daß nicht einmal unsere Pilgrime weinten. Ich glaube, daß sich in der Gesellschaft kein Einziger befand, dessen Gehirn nicht voll von Gedanken, Bildern und Erinnerungen war, wie sie die großartige Geschichte der ehrwürdigen Stadt, die vor uns lag, hervorruft, aber trotzdem war unter ihnen allen keine „Stimme, die da weinete." Es war kein Anlaß, Thränen zu vergießen. Die Gedanken, die Jerusalem erweckt, sind voll Poesie, voll Erhabenheit, voll Würde. Solche Gedanken finden aber ihren angemessnen Ausdruck nicht in Dingen, die in die Kinderstube gehören" . . . .

Indeß, niemand entgeht seinem Schicksal ganz, und das Schicksal der Sterblichen ist, gelegentlich zu weinen. Auch unser Mark Twain muß daran glauben, nur einmal, aber doch einmal. Nicht weit von der Stelle in der Kirche des heiligen Grabes, an der die Mönche dem Wallfahrer den Mittelpunkt der Erde und damit zugleich die Stelle zeigen, wo Gott den Staub hernahm, aus dem er Adam schuf, befindet sich eine dritte große Merkwürdigkeit — das Grab nämlich dieses Vaters des Menschengeschlechts, und hier

wurde unser Humorist inne, daß er auch ein Sterblicher war wie Grimes. Lassen wir ihn dies selbst erzählen:

„Das Grab Adams! Wie rührend war es, hier, in einem Lande fremder Menschen, fern von der Heimath und den Freunden und allen, die sich um mich kümmerten, auf diese Art das Grab eines Blutsverwandten zu entdecken! Zwar eines entfernten, aber immerhin eines Verwandten. Der nie irrende Instinct der Natur durchzuckte mich und führte mich so dazu, daß ich ihn erkannte. Der Quell meiner kindlichen Liebe wurde bis zu seinen tiefsten Tiefen aufgerührt, und ich überließ mich einem stürmischen Ausbruche meiner Empfindungen. Edler, alter Mann! so rief ich — er erlebte es nicht, mich zu sehen — er erlebte es nicht, sein Kind zu sehen. Und ich — ach! auch ich lebte nicht so, daß ich ihn sehen konnte. Niedergebeugt von Kummer und Enttäuschung starb er, bevor ich geboren wurde — sechstausend kurze Sommer, bevor ich geboren wurde. — Ich lehnte mich an einen Pfeiler und brach in Thränen aus. Ich halte es für keine Schande, über dem Grabe meines armen verstorbenen Verwandten geweint zu haben. Möge der, welcher zu meiner Rührung die Nase rümpft, diesen Band hier zu schlagen; denn er wird in meinen Reisen durch das heilige Land wenig finden, was seinem Geschmacke zusagt." . . .

Im Folgenden eine andere Probe des Humors, der unsern amerikanischen Freund auf seiner Reise begleitet. Die Reisenden haben beschlossen, einen Ausflug nach dem Jordan und dem Todten Meere zu machen. Aber die Sache ist gefährlich. „Es herrschte Aufregung in Jerusalem. Allenthalben flogen Gerüchte von Krieg und Blutvergießen herum. Die gesetzfeindlichen Beduinen des Jordanthales und der Wüsten unten am Todten Meere hatten sich in Waffen erhoben und waren im Begriffe, alle Ankömmlinge umzubringen. Sie hatten ein Gefecht mit einem Trupp türkischer Reiter gehabt und sie in die Flucht geschlagen, wobei mehrere Mann getödtet worden waren. Sie hatten die Bewohner eines Dorfes und eine türkische Besatzung in einem alten Fort bei Jericho eingeschlossen und belagerten sie. Sie waren gegen ein Lager von Leuten, die zu unserer Excursion gehörten, gezogen, das am Jordan aufgeschlagen war, und die Pilger hatten ihr Leben nur dadurch gerettet, daß sie sich davon geschlichen hatten und unter Peitschen und Sporen in der Dunkelheit der Nacht nach Jerusalem geflohen waren. Auf eine andere von unsern Gesellschaften war aus dem Hinterhalt gefeuert worden, worauf man am hellen Tage einen Angriff auf sie gemacht hatte. Auf beiden Seiten wurden Schüsse abgefeuert. Glücklicher Weise kam es dabei zu keinem Blutvergießen. Wir sprachen mit demselben Pilgrim, der einen der Schüsse abgefeuert hatte, und erfuhren von seinen eignen Lippen, daß in dieser ganz nahe über ihnen schwebenden Gefahr nur der kaltblütige Muth der Pilger,

ihre starke Zahl und ihre imposante Entwickelung von Kriegsmaterial sie vor gänzlicher Vernichtung bewahrt hatten. . . Hier war Holland in Nöthen. Aber was würde der Leser gethan haben, wo die Pferde vor der Thür standen und alle Welt wußte, zu welchem Zwecke sie da waren? Würde er eingestanden haben, daß er Angst habe, und schmählich zurückgetreten sein? Schwerlich. Es würde gegen die menschliche Natur gewesen sein, wo so viele Frauen dabei waren. Er würde gethan haben, was wir thaten, er würde gesagt haben, daß er sich selbst vor einer Million Beduinen nicht fürchte — sein Testament gemacht und sich in der Stille vorgenommen haben, eine nicht auffällige Stelle in der Nachhut der Procession einzunehmen.

Ich glaube, wir entschlossen uns damals alle, diese Taktik zu befolgen; denn es schien wirklich, als ob wir nie nach Jericho gelangen sollten. Ich hatte ein notorisch langsames Pferd, aber ich weiß nicht, wie es kam, niemals konnte ich es so einrichten, daß es bei der Nachhut blieb, und wenn es mir den Hals gekostet hätte. Ewig war es wieder an der Spitze des Zuges. In solchen Fällen zitterte ich ein Bischen und stieg ab, um meinen Sattel anders zu schnallen. Aber es nutzte mir gar nichts. Die Andern stiegen alle ebenfalls ab, um ihre Sättel anders zu schnallen. Nie sah ich einen solchen Eifer, das Pferd anders zu satteln. Es war das erste Mal in drei Wochen, daß einer der Sättel in Unordnung gerieth, und jetzt waren sie alle auf einmal verdorben. Ich versuchte es mit Gehen — der Bewegung wegen; denn ich hatte in Jerusalem beim Aufsuchen von hundert heiligen Stätten nicht genug gehabt. Aber auch das mißglückte. Die ganze Bande litt vom Mangel an Bewegung, und es dauerte keine fünfzehn Minuten, so waren sie alle miteinander zu Fuße, und ich hatte wieder die Führung. Es war sehr entmuthigend. — Dies geschah alles, nachdem wir über Bethanien hinaus waren . . . . Von einem Berggipfel hatten wir hier einen Blick auf das todte Meer, das wie ein blauer Schild in der Ebene des Jordan lag, und jetzt marschirten wir eine enge, flammende, öde, zerklüftete Schlucht hinab, wo kein lebendes Wesen sich des Daseins erfreuen konnte, ausgenommen vielleicht ein Salamander. Es war eine solche traurige, abstoßende, furchtbare Einöde! Es war die Wüste, in welcher Johannes predigte mit Kameelhaar um seine Lenden — Bekleidung genug, aber unmöglich konnte er sich hier seine Heuschrecken und seinen wilden Honig verschaffen, noch auch eine Gemeinde, die ihm zuhörte, sollte man denken. Mürrisch ritten wir hinab, durch diesen fürchterlichen Paß — jedermann in der Nachhut. Unsre Eskorte, zwei prachtvolle junge arabische Scheichs, die ganze Ladungen von Säbeln, Flinten, Pistolen und Dolchen an Bord hatten, trottelten träg voraus.

Beduinen!

Jedermann schrumpfte zusammen und verschwand in Hemdkragen und

Manschetten wie eine Schildkröte. Meine erste Regung war, vorwärts zu sprengen und die Beduinen umzubringen. Meine zweite war, nach rückwärts zu sprengen, um zu sehen, ob etwa welche von ihnen aus dieser Richtung kämen. Ich handelte nach der letzteren Regung. Dasselbe thaten alle Andern. Wenn irgendwelche Beduinen sich damals von dieser Seite der Windrose genähert hätten, so würden sie für ihre Tollkühnheit sehr übel gefahren sein. Wir bemerkten das späterhin alle. Es würde da ein Schauspiel des Aufruhrs und des Blutvergießens gegeben haben, das keine Feder zu beschreiben im Stande wäre. Ich weiß das, weil jedermann sagte, was er für seine Person gethan haben würde, und ein solches Gemisch von seltsamen und unerhörten Erfindungen grausamer Gemüther kam da zusammen, daß der Leser es gar nicht begreifen würde, wenn ich ihm Alles erzählen wollte. Einer sagte, er hätte kaltblütig den Entschluß gefaßt, wenn es Noth thäte, auf der Stelle, wo er stände, zu sterben, aber nie auch nur einen Zoll breit zurückzuweichen. Er hätte mit tödtlicher Geduld gewartet, bis er die Streifen auf der Jacke des ersten Beduinen zählen könne, und dann sie gezählt und ihm sein Theil gegeben. Ein Anderer wollte stillsitzen, bis die erste Lanze bis auf einen Zoll vor seine Brust reichte, dann ihr ausweichen und sie packen. Ich unterlasse zu berichten, was er mit dem Beduinen machen wollte, dem sie gehörte. Das Blut gerinnt mir in den Adern, wenn ich nur daran denke. Wieder ein Anderer wollte die Beduinen, die auf seinen Theil fielen, skalpiren und seine kahlköpfigen Wüstensöhne als lebendige Trophäen mit heimnehmen. Aber der wildäugige Rhapsode der Pilger verhielt sich schweigend. Seine Augen leuchteten von verhängnißvollem Feuer, aber seine Lippen regten sich nicht. Die Angst wuchs, und er wurde gefragt. Wenn er einen Beduinen beim Kragen gekriegt hätte, was würde er ihm gethan haben? Todt geschossen? — Er lächelte ein Lächeln grimmer Verachtung und schüttelte sein Haupt. — Würde er ihn erstochen haben? — Wieder ein Kopfschütteln. Würde er ihn geviertheilt — geschunden haben? — wieder Kopfschütteln und abermals Kopfschütteln. — O Entsetzen! Was würde er denn mit ihm vorgenommen haben? — Gegessen würde ich ihn haben!

So lautete der furchtbare Spruch, der seinen Lippen entfuhr. Was für ein verzweifelter Mensch! Ich war von Herzen froh, daß es mir erspart worden war, diesen Scenen ruchlosen Gemetzels beizuwohnen. Keine Beduinen griffen unsre schreckliche Nachhut an, und keine den Vortrab. Die neuen Ankömmlinge waren nur eine Verstärkung von halbverhungerten Arabern in Hemden und bloßen Beinen, die uns weit vorausgesandt worden waren, um rostige Flinten zu schwingen, zu brüllen und zu bramarbasiren wie Verrückte, um auf diese Weise alle Banden von marodirenden Beduinen zu verscheuchen, die auf unserm Pfade lauern möchten.

Was für eine Schande ist es doch, daß bewaffnete Christen mit solchen Leuten als Beschützern gegen herumstreichende Vagabunden der Wüste reisen müssen! — gegen diese blutgierigen Gesetzverächter, die immer darüber her sind, etwas Verzweifeltes zu thun, es aber nie wirklich thun! Ich kann hier zugleich erwähnen, daß wir während unsres ganzen Ausflugs keine Beduinen zu sehen bekamen und für eine arabische Wache nicht mehr Verwendung hatten als wir für Lackstiefeln und weiße Glacéhandschuhe hätten haben können. Die Beduinen, welche die andern Gesellschaften von Pilgrimen so wüthend angegriffen hatten, wurden zu diesem Zwecke von der arabischen Escorte dieser Gesellschaften besorgt und von Jerusalem zu vorübergehendem Dienste als Beduinen nach der Wüste geschafft. Sie trafen nach der Schlacht vor den Augen der Reisenden mit einander zusammen, frühstückten mit einander, theilten sich das in der Stunde der Gefahr abgedrückte Trinkgeld und begleiteten dann die Cavalcade heim nach der Stadt. Der Unfug mit einer arabischen Escorte ist ein von den Scheichs und den Beduinen gemeinschaftlich zu gegenseitigem Vortheil ausgeheckter — so sagt man, und es ist ohne Zweifel viel Wahres daran.“ . . .

Wir schließen unsre Auszüge mit den Betrachtungen, mit denen Mark Twain von den heiligen Orten in Bethlehem Abschied nimmt, und die alle ehrlichen Leute, die das heilige Land besucht haben, unterschreiben werden. Er sagt hier:

„Die gewöhnlichste Klugheit warnt mich davor, die herkömmliche anmuthige Lüge vorzubringen und zu sagen, ich hätte mich zögernd von jedem bedeutsamen Orte in Palästina losgerissen. Alle Welt erzählt das von sich. Aber indem ich es mit so wenig Ostentation, als mir möglich ist, sage — ich zweifle an dem Worte eines jeden, der das sagt. Ich könnte einen fürchterlichen Eid darauf schwören, daß ich niemals einen von unsern Pilgrimen etwas der Art habe sagen hören, und das sind doch so würdige und so aufrichtig fromme Leute wie irgendwelche, die hierher kommen. Sie werden das, wenn sie nach Hause kommen, bald genug sagen, aber warum sollten sie es nicht? Sie wünschen wirklich nicht, sich in Positur zu setzen gegen alle diese Lamartines und Grimes der Welt. Es läßt sich aber mit der Vernunft nicht in Einklang bringen, daß Menschen zögern sollen, Stellen zu verlassen, wo ihnen von zudringlichen Schwärmen von Bettlern und Hausirern, die sich einem in langen Reihen an die Rockärmel und Rockschöße hängen, einem in die Ohren kreischen und brüllen und seinen Gesichtssinn durch die scheußlichen Geschwüre und Mißbildungen, die sie zeigen, mit Entsetzen erfüllen, geradezu die Seele aus dem Leibe gepeinigt wird. Nein, man ist froh, fortzukommen.

Ich habe schamlose Menschen sagen hören, daß sie froh gewesen, von Damenfestlichkeiten wegzukommen, wo sie durch Schaaren niedlicher junger

Damen drangsalirt worden seien, von dem damit verbundenen Bazar zu kaufen. Verwandle man sich diese Huris in schwarzbraune Hexen und zerlumpte Wilde und ersetze man sich ihre gerundeten Formen mit Verschrumpfungen und knotigen Verrenkungen, ihre weichen Händchen mit narbigen und scheußlichen Ungestalten und die einschmeichelnde Musik ihrer Stimmen mit dem mißtönenden Gewirr einer häßlichen Sprache und sehe man dann einmal zu, wie viel Zögern und Zaudern vor dem Wegkommen einem noch übrig bleibt. Nein, es ist ganz nett, wenn man sagt, man habe gezögert, und wenn man daran die tiefen Gedanken hängt, die in unserm Hirn nach dem Lautwerden rangen, aber es ist die Wahrheit, wenn man sagt, daß man nicht zögerte, und daß man es unmöglich fand, Gedanken zu haben — obwohl es freilich nicht respectabel ist, so etwas zu sagen, und ebenso wenig poetisch.

Wir denken an den heiligen Stätten selbst nicht, wir denken hinterher im Bett, wenn das grelle Licht, der Lärm und die Verwirrung verschwunden sind, und wir im Geiste allein die feierlichen Denkmäler der Vergangenheit wieder besuchen und uns die Gespensterzüge der Zeit, die dahin gegangen ist, wieder heraufbeschwören."

Briefe aus Belgien.

(Die elfhundertjährige Jubelfeier des heiligen Rumoldus zu Mecheln.)

Heute nichts von Politik und von dem Hader der belgischen Parteien. Diesmal will ich von der herrlichen vlamischen Cavalcade erzählen, dem großen Nationalfest, das ich in Mecheln mitgemacht habe. Kein Schatten eines feindseligen Gegensatzes trübte hier, wie sonst wohl bei kirchlichen Prozessionen, z. B. in Gent, die Festfreude. Ultramontane und Freidenker, Juden, Christen und Heiden, Holländer, Vlamen, Wallonen, alles wogte hier in friedlichster Harmonie und in rosigster Stimmung bunt durcheinander. Das einzige, was man für ein politisches Symptom hätte nehmen können, war das Nichterscheinen des Erzbischofs bei der Feier. Es hieß, er wäre unpäßlich. Leute von einiger Divinationsgabe hatten übrigens schon lange vorausgesehen, daß es so kommen würde. Man hätte ihn auch etwas mehr fragen können, wie man ein solches Fest arrangirt, und vielleicht hätte die Cavalcade dann einen weniger weltlichen Anstrich bekommen. Unter den zahllosen Fahnen, mit denen die Straßen geschmückt waren, bemerkte man recht wenig päpstliche. Fast immer waren es die Landesfarben, die man aufgesteckt hatte.

Das verdient immerhin hervorgehoben zu werden. Ich hatte gefürchtet, die Physiognomie der als sehr clerical bekannten Stadt bedeutend schwärzer zu finden. Diese Bemerkungen werden genügen, um anzudeuten, daß die St. Rombandfeier zu Mecheln kein ultramontanes Fest war, obwohl dieselbe zu Ehren des elfhundertjährigen Jubiläums des heiligen Rumoldus (Romband), des Schutzpatrons der Stadt Mecheln veranstaltet worden ist. Diese elfte Säcularfeier ist die Veranlassung einer langen Reihe von Festlichkeiten, von denen der Aufzug der Cavalcade wohl die großartigste war. Schon auf dem Nordbahnhof zu Brüssel verrieth der Andrang des Publikums die Bedeutung des Festes. Man hatte sechs oder sieben Hülfsschalter allein für den Verkauf der Fahrbillets nach Mecheln eingerichtet. Trotzdem war ein ganz enormes Gedränge vor jedem derselben. Obgleich alle 8—10 Minuten ein Extrazug abgelassen wurde, fand auf dem Perron doch ein förmliches Ringen um die Coupés statt. Endlich im Besitz eines solchen, wurden wir schnell genug befördert, und nach kaum 20 Minuten sahen wir die herrliche Kathedrale des heiligen Rumoldus sich über den Häusern von Mecheln abheben. Nachdem am 26. Juni (Sonnabend) das Fest von allen Thürmen und mit dem volltönigen Glockenspiel der Kathedrale eingeläutet worden war, hat am Sonntag die große Prozession zu Ehren des heilig gesprochenen Jubilars stattgefunden. Dieselbe ist ruhig verlaufen, da man keinen Parteizweck damit verband wie bei der berüchtigten Genter Pilgerkeilerei, über die ich an Ort und Stelle manches interessante Detail vernommen habe — doch davon ein andermal. Der erste Aufzug der Cavalcade fand am Montag statt. Er ist nur ein Moment in der langen Reihe von Festlichkeiten, die sich auf die Zeit vom 27. Juni bis 20. Juli vertheilen. Am Sonntag nach der Prozession hatte der Sportklub von Mecheln am Pennepoel ein Rennen veranstaltet, das ich mir geschenkt habe. Die noch in Aussicht stehenden Feierlichkeiten sind Gesang-, Turn- und Schützenfeste, Volksspiele u. s. w. So wetteifern alle Genossenschaften — und das Vereinsleben ist in den belgischen Städten außerordentlich entwickelt — in schönster Harmonie und unter lebhafter Theilnahme Hollands und auch der wallonischen Städte, um den heiligen Rumoldus zu feiern, dessen Schutzpatronat auf das Jahr 775 zurückgeführt wird, mithin ein recht respectables Alter hat. Der Kanonikus Claessens hat aus Veranlassung der Jubelfeier die Legenden des Heiligen, des Apostels von Mecheln herausgegeben, in welchen erzählt wird, daß nach dem Tode des Erzbischofs Walerand von Dublin ein Engel befohlen habe, den Rumoldus an seiner Stelle zu erwählen. Dieser zieht umher, predigt das Christenthum, heilt u. A. in Frankreich einen Blindgeborenen, giebt seine Insignien an den Papst Stephan II. zurück, wird unter dem Grafen Adon von Flandern der Apostel von Mecheln und verrichtet viele Wunder, unter denen die Erweckung des

Libertus, der drei Tage im Wasser gelegen hatte, das wunderbarste ist, und wird endlich das Opfer eines Raubmordes. Man sieht ihn als den Retter der Stadt an in den Ueberfällen der Hunnen, Dänen und Normannen. Diese und andere Legenden finden sich in der nach ihm benannten Kirche und anderswo durch alte und neuere Gemälde verherrlicht, unter welchen die aus dem XV. und XVI. Jahrhundert stammenden ganz bemerkenswerth sind.

Doch ich kehre zur Cavalcade zurück, welche wirklich meine Erwartungen übertroffen hat. Die Stadt Mecheln hatte allein 100,000 Francs für die Feier ausgeworfen, und diese Summe ist geringfügig im Vergleich zu dem Aufwande, welcher von seiten der Theilnehmer gemacht worden ist. Ich hatte durch meinen liebenswürdigen Wirth in Brüssel, Herrn Ad. van Soust de Borckenfeldt, den Dichter der deutsch-freundlichen Année sanglante, Gelegenheit, in das Haus des Herrn Geets, des Directors der Akademie von Mecheln eingeführt zu werden, dem die künstlerische Leitung der Arrangements übertragen war. Derselbe ist bei uns in Deutschland durch seine Gemälde „Marg. van der Ghinste“ populär geworden, von welchem die Leipziger Illustrirte Zeitung einen trefflichen Holzschnitt gebracht hat. Seine Entwürfe zu den 6 großen, meist gothisch decorirten Wagen und namentlich zu dem Schlitten im Renaissancestil sind ganz vortrefflich und die Ausführung derselben, die von dem Architekten Lauck geleitet wurde, darf splendid genannt werden. Das soeben bei Simonau- Tooveg in Brüssel erschienene Album de la Cavalcade giebt diese Entwürfe in schönen Stichen mit einem erklärenden Text.

Der Ausgangspunkt des Aufzuges war der große Markt, auf welchem die Statue der Margarethe von Oestreich steht. Von dem oberen Stockwerk des Rathhauses sah der König der Belgier mit seinem Hof den Zug an. Vor seinen Fenstern hielt jede Gruppe, und hier hatte ich Gelegenheit, alles recht deutlich zu sehen und Notizen zu machen. Die acht Abtheilungen des Aufzuges stellten Perioden der Geschichte des Ortes oder einheimische Sagen dar. Ich muß vorausschicken, daß sämmtliche Personen des Zuges durch Kinder repräsentirt wurden, deren Kostüme nicht nur streng historisch, sondern meistens auch reich und prächtig genannt werden dürfen. Damen aus Patricierkreisen von Mecheln und Brüssel haben mir versichert, daß manche der kleinen Darstellerinnen mit echten Perlen und Diamanten geschmückt waren. Den Schmuck der Darstellerin der Margerethe von Oestreich schätzte man auf 50,000 Francs. Die Gewänder der Ritter und Edeldamen, der Fürsten und Patricier, welche auftraten, waren fast durchgängig aus Sammet- und schweren Seidenstoffen in leuchtenden Farben, dazwischen zeigten sich prächtige golddurchwirkte Brokate, Stickereien, Borduren, Tressen und Spitzen.

Die Diademe, die Krönchen, die Pfauen- und Straußenfedern, die Waffen — alles war neu, glänzend, historisch richtig. Die erste Abtheilung

stellte die Einführung des Christenthums in Mecheln dar. Nach einer kleinen Abtheilung von Gardereitern und Trompetern derselben Truppe kamen Ritter in Rüstungen und Panzerhemden, Frauen und Falconiere, sämmtlich in der Tracht des 8. Jahrhunderts. Die Kinder saßen recht gut zu Pferde, natürlich wohl festgeschnallt. Man hatte die Pferde eines in der Stadt garnisonirenden Regiments acquirirt, und ein jedes Roß wurde von einem Soldaten geführt. So war die Ordnung eine ganz musterhafte, militärisch präcise, und die Mütter auf den Balconen und an den Fenstern konnten sich ohne Besorgniß an ihren schmucken blonden Knaben und Mädchen weiden. Der Wagen der ersten Gruppe, von vier Ochsen gezogen, trug den Hof Ados, an welchem St. Rombaut predigt. Die zweite Abtheilung stellte den Auszug der Kreuzfahrer Mechelns nach dem heiligen Lande dar. Walter Bertold mit seinem Gefolge von Mannen und Frauen, Mönche zu Pferde, Sophie, die Gemahlin des Grafen mit ihren Damen in einer Sänfte waren die hervorstechenden Gruppen dieser Abtheilung. In der dritten war die Stiftung der Stadtgemeinde von Mecheln dargestellt. Ein prächtiger Zug von Bürgern, Patriciern, Schöffen und Rathsherren mit Frauen in üppigem Schmuck, die Canonici mit dem uralten Reliquienschrein des heil. Rombaut ritten und schritten dem prachtvollen Wagen voran, auf welchem der Bischof von Lüttich der Stadt ihre Rechte bestätigt. Wie auf den anderen Wagen, so bildeten auch auf diesem die Personen sehr ansprechende, künstlerisch geordnete Gruppen, und die Haltung der Kinder war eine erstaunlich würdige, durchaus angemessene; nur der Narr schnitt ex officio gräuliche Gesichter.

Vierundzwanzig Mädchen zu Pferde, Reliquien des heil. Rombaut in den Händen tragend, eröffneten die vierte Abtheilung, deren mit trefflichem Schnitzwerk reich geschmückter Wagen den glänzenden Hofstat Flanderns aus der Zeit Karls des Kühnen trug. Die fünfte Abtheilung repräsentirte die Renaissance in Kunst und Wissenschaft unter dem Einfluß der Gilden von der Päonie und Lilie (de Peoene en de Lisbloem); allegorische Figuren mit Emblemen stellten die Rhetorik, die Poesie, die Malerei und die übrigen Künste dar. Die Trachten waren außerordentlich reich. Auf dem Wagen der sechsten Abtheilung hatten die Gilden des 17. Jahrhunderts, lebensvolle reichgekleidete Gestalten, wie sie auf den Bildern der Rubens und van Dyk erscheinen, auf dem der siebenten die berühmten Mecheler (de Mechelsche Beroemdheden) ihren Platz gefunden. Die Pucelle von Mecheln lenkte den Wagen, auf welchem Margarethe von Oesterreich, Marie van Thielen, Cyprian Rose, Alexander Colyns, Coxie, Standonck, Faidherbe, Verhaegen, Croon, Hals, Coolmann u. A. zu einer schönen Gruppe vereinigt wären. Vor und hinter dem Wagen zeigten sich zu Fuß und zu Roß allerhand Reisige, Landsknechte, Arkebusire u. s. w. Den Schluß des ganzen Aufzuges bildete die Gruppe der

Riesen und Zwerge, der Haimonskinder u. s. w. nach Sagen, welche bekanntlich in Mecheln heimisch sind.

Der Umzug dauerte nach meiner Schätzung etwa drei Stunden. Später fuhr der König, welcher beim Erzbischof abgestiegen war, im offenen Wagen unter zahlreichen Acclamationen der Volksmenge mit einem Gefolge von mehreren Wagen durch die Hauptstraßen.

Während der ganzen Dauer der Rombautfeier fand ein ununterbrochener großartiger Jahrmarkt auf dem Egmontboulevard und auf dessen Umgebungen statt. Derselbe bot mit seinen Buden, Schaubaracken, Zelten u. s. w. und der gewaltigen Volksmenge, die dazwischen auf- und niederwogte, ein höchst belebtes Bild dar. Hier trat manche Scene, die ich auf den Gemälden von Ostade und Teniers gesehen hatte, verkörpert vor meine Blicke, wenn auch nicht ganz so drastisch und derb, wie bei den alten Meistern des naturalistischen Stils.

Der wirklich ganz erstaunliche Glanz der Cavalcade, die prächtige Ausschmückung der Stadt, die glänzende Illumination des Stadtparks, welche den Tag des Umzuges würdig abschloß, alles legte Zeugniß ab von dem guten Geschmack und vor allem von dem außerordentlichen Wohlstand der Stadt Mecheln. Dem Gemeinderath gebührt für die Veranstaltung und Anordnung der Festlichkeiten alle Anerkennung, und es ist demselben meines Wissens nur ein einziger kleiner Schildbürgerstreich dabei begegnet. Auf dem großen Platz hinter der Statue der Margarethe von Oestreich befindet sich ein alter gothischer Bau, grau und unscheinbar, aber von edlem, reinem Stil. Derselbe war den Wohlweisen nicht glänzend genug erschienen, und man hatte deshalb eine colossale Theaterdecoration im Stil der sinkenden Renaissance vor demselben aufgestellt und so das Meisterwerk gothischer Baukunst den Blicken der Festgenossen entzogen. Dr. G. Dannehl.

Literatur.

Goethe und Dresden. Unter diesem Titel hat Woldemar Freiherr von Biedermann, allen Freunden und Kennern der Goetheliteratur wohlbekannt durch sein fleißiges und gründliches Buch „Goethe und Leipzig", welches er 1865 „zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule" herausgab, vor wenigen Wochen ein Büchlein veröffentlicht, in welchem er in ähnlicher Weise wie dort für Leipzig, nun auch für Dresden eine Zusammenstellung aller noch nachweisbaren Beziehungen Goethe's zur sächsischen Residenzstadt unternimmt. Wieder ist es

eine Art Jubiläumsschrift, die der Verfasser spendet; „Dresden, Hundert Jahre nach Goethe's Uebersiedlung nach Sachsen" — so ist die Vorrede unterzeichnet.

Man kann dem Verfasser nur dankbar dafür sein, daß er seine vor sechs Jahren stattgefundene Versetzung aus einem Leipziger in ein Dresdner Amt alsbald auch seinen Goethestudien hat zu Gute kommen lassen. Wenn er freilich gehofft zu haben scheint, auch in diesem Falle durch die localgeschichtliche Forschung unsre Kenntniß vom Leben Goethe's wesentlich zu bereichern, so mag es gleich von vornherein ausgesprochen werden, daß diese Hoffnung sich als trügerisch erwiesen hat. Das wichtigste, was der Verfasser an neuem Material hätte beibringen können, ist ihm erst vor kurzem noch von H. Uhde vorweggenommen worden in dem Aufsatze, den dieser in Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst" 1874, Bd. IX, S. 277 f.*) über Goethe's Verkehr mit dem 1828 gegründeten Sächsischen Kunstverein veröffentlicht hat, und worin er 22 Briefe Goethe's an Quandt zum ersten Male hat abdrucken lassen. Nur eine spärliche Nachlese ist Herrn von Biedermann übrig geblieben. Was er von neuen Documenten mittheilen kann, beschränkt sich auf sechs Goethische Briefe, zwei an Körner den Vater, zwei an den Bergrath Charpentier und zwei an den Maler Kaaz. Die Ausbeute der eigentlich localgeschichtlichen Forschung ist so geringfügig gewesen, daß man, um Verfasser dieses Buches zu sein, wohl kaum in Dresden gelebt und sich dort heimisch gemacht zu haben braucht. Im Wesentlichen ist der Verfasser darauf angewiesen gewesen, das bereits vorliegende, aber allerdings sehr zerstreute Material zu sammeln und in angemessener Weise zu gruppiren.

Sein Buch zerfällt in drei Capitel. Das erste Capitel S. 1—36 verzeichnet Goethe's Reisen nach Dresden, das zweite S. 37—108 (im Inhaltsverzeichniß steht irrthümlich S. 37—100) schildert seinen Verkehr mit Dresdnern an andern Orten, das dritte S. 109—140 (im Inhaltsverzeichniß wieder fälschlich S. 101—140) ist seinen Beziehungen zu den Dresdner Kunstanstalten gewidmet.

Goethe ist in seinem Leben sieben Mal in Dresden gewesen. Das erstemal kam er als Leipziger Student im Jahre 1767, um die Kunstsammlungen Dresdens kennen zu lernen; zum zweiten Male berührte er dann erst Ende Juli 1790**) von Weimar aus wieder die Stadt auf der Durchreise in das

*) Der Verfasser gedenkt natürlich auch dieses Aufsatzes, spricht aber von einer Berliner „Zeitschrift für bildende Kunst". Lützow's Zeitschrift, die hier gemeint ist, wird aber in Wien redigirt und in Leipzig gedruckt und ausgegeben, und sie gehört doch wahrhaftig nicht zu jenen Zeitschriften, auf welche der Goethische Vers paßt: „Wer hätte auf deutsche Blätter Acht, Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, der wäre um alle seine Zeit gebracht."

**) Bei Biedermann steht S. 10, sicherlich nur in Folge eines Druckfehlers, daß Goethe am 30. Juni wieder abgereist sei.

schlesische Feldlager, und zum dritten Male auf der Rückreise von da Ende September desselben Jahres. Sein vierter Aufenthalt fällt in den Sommer 1794, wo er von Dessau aus auf eine Woche nach Dresden kam, der fünfte in den September 1810, wo er von Teplitz zurückkehrte. Die beiden letzten Male sah er die Stadt im April und August 1813 auf der Reise nach und von Teplitz. Von den zahlreichen Persönlichkeiten, mit denen er bei dieser siebenmaligen, übrigens immer nur auf wenige Tage sich erstreckenden Anwesenheit in Berührung kam, sind die hervorragendsten der Galleriedirektor Hagedorn (1767), der bekannte Kunstfreund Freiherr von Racknitz, der alte Körner (1790) und der Maler Kügelgen (1810). Allgemeineres Interesse bieten in diesem Capitel in den beiden hier zuerst publicirten Briefen an Körner ein paar Aeußerungen, die sich auf Goethische und Schiller'sche Dichtungen beziehen, und die deshalb hier eine Stelle finden mögen. In dem einen Briefe vom 22. Juni 1797 schreibt Goethe: „Haben Sie schon etwas von dem Prolog zum Wallenstein gesehen? Er ist sehr glücklich gerathen und giebt einen freien Blick in die große und sonderbare Welt, in welcher das Stück spielen wird". Ueber „Hermann und Dorothea" bemerkt er einen Monat später: „Lassen Sie sich mein idyllisch-episches Gedicht gefallen. Leider ist auch dieses wie die meisten meiner Sachen beinah' nur aus dem Stegreife; meine Tage rollen sich gar zu geschwinde auf, und ich möchte mir die Ehre anthun, mich mit der Leier des Orpheus zu vergleichen, die nur noch zufällige Töne von sich giebt, indem sie von den Wellen eilig dem großen Meere zugeschaukelt wird", und über seine in demselben Jahre im Wetteifer mit Schiller gedichteten Balladen (Zauberlehrling, Braut von Korinth, Gott und Bajadere u. a.) äußert er mit eben so ehrlicher wie treffender Selbstkritik: „Sie haben durch Schillern erfahren, daß wir uns jetzt im Balladenwesen und Unwesen herumtreiben. Die seinigen sind ihm, wie Sie schon wissen, sehr geglückt; ich wünsche, daß die meinigen einigermaßen daneben stehen dürfen: er ist zu dieser Dichtart in jedem Sinne mehr berufen, als ich."

Im zweiten Capitel „Goethe mit Dresdnern" ist der Begriff „Dresdner" so dehnbar als möglich gefaßt. Nicht bloß Personen, die zur Zeit ihres Verkehrs mit Goethe Dresdner waren, sind hier berücksichtigt, sondern auch solche, die es früher einmal gewesen waren oder später wurden, sind in großer Anzahl mit herangezogen. Aus der langen Reihe, die auf diese Weise sich ergiebt, mögen nur hervorgehoben sein: Tieck, Elise v. d. Recke, der Naturforscher nnd Mediciner Carus, der Oberhofprediger Reinhard, Graf Moritz von Brühl, und der Graf und die Gräfin Werthern von Neuenheilingen. Dem letzteren Paar widmet der Verfasser einen längeren Abschnitt, der eine der interessantern, vielleicht die interessanteste Partie des ganzen Buches bildet. Wiederholt ist, nach Schöll's Vorgange, behauptet worden, daß Graf

Werthern und seine Gemahlin die Vorbilder zum Grafen und zur Gräfin in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" gewesen seien. Durch eine eingehende Parallele jedoch zwischen der dichterischen „Gräfin" und der historischen Gräfin Werthern, wie die letztere in Briefen Goethe's an Charlotte von Stein geschildert wird, weist der Verfasser überzeugend nach, daß Schöll die Statuirung dieser Vorbilder völlig aus der Luft gegriffen hat.

Was im dritten Capitel vereinigt ist, bezieht sich auf Goethe's Verkehr mit der Dresdner Kunstakademie und einzelnen an ihr Lehrenden und Lernenden, unter denen namentlich der Maler Kaaz genannt sein möge, ferner auf das lebhafte Interesse, welches Goethe der Auffindung eines zweckmäßigen Verfahrens der Gemäldeestauration widmete, endlich auf die Theilnahme, die er in den letzten vier Jahren seines Lebens dem neu gegründeten Sächsischen Kunstverein zuwandte.

Ohne Zweifel ist die Arbeit des Herrn v. Biedermann eine äußerst mühsame gewesen. Dennoch ist das Resultat nicht von der Art, daß man die weiteren Kreise der Gebildeten zur Lectüre des Buches sonderlich einladen könnte. Von den Dresdnern allenfalls kann man erwarten, daß sie aus Localpatriotismus — wenn es diese Art von Localpatriotismus in Dresden giebt — das Buch studiren. Im übrigen ist es mehr für den Literarhistoriker, um nicht zu sagen für den specifischen Goethomanen bestimmt. Goethe und Leipzig — das war ein Stoff, der jeden packen mußte! Da handelte es sich, im ersten Bande wenigstens, um ein ganzes Stück aus Goethe's Leben, und um welch ein Stück! Der zweite Band, der die späteren Beziehungen des Dichters zu Leipzig und seinen spätern Verkehr mit Leipzigern schildert, verlor bereits an Interesse; der bloße Gesichtspunkt der Oertlichkeit war ein zu äußerlicher, als daß er in einer bunten Reihe von Thatsachen und Ereignissen den nöthigen Zusammenhang hätte herstellen können. Noch lebhafter aber empfindet man diesen Uebelstand bei der vorliegenden Schrift. Man muß wirklich bewundern, daß der Verfasser aus solchem Stoffe überhaupt ein Buch zu schaffen im Stande war. Nur indem er jedes, auch das dünnste Fädchen nicht verschmähte, aus welchem sich ein Faden drehen ließ, der dann allenfalls als „Beziehung" Goethe's zu dem oder jenem gelten kann, ist es ihm möglich geworden, aus dem Stoffe zu einem oder zwei Journalartikeln ein ganzes Buch herauszuspinnen. Wenn freilich der Umstand genügt, daß z. B. Goethe beiläufig einmal eine Aeußerung gethan hat über irgend ein Bild eines Malers, der zu irgend einer Zeit, keineswegs gleichzeitig mit Goethe, sondern irgend einmal vor oder nach ihm, in Dresden geweilt hat, um sofort eine „Beziehung" Goethe's zu diesem Maler zu constatiren, dann läßt sich schon ein Buch über „Goethe und Dresden" schreiben. Von dem unermüdlichen Spürsinn des Verfassers legt natürlich auch dieses Buch wieder rühmliches Zeugniß ab.

Trägt es aber wirklich etwas zu unserem Urtheil über Goethe bei, wenn wir z. B. erfahren, daß der Schuster, bei welchem der Leipziger Student Goethe im Jahre 1767 in Dresden wohnte, möglicherweise Engelmann hieß? Lohnt es der Mühe, um dieses Resultates willen die Dresdner Adreßbücher des vorigen Jahrhunderts oder wohl gar die Acten der Dresdner Schuhmacherinnung zu durchstöbern? Und dabei berichtet der Verfasser über solch eine Entdeckung mit so unwiderstehlich komischem Ernste, daß, wenn man derartige Kleinigkeitsjägerei verspotten wollte, man es nicht witziger thun könnte als durch den wörtlichen Abdruck dieses seines Berichtes. Welch ein Schwarm der untergeordnetsten Persönlichkeiten auf diese Weise sich herandrängt, um im Glanze des Goethischen Namens sich minutenlang zu sonnen und dann wieder in die Nacht der Vergessenheit zu verschwinden, ersieht man am besten aus der Thatsache: Zu den 140 Seiten Text, welche die drei Capitel des Biedermann'schen Buches ausmachen, hat der Verfasser ein Namenverzeichniß von 32 Seiten hinzugefügt! Wäre es da nicht vielleicht besser gewesen, das ganze Buch lieber gleich in lexikalischer Form zu geben? Der Zusammenhang im Texte ist doch nur ein scheinbarer; Notiz reiht sich an Notiz, Schnitzel an Schnitzel, und mitunter meint man noch zu sehen, wie die einzelnen Zettelchen im Manuscript des Verfassers an einander geklebt gewesen sind; so äußerlich ist der Stoff an einander geschoben.

Daß unter solchen Umständen von künstlerischer Darstellung in dieser Schrift nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Mit etwas mehr Feile hätte sich die Sache aber doch vielleicht ein wenig geschmackvoller herstellen lassen. Fast das ganze Buch ist in einem nicht sehr erfreulichen Gemisch von trocknem Notendeutsch, steifhalsigem Actenstil und wiederum familiärer Ausdrucksweise geschrieben und obendrein verbrämt durch eine altfränkische Orthographie, wie „schlüßlich", „verdrüßlich", „Gebürge". Anstatt zu sagen: „wie aus dem und dem Briefe hervorgeht" schreibt Herr v. Biedermann stets: „in Brief", „laut Briefs" oder noch lieber „besage Briefs", „besage Mittheilung", „besage der Tag- und Jahreshefte". „Dem Gesuche wurde gefügt" (anstatt: das Gesuch wurde bewilligt) oder „das Lustspiel mußte beigelegt werden" (anstatt: bei Seite gelegt) sind auch eben so wenig schöne Wendungen, wie „ebendortig" und „letzthandig" schöne Wörter sind; und der fehlerhafte Accusativ „Kurfürst" ist um so auffälliger, da der Verfasser sonst ja mit so gemüthlichen Genetiven und Dativen wie Carusens, Eckermannen, Tiecken, Gubitzen, Goethen u. a. äußerst freigebig ist. Kürze ist des Witzes Seele, sagt zwar Polonius; aber manchmal thut auch allzugroße Kürze eine fatale komische Wirkung, die nicht beabsichtigt ist, so z. B. wenn der Verfasser erzählt, daß „Frau von Burgsdorff um ein leidendes Kind, jetzt

Kreishauptmann in Leipzig, in Sorgen war", oder wenn er „von einer Copie der Holbein'schen Madonna mit dem Kinde von Fräulein Alberti" spricht.

Doch genug der Ausstellungen an einem Buche, über welches der Verfasser selbst sich mit der größten Bescheidenheit ausspricht. Er sagt im Vorworte, daß seine Darstellung ein buntes Gewirr abgeben werde und zu keiner Gestaltung gelangt sei; „es giebt nur eine Bestandsaufnahme — eine bloße Inventur". Wir haben allen Grund, hinzuzufügen: eine umsichtige, gewissenhafte und zuverlässige Inventur, die dem Goetheforscher bei mancher Gelegenheit und Verlegenheit treffliche Dienste thun wird. * * *

Von der renommirten Pariser Verlagshandlung von J. Rothschild, die unter anderm so kostbare Werke wie Froehner's Publication über die Trajanssäule und das auf der letzten Jubiläumsausstellung der deutschen Buchhändler in Leipzig von allen Seiten bewunderte Prachtwerk über die Promenaden von Paris zu ihren Verlagsartikeln zählt, ist diesen Blättern vor kurzem eine werthvolle archäologische Publication des gelehrten französischen Numismatikers F. de Saulcy zur Anzeige zugegangen: Numismatique de la Terre-Sainte. (Preis: 60 Francs.) Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeitschrift sein, Historiker, Archäologen und Numismatiker auf dieses Capitalwerk aufmerksam zu machen, noch im entferntesten die wissenschaftliche Bedeutung desselben hier in der Kürze zu würdigen; dies wird in den einschlagenden Fachzeitschriften zum Theil schon geschehen sein, zum Theil noch geschehen. Nur mit Rücksicht auf die Kreise der Sammler, der Kunstfreunde und Bibliophilen dürfen wir hoffen, durch diese Anzeige uns einigen Dank zu erwerben und zugleich — was das wichtigere ist — der generösen Verlagshandlung einen Dienst zu erweisen.

Das vorliegende Werk verzeichnet und beschreibt auf mehr als 400 Seiten Großquart, zum ersten Male in dieser Ausdehnung, die autonomen und die Kaisermünzen Palästinas, schließt sich also an das von demselben Verfasser früher veröffentlichte Werk über die jüdischen Münzen Palästinas an, welches bald nach seinem Erscheinen die Grundlage zu ähnlichen Publicationen in Deutschland, England und Italien wurde. In topographischer Anordnung, nach Provinzen und Städten, — von letzteren nahezu ein halbes Hundert — führt uns der Verfasser die Münzen jeder einzelnen Stadt in chronologischer Folge vor. Bei weitem die meisten derselben beschreibt er nach Autopsie und nach den besterhaltenen Exemplaren, die aufzutreiben waren. Hat er doch persönlich bei seinen wiederholten Reisen in Palästina mit größtem Eifer die antiken Münzen des heiligen Landes gesammelt. Das Werk ist mit 25 Kupfertafeln geschmückt, gestochen von L. Dardel, auf denen die schönsten und charakteristischsten Typen, nicht weniger als 322 Stück, Avers und Revers,

abgebildet sind, jedenfalls eine reiche Fundgrube für den Historiker wie für den Kunstmythologen.

Die äußere Erscheinung des Werkes zeigt wieder jene solide und geschmackvolle Eleganz der Buchausstattung, in der uns die Franzosen nun einmal überlegen sind, und in der wir nur von ihnen zu lernen haben. Auch noch etwas anderes ist lehrreich für uns: die bloße Thatsache nämlich, daß derartige französische Werke — und der vorliegende Fall steht keineswegs vereinzelt da — deutschen Wochenschriften überhaupt zur Besprechung eingesandt worden. Man glaubt in Paris, daß es auch bei uns ebenso wie in Frankreich in den wohlhabenden Kreisen der Gebildeten Leute gebe, die, ohne Fachgelehrte zu sein, ihren Stolz darein setzen, eine werthvolle Privatbibliothek zu besitzen und alljährlich durch eine Auswahl der hervorragendsten in- und ausländischen Publicationen zu bereichern. Und wie weit sind wir entfernt davon, dieses edle Zutrauen zu rechtfertigen!

Nur gut, daß in andern Stücken auch unsere liebenswürdigen Nachbarn nie aufhören werden, von uns Deutschen lernen zu können. Und in einem Punkte sind sie doch unverbesserlich; das vorliegende Buch bietet wieder den schlagenden Beweis dafür. Herr de Saulcy beschließt nämlich sein Vorwort wörtlich mit folgenden Herzenserguß: „Ich habe in diesem Werke alles beschrieben, was die Sammlungen Frankreichs und Englands meiner Prüfung darboten. Ich zweifle nicht, daß die Sammlungen Deutschlands noch viele Stücke enthalten, die mir unbekannt sind. Da ich keine Lust habe, sie an Ort und Stelle zu studiren, so überlasse ich herzlich gern den deutschen Herren Numismatikern die Mühe, sie selber zu beschreiben, und das Vergnügen, so bitter wie sie wollen ein Werk zu beurtheilen, welches sie das Recht haben werden, für absichtlich unvollständig zu erklären. Ich mache es ihnen bequem, indem ich es von vornherein ausspreche, daß ihre Kritiken mich völlig gleichgiltig lassen und mir keinen Kummer verursachen werden." Man könnte versucht sein, es für Hohn zu halten, daß ein französischer Buchhändler ein Werk, das solch eine Erklärung an der Stirn trägt, deutschen Zeitschriften zur Besprechung zu senden wagt. Aber es ist sicherlich kein Hohn, es ist die pure Naivetät. Wie viele deutsche Gelehrte sind seit dem Kriege schon wieder in Frankreich gewesen und haben in französischen Kunstsammlungen und Bibliotheken gearbeitet und den Teufel darnach gefragt, ob sie würden kühl oder herzlich empfangen werden; wenn sie nur ihren Zweck erreichten und fanden, was sie suchten. Auch Herr de Saulcy hätte immer kommen können und z. B. die Berliner Münzsammlung studiren; er würde sicherlich die zuvorkommendste Aufnahme und die bereitwilligste Unterstützung gefunden haben. Aber er ist ein echter Franzos. Vor lauter Chauvinismus ein wissenschaftliches Werk „volontairement incomplète" zu lassen, das bringt doch nur der Franzose fertig.

— σr —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 34.

Ausgegeben am 20. August 1875.

Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von Paul Neff in Stuttgart.

Leipzig, 1875.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Thierpflanzen und Pflanzenthiere.

Von Moritz Busch.

I.

Vor mir liegt ein interessantes Buch, welches ich zu übersetzen ersucht wurde: „Le Lendemain de la Mort“ von Louis Figuier*). Ich behalte mir vor, nach Erscheinen der Uebersetzung eine ausführliche Mittheilung über den Inhalt desselben und ein Urtheil über den Gedankengang des Verfassers und die Resultate zu geben, zu denen er gelangt. Hier darüber nur so viel, daß er die Unsterblichkeit des Menschen durch Aufstellung eines neuen Weltsystems zu beweisen versucht, welches die von der Sonne ausgeflossene Seele zunächst im Körper der Pflanze, dann in dem der niederen und höheren Thiere, darauf im Menschenleibe, zuletzt in einer Stufenfolge übermenschlicher Wesen sich zu immer größerer Machtfülle und Reinheit entwickeln läßt, bis sie endlich so weise, willensstark und lauter geworden ist, daß sie in ihre Urheimath, die Sonne, zurückkehren kann. Man wird über diese neue Seelenwanderungstheorie den Kopf schütteln, man wird sich unter dem Verfasser einen wagehalsigen Schnelldenker vorstellen, man wird in ihm einen Geist erblicken, der in der liebenswürdigen Weise der Frauen mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe seine Schlüsse findet; aber man wird, wenn man seine Grundvoraussetzungen nicht zugeben kann und manche seiner Folgerungen zu rasch und infolge dessen unrichtig nennen muß, zunächst in seiner Arbeit einem Manne begegnen, der sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften fleißig umgesehen und ein nicht zu verachtendes Material zur Lösung der von ihm in Angriff genommenen Frage zusammengetragen hat, sodann aber auch neben mehr phantasievollen als haltbaren Hypothesen manchem feinen und beachtenswerthen Gedanken.

Um dieses vorläufige Urtheil zu begründen, lasse ich in ausführlichem

*) Der Nebentitel lautet: „La vie future selon la science.“ Das Buch, zu Paris bei Hachette erschienen, hat in nicht ganz drei Jahren sechs Auflagen erlebt und ist bereits ins Englische übersetzt. Die Verdeutschung wird in Leipzig, Verlag von J. J. Weber erscheinen.

Auszuge das Kapitel des Buches folgen, in welchem der Verfasser auseinandersetzt, wie er sich das Wesen der vegetabilischen Geschöpfe und deren Stellung in der Welt, namentlich zur niedern Thierwelt vorstellt.

Was ist die Pflanze? fragt Herr Figuier. Linné hat gesagt: „Die Pflanze lebt, das Thier lebt und empfindet, der Mensch lebt, empfindet und denkt.“ Dieser Satz entspricht der seit dem Tode des großen Botanikers von Upsala bedeutend fortgeschrittnen und an Erfahrungen reicher gewordnen Botanik nicht mehr, und ebenso wenig vermag ihn die inzwischen gleichfalls durch tiefgreifende Entdeckungen vervollkommnete Zoologie noch zu unterschreiben. Ich (Herr Figuier nämlich spricht) glaube ihm folgende Ansicht substituiren zu dürfen: „Die Pflanze lebt und empfindet, das Thier und der Mensch leben, empfinden und denken.“

Den Pflanzen ein Empfindungsvermögen zuzuschreiben, heißt, sich von den herkömmlichen Regeln der Naturwissenschaft entfernen. So hält sich der Aufsteller dieser Behauptung für verpflichtet, sorgfältig die Betrachtungen und Thatsachen auseinanderzusetzen, die ihm seine Meinung zu stützen und zu rechtfertigen scheinen. Ich werde dazu gelegentlich eine und die andere Bemerkung machen, ohne damit dem Leser für die Fälle, wo dies bei gewagten Schlüssen unterbleibt, die Befugniß zu der Annahme einzuräumen, ich sei mit dem Verfasser völlig einverstanden.

Die Pflanze hat nach Herrn Figuier die Empfindung des Vergnügens und des Schmerzes. Die Kälte zum Beispiel macht einen unangenehmen Eindruck auf sie. Man sieht, wie sie bei plötzlichem aber sehr starkem Sinken der Temperatur sich zusammenzieht und, so zu sagen, fröstelt. („So zu sagen“ bedeutet, als ein Bild, ein Gleichniß einschließend, in den exacten Wissenschaften, mit denen wir hier zu thun haben, nichts.) Ebenso läßt eine zu starke Erhöhung der Temperatur die Pflanze leiden; denn bei vielen Gewächsen sehen wir, wenn es zu heiß wird, die Blätter an den Zweigen herabhängen, sich runzeln und welk werden und, wenn die Frische des Abends eintritt, sich wieder aufrichten und glätten, sodaß die Pflanze wieder eine heitere Miene und Haltung einnimmt. (Das ist poetisch gefühlt. Aber läßt sich jenes welke Herabhängen und dieses betrübte Sich-Runzeln der Blätter nicht auf mechanischem Wege, dadurch nämlich erklären, daß die Hitze der Pflanze Feuchtigkeit entzieht und durch diese Entleerung Halt und Spannung ihres Gewebes aufhören läßt?) Die Dürre verursacht den Gewächsen offenbar Schmerz. Wer mit zartsinnigem Auge in dem rührenden Buche der Natur liest, wird gewahr werden, daß die nach langer Trockenheit begossene Pflanze Zeichen von Vergnügen giebt. Dagegen scheint eine verwundete Pflanze, ein Baum, dem man einen Ast abgenommen oder einen Zweig abgerissen hat, Schmerz zu empfinden. Eine pathologische Flüssigkeit dringt aus der Ver-

letzung, es ist wie das Blut, das aus der Wunde eines Thieres quillt, die Pflanze kränkelt und stirbt, wenn man ihr nicht die erforderliche Pflege zu Theil werden läßt.

Die Sinnpflanze faltet, wenn sie mit dem Finger berührt oder auch nur von einem ihr unangenehmen Luftzuge getroffen wird, ihre Blättchen und zieht sich zusammen. Der Botaniker Desfontaines sah, wie eine solche Sensitive, die er im Wagen wegbrachte, während des Fahrens ihre Blätter schloß und, wenn das Fuhrwerk Halt machte, sie wieder öffnete, ein entschiedner Beweis, daß die Bewegung der Pflanze unbequem war. Ein Tropfen saurer oder herber Flüssigkeit bewirkt, auf ein Blatt der Sensitive gebracht, sofort dessen Zusammenschrumpfen. Alle Gewächse bieten diese Erscheinung dar, ihre Gewebe krampfen sich zusammen, wenn man sie mit einer reizenden Substanz in Berührung bringt. Zupft man an den Spitzen einer Lattichstaude, so genügt es, um aus ihnen den Saft hervorquellen zu lassen.

Das Gefühlsvermögen der Gewächse ist von derselben Art wie das der Thiere, da die Elektricität jene ebenso wie diese niederwirft und tödtet, und da die narkotischen Gifte die Pflanzen in gleicher Weise einschläfern und sterben lassen wie die Thiere. Man kann eine Pflanze durch Begießen mit Wasser, in welchem Opium aufgelöst ist, einschläfern, und man hat gefunden, daß die Blausäure die Gewächse ebenso schnell tödtet als die Thiere.

Eine fernere Bestätigung seiner Behauptung findet der Verfasser unsrer Schrift in dem Umstande, daß die Pflanzen in der Nacht schlafen. Sie entwickeln den Tag über ihre ganze Lebensthätigkeit, aber wenn die Nacht kommt oder sie sich an einem Orte ohne Licht befinden, nehmen ihre Blätter eine neue Stellung an, welche ein Zeichen der Ruhe ist, sie biegen sich um. Wenn man weiß, daß die Blätter am Tage so stehen, daß ihre obere Seite dem Himmel, ihre untere aber der Erde zugekehrt ist, und daß diese untere Seite, mit kleinen Löchern versehen, zum Aufsaugen der Feuchtigkeit der Luft und zum Ausdünsten bestimmt, die obere aber, ohne jene Oeffnungen, nur eine Art Schutzdach zur Bedeckung der aufsaugenden Fläche ist, so sieht man ein, daß jene horizontale Stellung der Blätter ihre Lebensthätigkeit, diese Umbiegung derselben Blätter während der Nacht oder an lichtlosen Orten einen Zustand des Ruhens anzeigt. Es ist genau dieselbe Erscheinung, wie die, wenn sich bei uns Menschen in der Nacht ein Zustand einstellt, bei dem die Spannung der Muskeln sich löst, die am Tage stattfand.

Der Pflanzenschlaf, der zuerst von Linné beschrieben worden ist, und von dessen Tochter entdeckt worden sein soll, ist nicht, wie Manche glauben werden, auf einige wenige Gewächsarten beschränkt. Es giebt vielmehr nur wenige Familien des Pflanzenreichs, die in der Dunkelheit ihre Blätter nicht umbiegen und während der Nacht nicht ein anderes Ansehen haben als am Tage.

Die obenerwähnte Sinnpflanze ist dasjenige Gewächs, bei welchem dieses Phänomen am stärksten und deutlichsten hervortritt. Aber diese kleine Leguminose ist keineswegs eine Ausnahme von der Regel, sie zeigt vielmehr nur in besonders starkem Grade eine Eigenschaft, welche alle Vegetabilien besitzen, die mit Luftblättern ausgestattet sind.

Der Schlaf der Pflanzen erinnert in gewissem Maße an den Schlaf der Thiere. Das eingeschlafene Blatt scheint sich durch sein Aussehen der Epoche seiner frühesten Kindheit zu nähern, wie das eingeschlafene Thier dem Zustande des Embryos. Wie dieses sich zusammenkrümmt, sich gleichsam faltet, so wickelt sich auch jenes durch Umbiegen fast zu der Gestalt zusammen, die es in der Knospe hatte, als es den lethargischen Winterschlaf schlief.

Kann man nun, so fragt der Verfasser unseres Buches, Wesen, welche uns abwechselnd Zeichen der Ruhe und der Thätigkeit geben, welche den verschiedenen Eindrücken der Außenwelt sich anzupassen verstehen, das Empfindungsvermögen absprechen? Die Ermüdung ist doch offenbar nur die Folge eines empfangenen Eindrucks.

Aber weiter. Zahlreiche physiologische Functionen vollziehen sich in den Pflanzen ganz ebenso wie bei den Thieren, und wenn man die Zahl und die Mannichfaltigkeit dieser Functionen sieht, so hat man Mühe zu begreifen, warum nach aller Welt Meinung die Thiere Empfindungsvermögen besitzen, die Pflanzen dagegen nicht damit begabt sein sollen. Ein Philosoph des Alterthums hat die letzteren „festgewurzelte Thiere" genannt. Herr Figuier findet, indem er die Functionen, die sich im Schooße der Vegetabilien vollziehen, aufzählt und untersucht, daß dieser alte Weise richtig gesehen und mit jener Bezeichnung ein wahres Wort ausgesprochen hat. Er sagt: „Man würde Mühe haben, eine dem Thiere eigenthümliche Function zu entdecken, die nicht zu gleicher Zeit, wenn auch in mehr oder minder schwächerem Grade, mehr oder minder deutlich erkennbar bei der Pflanze vorkäme.

Das Athmen zum Beispiel ist ebenso wohl eine Verrichtung der Pflanzen als der Thiere. Bei den letzteren besteht dieser Proceß im Einziehen des Sauerstoffes der Luft und in der Ausstoßung von kohlensaurem Gas und Wasserdunst, bei den Pflanzen während der Nacht in der Ausstoßung von kohlensaurem Gas und Wasserdunst und während des Tages, unter dem Einflusse des Sonnenlichtes, in dem Entweichenlassen von Sauerstoff, der sich aus der Zersetzung der Kohlensäure entwickelt. Die Function ist in beiden Reichen der Natur augenscheinlich von ähnlicher Beschaffenheit.

Ferner ist die Ausdünstung eine den Pflanzen wie den Thieren gemeinsame Verrichtung. Durch die Spaltöffnungen der Blätter wie durch die Poren in der Haut der Thiere entweichen fortwährend Wasserdunst und verschiedene Gase, je nach den Vorgängen des Lebens, die im Innern der Gewebe statt-

finden. Eben so geht hier wie dort die Auffaugung in ähnlicher Weise vor sich. Man lege einmal die untere Fläche eines Blattes auf Wasser, und man wird gewahr werden, wie rasch dieses eingesogen werden wird. Man bespritze einen Blumenstrauß mit Wasser, und sofort wird die Frische in die welken Kronen zurückkehren. Ja die Auffaugung geht in den vegetabilischen Geweben sogar mit größerer Thätigkeit und Geschwindigkeit vor sich als in denen der Thiere. Der Umlauf der Säfte im Innern der Pflanzen vollzieht sich durch ein reichgegliedertes und complicirtes System von Kanälen und Gefäßen aller Art und Größe: durch Sauggefäße, Ausschwitzungsgefäße, Luftadern und Röhrchen von verschiedener Gestalt. Nichts ist mannichfaltiger als die Vertheilung dieser Kanäle im Innern der Gewächse. Diese Vielheit von Gefäßen deutet aber auf einen Kreislauf der Säfte hin, der vielleicht ebenso complicirt ist wie bei den Geschöpfen, die der animalischen Welt angehören.

Die Gewächse haben also ungefähr dieselben physiologischen Functionen wie die Thiere. Nur kennen wir diese Functionen noch sehr wenig. Es ist sehr seltsam, daß, während die Physiologie in Betreff der animalischen Welt heutzutage so große Fortschritte gemacht hat, sie in Bezug auf die Pflanzen noch ungefähr in den Kinderschuhen steckt. (Das ist doch etwas zu viel gesagt; in einigen Beziehungen sind auch hier in den letzten Jahrzehnten bedeutende Entdeckungen gemacht worden, ich erinnere nur an die schönen Ergebnisse, die wir den Untersuchungen Wilhelm Hoffmeisters hinsichtlich der Generation der Pflanzen verdanken.) Wir wissen sehr gut, wie bei dem Menschen und dem Thiere die Verdauung der Speisen vor sich geht, wir wissen, wie unser Blut in einem doppelten Systeme von Gefäßen, Venen und Arterien, circulirt und wir kennen das Centralorgan, das Herz, wo sich die beiden durch dieses doppelte Gefäßsystem getriebnen Flüssigkeiten vereinigen. Wir sehen und berühren die Organe des Fühlens und der Bewegung, das heißt, die Nerven. Ja noch mehr, wir unterscheiden an ihrem Aussehen die vom Gefühl berührten Nerven ganz deutlich von denen, die der Bewegung dienen. Wir wissen, daß das Centrum der Nerventhätigkeit beim Menschen wie bei dem Thiere ein doppeltes ist, daß sein Sitz sich im Gehirn und zugleich im Rückenmark befindet. Mit einem Worte: die Wissenschaft hat alle Functionen, die zum thierischen Organismus gehören, in das hellste Licht gestellt, während die Physiologie in Bezug auf die Gewächse noch fast überall im Dunkeln tappt. Trotz der zahllosen Arbeiten, welche die Naturforscher seit zwei Jahrhunderten ausgeführt haben, vermögen wir im Leben der Pflanzen nichts mit Gewißheit zu erklären. (Das ist wieder zu schwarz gesehen, und wäre es richtig, so würde das ganze Capitel des Verfassers über die Pflanzen nicht der Mühe des Lesens werth sein.) Wir können nicht mit Sicherheit sagen, wie der Saft, dieses vegetabilische Blut, in ihren Kanälen circulirt. Wir wissen nicht einmal

genau, ob der Baum gleich dem Menschen und dem Thiere von innen nach außen oder von außen nach innen wächst. Alle physiologischen Functionen im Pflanzenreiche sind für uns mit einem dichten Schleier bedeckt, (alle — das ist nicht möglich; denn der Verfasser beschrieb uns ja eine Anzahl derselben und fand sie denen bei den Thieren ähnlich) und nur dadurch, daß wir diesen Schleier an ein paar Ecken lüfteten, haben wir einige Aufklärung über die dunkle Natur dieser Vorgänge erhalten.

Dennoch existiren die physiologischen Functionen bei den Pflanzen, wie sehr sie auch in Finsterniß gehüllt sein mögen, und Angesichts der großen Zahl dieser Functionen erscheint es uns als ein Unmöglichkeit, wenn man denselben das Gefühlsvermögen absprechen will. Sie können unmöglich, wie Linné wollte, nur Leben und nicht auch Empfindung haben."

Der Verfasser verkennt nicht, daß man ihm einwerfen kann, die Pflanzen hätten keine Nerven, und nur durch Nerven fände Empfindung statt. Er findet sich aber über diesen Einwand getröstet, indem er sich sagt, daß man bei der Unvollkommenheit der Anatomie und Physiologie der Pflanzen nicht wissen könne, ob dieselben Nerven oder andere Empfindungsorgane besitzen oder nicht. Er ist überzeugt, daß sie solche Organe haben, und daß die Botaniker dieselben nur noch nicht von andern Organen zu unterscheiden wissen. Dann fährt er fort:

„Die Art und Weise, wie die Pflanzen sich vervielfältigen und neue Individuen ihrer Gattung erzeugen ist eine der bei den Thieren zu beobachtenden so analoge, daß es Angesichts dieser außerordentlichen Aehnlichkeit in der wichtigsten aller Lebensfunctionen schlechterdings undenkbar erscheint, daß die Pflanzen nicht auch wie die Thiere mit Empfindung begabt sind.

Betrachten wir in der That die verschiedenen Arten der Fortpflanzung, die den Gewächsen eigen sind. Die Wiedererzeugung oder vielmehr die Befruchtung, die ihr vorausgeht, vollzieht sich bei den Pflanzen, die man Phanerogamen nennt, mittelst Werkzeugen, welche dieselbe typische Form wie im Thierreiche haben. Das heißt, diese Werkzeuge bestehen aus einem männlichen Organ, dem Stempel, der mit dem Fruchtknoten in Verbindung steht. Der Samenstaub befruchtet das im Fruchtknoten befindliche Eichen ganz ebenso, wie der Samen des Männchens beim Thiere das im Eierstock des Weibchens enthaltene Eichen befruchtet. Die eine wie die andere Folge der Befruchtung entwickelt sich dann mit Hülfe der Wärme in bestimmter Zeit. Das vegetabilische Ei wächst und reift völlig in derselben Weise wie das animalische.

Fügen wir hinzu, daß die Analogie zwischen den beiden Arten der Zeugung und Fortpflanzung in den genannten beiden Naturreichen sich nicht auf diese allgemeinen Verhältnisse beschränkt, sondern sich auch in vielen Einzelheiten der Function aufweisen läßt.

Bei gewissen Pflanzen bemerkt man im Augenblicke des Blühens, das heißt der Befruchtung, eine ganz eigenthümliche Lebensthätigkeit, ein Anschwellen und Strotzen der Gewebe. Besonders fällt diese Erscheinung bei den verschiedenen Arten der Familie der Aroideen ins Auge. Steckt man in dieser Epoche ein Thermometer in die weite Blüthenhülse der Arums (vom Volke Aaronswurzel oder wilder Ingwer genannt), so zeigt derselbe einen bis zwei Grade Wärme mehr als die Luft, welche die Pflanze umgiebt, — ein sehr merkwürdiger und außerordentlicher Umstand, da die Gewächse gewöhnlich kälter als die sie umschließende Luft sind. Wie sollte man da glauben, daß eine Pflanze, die der Sitz eines solchen Phänomens ist, gar keine Empfindung dieses Zustandes hätte? Die Pflanze hat wie das Thier ihre Zeit der Liebestriebe, und man will, daß sie davon keinerlei Bewußtsein habe? Man will, daß diese Pflanze, die warm wird, in welcher sich das Leben stärker regt, wenn sie in die Zeit der Befruchtung eintritt, im Innern ihres Wesens nichts empfinde? Man meint, sie habe nicht mehr Gefühl als der Stein neben ihr? Das ist unsere Meinung nicht. Wir begreifen das Leben ohne Empfindungsvermögen nicht, das Eine scheint uns das Anzeichen des Andern zu sein.

Die Aehnlichkeit, die in Betreff der Functionen der Zeugung zwischen Thier und Pflanze herrscht, springt nirgends so sehr in die Augen als bei einer Pflanze, die in den Gewässern der Rhone in großer Menge angetroffen wird. Wir meinen die Vallisneria Spiralis. Dieses Wassergewächs ist dioisch, das heißt, die männlichen und die weiblichen Organe befinden sich auf verschiedenen Zweigen einer und derselben Pflanze. Nun aber sind die weiblichen Blüthen vermittelst langer Stiele an den Boden gefesselt, die sich in Spiralen um sich selbst winden. In der Zeit der Liebe rollen sich die Spiralen des weiblichen Stieles auf, und die Blumen breiten sich auf dem Wasser aus. Aber die männlichen Blüthen, die nicht wie die weiblichen von einem dehnbaren Stiele getragen werden, können nicht dazu gelangen, sich auf die Oberfläche des Wassers zu erheben. Was thun sie nun? Sie brechen aus ihrer Umhüllung heraus und schwimmen um die weiblichen Blüthen herum. Nachdem auf diese Weise die Befruchtung stattgefunden hat, führt die Strömung des Flusses die abgerissenen Blumen männlicher Gattung hinweg, der weibliche Stiel aber zieht sich wieder zusammen und sinkt wieder auf den Grund des Wassers hinab, um hier seine befruchteten Eichen reif werden zu lassen.

Lassen wir die Function der Zeugung bei den Pflanzen noch nicht fallen; denn sie ist reich an Schlüssen zur Unterstützung unsrer Behauptung. Die Phanerogamen pflanzen sich nicht allein durch Befruchtung vermittelst sichtbarer Geschlechtsglieder fort, nicht allein durch Staubfäden und Stempel; sie vervielfältigen sich auch durch Pfropfung, durch Stecklinge und durch Schöß-

linge. Die Kryptogamen, denen die Geschlechtsorgane der Phanerogamen fehlen, vervielfältigen sich theils durch Sporen, die sich, wie man das an den Farnkräutern, den Algen und den Schwämmen beobachtet, in einer gewissen Zeit der Vegetation von den Individuen losreißen, theils durch Fragmente des Individuums selbst, welche, auf die Erde fallend, die Eigenschaft haben, zu keimen und sich wieder zu vervielfältigen.

Die Thiere zeigen uns in ihren verschiedenen Klassen alle diese Arten der Reproduction, es giebt nicht eine einzige dieser Fortpflanzungsarten, die man bei ihnen nicht auch anträfe. Das Thier vervielfältigt sich nicht blos durch innere oder äußere Eier, und durch lebendige Junge, sondern ebenso wie die Gewächse durch Schößlinge, Stecklinge und eine Art Pfropfung.

Die Vervielfältigung durch Schößlinge sehen wir sehr deutlich am Süßwasser-Polypen. Aus dem Körper dieses Thieres treten kleine Knöpfe hervor, die allmählig dicker und länger werden. Während ein solcher Knopf wächst, treibt er selbst andere noch kleinere Schößlinge hervor, die ihrerseits wieder kleinere herauskeimen lassen. Alle diese Schößlinge sind ebenso viele kleine Polypen, die ihre Nahrung aus dem Ur- und Hauptpolypen ziehen. Sind sie bis zu einer gewissen Größe herangewachsen, so lösen sie sich von letzterem ab und bilden sich zu vollkommen selbständigen Thieren ihrer Gattung aus.

Die Koralle vervielfältigt sich auf dieselbe Art. Vom Hauptzweige streben Seitenäste nach allen Seiten hinaus, die zuerst als Knöpfe oder Knospen erscheinen, und diese am Stamme festsitzenden Aeste bilden neue Individuen. So sieht die Koralle, von außen betrachtet, weit mehr wie ein Strauch als wie ein Thier aus, das sie doch sonst ohne Zweifel ist.

Die Madreporen, ein anderes Geschlecht der Pflanzenthiere oder Zoophyten, haben eine so große Aehnlichkeit mit Sträuchern, daß man sie Jahrhunderte hindurch für Seepflanzen gehalten hat. Sie vervielfältigen sich durch Schößlinge wie ihre so eben erwähnten Verwandten.

Die Vermehrung durch Stecklinge bietet sich uns an der Süßwasser-Hydra zur Beobachtung dar. Nehme man ein solches Thier, und zerschneide man es in so viele Stücke, als man will, so wird jedes dieser Stücke, sich selbst überlassen, zu einer Hydra werden. Diese neuen Individuen kann man dann wieder zertheilen, und jene Erscheinung wird sich wiederholen: so viel Schnitte, so viel neue Thierchen. Wir haben hier ganz dieselbe Vervielfältigung durch Stecklinge, wie bei gewissen Pflanzen, so daß die Erzeugung dieser Hydren sich von der unsrer Obstbäume fast gar nicht unterscheidet.

Man braucht aber nicht die ganze Süßwasser-Hydra zu zertheilen, um neue Individuen zu gewinnen, sondern die bloße Haut dieses Thieres kann ein oder mehrere solche Individuen hervorbringen.

Dasselbe wunderbare Wassergeschöpf bietet uns das Schauspiel der

Pfropfung dar. Vereinige man verschiedene Theile einer und derselben Hydra Ende zu Ende miteinander oder verbinde man verschiedene Hydren, so wachsen sie so fest und innig zusammen, daß sie sich wechselseitig ernähren und zu einem und demselben Gesammtindividuum werden. So aber hätten wir hier eine Erscheinung, die man mit vollem Rechte als ein Seitenstück, als eine Wiederholung der vegetabilischen Pfropfung bei einem Thiere bezeichnen kann."

Der Verfasser führt nun noch andere Vergleichspunkte an, die ihm die nahe Verwandtschaft der Pflanze mit dem Thiere bestätigen, auf den Leser aber weniger diesen Eindruck machen werden, als die vorhergehenden. Er sagt:

„Zunächst sind manche Thiere und Pflanzen überaus fruchtbar. Im Pflanzen- wie im Thierreiche kann ein und dasselbe Individuum Tausenden ihm ähnlicher Individuen das Leben geben. Die Pflanzen sind sogar fruchtbarer als die höheren Thiere. Sie erzeugen und gebären jedes Jahr, und in vielen Fällen kann sich das ein Jahrhundert hindurch fortsetzen. Die Säugethiere, die Vögel und die Reptilien erzeugen unendlich viel weniger als die Bäume, sie gebären nur einige Junge auf einmal, und sie sind dazu nur während einer gewissen Periode ihres Lebens im Stande. Die Ulme trägt jährlich mehr als dreimalhunderttausend Früchte, die wieder Ulmen werden können, und sie kann dies hundert Jahre fortsetzen. Die Fische und die Insecten nähern sich den Vegetabilien in Betreff ihrer Fruchtbarkeit. Die Schleihe legt jährlich zehntausend Eier, der Karpfen doppelt so viel. Andere Fischgattungen bringen jedes Jahr eine Million Eier zur Welt. Unter den Insekten legt die Schildlaus vier bis fünftausend, die Bienenkönigin aber zehnmal so viel Eier. Dieser Fruchtbarkeit der Thiere kann man unter den Pflanzen die des Mohns, des Senfs und des Farnkrautes gegenüberstellen, die unzählige Körner hervorbringen. Vergessen wir übrigens nicht, daß die Pflanzen sich auf mehreren Wegen vervielfältigen, während die Thiere im Allgemeinen sich nur auf eine Weise fortpflanzen.

Was wir feststellen wollen und was jetzt auf der Hand liegt, ist, daß die Fruchtbarkeit bei den Pflanzen wie bei den Thieren dieselbe und gleich ungeheuer ist.

Führen wir vom Gesichtspunkte der Analogie noch die Größe der Arten an, die in dem einen wie in dem andern Reiche außerordentlich verschieden ist; denn das eine wie das andere erzeugt sowohl winzig kleine als riesig große Arten. Unter den Thieren giebt es deren von ungeheurem Wuchse wie zum Beispiel der Walfisch und der Pottwal, desgleichen der Elephant, ferner die gigantischen Reptilien der Urwelt, der Ichthyosaurus, der länger

als der Walfisch war, der Megalosaurus und das Iguanodon, welche die Dicke des Elephanten hatten.

Diesen Kolossen des Thierreiches stellen wir die Kolosse des Pflanzenreiches gegenüber: den ungeheuren Baobab, welcher mit seinem Schatten Hunderte von Quadratmetern bedeckt, die Ulme, die so groß wie ein Walfisch werden kann, den Eucalyptus Globulus, einen australischen Baum, den man mit Erfolg in Algier sowie im südlichen Frankreich einzubürgern versucht hat; die Sequioia Gigantea, diese Riesin der californischen Wälder.

Wenn die beiden Reiche der Natur ihre Kolosse haben, so besitzen sie auch ihre Zwerge und ihre unendlich kleinen Geschöpfe. Es giebt kryptogamische Pflanzen, die man nur mit dem Mikroskope sehen kann, und es giebt Thierchen, die ebenfalls nur durch das Vergrößerungsglas sichtbar sind. Wenn also das Thierreich auf seiner Stufenleiter der Größen vom Walfisch bis zur mikroskopischen Milbe variiren kann, so besitzt das Pflanzenreich dieselbe Skala des Herabsteigens vom Baobab bis zum winzigen Schimmelpilze.

Fügen wir hinzu, daß dieselben Orte von den Thieren wie von den Pflanzen bewohnt und aufgesucht werden. Die Einen wie die Andern leben auf demselben Terrain, wie um sich gegenseitig Beistand zu leisten. Die beiden Reiche der Natur verschlingen wechselsweise ihre Zweige mit einander auf allen Punkten des Erdballs. Man könnte eine ganze Menge von Orten anführen, wo sich's zu gleicher Zeit gewisse Pflanzen und gewisse Thiere wohl sein lassen. Die Gemse und der Ahorn lieben dieselben Gebirge und dieselben hochliegenden Stellen, die Trüffel und der Regenwurm leben in denselben unterirdischen Regionen, der Hase und die Birke sehen sich auf demselben Gefilde, der Affe und die Palme folgen einander, anderswo leisten sich das Hermelin und der Ginseng Gesellschaft, desgleichen der Blutegel und der Wasserfaden, die Seelilie wächst in denselben süßen Gewässern, wie die Wassermotte, der Schellfisch und die Algen gedeihen auf denselben unterseeischen Gründen.

Gewächse und Thiere haben ursprünglich alle ein Vaterland, aber die Einen wie die Andern können sich durch die menschliche Industrie unter andern Himmelsstrichen einbürgern und dann recht wohl gedeihen. Der edle Kastanienbaum und das Kochinchinesische Huhn, der Pfirsichbaum und der Truthahn haben, nach Europa gebracht, alle ihr Vaterland vergessen.

Unter den Thieren wie unter den Pflanzen giebt es amphibische Wesen. Der Frosch und die übrigen Batrachier leben ebenso wie die Binsen im Wasser und auf dem Lande.

Thiere und Pflanzen können als Parasiten leben. Wenn das Thierreich seine Schmarotzer hat wie zum Beispiel die Laus, den Sandfloh und die

Krätzmilbe, so hat das Pflanzenreich seine Baumflechten, seine Misteln und seine Pilze.

So haben wir denn gleiche Fruchtbarkeit, dieselbe Vielfältigkeit auf der Stufenleiter der Größe, Analogie in der Art zu wohnen, was auf eine ähnliche Organisation hindeutet, die Möglichkeit der Verpflanzung und Einbürgerung außerhalb des Ursprungsortes, die Möglichkeit einer amphibischen Existenz, ein Schmarotzerleben, lauter allgemeine Zustände, die eine ähnliche Organisation voraussetzen lassen — das ist's, was sich herausstellt, wenn man zwischen den Pflanzen und den Thieren Vergleichungen anstellt. Wie aber dürfte man da, wenn man dem einen der beiden Reiche das Empfindungsvermögen zuerkennt, es dem andern absprechen?"

Auch hiermit ist der Vorrath von Vergleichen, die der Verfasser gesammelt hat, noch nicht erschöpft. Er philosophirt weiter, wie folgt:

„Die Pflanzen haben wie die Thiere ihre Krankheiten. Wir sprechen nicht von Krankheiten, die einfach durch Schmarotzer veranlaßt werden, wie die Krankheit der Weinstöcke, die auf die Reblaus zurückzuführen ist, die Kartoffelkrankheit, die von kleinen Pilzen herrührt, die des Getreides, des Rosenstockes, des Oelbaums u. a., welche sämmtlich durch verschiedene parasitische Kryptogamen hervorgerufen werden, die sich an die Pflanze heften und den regelmäßigen Verlauf ihres Lebens verändern. Wir reden von eigentlichen krankhaften Zufällen. Der pathologische Zustand ist bei der Pflanze wie beim Thiere vorhanden. Unregelmäßiges Haltmachen oder unregelmäßige und fieberhafte Beschleunigung des Säfteumlaufes bei den Gewächsen, das an die Stockung oder Beschleunigung des Blutumlaufes bei dem Thiere, das Fieber hat, erinnert — verschiedene Auswüchse der Rinde, ähnlich den Hautaffectionen bei den Thieren — Mißbildungen ganzer Organe und fehlerhafte Entwickelung anderer im Einzelnen — Absonderung von krankhaften Flüssigkeiten, welche auslaufen — das ist ein kurzgefaßter Ueberblick über die Krankheiten, denen die Bäume, die Sträucher und die kräuterartigen Gewächse unterworfen sind. Eine Pflanze, die zu schnell oder zu oft aus strenger Kälte in außerordentlich starke Wärme gebracht wird, muß krank werden und zu Grunde gehen wie ein Thier, welches man diesem gefährlichen Wechsel aussetzen wollte. Ein Strauch, den man in einem kalten Luftzuge läßt, kann ebenso wenig leben wie ein Thier, das man an demselben Orte festhielte. . . . Mit einem Worte, die Pflanze zeigt den Zustand der Gesundheit oder der Krankheit je nach den Verhältnissen, denen sie begegnet. Wie könnte man zugeben, daß ein Wesen, bei dem sich solche Veränderungen vollziehen, nur der passive Gegenstand derselben sei, daß es, vom Zustande der Krankheit in den der Gesundheit übergehend oder umgekehrt, gar keine Empfindung, weder von Schmerz noch von Behagen habe?

Die Krankheiten oder andere Ursachen ferner bringen bei den Pflanzen ganz ebenso wie bei den Thieren Anomalien und Unregelmäßigkeiten im Bau hervor. Ebenso wie es im Thierreiche Mißgeburten und andere Monstrositäten giebt, finden sich auch im Pflanzenreiche Monstrositäten. Man nennt die Wissenschaft, die sich mit diesen Erscheinungen in der animalischen Welt beschäftigt, Teratologie. Geoffroy Saint Hilaire hat seinen Namen an schöne Studien über die Ursachen des Entstehens von Monstern in den verschiedenen Klassen der Thiere geknüpft. Aber in unsern Tagen ist man gewahr geworden, daß eine ähnliche Wissenschaft für die Erklärung der dem Pflanzenreiche eigenthümlichen Mißbildungen geschaffen werden muß, und Moquin-Tandon hat bereits ein Werk über die vegetabilische Teratologie veröffentlicht.

Das Alter endlich und der Tod existiren für die Pflanzen wie für die Thiere. Die Pflanze entgeht, nachdem sie verschiedenen Krankheiten widerstanden hat, welche sie bedrohten, einem langsam herankommenden Alter nicht, und auf das Alter folgt mit Nothwendigkeit der Tod. Mit der Zeit verhärten sich ihre Gefäße, die Höhlung derselben verstopft sich, nachdem sie sich verengert hat, und kann nun den Saft und andere Flüssigkeiten, die durch sie hindurch laufen sollen, nicht mehr durchlassen. Die Säfte sind nicht mehr von der früheren Regelmäßigkeit beseelt, sie sickern nicht mehr mit der ehemaligen Genauigkeit durch das vegetabilische Gewebe, und ihre Zersetzung, ihre Verwesung theilt sich den Gefäßen mit, die sie einschließen. Infolge dessen hören die Functionen des Lebens auf, sich zu vollziehen, und die Pflanze stirbt.

Bei den Thieren geht es ebenso zu. Die Verdickung der Gefäße, die Verstopfung ihrer Höhlung führt den Zustand des Alters herbei, in welchem die Functionen derselben gestört und verzögert werden, dann kommt der Tod, der in beiden Reichen der Natur das unausbleibliche Ende von Allem ist.

Die Mecklenburgische Verfassung.

Die mecklenburgische Verfassung, das Kreuz des deutschen Reiches, ist ein solches Unicum, daß es wohl eine besondere Beleuchtung verdient. Wir wollen daher versuchen, in kurzen Umrissen sie zu kennzeichnen. Das Buch der Bücher der Mecklenburgischen Verfassung ist der Grundgesetzliche Erbvergleich, der vom 18. April 1755 datirt und welcher, wiewohl die Stürme eines Jahrhunderts und mehr mit allen Zeitströmungen darüber hingebraust, zum großen

Theil noch jetzt die Grundlage der heutigen Verfassung und der ständischen Versammlungen bildet, die alljährlich in Sternberg oder Malchin tagen. Aus diesem Grunde gewährt es nicht nur historisches Interesse, sondern ist es ein unbedingtes Erforderniß zum nähern Verständniß der jetzigen Verfassungscrisis mit diesem Buche sich näher bekannt zu machen. Dasselbe enthält 25 Artikel. Die Ueberschriften derselben, sowie die Anzahl der Paragraphen der einzelnen Artikel werden für den Statistiker, so wie für den Geschichtsforscher schon nicht ohne Interesse sein; wir lassen sie deshalb hier folgen *).

Der 1. Artikel enthält die noch heute geltende Grundlage für die Contributionserhebung in Mecklenburg, es wird für die Rittergüter die Hufensteuer festgesetzt und es wird zu dem Zwecke genau und weitläufig bestimmt, wie die Vermessung der Hufen vorgenommen werden soll. Die Hufen-Steuer wird auf 9 Reichsthaler Neuzweidrittel pro Hufe fixirt und es wird verheißen, daß diese Steuer zusammen mit der von den sogenannten auf dem Lande wohnenden freien Leuten zu erhebenden Contribution, deren Höhe im § 44 für jeden Einzelnen bestimmt wird, das General-Quantum Contributionis ausmachen soll als der ordentlichen Ritter- und Landschaftlichen Contribution zu Garnisons-Fortifications und Legations-Kosten zu Reichs-Crayß und Deputations-Tagen, auch Cammer-Zielern. In der zweiten Abtheilung des Artikels wird die Contributionserhebung in den Städten, in der dritten Abtheilung die in den Aemtern und Kammergütern bestimmt und geordnet.

*) Nachdem in vier Paragraphen die Veranlassung dieses Vergleiches dargelegt, die nochmalige Versicherung der vollständigen Wahrung aller ständischen Rechte gegeben und die Beilegung aller unerledigten Beschwerden alter und jetziger Zeiten erklärt wird, beginnt der 1. Artikel: Von der Landes-Contribution zu Garnisons-Fortifications-Legations-Kosten zu Reichs-Deputations- und Crayß-Tagen, auch Cammer-Zielern § 5—100 — 2. Artikel: Von Reichs-Crayß und Princessinnen-Steuern § 101—120. — 3. Artikel: Von den Klöstern und deren sowohl als der übrigen Land-Güter, Rechten und Steuer-Pflichten § 121—137. — 4. Artikel: Von der Union der Landstände § 138—144. — 5. Artikel: Von Landtagen § 145—165. — 6. Artikel: Von Landräthen und Landmarschällen § 166—175. — 7. Artikel: Vom engern Ausschuß § 176—190. — 8. Artikel: Von der Landes-Fürstlichen Gesetz-Gebungs-Macht § 191—200. — 9. Artikel: Von den Zusammenkünften der Ritter- und Landschaft oder den sogenannten Landesconventen § 201—203. — 10. Artikel: Vom Münzwesen § 204—206. — 11. Artikel: Von den Anlagen der Ritter- und Landschaft unter sich § 207—220. — 12. Artikel: Von gemeinen Landes-Ausgaben oder sogenannten Necessarien § 221—231. — 13. Artikel: Vom Mülzen, Brauen und Branntwein-Brennen auf dem Lande § 232—258. — 14. Artikel: Von Handwerkern auf dem Lande § 259—279. — 15. Artikel: Von den Zöllen, wie auch von Damm-Brücken- und Wege-Geldern § 280—292. — 16. Artikel: Von Jagd- und Holz-Sachen § 293—308. — 17. Artikel: Von Einquartierung und Verpflegung unserer Truppen § 309—316. — 18. Artikel: Von Fremder-Truppen-Märschen und Durch-Märschen § 317—324. — 19. Artikel: Von den Leibeigenen Unterthanen der Ritter- und Landschaft § 325—336. — 20. Artikel: Von politischen Sachen überhaupt § 337—380. — 21. Artikel: Vom Justiz-Wesen § 381—433. — 22. Artikel: Vom Lehn-Wesen § 434—473. — 23. Artikel: Vom Kirchen- und Pfarr-Wesen § 474—510. — 24. Artikel: Von den bisherigen Forderungen und Gegen-Forderungen § 511—514. — 25. Artikel: Von der Eigenschaft und Kraft dieses Vergleichs § 515—530.

Im 2. Artikel wird die Princessinnen-Steuer, wenn eine solche auszustatten, auf 20.000 Reichsthaler festgesetzt. Es wird ferner angeordnet, daß, „wenn nicht über 200 Römer-Monath in einem Jahr von Kaiser und Reichs oder Crayses wegen erfordert werden, die Ritterschaft für sich und ihre Hintersassen zu den Reichs- und Crayß-Steuern nichts erlegen, sondern von Uns und Unseren Fürstlichen Nachkommen bis dahin übertragen werden sollen." Ein Gleiches wird den Land Städten auf 300 Römer-Monathe versprochen. Die Steuern kommen in den Land-Kasten „zu welchem ein Schlüssel bei denen von der Ritterschaft und der andere bei denen von den Städten hinführo sein soll." Der § 119 ordnet noch an, „daß in den Jahren, wenn Reichs- und Krayß-Steuern ergehn, keine Princessin-Steuer gefordert oder erlegt, sondern ausgesetzt wird." Im dritten Artikel wird bestimmt: „die drei Klöster Dobbertin, Ribnitz und Malchau sollen bei ihrer Consistenz und bei ihren Rechten, wie darunter die Reversales vom Jahre 1572 Art. 4 und das Herkommen Maaße geben, gelassen und geschützt werden." Es wird dann über die Verwaltung der Klöster, über die Bestimmung derselben und wie viel Plätze in denselben den Städten eingeräumt sein sollen, angeordnet und festgesetzt. Der Ankauf und die Erwerbung mehrerer Land-Güter innerhalb Landes ohne vorhergängigen Landesfürstlichen ausdrücklichen Consens und der gesammten Ritter- und Landschaftlichen Einwilligung wird den Klöstern von nun an bis zu ewigen Zeiten gänzlich benommen.

Im 4. Artikel wird die Union der einzelnen Provinzen, sowie die der Stände festgestellt namentlich auch bestimmt, daß ein Stand ohne Zuziehung und Einwilligung des andern Bestimmungen über gemeinsame Rechte zu treffen, nicht befugt sein soll.

Im 5. Artikel werden die Landtage festgesetzt, daß solche jährlich berufen werden sollen und zwar in Sternberg und Malchin, daß die zu proponirenden Capita vier Wochen vor dem Landtage bekannt zu machen. Das Recht außerordentliche Landtage einzuberufen, bleibt der Regierung vorbehalten.

Im 6. Artikel wird bestimmt, daß vier Landräthe im Herzogthum Schwerin und vier im Herzogthum Güstrow exclusive des Stargard'schen Crayses bestellt werden. Der Artikel handelt dann ferner von der Wahl der Landräthe, ihrer Beeidigung, ihrer Defrayrung auf den Landtagen, ihren Amtsfunctionen, ihrem Rang. Erblandmarschälle sollen nur drei sein, nämlich für den Mecklenburgischen, Wendischen und Stargard'schen Krays.

Im 7. Artikel werden die Rechte und Befugnisse des Engern Ausschusses bestimmt und festgesetzt. Derselbe besteht aus zwei Landräthen, nämlich einem aus dem Herzogthum Schwerin, einem aus dem Herzogthum Güstrow, dann aus drei Deputirten der Ritterschaft, nämlich einem aus dem Mecklenburgischen, einem aus dem Wendischen, einem aus dem Stargard'schen Crayse, ferner aus

einem Deputirten der Stadt Rostock, drei Deputirten der Vorderstädte Parchim, Güstrow, Neubrandenburg, mithin aus neun Personen, welche Anzahl jedoch Ritter und Landschaft nach Gutbefinden, jedoch auf ihre Kosten, zu vermehren, jederzeit befugt bleiben. Dem Engeren Ausschuß wird der Begriff und das Recht eines die gesammte Ritter- und Landschaft vorstellenden Collegii beigelegt, das befugt, alle Ritter- und Landschaftlichen Angelegenheiten bei der Regierung mithin in- und außerhalb des Landes zu besorgen. Die Wahl zum Engeren Ausschuß geschieht auf den Landtagen, ist aber von der Regierung zu bestätigen. Der Engere Ausschuß führt ein eigenes Siegel, mit welchem alle Schriftstücke, die die gemeinsamen Sachen und Angelegenheiten betreffen, zu siegeln sind, während die Ritterschaft für diejenigen Sachen, die sie allein angeht, noch ein besonderes Siegel führt. Der Artikel handelt ferner von der Unterschrift der Schriftstücke, dem Gebrauche der Siegel und dem Gerichtsstande des Engern Ausschusses.

Im 8. Artikel werden die Landes-Ordnungen und Constitutiones in 2 Classen getheilt, in solche, welche die Aemter, Domainen, Kammer-Güter „mithin die darin gesessenen Unterthanen und Unsere eignen in Unsern besondern Pflichten stehenden Bediente, allerlei Wesens betreffend" und solche, welche „unsere gesamten Lande mit Inbegriff der Ritter- und Landschaft angehen." Die erste Classe soll ganz der Regierungswillkür überlassen sein; in der zweiten Classe werden wieder Verordnungen unterschieden, welche zur Wohlfahrt des ganzen Landes dienen und solche, die die wohlerworbenen Rechte und Befugnisse der Ritter und Landschaft berühren. Bei den ersteren soll vor ihrer Publikation die Ritter und Landschaft auf den allgemeinen Landtagen oder, wenn periculum in mora vorhanden, die Landräthe und der ganze engere Ausschuß mit ihren rathsamen Bedenken und Erachten vernommen werden, erfolgt jedoch in der dazu gesetzten Zeit das rathsame Bedenken nicht, so steht der Regierung die Publikation ohne solches frei. Bei den zweiten aber soll ohne ausdrückliche Bewilligung der Ritter und Landschaft nichts verhängt und verfügt werden.

Im 9. Artikel ist die Bestimmung enthalten, daß die Zusammenkünfte der von der Ritterschaft in den Aemtern ganz uneingeschränkt sein sollen, dagegen soll ein von dem Engern Ausschuß nöthig befundener Convent oder von der Ritterschaft und von den Städten und zwar jeden Theils für sich jedesmal der Zeit und dem Orte nach mittelst unterthänichsten Memorials der Regierung gmeldet werden.

Der 10. Artikel enthält einige Bestimmungen in Bezug auf die in Mecklenburg zu schlagenden Münzen.

Im 11. Artikel wird über die Anlagen der Ritter und Landschaft unter

sich bestimmt. Es werden dabei unterschieden die freiwilligen Anlagen, die 1) auf ritterschaftlichen Amts-Conventen, wie auch von den Land-Städten unter sich bei den Städte-Zusammenkünften oder 2) auf allgemeinen Deputations-Conventen von der Ritterschaft allein, oder von Ritter- und Landschaft zugleich oder 3) auf allgemeinen Land und Convocationstagen von der Ritterschaft unter sich oder von Ritter- und Landschaft mit einander bewilligt werden. Ad 1) soll das Ausschreiben mit angezeigter Ursache Jedem insinuirt werden, die Erschienenen sind im Protocoll aufzuführen und beschließen per majora, die Nichterschienenen sind, falls die Insinuation dem Protocolle anliegt, an den Majoritätsbeschluß gebunden und die Gerichte angewiesen auf das Protocoll hin gegen die Säumigen mit Execution zu verfahren. Ad 2) soll das Ausschreiben des Engern Ausschusses gleichfalls die Ursache der zu bewilligenden Anlage enthalten, auch hier entscheidet die Majorität, die dissentirenden und überstimmten Mitglieder sind an den Beschluß gebunden und ist die Anlage von den Säumigen mit Execution beizutreiben. Ad 3) soll der engere Ausschuß die Anlage auf dem Antecomitial-Convent vorläufig zu weiterer Kundwerdung anzeigen und demnächst auf dem Land- oder Convocations-Tage in förmlichen Vertrag bringen. Hier entscheidet dann gleichfalls die Majorität und ist gegen die Säumigen wie ad 2 mit Execution zu verfahren. Es wird ferner in diesem Artikel von der Regierung abermals die Versicherung gegeben, daß sie den ausgeschriebenen Beitrag für die zu ihren Domainen gekommenen Güter jederzeit unweigerlich zahlen lassen will, so wie, daß die Stadt Rostock zu den Anlagen, die zu der Stadt Rostock und des gemeinen Landes Bestem, den 12. Theil zu geben hat.

Der 12. Artikel handelt von den gemeinen Landes-Ausgaben, es werden unterschieden: ordentlich jährliche und außerordentliche. Zu den ordentlich jährlichen verspricht die Regierung eine Beisteuer von 6000 Reichsthaler Neuzweidrittel für die Domainen, und von 6000 Reichsthaler Courant für die Landstädte, wovon die Hälfte 8 Tage vor Weihnachten, die andere Hälfte in den ersten acht Tagen der Fasten an den Landkasten gezahlt werden soll und für den unverhofften Säumungsfall vom jährlichen ritterschaftlichen Contributionsertrag abgezogen werden kann. Die Ritterschaft soll freie Macht haben, ihren Antheil zu den jährlichen ordentlichen Landes-Ausgaben auf die Hufensteuer zu legen, solche Erhöhung aber auf dem Landtage anzuzeigen und zu verkündigen gehalten sein. Die Stadt Rostock hat zu den Landes-Necessarien jährlich 2000 Reichsthaler Neuzweidrittel zu entrichten. Ueber das, was solcher Gestalt aufkommt, soll Ritter und Landschaft nach ihrem Gutbefinden zu schalten und zu walten haben, ohne der Regierung Rechenschaft abzulegen. Die außerordentlichen Ausgaben sind durch besondere von der Regierung der Ritter- und Landschaft deshalb zu bewilligenden Anlagen auf-

zubringen, jeder zum 3. Theile. Diejenigen Ausgaben aber, wovon ein Stand allein Nutzen und Vortheil hat, trägt derselbe auch für sich allein.

Der 13. Artikel enthält eine große Anzahl Bestimmungen über Bierbrauen und Brantweinbrennen, daß auf dem Lande zum Verkaufe Bier zu brauen nicht gestattet, ferner über die Untersuchung des Bieres in den Städten; den Rittergütern ist das Brantweinbrennen gestattet, in den Aemtern und Domainen ist der Brantwein von den Städten zu beziehen, Kaufmannschaft, Krämerei und Höckerei treibende Leute sollen auf dem Lande nicht geduldet werden.

Der 14. Artikel trifft die Bestimmung, welche Handwerker künftig auf dem Lande wohnen dürfen, es ist den Rittern gestattet, Handwerker und Künstler zu ihrer eignen Nothdurft z. B. einen Schneider in Lohn und Livrée zu halten, der während seiner Dienstjahre für andere Leute aber nicht arbeiten darf. Es wird den Städten ans Herz gelegt, den Zuzug den Handwerken auf dem Lande in die Städte möglichst zu erleichtern und dafür Sorge zu tragen, daß gute und geschickte Handwerker in den Städten zu finden.

Im 15. Artikel wird anerkannt, daß in Bezug auf die Zölle der 15. Artikel der Reversalen von 1621 maßgebend. Mißbräuche der Zollbedienten sollen abgeschafft werden, neue Zölle nicht vorgeschrieben und die etwa nach 1621 eingeführten wieder abgeschafft werden.

Der 16. Artikel ordnet die Jagd und Holz-Sachen; es soll bei der Bestimmung d. 19. Artikels der Reversalen von 1621 bleiben, danach soll Keiner an seiner rechtmäßig erworbenen Jagdgerechtigkeit behindert werden, von Fastnacht bis Jacoby ist die Jagd verboten, nur in Ehren- und Nothfällen, Hochzeit, Kindtauf, Begräbniß soll es dem Ritter gestattet sein auch, in der verbotenen Zeit Wild zu fällen. Die Regierung, die bis dahin ein Recht zur Vorjagd auf den adlichen Gütern gehabt, begiebt sich von jetzt an dieses Rechts. Für die Holzfällung soll die V. v. 24. Febr. 1750 normiren, jedoch mit dem Vorbehalte, daß die von den Allodialgütern erworbenen Rechte und Freiheiten dadurch keine Einschränkungen erfahren und daß alle Lehngüter jährlich 12 Stück Eichen und 50 Stück Buchen ohne besonderen Consens zu fällen befugt sind.

Im 17. Artikel wird angeordnet, daß die Ritter- und Landschaft nebst den Klöstern und Oertern des Rostocker Districts von allem Beitrag zur Verpflegung und Bezahlung der Truppen gänzlich befreit, indem dieselben von der verglichenen jährlichen Landescontribution unterhalten würden, von Einquartirung und Verpflegung soll die Ritterschaft befreit sein, die Landstädte sollen mit der Einquartirung von Cavallerie verschont bleiben. Wegen Durchmärschen fremder Truppen wird im 18. Artikel auf den 28. Artikel der Reversalen v. 1621 verwiesen. Die Regierung verspricht, in unverhofften Fällen, wo eine auswärtige überwiegende Macht vordringen sollte, bei der

Reichs-Versammlung Beschwerde zu führen, damit Schadens halber vollkommene Genugthuung und Erstattung geschehe. Es soll im ganzen Lande die Billigkeit und Gleichheit zu drei gleichen Theilen zwischen Domänen, Ritterschaft und Städten beobachtet werden, auch sollen den Landes-Fürstlichen Commissarien alle Zeit Ritter- und Landschaftliche Deputirte, um Zeit und Ort, wie die Marsch-Route einzuleiten, richtig auszumachen beigegeben werden.

Der 19. Artikel enthält Bestimmungen über die leibeigenen Unterthanen der Ritter- und Landschaft, die durch Aufhebung der Leibeigenschaft weggefallen, es ward aber schon in diesem Artikel die gänzliche Niederlegung eines Dorfes „aus welcher Verarmung und Verminderung der Unterthanen entstehet" in der Regel gänzlich verboten, es sollte der Herr vorher dem Engern Ausschuß davon Anzeige machen, dieser der Regierung berichten, die alsdann darüber entscheiden will.

Im 20. Artikel wird versprochen binnen 2 Jahren ein Mecklenburgisches Landrecht und eine Polizei-Ordnung durch den Druck zu veröffentlichen, Maaße und Gewichte sollen geordnet werden, Handelsmonopole ausgeschlossen sein, die Ritterschaft ist verpflichtet Musikanten, Schornsteinfeger, Schweinschneider, Scharfrichter, Abdecker aus den Einheimischen und Landeseingesessenen zu nehmen und ist der Gebrauch Auswärtiger untersagt. Die Ritterschaft soll mit Abforderung des Zehenten von Lehngeldern bis zum Austrag vor den Landesgerichten nicht beschwert werden, dieselbe soll von allen Abzugs-Geldern beim Abzug innerhalb Landes von einem Ort und von einer Stadt zur andern gänzlich frei sein, Fremden, die sich im Lande niederlassen, soll gleichfalls ohne Erlegung einiger Abzugsgelder, das Eingebrachte abgefolget werden, auch soll darauf Bedacht genommen werden, mit den benachbarten Staaten zu gegenseitiger Aufhebung der Abzugsgelder in Convention zu treten. Die jedesmalige Landesfürstliche Bestätigung der Ritter- und Landschaftlichen Privilegien, Reversalen, Verträge und löblichen Gewohnheiten soll unmittelbar nach der eingenommenen Erbhuldigung durch eine vollzogene schriftliche Urkunde geschehen. Auch Bestimmungen über Titulatur, die Anreden, z. B. statt: Du: Ihr &c. enthält der Artikel. Die Landesschulden haften auf dem Gute, ohne daß der Wechsel seines Besitzers daran ändert. Wenn wegen Korn-Mangel ein Ausfuhrverbot nöthig, so sollen die Deputirten der Aemter und Vorderstädte, wenn aber periculum in mora die Landräthe und der engere Ausschuß vor dem Verbot gehört werden. Grenzirrungen sind durch das Hof- und Land-Gericht zu entscheiden. Den am Strande Wohnenden ist es gestattet, die auf ihren Gütern aufkommenden Naturalien mit Fahrzeugen über die See zu bringen, auch mittelst derselben die Nothdurft an Bau-Materialien und sonst für ihre Güter über See zu holen, jedoch daß alle

Kaufmannswaaren und was auf einen Waaren-Handel hinausgehen könnte, ausgeschlossen bleiben soll; kostspielige Streitigkeiten zwischen Bürgerschaft und Magistraten sollen vermieden werden; ohne Vorwissen und Einwilligung des Magistrats sollen die Bürger von den Stadtgütern oder Rechten Nichts veräußern oder verschenken. Die Errichtung von Stadt-Pfand-Büchern wird anbefohlen. Die Häuser sollen nur durch Verlassung vor dem Stadtbuch auf andere Besitzer übergehen können, die Erbtheilungssachen unter bürgerlichen Standes-Personen unterliegt in den Städten dem Waisengerichte, auf dem Lande der Gutsobrigkeit. Es folgen dann Bestimmungen über die Erwerbung des Bürgerrechts in den Städten und Einschränkungen des Luxus bei den Zünften, sowie Abstellung verschiedener Mißbräuche bei denselben. Die hergebrachte Freiheit von Zöllen, Accisen und andern Imposten, die Mecklenburg mit Lübeck abgeschlossen, soll aufrecht erhalten und gewahret werden. Es soll nicht gestattet sein, daß die Miliz durch bürgerliche Handthierungen den Handwerkern in den Städten schade. Die Juden sollen nur in kleiner Anzahl aufgenommen werden und ist ihnen der Erwerb liegender Gründe untersagt. Alle Wasser-Stauungs-Beschwerden sollen durch billige Vergütung und Ersetzung abgethan werden. Die visitationes der öffentlichen Landwege und Heerstraßen sollen durch die fürstlichen Commissarien, mit Hinzuziehung der von Ritter und Landschaft in jedem Amte dazu bestellten Deputirten und des Eingesessenen eines jeden Gutes geschehen.

Der 21. Artikel behandelt das Justiz-Wesen und verweist auf die Reversalen von 1621. Ausgeschlossen sollen Appellationen sein: 1) in peinlichen und fiscalischen Sachen, welche an Leib und Leben gehen; — 2) wenn Jemand ausdrücklich der Appellation sich begeben hat, wenn eine Appellation wegen versäumter Formalien defect geworden, — 3) wenn eine eingewandte Appellation wegen versäumter Formalien für defect erkannt worden; — 4) in geringfügigen sich nicht über 30 Reichsthaler belaufenden Sachen; — 5) wenn eine Executionsverfügung ergangen, die sich auf ein rechtskräftiges Urtheil bezieht, jedoch der gegründeten Beschwerde über einen etwaigen excessum in executione unbeschadet. — 6) wenn das Urtheil nach gerichtlich geleisteten Eiden Jemanden verurtheilt oder losspricht — 7) wenn bereits 3 conforme Urtel in der Sache vorhanden. — 8) wenn Jemand rechtmäßig citiret und keine rechtmäßige Ursache seines Außenbleibens angeführt, folglich in contumaciam verurtheilt worden. — 9) wenn einer Restitutionem in integrum erhalten und in solcher Restitutionssache abermals sachfällig geworden ist, auch wenn das beneficium nullitatis ergriffen und ausgeführet, mithin die Sache darauf entschieden worden. — 10) Bei allen klaren und liquiden Schuld-, Wechsel-, Gelübdes- und Bürgschaftssachen, wo es aber jedem unbenommen, seine exceptiones vor demselben Gerichte in separato anzubringen,

mithin demnächst sich der Appellation zu bedienen. Auch ist der Ausländer und der im Inlande nicht in unbeweglichen Gütern angesessen zur Stellung der Caution verpflichtet. Es folgen dann die Fälle, in denen die appellationes quoad effectum devolutivum gestattet. In allen übrigen Fällen behaupten die Appellationes ihren freien Lauf, frivole Appellationen sind zu strafen, sowohl an dem Appellanten, wie an dem Advocaten. Die Appellation von den Landesgerichten an die höchsten Reichsgerichte sind ausgeschlossen 1) in Sachen die auf und unter 1000 Gold-Gulden 2) in Injurien und Schmähsachen 3) in Schuldsachen, wenn das debitum liquido ist. 4) in den Fällen, wo nach unsern Landesgesetzen keine Appellation statthaft. 5) in Ehesachen und in causis Ecclesiasticis.

Es wird den Landesgerichten völlige Freiheit und Unabhängigkeit verheißen, nur wird die Visitation des Hof- und Land-Gerichts in Maaßgabe der Hof-Gerichts Ordnung vorbehalten, die Gerichte sollen die Urtheile selber abfassen, die Versendung der Acten ist nur ausnahmsweise gestattet, es wird eine neue Taxordnung verheißen, ebenso eine neue Proceßordnung, auch können alle Landeseingesessenen sich auswärtiger Advocaten und Notarien bedienen, jedoch müssen solche Schriften in gerichtlichen, von dem Principale selbst eigenhändig unterschrieben sein und dürfen anderer Gestalt von den Gerichten nicht angenommen werden. Das Vergehen der auswärtigen Advocaten und Notarien gegen die Landesgesetze wird von den Parteien gebüßt. Eine Advocaten-, Procuratoren- und Notarien-Gebührentaxe soll ergehn. In Bezug auf die Fiscale wird auf die Hofgerichts-Ordnung Pet. Tit. V. verwiesen. Das Consistorium soll der Jurisdiction nicht weiter als die Consistorial-Ordnung von Jahre 1570 und die recipirte Kirchenordnung ihnen beileget sich anmaßen. Es wird ferner nochmals erklärt, daß die der Ritter und Landschaft zustehende Gerichtsbarkeit nicht geschmälert werden soll. Die Art der Publication der Verordnungen behält die Regierung sich vor. Die Ritter- und Landschaft soll schuldig sein, ihr Gericht mit tüchtigen Männern, einem geschworenen Actuario oder einem specialiter ad acta vereidigten Notario zu besetzen, auch kann, abgesehen von den gesetzlich entgegenstehenden Hindernissen, an die Landesgerichte appellirt werden. In causis Fiscalibus mulcarum soll, an die Reichsgerichte appellirt werden können, wenn die Strafe über 2000 Gulden Rheinisch geht, von den Justizkanzleien und dem Consistorio ist die Appellation an das Hof- und Landgericht zulässig, wann die Strafe fünfzig Reichsthaler und darüber beträgt, bei denen unter 30—50 Reichsthaler soll die Verschickung der Acten auf Begehren Statt haben.

Der 22. Artikel der vom Lehn-Wesen handelt, bestätigt die Reversalen von 1572 Art. VIII und die Reversalen von 1621 act. 27. 28. 29. 30. 31. Es wird verheißen, binnen 2 Jahren ein Mecklenburgisches Lehnrecht durch den Druck

zu publiciren, ebenso eine Lehn-Tax-Ordnung. Es folgen Bestimmungen über die Lehnseide, über die Wiederbelehnung heimgefallener Lehne. Die Lehnfolger sollen gehört werden, wenn ein Lehn Allodial werden soll und falls diese nicht darin willigen, soll es nicht geschehn. Das Lehngut kann nur auf höchstens 20 Jahre verpfändet werden. Bei Veräußerung soll der neue Vasall, falls er einer in der ersten Investitur mit begriffenen Agnaten ist, nur die Hälfte der sonst gewöhnlichen Consens-Gelder zahlen, wenn ein leiblicher Bruder, gar keins. Die Laudemial-Gelder bleiben 2% des Kaufpretiums. Zu den Verhandlungen bei der Lehnkammer ist ein Procurator nöthig, es werden bei derselben Judicial- und Extrajudicial-Sachen unterschieden, bei ersteren ist die Unterschrift des Advocaten und Procurators nöthig, bei den zweiten genügt die des Principals. Ueber die zum Conkurs gekommenen Güter soll wegen des Lehns nicht eher disponirt werden, bevor der Conkurs beendigt. In Lehnsachen bleibt die Lehnkammer allein forum competens. Die Sachen, die zu Lehn-Sachen gerechnet werden, zählt §. 463 auf, alle hier nicht gegenannten gehen an die Landes-Gerichte. Das Veräußerungsrecht der Allodial-Güter ist uneingeschränkt, nur nicht an einen auswärtigen potentiorem, an Stifte und Commune. Das Lehn-Edict vom 26. Sept. 1749 wird hierdurch aufgehoben.

Im 23. Artikel wird der Ritter- und Landschaft in Maßgabe des 22. Artikels der Reversalen von 1621 das Patronat und das damit verknüpfte Recht, die Kirchendiener zu berufen, gewährleistet. Der Patron schlägt drei Candidaten vor bei der Predigerwahl, dirigirt die Wahlhandlung unter Assistenz eines Notarii und sendet das von ihm und den Beisitzern unterschriebene Protocoll der Regierung mit dem Gesuch um Bestätigung der Wahl ein. Die Examinationszeugnisse der aufgestellten Candidaten sind dem Protocolle anzulegen. Eine neue Consistorialordnung wird binnen zwei Jahren durch den Druck zu publiciren verheißen. Von dem den Eingepfarrten angewiesenen Beichtvater kann unter Umständen gegen Erlegung von sechs Reichsthalern dispensirt werden und ein anderer Beichtvater gewählt werden. Es folgen dann die Bestimmungen über Kirchenvisitationen. Dem Patron steht Einsicht in der Kirchenrechnung zu und ist ihm solche jährlich abzulegen. Der Patron darf ohne Bewilligung des Superintendenten Kirchengelder nicht auf Zinsen nehmen. Die Magistrate haben die Aufsicht über die Schulen, die Prediger haben in ihrer Gemeinde die Schulen zu besuchen, die Schulmeister zu ermahnen und anzuleiten und werden, wenn sie es unterlassen, an Geld oder Einziehung des Mißkornes gestraft; bei den Regierungspatronat-Pfarren sollen die Beamten, bei den übrigen die Patrone Macht haben mit Zuziehung der Prediger, Kirchen-Vorsteher, beeidigter Bauverständigen, unter Umständen auch der Eingepfarrten, die Kirchen und geistlichen Gebäude, so weit es nöthig

befunden wird, von den Kirchen-Geldern bessern zu lassen. Es folgen Bestimmungen über Bauten der Pfarr- und Küsterhäuser, über Aufbauung neuer Kirchen, über die Abgaben an den Prediger, über Leistung von Fuhren. Wenn ein Patron den Kirchenacker gegen einen andern umtauschen will, so soll nach commissarischer Untersuchung der fürstliche Consens einzuholen sein.

Im 24. Artikel wird festgesetzt, daß die gegenseitigen Forderungen, die Regierung einerseits und Ritter- und Landschaft andererseits gegen einander haben, aufgehoben sein sollen, ausgenommen hiervon bleiben die Schadensansprüche der Ritter- und Landschaft wegen der russischen Exactionen, der Durchmärsche der Schweden und Dänen an die Descendenten des Herzogs Carl Leopold und an die Mächte Rußland, Schweden, Dänemark und andere. Die Ritterschaft verbindet sich, durch baare Zahlung das von der Kur-Hannoverschen Renten-Kammer angeliehene Capital sammt den Zinsen den dafür verschriebenen Landkasten längstens Trinitatis 1756 wieder frei zu machen.

Im 25. Artikel wird verkündet, daß alle schwebenden Mißhelligkeiten, Processe 2c. mit den Ständen und den Einzelnen hierdurch niedergeschlagen und abgethan sein sollen, der Vergleich vom 16. Juli 1701 ist hierdurch aufgehoben; die zwischen der Regierung und der Stadt Rostock geschlossenen Erbverträge werden aufs Neue bestätigt. Die Kaiserliche Confirmation dieses Landesgrundgesetzlichen Erbvergleiches soll nachgesucht werden. Es folgen dann die Siegel und Unterschriften von Christian Ludwig H. z. M. Friedrich F. z. M. Ludwig H. z. M. dann die Gelobung der Landräthe, Landmarschälle und der übrigen von Ritter- und Landschaft der Herzogthümer Mecklenburg, sowie: die Unterschriften von 149 adlichen, 34 bürgerlichen Gutsbesitzern und den Vertretern der Städte Rostock, Parchim, Güstrow, Neubrandenburg, Schwerin.

Mit Recht ist diese vom 18. April 1755 datirende Verfassung ein Meisterwerk damaliger Zeit genannt und mit Recht nennt der Historiker Schlosser vom Standpunkt der heutigen Anschauung dieselbe „eine uraltmodische zum Unsinn gewordene Verfassung." Mit patriarchalischer Fürsorge und unendlicher Umsicht sind die einzelnen Gesetzesbranchen bis aufs Detail ausgearbeitet, die fürstlichen Prärogative sind in einer Weise eingeschränkt, daß noch heute, wenn nur durch ein vernünftiges Wahlgesetz andere Vertreter berufen würden, ein constitutioneller Staat sich dabei beruhigen könnte und manche Bestimmungen sind darin enthalten, die trotz ihres hohen Alters noch heute zu erhalten wünschenswerth. Aber ebenso unsinnig ist es auch, die ganze Verfassung den jetzigen Zeitströmungen gegenüber conserviren zu wollen. Daß eine Vertretung, wie diese Verfassung sie anordnet, jetzt, wo Mecklenburg ein Glied des constitutionellen Kaiserreichs ist, nicht mehr zulässig, das liegt so auf der Hand, daß nur Verblendung sich dagegen sträuben kann. Wir

geben zu, daß es dem Mecklenburgischen Ritter eine große Ueberwindung kosten muß, die Würde des mächtigen Gesetzgebers abzustreifen und wir glauben auch, daß derselbe sich mit aller Macht dagegen wehren wird, aber ebenso sicher sind wir auch der Ueberzeugung, daß die Abänderung nur eine Frage der Zeit. Die für Mecklenburg wichtigsten Angelegenheiten: Zoll, Soldaten, Post, Telegraph, Civilrecht, Criminalrecht, Münze unterliegen bereits der Reichsgesetzgebung, für das Reich wählt die Mecklenburgische Bevölkerung seine Abgeordneten, dazu ist sie für politisch reif erklärt, aber nicht für den winzigen Rest ihrer Angelegenheiten, für die Landtagsabgeordneten ist ihr kein Wahlrecht eingeräumt und selbst nach dem letzten Regierungsentwurf nur ein sehr beschränktes. Daß die Regierung selbst sich nicht ernstlich mit dem Gedanken einer Aenderung vertraut gemacht, beweist der Umstand, daß das jetzige Ministerium, der eigentliche Träger der altständischen Verfassung nicht abgetreten, sondern die neue Verfassung, die ziemlich unglücklich Altes mit Neuem zu verbinden sucht, dem Landtage vorgelegt hat. Daß dies vom jetzigen Ministerium geschehen, darin konnte der Landtag, und hat es auch gethan, ein sicheres Anzeichen finden, daß es der Regierung mit einer wirklichen Aenderung nicht Ernst sei und wird es unserer Ueberzeugung nach schwer halten, Mecklenburg ohne einen moralischen Druck Seitens des Reichs in die Reihe der constitutionellen Staaten einzuführen. Denn da die Regierung keinen ernsten Willen zeigt, und das hat sie unter Beibehaltung des jetzigen Ministeriums bisher nicht gethan, so wird die nur sehr ungern ihre Rechte opfernde Ritterschaft immer schwieriger werden und der kleinen Minorität der liberal denkenden Vertreter auf dem Landtage ist es unmöglich durchzudringen.

Die „Credit-Theilnehmer-Vereine“ der österreichischen Banken.

Die Zahl jener Geschäftsleute, welche in Oesterreich darauf rechnen können, daß sie gegen ihre Wechsel Einreichungen von ihrer Geldcentrale, der österreichischen Nationalbank sei es in Wien oder in den Provinzen im Bedarfsfalle Baargeld erhalten, ist eine sehr geringe; die weitaus größere Zahl derselben ist genöthigt, zu Privat-Escomptenzen ihre Zuflucht zu nehmen und deren Vermittlung oft mit hohen Procenten zu bezahlen. Zur directen, regelmäßigen und ausreichenden Befriedigung der reellen Creditbedürfnisse des Waarenhandels und Geschäftsverkehrs haben nur einige Banken in Oesterreich und Ungarn „Credit Vereine“ errichtet, um im Wege des Escomptes dem legitimen Handel das erforderliche Baargeld zuzuführen.

Da diese wirthschaftliche Einrichtung in Deutschland nicht genügend bekannt ist und häufig sowohl mit den „Productiv-Genossenschaften" als auch mit den „registrirten Genossenschaften" verwechselt wird, wollen wir in folgendem eine genaue Darstellung der Organisation und Function dieses Bankgeschäftszweiges geben, durch welchen lediglich auf dem Wege der Selbsthülfe das Creditbedürfniß der Mitglieder dieser Vereine befriedigt wird.

Eine Zahl von Geschäftsleuten, Spar- und Vorschußcassen, Productiv- und Erwerbsgenossenschaften, Actien-Gesellschaften, u. s. w. welche die, weiter unten näher ausgeführten Bedingungen erfüllen, treten unter der Aegide einer renommirten Bank zusammen und bilden einen Verein, der seinen Mitgliedern unter den, weiter ausführlich dargelegten Modalitäten, Credit gewährt.

Sowohl die Gesammtheit der bei einer Stammanstalt in Wien als jene der bei einer Filiale derselben aufgenommenen Theilnehmer (Creditinhaber) bildet jede für sich einen gesonderten Credit-Verein. Jeder solche Verein ist von allen anderen unabhängig und alle stehen zu der Gestalt, bei welcher die Creditbetheiligung erlangt worden ist, und zum Verwaltungsrathe in demselben Verhältnisse. Letzterer behält sich oft vor, die ersten Mitglieder eines neuen Creditvereines aufzunehmen. Erst wenn diese Aufnahme erfolgt ist und die Aufgenommenen die statutenmäßigen Verbindlichkeiten erfüllt haben, wird der Verein als constituirt angesehen. Der Verwaltungsrath beruft diese Creditinhaber zu einer Versammlung, welche zur Wahl einen Comités schreitet. Die Geschäfte jedes Creditvereines werden durch die Plenarversammlung der Credittheilnehmer und durch das Comité besorgt. An der Ersteren kann jedes Mitglied des Vereins theilnehmen. Die Zahl der Comité-Mitglieder wechselt nach Maßgabe des Geschäftsumfanges; sie werden von den Theilnehmern des betreffenden Creditvereines, u. bzw. bei den Filialen aus den am Sitze derselben wohnhaften Creditinhabern, welche in der freien Verwaltung ihres Vermögens stehen, auf meistens vier Jahre gewählt. Jährlich tritt dann ein Viertheil der Mitglieder aus und wird durch Neugewählte ersetzt. Die zum Austritte Bestimmten sind wieder wählbar. Ein im Wege einer Ersatzwahl in das Comité berufene Mitglied tritt bezüglich seine Functionsdauer an die Stelle desjenigen, das zu ersetzen es bestimmt ist. Sollte im Laufe eines Jahres mehr als ein Viertheil der Stellen der jeweiligen Comitémitglieder erledigt werden, so ist der Ersatz vor den jährlichen Neuwahlen zu bewirken. Welche Comité-Mitglieder in den ersten drei Jahren eines neuen Vereins auszutreten haben, wird durch das Los bestimmt. Zum Comitémitgliede kann ein Creditinhaber nur bei einem Creditvereine gewählt werden.

In einen Creditverein können nur solche Theilnehmer aufgenommen werden, welche mit Rücksicht auf die Ehrenhaftigkeit ihres Charakters, auf

ihre Erwerbsfähigkeit und Solvenz als zur Aufnahme geeignet erkannt werden. Zur Aufnahme sind übrigens nicht nur Einzelpersonen und offene Handelsgesellschaften, sondern auch Commandit- und Actien-Gesellschaften, Erwerbsgenossenschaften, Vorschuß- und Sparcassen, sowie überhaupt jene Vereine, welche ihre Geschäftsresultate nach ihren Statuten zu veröffentlichen verpflichtet sind, nach vorhergegangener Prüfung ihrer Statuten und Einrichtungen geeignet. In den Wiener Creditverein werden in der Regel Theilnehmer aus dem ganzen Bereiche der österreichisch-ungarischen Monarchie, in den Creditverein einer Filiale nur solche Theilnehmer aufgenommen, welche in dem Lande ansässig sind, in welchem sich die Filiale befindet. Wer in einen Creditverein aufgenommen werden will, hat ein an das Comité desselben gerichtetes Gesuch einzureichen, in welchem die Größe der gewünschten Creditbetheiligung angegeben, und wenn der Creditwerber an dem Orte jenes Vereins, bei welchem der Credit angesucht wird, nicht wohnhaft ist, ein an diesem Orte ansässiger Vertreter namhaft gemacht wird. Die Entscheidung kann nur im Einverständnisse des betreffenden Comités und des Verwaltungsrathes der Bank oder des vom Verwaltungsrathe bei einer Filiale hierzu ermächtigten Organes erfolgen. In letzterem Falle braucht das Gesuch zum Behufe der Erledigung gar nicht an den Verwaltungsrath eingesendet zu werden, sondern es genügt die Anzeige der geschehenen Aufnahmebewilligung beim Verwaltungsrathe mit Angabe der Größe des zugestandenen Credites. Der Verwaltungsrath oder das für eine Filiale hierzu bevollmächtigte Organ kann die vom Comité für zulässig erkannte Creditsumme, jedoch nur nach Vernehmung desselben, herabsetzen, eine vermehrte Sicherstellung verlangen oder das Gesuch ganz abweisen. Die Angabe der Gründe eines abschlägigen Bescheides kann von dem Creditwerber nicht verlangt und ein abgewiesenes Gesuch vor Ablauf von drei Monaten nicht wieder eingebracht werden. Die Aufnahme als Creditinhaber mit einer bestimmten Creditbetheiligung kann entweder ohne weitere Garantie oder gegen Bürgschaft dritter Personen, Verpfändung von Werthpapieren oder gegen anderweitige Sicherheit erfolgen.

Zu den Geschäften, für welche die Creditinhaber haften, gehören: Escomptirung von Wechseln, welche auf gesetzliche Währung lauten, vom Tage der Einreichung an nicht über 6 Monate zu laufen haben und außer dem Giro des Creditinhabers mit der Haftung wenigstens einer als vollkommen solvent betrachteten Firma versehen sind. Die Banken nennen dies in ihrer Geschäftssprache einen „ordentlichen Credit“, während sie unter „Separat-Credit“ verstehen: Escomptirung von Wechseln, welche auf gesetzliche Währung lauten, deren noch abzulaufende Verfallsfrist 4 Monate nicht überschreitet, und welche so beschaffen sind, daß sie schon mit Rücksicht auf die Unterschrift einer der haftenden Firmen für vollkommen sicher erkannt werden. Diese

Geschäfte werden nur nach Maßgabe der jedem einzelnen Creditinhaber zugestandenen Creditbetheiligung besorgt. Der niedrigste Creditbetrag ist meist 300 fl. Der höchste Betrag für einen zu benutzenden „ordentlichen“ Credit darf gewöhnlich für einen Theilnehmer zwei Procent des jeweilig eingezahlten Actienfonds nicht überschreiten und selten 200.000 fl. übersteigen; „Separat“-Credite dürfen diese Summe übersteigen, jedoch darf die gesammte Creditbetheiligung eines Theilnehmers in der Regel nicht mehr als vier Procent des jeweilig eingezahlten Actien-Fonds betragen und nie 400.000 fl. überschreiten. Von der ersten dieser Bestimmungen kann für Vorschußbanken, Erwerbs-Genossenschaften, vorzüglich für jene Vereine, welche auf dem Principe der Solidarhaftung ihrer Mitglieder beruhen, eine Ausnahme gemacht werden, indem denselben ein zu benutzender ordentlicher Credit bis zur Höhe von 4 Pct. des jeweilig eingezahlten Actien-Capitals der betreffenden Bank gewährt werden kann. Wer schon Mitglied eines Creditvereines ist, kann dessenungeachtet auch in einen andern aufgenommen werden, wenn den statutenmäßigen Anforderungen entsprochen ist, er muß aber bei der Bewerbung um die Aufnahme in den Creditverein namhaft machen, welchem Creditvereine und mit welcher Creditsumme er demselben bereits angehört. Jeder aufgenommene Theilnehmer ist verpflichtet, 5 Pct. der ihm gewährten Creditbetheiligung und im Falle einer Crediterhöhung oder Beanspruchung des Separat-Credites die entsprechende höhere Einzahlung binnen Monatsfrist zu erlegen, widrigens die Aufnahmsbewilligung zurückgezogen wird. Jeder Creditinhaber übernimmt nach Maßgabe des Sicherstellungsfonds die H a f t u n g für sämmtliche Verbindlichkeiten aller übrigen Theilnehmer in demselben Creditvereine im Verhältnisse und bis zur Höhe seiner eigenen Creditbetheiligung und muß darüber eine von ihm unterzeichnete Erklärung ausstellen. Die Haftung eines jeden neu eintretenden Creditinhabers erstreckt sich auf die sämmtlichen noch schwebenden Geschäfte aller früher eingetretenen Creditinhaber, mit Ausnahme jener Forderungen der Bank, welche zur Zeit des Eintrittes des neuen Creditinhabers bereits fällig waren, und für welche die betreffende Bank bereits das Recht, sich aus dem Reservefonds der Creditinhaber oder aus dem Sicherstellungsfonds zahlhaft zu machen, erworben hatte.

Die von den Mitgliedern eines und desselben Creditvereines eingezahlten Beträge bilden einen, diesem Vereine eigenthümlich angehörigen Fonds: „Sicherstellungsfonds“, aus welchem in dem Falle, daß ein Mitglied dieses Vereines seinen Zahlungsverbindlichkeiten am Verfalltage nicht nachkommen sollte, und auch die Zahlung aus dem „Reservefonds“ (s. u.) der Creditinhaber desselben Vereines nicht geleistet werden könnte, die zur Erfüllung jener Verbindlichkeiten erforderliche Summe vorläufig entnommen wird. Dieselbe muß aber dem Sicherstellungsfonds sogleich durch Einzahlung aller

Mitglieder des betreffenden Creditvereines nach Verhältniß ihrer Creditbetheiligung wieder erstattet werden. Sobald der Reservefonds des betreffenden Creditvereines es gestattet, werden solche Einzahlungen wieder an die Creditinhaber zurückersetzt, doch darf der Reservefonds durch solche Rückzahlungen nie unter eine Summe herabgemindert werden, welche 10 Pct. des jeweiligen Sicherstellungsfonds beträgt.

Die dem Reservefonds des Creditvereines in Wien alljährlich zufließende Summe wird meist in der Weise ermittelt, daß von dem Reingewinn aus den Geschäften, für welche der Wiener Creditverein haftet, zunächst 10 Pct. für die Mitglieder des Comités in Abzug gebracht und 40 Pct. des Restes für den Reservefonds des Creditvereines ausgeschieden werden. Der Reservefonds des Creditvereines einer Filiale wird gebildet durch 15 Pct. des Reingewinnes aus jenen Geschäften der betreffenden Anstalt, für welche die Creditinhaber haften. Jeder Reservefonds hat die Bestimmung: Zahlungsrückstände und Verluste zu decken, welche dadurch entstanden sind, daß Creditinhaber des betreffenden Creditvereines ihre Zahlungsverbindlichkeit nicht erfüllt haben, die bei Einbringung der Zahlungsrückstände erwachsenden Kosten, für welche die Creditinhaber haften, sowie die Steuer für die Zinsen der Einlagen in den Sicherstellungsfonds zu bestreiten. Der Reservefonds wird zu statutenmäßigen Geschäften verwendet und dessen Guthaben gewöhnlich mit 4 Pct. verzinst. Wenn sich aus dem Bilanzabschlusse eines Jahres ergibt, daß der Reservefonds eines Creditvereines 25 Pct. des Sicherstellungsfonds übersteigt, so kann die nächste ordentliche Plenarversammlung dieses Creditvereines über Antrag des Comités beschließen, daß die 4 procentigen Zinsen des Reservefonds und die demselben zugeflossene Gewinnquote an jene Theilnehmer, welche zur Zeit des erwähnten Bilanzabschlusses als Creditinhaber in Haftung waren, und zwar nach Verhältniß ihrer Haftung, ganz oder theilweise vertheilt werden. Jedoch darf der Reservefonds hierdurch niemals unter 25 Pct. des Sicherstellungsfondes herabgemindert werden. Solange nicht sämmtliche, in den Sicherstellungsfonds geleisteten, zur Rückvergütung geeigneten Zuschüsse zurückgezahlt sind, kann eine solche Vertheilung nicht erfolgen. Der Wiener Creditverein hat das Recht, bezüglich der vorerwähnten, dem Reservefonds alljährlich zufließenden Quoten die auf die Bilanz der Bank bezughabenden Nachweisungen zu begehren; die Creditvereine der Filialen sind nicht berechtigt, diesfalls andere Nachweisungen zu begehren, als welche ihnen mittelst der von der Generalversammlung festgesetzten Bilanz geliefert werden.

Der Reingewinn aus den Geschäften, für welche der Wiener Creditverein haftet, wird in der Regel in der Weise ermittelt, daß von den Brutto-

Einnahmen aus den unter Haftung des Wiener Creditvereines betriebenen Geschäften folgende Posten in Abzug gebracht werden:

Die vierprocentigen Zinsen des Actiencapitals der Bank, insoweit dasselbe dem Creditvereine zur Verfügung gestellt wurde; die Selbstkosten der Seitens der Bank dem Wiener Creditvereine über das Actiencapital zugewendeten Geldmittel; die auf den Wiener Creditverein verhältnißmäßig entfallenden Regiespesen. Der betreffende Spesenantheil steht zu den Gesammt-Regiespesen in dem Verhältniß der Brutto-Einnahmen aus den Geschäften mit dem Wiener Creditverein zu dem Gesammt-Bruttoerträgniß aus allen Geschäften der Stammanstalt, ausschließlich des in die Bilanz eingestellten Reinerträgnisses aus dem Banquier- oder Geldwechslergeschäfte; die auf das Erträgniß aus den Geschäften mit dem Wiener Creditvereine entfallende landesfürstliche Steuer sammt Landeserforderniß und Communalzuschlägen und die dem Creditverein zur Last fallenden Gebühren.

Die dem Sicherstellungsfonds eines Creditvereins angehörigen Geldmittel werden zu den statutenmäßigen Geschäften für den betreffenden Verein verwendet und gewöhnlich mit jährlichen 4 Pct. verzinst. Diese Zinsen werden aber den Theilnehmern an einer Filiale in den ersten drei Jahren ihrer Mitgliedschaft nicht ausgezahlt, sondern dem Reservefonds dieses Vereins einverleibt.

Hat ein Creditinhaber nach Ablauf von 15 Tagen, nachdem er zu einer Nachzahlung aufgefordert wurde, dieselbe nicht geleistet, so wird er aus der Zahl der Creditinhaber ausgeschlossen. Ein Creditinhaber kann auch sowohl durch Beschluß des Comités als des Verwaltungsrathes (oder des vom Verwaltungsrathe einer Filiale hierzu ermächtigten Organes), in letzterem Falle jedoch nur nach Vernehmen des Comités ohne Angabe der Gründe auf eine geringere Creditsumme herabgesetzt oder des Rechtes der Theilnahme am Creditvereine als verlustig erklärt werden. Der Ausschluß von der Theilnahme an dem Creditvereine ist ohne weiteres dann zu verfügen, wenn ein Creditinhaber überhaupt seine Zahlungen einstellt oder die aus seinem Giro oder Accepte gegenüber der Anstalt erwachsenen Verbindlichkeiten nicht pünktlich erfüllt oder der Verpflichtung zur Rücklösung der mit seinem Giro versehenen Wechsel auf fallite Acceptanten nicht entspricht. Jeder Creditinhaber hat das Recht, seine Creditbetheiligung mittelst Kündigung ganz oder theilweise aufzugeben. Im Falle des Ablebens eines Creditinhabers oder der Veränderung an den Theilhabern einer Firma erlischt in der Regel der bewilligte Credit. Eine Uebertragung der Theilnahme an einem Creditvereine von einer Person oder Firma an eine andere findet in der Regel nicht statt; ausnahmsweise kann jedoch bei manchen Banken der Credit einer Firma im Falle der Aenderung ihres Namens oder einer Veränderung in ihren Theilhabern an die geänderte Firma oder an die neuen Theilhaber übertragen werden.

Wer aus was immer für einen Grunde aufhört, Creditinhaber eines Vereines zu sein, kann von dem ihm daselbst eröffnet gewesenen Credite keinen weiteren Gebrauch machen. Gleichwohl aber bleibt er noch bis zu dem den sechs Monaten vom Tage der Erlöschung seines Credites nächstfolgenden Bilanz-Abschlusse in der Haftung eines Creditinhabers. Nach Ablauf dieses Zeitpunktes wird mit demselben oder seinem Rechtsnachfolger bezüglich seiner Einlage in den Sicherstellungsfonds Abrechnung gepflogen. Bei dieser Abrechnung wird jede unberichtigt gebliebene Forderung der Bank an jenen Creditverein, dem der austretende Creditinhaber angehört, insofern diese Forderung nicht durch den Reservefonds des Creditvereines gedeckt ist, im Verhältnisse der stattgefundenen Creditbetheiligung als Verlust in Abzug gebracht. Auf die nach Abschluß seiner Rechnung etwa stattfindende Rückvergütung der in den Sicherstellungsfonds allfällig geleisteten Zuschüsse hat ein ausgetretener Creditinhaber keinen Anspruch.

Die Plenarversammlung eines Creditvereins wird in der Regel jährlich einmal und zwar nach Abhaltung der ordentlichen Generalversammlung der Bankactionäre, in Folge Beschlusses des Comités, durch den Präses desselben mittelst brieflichen Einladungen unter Bekanntgebung der Verhandlungsgegenstände einberufen. Es kann aber eine solche Einberufung so oft stattfinden, als es das betreffende Comité beschließt. Die Mitglieder des Comités sind verpflichtet, der Plenarversammlung der Credittheilnehmer beizuwohnen, der Verwaltungsrath kann in Wien eines seiner Mitglieder, am Sitze einer Filiale einen Bevollmächtigten entsenden, um bei den Plenar-Versammlungen anwesend zu sein. Die Plenar-Versammlung des Creditvereines in Wien ist in der Regel beschlußfähig, wenn wenigstens 60, jene des Creditvereins einer Filiale, wenn wenigstens 30 Creditinhaber gegenwärtig sind. In Ermangelung dieser Zahl ist eine neue Versammlung einzuberufen, bei welcher ohne Rücksicht auf die Anzahl der Mitglieder giltige Beschlüsse gefaßt werden. An die Beschlüsse der Plenar-Versammlung ist jeder Creditinhaber gebunden, und es kann gegen dieselben keinerlei Einsprache oder Berufung erhoben werden.

Jeder Creditinhaber hat in der Plenarversammlung eine Stimme und kann Anträge stellen; es wird aber gewöhnlich über dieselben nicht sofort berathen, sondern, wenn ein solcher Antrag von mindestens 20 Mitgliedern unterstützt wird, vorerst nur entschieden, ob dieser Gegenstand in einer außerordentlichen Plenar-Versammlung zur Verhandlung kommen soll und wann diese stattzufinden habe, oder ob er bis zur nächsten ordentlichen Plenar-Versammlung vertagt werde. Ein Creditinhaber kann sein Stimmrecht nur persönlich ausüben, doch sind in der Regel jene Vertretungen zulässig, welche bezüglich der Actionäre bei der Generalversammlung der Bank zugestanden

werden. Die Plenar-Versammlung vernimmt den Jahresbericht des Comités über die Angelegenheiten des Creditvereines, sowie über den Stand des Sicherstellungsfondes und des Reservefondes desselben nach dem letzten Jahresabschlusse; sie bestimmt auch die Anzahl der Comité-Mitglieder.

Nach erfolgter Einladung zur Plenar-Versammlung werden von den Creditinhabern die Mitglieder des Comités und der Rechnungs-Revisions-Comission gewählt. Diese besteht meist aus fünf, nicht zum Comité gehörigen Creditinhabern und hat die Bestimmung, den Jahresabschluß des Reservefondes der Creditinhaber zu prüfen und hierüber in der nächstfolgenden Plenarversammlung Bericht zu erstatten, auch als Wahl- und Scrutinirungscommission zu fungiren.

Das Comité hat im Allgemeinen alle Geschäfte des betreffenden Creditvereines zu besorgen, die nicht ausdrücklich der Plenarversammlung, dem Verwaltungsrathe oder der Generalversammlung und in den Filialen den vom Verwaltungsrathe ermächtigten Organen vorbehalten sind. Insbesondere liegt dem Comité ob: Ueber die Aufnahme von Creditinhabern, über die angesuchte Summe jeder Art von Crediten und die Modalitäten der Creditbewilligung statutenmäßig zu beschließen, bezüglich der Aufnahme oder Zurückweisung des Gesuchstellers den Antrag an den Verwaltungsrath oder bei den Filialen an die etwa bestellten Bevollmächtigten des Verwaltungsrathes zu stellen. Bewilligende Beschlüsse sind in der Regel nur giltig, wenn zwei Dritttheile der anwesenden Mitglieder sich dafür aussprechen. Wenn es sich um Bewilligung eines Separatcredites handelt, ist die Zustimmung von Dreiviertheilen der anwesenden Comité-Mitglieder erforderlich.

Das Comité bildet das Wechsel-Censur-Collegium in Betreff der zur Escomptirung eingereichten Wechsel der Creditinhaber. Zur Bildung dieses Collegiums werden sämmtliche Mitglieder des Comités nach einem vom Verwaltungsrathe im Einvernehmen mit dem Präsidium des Comités zu bestimmenden Turnus berufen.

Ein Mitglied des Censur-Collegiums, der Vorsitzende einbegriffen, kann über seine eigenen Wechsel oder über die seines Hauses weder eine Stimme abgeben, noch bei der Beurtheilung über die Annahme der von ihm eingereichten Wechsel zugegen sein. Das Censur-Collegium hat über seine Entscheidungen Niemandem Rechenschaft zu geben. Die Comité-Mitglieder der Stammanstalt in Wien erhalten meist 10 Pct. vom Reinerträgnisse jener Geschäfte, für welche der Wiener Creditverein die Haftung übernimmt. Die Comité-Mitglieder einer Filiale erhalten für ihre Anwesenheit bei den Sitzungen Präsenzmarken, deren Werth vom Verwaltungsrathe bestimmt wird. Die Einlösung derselben erfolgt nach dem Jahresschlusse.

In Oesterreich-Ungarn waren mit Ende 1873 (über 1874 ist es noch

nicht möglich, eine vollständige Nachweisung zu geben) 51 Bankinstitute in Verbindung mit Credit-Theilnehmer-Vereinen, die sich in folgender Weise auf die einzelnen Kronländer vertheilen:

Oesterreich.

	Anzahl der Banken	Vertheilt auf Städte	Mit einem Act. Capit. von Millionen Gulden	Wechselporte-feuille	Sicherstellungs-fonds
Nieder-Oesterreich	3	1	13	48807912	3479058
Mähren	2	1	2.1	5779373	517036
Böhmen	9	7	14.1	16104990	1662176
Steiermark	2	2	4.5	1611207	213660
	16	11	33.7	72303482	5871930

Ungarn.

	Anzahl der Banken	Vertheilt auf Städte	Mit einem Act. Capit. von Millionen Gulden	Wechselporte-feuille	Sicherstellungs-fonds
Budapest	12	1	9.6	13703238	1670664
Flaches Land	21	19	4.5	4558164	204228
Kroatien	1	1	0.3	59754	2545
Siebenbürgen	1	1	0.3	330417	45521
	35	22	14.7	18651573	1922958
Gesammt-Monarchie	51	33	48.5	90,955.055	7,794.888

Man sieht, daß diese Institution noch sehr der Entwickelung fähig ist, indem in zehn Kronländern Oesterreichs keine Banken in Verbindung mit Credit-Theilnehmer-Vereinen bestehen.

Zum Schlusse wollen wir noch die Thätigkeit des bedeutendsten österreichischen Creditvereines, des der „Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft" in Wien, während der Jahre 1869 bis 1874 mit einigen Ziffern illustriren:

Ende December	Zahl der Mitglieder des Creditvereines	Benutzbare Credite	Sicherstellungs-fonds	Portefeuille des Creditvereines	Durchschnittl. Escomptesatz	Gesammt-Jahres-Escompte des Creditvereines
		Millionen Gulden			pct.	Millionen Gulden
1869	1578	38.022	2.026	18.123	6	67
1870	1660	43.435	2.278	20.393	6.9	66.964
1871	1723	47.216	2.438	25.	7.013	81.292
1872	1820	50.997	2.704	29.979	7.672	93.611
1873	1837	50.254	2.850	22.188	8.001	85.535
1874	1789	48.801	2.669	19.342	6.976	67.566

Mögen durch diese Darstellung die interessirten Kreise angeregt werden, jene Vortheile in Erwägung zu ziehen, welche eine directe, billige und ausreichende Crediterlangung bietet, und sich nicht ganz auf die Hilfe von außen verlassen, sondern dort, wo es möglich ist, durch eigne Kraft und Energie sich selbst zu helfen, die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Max Hoenig.

Der Name des Fürsten Arminius.

Von Karl Aue.

Es ist kläglich, zu bemerken, daß die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sehr spät in das Leben dringen, wenn und wo es überhaupt geschieht. Die Gelehrten schreiben nur für ihre Fachgenossen, die Lehrer der Jugend und des Volkes in Wort und Schrift kümmern sich nicht um die Arbeiten der Gelehrten. Darum will auch der Irrthum nicht weichen. So in Großem wie in Kleinem. Ein Beispiel giebt der Name des deutschen Fürsten, der einst durch Vernichtung des römischen Heeres in den Schlachten des Osninges die Freiheit unseres Volkes und Landes rettete. Die Römer schreiben ihn überall Arminius, die Griechen theils Arminios, theils Armenios [1]). Schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fing man in Deutschland an nach der Bedeutung des Namens zu fragen und zu forschen. Unbekannt mit der alten Sprache, ihren Gesetzen und ihrem Verhältnisse zu der neuen, hielt man den Namen Arminius für römische Entstellung des Namens Hermann, den man richtig dem Worte Heermann, das aber damals nicht mehr lebendig gewesen sein kann, gleichsetzte. [2])

Die altdeutschen Namen wie die altdeutsche Sprache überhaupt, meinte man, hätten so hart als möglich gelautet, was man für ein Zeichen der Deutschheit hielt. Gleicher Meinung sind die Meisten heute noch, obwohl man es längst besser wissen könnte. Die geschichtliche Kunde der deutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange, die, in der Zeit der ersten Erhebung Deutschlands aus der Niederlage und Knechtschaft beginnend, nun als ein hohes und helles fest gegründetes und wohl gefügtes Haus da steht, an dessen Ausbau und Schmucke immer fort gearbeitet wird, hat längst erwiesen, daß Arminius und Hermann

[1]) So Strabon, mit Hinsicht auf den Volksnamen Armenius, Ἀρμένιος. Eben daher werden auch die Lesarten Armenius, Armenus bei römischen Geschichtschreibern stammen. Vergleiche aber die 15. Anmerkung.

[2]) Es genüge an dem Beispiele Luthers. In dem 1557 erschienenen fünften Theile der zu Jena bei Christian Rödingers Erben gedruckten Ausgabe seiner Schriften sagt er Blatt 53, nach dem Index hinter dem 8. Theile auch N. F. 154: Herman, den die Latini vbel verkeren, vnd Arminium nennen, Heißt aber ein Heerman, dux belli, der zum Heer und Streit tüchtig ist, die Seinen zu retten und forn an zu gehen, sein leib vnd leben drüber wagen." In seinem zuerst 1537 in Wittenberg ohne seinen Namen in lateinischer Sprache erschienenen Namenbüchlein, das ich aber nur in Magister Gottfr. Wagners 1674 in Leipzig herausgekommener Uebersetzung benutzen kann, heißt es Seite 5: „gleichwie auch jener fürtreffliche Deutsche Krieges-Fürst, welcher des Kaysers Augusti Legionen erleget, von den Italis unrecht Arminius genannt, geheißen hat, welches auch noch heute ein bekannter und sehr gebräuchlicher Name ist. Herman heißt aber so viel als ein Mann des Heeres, oder Kriegs-Obrister: denn Heer bedeutet Kriegs-Volck. Daher kommt Heerfart, das ist ein Kriegs-Zug. Item Hermanni, Hermannia, das ist Kriegs-Leute, Krieger, Kriegerei.

ganz verschiedene Namen sind. Gleichwohl wird heute noch fast überall Arminius Hermann genannt. Der eben genannte Name muß nämlich zu Anfange der christlichen Zeitrechnung gelautet haben Charjaman oder, wenn nicht Charjamannas, (— das ch wie in auch, noch, lachen zu sprechen —) und ist gebildet aus den Worten charjas (dann charjis, harjis, hari, heri, here, her, endlich heer) und man (mans? mannas? nun Mann). In dem heutigen Hermann hat sich die Kürze des e erhalten, in dem heutigen Geschlechtsnamen Heermann ist das e nach neuhochdeutscher Weise gedehnt. Ob die aus Herman mundartlich entstandenen Namen Hörmann Höremann langes oder kurzes ö haben, ist mir unbekannt.

Hariman u. s. w.[3]) bedeutet einen Krieger und ist erst seit dem achten Jahrhunderte als Name nachzuweisen. Die, welche Herrmann schreiben, fehlen sehr gegen die Ableitung, denn Herr, älter und besser Herre, ist entstanden aus hêriro, hêriro (hehrere), der ersten Steigerung von hêr (hehr). Hätten Römer und Griechen den Namen Charjaman — mans — mannas vernommen, so hätten sie ihn durch Chariomannus — mannos widergegeben. So finden wir als Zeitgenossen des Arminius den batavischen Fürsten Chariovalda[4]), zu der Zeit des römischen Kaisers Domitianus einen König der Cherusker[5]) Chariomeros,[6]) zu der Zeit des Stilicho einen deutschen Heerführer in römischem Dienste Chariobandes[7]). Daß Römer und Griechen nicht Charia — sondern Chario — schrieben, geschah, weil ihnen das kurze o in unbetonten Worttheilen geläufiger war als das kurze a, auch wohl weil sie das kurze o in tonlosen Worttheilen der keltischen Namen stets hörten, nicht aber weil sie es aus deutschem Munde vernahmen, denn unsere Sprache hatte noch in dem 4. Jahrhunderte kein kurzes o. Hermann steht also weit von Arminius ab. Der eben genannte Name, wenn er deutsch wäre, könnte nur einer der nach dem neunten Jahrhunderte nicht mehr erscheinenden männlichen Namen auf — ini — sein, welche starke Beugung, mithin noch zu jener Zeit in dem ersten Falle der Einzahl die Endung — s hatten, er würde dann Arminis gelautet haben. Die Römer, welche die deutschen Namen durchaus nicht entstellten, wie man sonst meinte und viele noch heute meinen, hätten Arminis nur durch Arminius widergeben können. Für die Deutung des Namens böten sich arms (das Hauptwort arm), arms (das Beiwort arm), arm —

---

[3]) Siehe das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm unter Heermann.

[4]) Taciti annal. II, 11.

[5]) Da die Römer Cheruscus Cherusci schreiben, so muß das deutsche Wort zu jener alten Zeit Chiruskas Chiruskos gelautet haben, und wir hätten heute richtiger zu schreiben in der Einzahl Chirusk, in der Mehrzahl Chiruske.

[6]) Dio Cassius, herausgegeben von L. Dindorf IV, 112, 5.

[7]) Zosimos V, 32.

in arman (sich erbarmen) armahairts (barmherzig) und anderen Bildungen und Bindungen, auch vielleicht das dunkle armjan (operire). Die Beugung könnte wohl nur gewesen sein Arm-in-s Arm-ini-as Arm-ini-a Arm-ini-am oder — an Arm-ini —. Der Name kommt nicht weiter vor.

Der Name Arminius ist aber nicht deutsch, sondern der Name eines römischen Geschlechtes. Arminius hatte das römische Bürgerrecht erhalten und sogar die Ritterwürde.[8]) Es war Sitte, daß die Fremden, welche römische Bürger wurden, den Namen eines römischen Geschlechtes (nomen gentile, nomen romanum) annahmen[9]), der nach Göttling[10]) auf zwiefache Weise gebildet ward. Die erste von ihm genannte Weise, wenn sie sich überhaupt begründen läßt, kann in unserem Falle nicht angewendet worden sein[11]). Die andere Weise bestand darin, daß die Fremden, welche römische Bürger geworden waren, den Namen des römischen Geschlechtes annahmen, durch welches sie das Bürgerrecht erlangt hatten[12]). Nun gab es wirklich ein römisches Geschlecht Arminius (gens Arminia), wie durch zwei Inschriften bezeugt wird. In der einen erscheint ein Cajus Arminius Probus aus Volaterrae[13]), in der anderen[14]) ein Cajus Arminius Felicissimus[15]). Es hindert nichts, sich für Erlangung des Bürgerrechtes des Arminius durch das arminische Geschlecht zu entscheiden. Göttling behauptet ohne Beweis, zugleich mit Arminius habe sein Bruder das Bürgerrecht erhalten und darum nach altem römischem Gentilrecht denselben Namen gehabt. Daß er das römische Bürgerrecht wirklich besaß, ist schon darum nicht zu bezweifeln, weil

---

[8]) Vellej. Paterculus II, 118.

[9]) Auffallend ist, daß Segest, dem Augustus das römische Bürgerrecht verliehen hatte (Tac. ann. I, 58) nie mit lateinischem Namen genannt wird.

[10]) Thusnelda Arminius' Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäologisch-historische Abhandlung. Jena 1843, Seite 15 Anm. 3. Die neue vermehrte Ausgabe von 1856 war mir leider nicht zugänglich.

[11]) Er sagt: Der Name Arminius ist ohne Zweifel der Gentilname, welchen sich der deutsche Held, als er das römische Bürgerrecht erhalten hatte, nach dem Herkommen bei den Römern entweder aus seinem deutschen Geschlechtsnamen oder aus dem Namen seines Volkes (vielleicht Germanius ursprünglich; ein ebenfalls vorkommender Gentilname) mit römischer Endung selbst gebildet hatte . . . . Aber die Deutschen hatten keine Geschlechtsnamen bis in das späte Mittelalter.

[12]) So die Galler Julius Florus und Julius Sacrovir) (Tac. ann. III, 40).

[13]) Gruteri corpus inscr. p. 301.

[14]) Gruter a. a. O. Seite 757 n. 7.

[15]) Das Geschlecht war etruskischer Abkunft und die lateinische Gestalt seines etruskischen Namens Armunius Armonius Arminius Armenius, (Ariodantis Fabretti corp. inscr. italic. Turin 1867. Inschriften 314, 319, 326, 1026 und die Erläuterungen auf den Spalten 164, 165, 2047). Aus dem Armenius oben läßt sich vielleicht die Lesart Armenius bei Tac. und das Ἀρμένιος des Strabo ableiten.

er einen lateinischen Namen trug, daß er es mit Arminius zugleich erhalten habe, mindestens wahrscheinlich. Wir kennen ihn nur unter dem römischen Beinamen (cognomentum) Flavus d. i. der Gelbe (vermuthlich von der Farbe des Haares)[16]. Haben aber Arminius und Flavus zugleich das römische Bürgerrecht erlangt, so hat Flavus denselben Geschlechtsnamen angenommen wie sein Bruder und ist, um Verwechslung zu vermeiden, nur mit dem Beinamen genannt worden. Sein Vorname wie Vorname und Zuname seines Bruders sind unbekannt. Der Sohn des Flavus ist nur unter seinem lateinischen Beinamen bekannt. Man hat mir eingewendet: Sollte Tacitus den Besieger der Römer mit dem ihm von Römern gegebenen[17]) Namen und nicht mit seinem deutschen Namen genannt haben, dem nur die lateinische Endung angehängt war? Ich erwiedere: Hat denn Tacitus die batavischen Fürsten Claudius Civilis und Claudius Labeo mit ihren deutschen Namen genannt? Nein, der Römer war froh, wenn Barbaren lateinische Namen hatten.

Ein dunkles Geschick hat uns nicht nur die deutschen Namen der beiden Söhne Sigimêres, sondern auch die ihrer Nachkommen verhüllt. Der unglückliche als geborener Knecht zu ungeheuerem Hohne als Fechter in Ravenna erzogene Sohn des Arminius führt, wie Göttling a. a. O. Seite 14 f. erwiesen hat, einen griechisch-lateinischen Namen (Θυμελικός, Thumelicus, Thymelicus) welcher Spieler, Schauspieler bedeutet und gleich dem Worte xysticus als Beiname diente, wie die Inschriften bei Gruter Seite CCXL. DCCCCXIII, 2 bezeugen. Der Sohn des Arminius konnte als geborener Knecht keinen anderen als einen römischen ihm von seinem Herrn gegebenen Namen haben. Der in Italien geborene und erzogene Sohn des Flavus ist nur unter seinem lateinischen Beinamen Italus oder Italicus (der Italer, der italische)[18] bekannt. War Flavus zugleich mit Arminius römischer Bürger geworden, so trug auch er den Geschlechtsnamen Arminius, eben so sein Sohn Italus oder Italicus.

Der Name der Gattin des Arminius, den Strabo (VII, 1, 4) allein nennet, ist von ihm oder den Abschreibern seines Buches so entstellt, daß nichts daraus zu machen ist[19]. — Ich denke oben erwiesen zu haben, daß die Namen des Arminius und seines Bruders undeutsch sind. Die Betrach-

---

16) Erat is in exercitu cognomento Flavus. (Tac. ann. II, 9). Sonst las man überall Flavius, aber Flavius ist nicht Beiname, sondern Geschlechtsname.

17) Der Fremde welcher römischer Bürger geworden war, nahm den römischen Namen selber an.

18) Tac. ann. XI, 16. Er war auch römischer Bürger, wie ebenda zu lesen ist. Vielleicht ist er auch der Italicus rex Suevorum bei Tac. hist. III, 5.

19) Die versuchten Deutungen fußen auf zu spätem Stande der Sprache und sind auch so noch gewaltsam.

tung der bei Schöpfung unserer alten menschlichen Namen waltenden Sitte wird den Erweis nicht nur stärken, sondern auch uns lehren, wie ungefähr beider Namen gelautet haben können. Erstlich ist die große Menge unserer alten menschlichen Namen aus zweien Worten zusammengesetzt oder zweitheilig, und von den scheinbar eintheiligen hat sich die Mehrzahl als vertrauliche Kürzungen zweitheiliger ergeben und wird sich ferner noch mehr ergeben. Dann waren die Namen der Kinder mit den Namen der Eltern, namentlich die der Söhne mit denen der Väter dadurch verwandt, daß entweder in den Namen der Kinder der erste oder der andere Theil des zusammengesetzten Namens des Vaters sich wiederholte, was sich zuweilen auch auf den Enkel erstreckt. In anderen Fällen sind die Namen des Vaters und der Kinder, zumal der Söhne, nur durch gleichen Anlaut verbunden. Fassen wir nun in Sonderheit die dem deutschen Stamme, welchem Arminius angehörte, übliche Weise in das Auge, so finden wir, daß die Namen zweitheilig waren. Da sind nämlich die Brüder Segimerus oder Sigimerus [20]) und Inguiomerus [21]) und die Brüder Segimerus und Segestes [22]). Der Sohn des ebengenannten Segimerus wird von Strabo Sesithakos genannt [23]). Der Sohn des Segestes ist Segimundus [24]), die Tochter hat auch einen zweitheiligen wahrscheinlich mit dem der Mutter verwandten Namen [25]). Hinsichtlich der Art der Verwandtschaft finden wir bei diesen cheruskischen Namen, daß in dem der Brüder Sigimoras und Ingriameras der zweite Theil, in dem der Brüder Sigimeras und Sigistis der erste Theil gleich ist. Sigistis und sein Sohn haben den ersten Theil gleich, der Name des Sisithakas hat nur gleichen Anlaut mit dem des Vaters.

Daraus schließe ich nun, daß Arminius und sein Bruder Flavus entweder auf — meras ausgehende oder mit Sigi — beginnende oder doch mit S anlautende zweitheilige Namen hatten, halte aber den Anfang beider Namen mit Sigi für das wahrscheinlichste und auf Grund späterer Beispiele den

---

[20]) Deutsch zu jener Zeit Sigimeras.

[21]) d. z. j. Z. Ingviameras.

[22]) d. z. j. Z. Sigistis, von dem Stamme sigi mit — ist — abgeleitet, nicht mit ihm zusammengesetzt oder gebunden. In dem Mittelalter kommt einmal der Name Sigost vor welcher, zunächst aus Sigust entstanden, aus dem Stamme sigi mit — ust — abgeleitet ist und ursprünglich Sigustas geheißen haben muß.

[23]) d. z. j. Z. Sisithakas. — thakas wird das altnordische — thakku und das althochdeutsche — danc (— danch) sein.

[24]) d. z. j z. Sigismundas.

[25]) Aehnlich scheint es zu sein mit Namis, der Gattin des Sisithakas und Tochter Ukromires (?) Fürsten der Batten (?) (Strabo VII, 1, 4), wenn wir es überhaupt hier mit Deutschen zu thun haben.

Namen des jüngeren Bruders, für welchen ich den Flavus halte, für gleichlautend mit dem Namen des Vater. Hätten sich späte Nachklänge der Lieder erhalten, in welchen Arminius einst von den deutschen Stämmen besungen ward [26]), so würden wir heller sehen. Aber über die großen Thaten der auf die Zeit des Arminius folgenden Jahrhunderte sind die alten Lieder verklungen und vergessen, und neue, die Thaten und Geschichten jener folgenden Zeit erzählende und besingende entstanden, welche nachklingen bis heute. Unmöglich halte ich jedoch nicht die künftige Entdeckung einer in dem Anfange des Mittelalters entstandenen aus Liedern und Sagen geschöpften Erzählung von den Kämpfen des Arminius mit den Römern, die uns unter anderen wissenswerthen Dingen auch den deutschen Namen des Arminius bringen würde. Da wir aber, wie der Leser gesehen hat, den wahren Namen des theuren Retters und Helden zur Zeit nicht wissen, so haben wir ihn bis auf Weiteres mit dem römischen zu nennen [27]).

Eine Dichterstimme aus Schwaben.

Wir sprechen heute von einem Dichter, der aus dem schwäbischen Baiern heraus den Norddeutschen seinen Gruß sendet in einem anspruchslosen Büchlein: Gau! Stau! Bleiba lau! Es sind dies die Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wäckerle (Augsb., Lampart und Co. 1875). Der weitaus größere Theil derselben besteht in volksthümlichen Liedern, die uns wie ein frischer silberheller Bergquell erquickt haben; mag davon nun dem Dichter oder dem Dialekt das größere Verdienst zukommen.

A brünnale ist it frischer
Treibt ma's in d' Höarche 'nauf,
I' moi, es komm am besta
Glei' aus'm Boda' rauf —

singt W. von der mundartlichen Dichtung, und jedenfalls sind ihm seine Lieder gerade aus dem Herzen gesprochen und nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt.

Aber nicht auf die zahlreichen hübschen Bilder aus dem schwäbischen Dörflerwesen, nicht auf die innigen Liebesgedichte und die launigen Scherze, z. B. über den Rentamtsboten von Lützelburg —

Drei Brautpaar' könnat auf sei'm Bauch
Gerade mitanander tanza,

---

[26]) Caniturque adhuc barbaras apud gentes. Tac. ann. II, 88.

[27]) Man hat zu verschiedenen Zeiten, zumal in der neuesten, den für deutsch gehaltenen Namen Arminius mit irman — irmin — und anderen dahin gehörigen Worten und Namen zusammengebracht, welches nach dem obigen keiner Widerlegung bedarf, mindestens hier nicht erhalten wird, da ich an einem anderen Orte ausführlich über jene Worte und Namen zu reden gedenke.

— sondern auf die kurz gesagt politischen Gedichte W's. möchten wir unsere Leser aufmerksam machen. Der Dichter ist wohl Katholik; in dem Gedichte „'s Vaterhaus" sagt er:

Glei' so in der Nähe
Ist a liabe Stell,
So a alta Linda
Staut voar der Kapell.

In deam Lindaschatta
Hann i' g'spielt als Kind,
Beatat im Kapelle —
Wia halt Kinder sind. —

Und man merkt's auch, daß man mit ihm in einem erzkatholischen Lande ist, aber nicht etwa an Gebeten und Litaneien, sondern in der Schenke; da sitzt der Herr Pfarrer mit dem Amtmann und Doktor beim dritten Fläschle in aller Freundschaft und Gemüthlichkeit. Es muß ein biedrer alter Herr sein, von andrer Art als der junge Nachwuchs; das bezeugt das Gedicht

Alt und neu.

's Herrle von der Gnadawies
Ka koi Wässerle trüaba,
Alle Leut, dös woiß i' g'wiß,
Thuand dös Herrle liaba.

Tanzt ma, und willst lustig sei',
Sait ear nu' und lachat:
„Daß iahr mir bei'm Hoimgeah sei'
Koine Ge'schichtla machat!" —

Der Kapla von Krotahill
Schimpft und thuat wia b'sessa, —
Und ist nächst earst mäuslastill
Bei Dokters Anna g'sessa. —

Und den jungen Kaplan ertappt der Dichter auch sonst wohl noch auf verbotenen Wegen. Die Mädchen sitzen und singen beim Flachsreiben; es scheint, daß wer mit ihnen reiben darf, dafür ein „gotzig's Küßle" beanspruchen kann.

Mancher schleicht vorbei am Haus,
Meint, ma soll iahm winka,
Aber i', i' kenn's halt scho'
All' dia saubere Finka

Nächt kommt gar der Herr Kapla
Und will 's Flächsle reiba,
Aber i' hau zua iahm gsait;
Ear soll d' Predig schreiba.

Doch ehrt der Dichter die Mönchlein auch, wo sich's gebührt; so genießt das Bier der Franziskaner seine volle Achtung — nur freilich wünscht er wohl, daß es zugänglicher sein möge:

. . . so a Franziskanermauß
Dia darf koin Grauf it ruia,
Und hebt ma' amaul dia Klöaster auf —
Dös geit die beste Bruia. —

Und nach all diesem werden denn auch die beiden folgenden Gedichte nicht verwundern, die wir als ein erfreuliches Zeichen süddeutscher Gesinnung aus der Sammlung noch herausheben.

Liberal.

A Schwaub, dear staut zu Kaiser und zu Reich,
Was Andre schwätzat, ist iahm all'weil gleich,
Ear ist so treu, wia Eis' und wia Stahl,
A rechter Schwaub, der ist halt liberal.

Und wenn ma's predigt von der Kanzel ra,
A Lutherischer muaß zum Teufel na —
Ear schlauft doch rüabig, ohna Sorg und Qual,
Und trotz der Predigt ist ear liberal.

Und wenn sie rechnat, daß au' 's Militär
Da größta Thoil vom Stuira ja verzehr' —
Na' muaß's halt hau, es ist zwar scho' fatal, —
Desweaga bleibt a Schwaub doch liberal.

Und 's dummast no' von deann Schreier ist
Wenn's hoißt: der Bismarck ist der Antichrist;
Mit söllam G'schwätz, dann macht ma nu Skandal,
Dös macht earst recht da Schwauba liberal.

Und wear koi oiches Brett am Hiara haut,
Und si' vom Weib it ganz regiera laut,
Dear zoigt's am besta bei der nächsta Wahl:
A rechter Schwaub, der wählt nu' liberal.

Bismarck.

Schwäbische Daktyla, laufat wia b'sessa,
Schwäbische Versla, iatz land sei it aus,
Lauft auf Berlin 'na, iahr brauchat — nix z'essa,
Glei in der Wilhelmsstrauß, dann staut a Haus,
Dann woahnt der Bismarck, a Jeder ka's wissa,
Dann läutat a, vielleicht guckat ear' ra,
Haut nir sei Koiner sei Röckle verrissa?
Puzat sei d'Hösla und Stiefela a'!

Laßt er ui für, ei nau sind sei manierle,
Laufat it so über d' Stiagala 'nauf,
Machat sei uir Revarenzle recht zierle,
Bleibt rüabig standa und sagat nau drauf:
Durchlaucht! wiar sind halt so g'müatliche Schwauba,
Laufat scho' lang und hand schiar müade Füaß,
Aber wiar bringat — Ihr därfat's scho' glauba —
Aus unserm Ländle die fruindlichste Grüaß.

Nehmat's it übel, Herr, unsere Reda,
Oifach und deutle und wauhr müassat's sei,
Von Oeana sei diplomatische Fäda
Haut ma' bei uns dahoim no' gar koin Schei'.
Aber dös sagt mer und drauf hand mer g'wettat:
So viel haut Koiner für Deutschland no thua,
Als der Fürst Bismarck, wenn dean wir it hättat,
Herrgott! i' glaub, nau wär alles mea zua.

Was Ihr all's wissat, und was Ihr all's treibat, —
Unseroins brächt halt dia Sacha it 'rum,
Was Ihr für Briaf und für Zeattala schreibat,
Gieng über unseren Horizont 'num.
Aber es braucht's au', von gar alle Seita
Laufat si überzwerch's Necker dahear;
Aber wiar wissats, bei allem deam Streita
Wearat doch z'letztes Ihr Meister und Hearr.

Schwäbische Daktyla, thuand ui empfehla,
Versla, iatz kommat und nehmat da Huat,
Mit uirem G'schwätz iatz da Fürsta no' quäla,
Dös staut de' gmüatliche Schwauba it guat!

So lang der Fürst no' ka' leaba und schnaufa,
Stiehlt uns koi fremde Katz Butter und Schmear,
Könnt ma' 'em Reichskanzler d' Jährla no' kaufa,
Gebat i' sell meine Sechserla hear.

J. H.

Literatur.

Von der Politischen Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen, ist in diesen Tagen der achte Band, das Jahr 1874 enthaltend, (Berlin, Julius Springer) ausgegeben worden. Dieser Band verdient dieselbe warme Beachtung aller derjenigen, die sich mit Zeitgeschichte und Politik beschäftigen, als die früheren Bände. Der beste Beweis für die Vorzüge der Müller'schen Darstellung kaum entschwundener Ereignisse liegt wohl in der Thatsache, daß sein Werk von den Concurrenzen, die beim Beginn der neuesten großen Wandlung unsrer inneren deutschen Verhältnisse vor etwa acht bis zehn Jahren hervortraten, jetzt fast allein den Markt behauptet und jedenfalls mit Recht die beliebteste aller gleichartiger Jahresgeschichten ist. Die absolute Sicherheit und Objectivität, mit welcher der Historiker lediglich im Interesse der Wissenschaft entfernte Zeiten und längst abgeschlossene Ereignisse, oder Charaktere, die nur in der Geschichte noch fortleben, nach den besten Quellen zu beurtheilen sucht, wird und kann Niemand von diesem Werke erwarten. Dem steht vor Allem entgegen, daß die Quellen zur Beurtheilung der Zeitgeschichte noch keineswegs vollständig erschlossen sind, und ferner der Umstand, daß der Verfasser selbst mitten in den Strebungen, Hoffnungen und Kämpfen unserer Tage steht. Gleichwohl aber ist das Streben nach vollständiger Sammlung der bis jetzt vorhandenen Quellen und nach verhältnißmäßig größter historischer Parteilosigkeit bei Wilhelm Müller's zeitgeschichtlichen Arbeiten überhaupt und namentlich auch in diesem Bande unverkennbar. Die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1874 finden wir vortrefflich erzählt und gruppirt. Jeder, der ein lebendiges Gefühl für das Mißbehagen hat, welches erzeugt wird durch die nur tropfenweis zugemessene Belehrung und die nur millimeterweise fortschreitende Klarheit, welche die Tageszeitungen über die Tagesfragen und Tagesereignisse — namentlich über die wichtigsten — bieten, wird nicht ohne großes Vergnügen die lichtvolle gedrängte Darstellung Müller's lesen und auf diese Weise in wenigen Minuten sehr deutlich die Erinnerung an Vorgänge wachrufen und befestigen, über welche die Tageszeitungen s. Z. meist wochenlang die widersprechendsten Urtheile fällten. Sehr klar sind namentlich — um nur einige Beispiele anzuführen — das Treiben der Versailler Versammlung im Jahr 1874, die Arbeiten des deutschen Reichstags und Preußischen Landtags, der Kulturkampf des Jahres 1874 in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, die spanischen Wirren, das Kissinger Attentat und seine Ursachen und Folgen, endlich und hauptsächlich der Proceß Arnim dargestellt. Möge die Gunst des Publikums den Verfasser zu einer noch recht langen Fortsetzung dieser tüchtigen, dankenswerthen Arbeiten ermuthigen.

B.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 35.

Ausgegeben am 27. August 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.



Die Zukunft des Papstthums.

Das Ende des Jahrhunderts ist bestimmt, den Untergang des ältesten der in Europa bestehenden Fürstenthümer, oder wenigstens eine solche Umwandlung desselben zu sehn, daß es nicht wieder erkennbar sein wird, und der Grund dieser geschichtlichen Thatsache ist einleuchtend, wenn man die besondere Natur des Katholicismus und die verhängnißvolle neue Form des Stalaktiten bedenkt, welche er nach der Proklamation der Unfehlbarkeit des Papstes angenommen. Unfehlbarkeit bedeutet Stillstand und Stillstand ist dasselbe wie Tod. Eben dieser Proceß der Natur erneut sich in der Geschichte, setzt sich in ihr fort, und ist in seinem einfacheren Ausdruck nichts anderes als die Entwickelung der menschlichen Natur. Wo die Natur still steht, haben wir die unbewegte und träge Materie, wo sie sich bewegt, haben wir das Entstehen und das Leben. So sehen wir in der Geschichte der Menschheit den Verfall aller jener Völker, aller jener Institutionen, die sich zur Unbeweglichkeit verdammen, während die sie umgebende Welt sich bewegt.

Dies ist eine wesentliche Seite des Christenthums, die höchste, die idealste, die heiligste, daß es sich bewegt und dies macht es lebendig, und wo sich eine andre als die einfache Form findet, da ist der todte Buchstabe und dieser muß sterben; „der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig“ sprach der Stifter des Christenthums. Der Katholicismus scheint dem Buchstaben, der Form des Christenthums viel mehr Rechnung zu tragen als seinem Inhalt und durch die falsche Wahl, die er trifft, sind in der Gegenwart seine Tage gezählt. So lange in der Welt die Civilisation still zu stehen schien und die Unwissenheit den Barbarismus erzeugte, war der Katholicismus allmächtig, sprach weniger von dem Geist des Christenthums als von den Schrecken der Hölle und mit der Befähigung diese Schrecken verschwinden zu lassen, hielt er lange Zeit nicht nur die Völker, sondern auch diejenigen, welche über die Völker herrschten, in Knechtschaft. Daher kam die große Beliebtheit oder wenigstens die große Macht, welche im Mittelalter die Magie in Europa erlangte. Denn, seitdem dem Teufel von der Geistlichkeit eine wirkliche Existenz zugeschrieben worden war, mußte dieser Teufel nur irgend etwas ausführen oder versuchen, um

seine Existenz und seine Macht zu beweisen, und daher theilte sich natürlicherweise die Gesellschaft in zwei Theile: in Anhänger des Teufels und in Anhänger Gottes. Und so theilte sich, nachdem der Katholicismus sie überfallen hatte, die menschliche Gesellschaft, die selbst das Heidenthum wenn auch nicht einträchtig, so doch, da sie in die Vorsehung übernatürlichen Glauben setzte, äußerlich vereint gelassen hatte, und begann sich selbst zu bekämpfen für ein Prinzip nicht sowohl der Moral, als des dogmatischen Glaubens.

Der Clerus, der natürlich die Gottheit verkörperte, hatte das Glück, lange Zeit den mächtigen Arm der Fürsten für sich zu besitzen, welche ihm halfen, diejenigen zu treffen und zu verfolgen, die für ihn unerreichbar waren, und so wurde das Evangelium der Liebe in Vergessenheit gebracht, und das Christenthum, geschaffen, um zu vereinigen, wurde ein Werkzeug zu gesellschaftlicher Trennung und blutiger Verfolgung, die unzählige Hekatomben von Opfern forderte. Und wenn Italien auch heute eine despotische Regierung besäße, welche die Absichten des Clerus unterstützte, so würden wir, wenn nicht dieselben Schrecken der Inquisition, doch wenigstens die tyrannischen Fesseln wiedersehn, welche die Gesellschaft in jeder Bewegung nach schnellem Fortschritt hinderten.

Niemand von uns hat in Italien die traurige Allmacht der Jesuiten vor dem Jahr 1848 vergessen. Die Erziehung war ausschließlich in ihren Händen und ihre Aufgabe, ihre Absicht war, die Bildung zu begrenzen und den Charakter zu erniedrigen. Wie in dem Staate der alten Indier der Brahmane dem Fürsten die Ausübung seiner Herrschermacht nur unter der Bedingung erlaubte, daß er sich streng zu dem Priester bekenne, der die Macht ihm geben und nehmen konnte, wie der alte Brahmane nur in dem Maße den Ruhm des Fürsten verherrlichte und Gehorsam für denselben empfahl, als der Fürst sich geneigt zeigte, die Priester aufs Freigebigste Theil an den eigenen Reichthümern nehmen zu lassen und sich ihrem Willen unterwürfig zeigte, so wirft sich im modernen Staat der Jesuitismus zum Schiedsrichter despotischer Fürstenthrone auf und bringt von neuem mit zahlreichen Beispielen, wenn auch in Wirklichkeit kleinlicher, aber einschmeichelnder, geschäftiger, intimer und beinahe häuslicher das Phänomen jenes furchtbaren Papstes, Gregor's VII., hervor, der mit einem Worte die Herrlichkeit der Kaiser Deutschlands demüthigte und vernichtete. Der „schwarze Papst" wurde der Jesuiten-General genannt, und jeder Jesuit in den kleinen despotischen Staaten Italiens vor 1848 war ein kleiner Papst, zwar des Ornates beraubt aber umsomehr zu fürchten, weil er im Geheimen, durch Ueberfall und mit den feinsten Ränken arbeitete. Der Katholicismus hatte sich in Italien in den Jesuitismus umgewandelt; außerhalb des Jesuitismus war kaum noch katholische Religion. Und es sind nicht nur jene Jesuiten, die reglements-

mäßig in dem Orden der Gesellschaft Jesu eingeschrieben sind. Wenn diese Schaar durchgängig in derselben Weise gestaltet und gekleidet wäre, so wäre sie nicht so zu fürchten, aber für die Jesuiten kann man mit gutem Recht das bekannte italienische Sprüchwort wiederholen „die Kutte macht nicht den Mönch.“ Der Jesuite ist ein religiöser Schüler Macchiavelli's; er scheut die Mittel nicht, wenn er nur durch sie an das Ziel gelangt, und dieses ist die Herrschaft. Es ist der Jesuitismus, der dem Papstthum einen so besondern profanen und weltlichen Charakter gegeben hat, indem er dessen Macht beinahe ausschließlich in eine politische verwandelte, und nicht nur den päpstlichen Stuhl, sondern den ganzen katholischen Clerus. Er hat sich der Erziehung bemächtigt, um durch sie sicher die Gesellschaft beherrschen zu können. Er hat dann das Collegium der Cardinäle oder der Fürsten der Heiligen Kirche in eine Art politischen Hofstaates verwandelt. Er hat nicht so sehr die Absicht, den Glanz des Heiligen Stuhles zu erhalten und zu vermehren, als die Person des zeitweiligen Herrschers zu festigen. Nachdem in solcher Weise die Institution der Cardinäle gesunken ist, kann man sich wohl mit Recht fragen: wozu dient ein solches Collegium bei dem jetzigen Zustand des Papstthums, das nicht für sich mehr einen Staat zu regieren und das die Lehre von der Liebe aus seinem Gesetzbuch verbannt hat?

In einem ungemein merkwürdigen Buch des Jabio Albergati, das „Vom Cardinal“ *) handelt, finde ich in folgender Weise das Amt des Cardinals geschildert. „Dieser ist wie ein Senator in seiner Republik Rathgeber, und als Senator und Cardinal der republikanischen Regierung hat er nicht nur dem Papste zu dienen, indem er ihm räth, sondern indem er noch die durch diesen gefaßten Entschließungen vollzieht, indem er ihm die Bürde des öffentlichen Regiments durch Gesandschaften und andere ihm zukommende Unterhandlungen tragen hilft. Und endlich, als Senator nicht nur der Republikanischen Regierung, sondern auch durch das Wahlrecht, hat er die Macht, den Pontifex zu erwählen. Die Dinge aber, die gemeinschaftlich in den Staaten zur Berathung kommen, sind die öffentlichen Güter und Einnahmen, der Frieden und der Krieg, die Vertheidigung und die Festungen, die dem menschlichen Leben nothwendigen Dinge, die in den Staat eingreifen und davon ausgehen und die das Gesetz umgebenden Dekrete.“

Aus dieser Schilderung der Pflichten eines Cardinales der verflossenen Jahrhunderte, ist leicht ersichtlich, wie in der Jetztzeit, durch die veränderten Bedingungen, welche die italienische Politik dem Papstthum gestellt hat, der Cardinal nur noch der Form nach existirt und die Cardinäle werden, trotz ihrer hohen, im Verschwinden begriffenen Würde, gegenwärtig ihr Amt auf

*) Rom, Ruffinelli 1598.

nichts andres beschränken müssen, als auf den Tod des Papstes zu warten, um aus ihrer Mitte einen andern zu schaffen.

So finden sich zwei Hauptstützen des Papstthums, der Cardinal, der diente, und der Jesuite, der ihn zur selben Zeit beeinflußte, als er bei den Regierungen allmächtig war, gleichsam außer Dienst gesetzt; der Cardinal hat zur Stunde wenig mehr Bedeutung als ein Kanonikus, und da der Jesuite nicht mehr in seiner religiösen Eigenschaft herrschen kann, legt er das heilige Gewand ab, macht sich zum Laienbruder, läßt sich in die Gesellschaft des San Vincenzo aufnehmen, wird Paolotto, und jagt nach Aemtern, nach Gunstbezeugungen, nach Würden der neuen Regierung. Aber augenscheinlich hat all das nichts mehr mit der Religion zu schaffen, die tamquam non esset bleibt.

Es ist viel geschrieben und gestritten worden über den Satz Cavours: „Die freie Kirche im freien Staat." Aber was man auch sagen und folgern mag, ein ähnlicher Satz mußte der katholischen Kirche verhängnißvoll werden, die bisher immer die Kirche über den Staat gestellt hatte und sich von nun an dazu verstehen sollte zu sagen: die Kirche in dem Staate.

Es ist nur zu klar, daß in diesem Fall der Umschlossene der Leidende und von seinem thätigen Umschließer gedrängt wird. Und die Ausrufung der freien Kirche wie jene des freien Staates wird wieder durchaus illusorisch, denn Freiheit gibt es nicht zwischen dem Geduldeten und dem Duldenden, wenn nicht durch Verwandtschaft oder freie und natürliche Wahl, selbst nicht durch irgend welche künstliche Anordnungen und Zusammenstellungen. Selbst die Seele, die vom Körper umschlossen ist, ist durchaus nicht frei von den Einwirkungen, welche der Körper von außen her empfängt; wie viel weniger frei kann die Kirche eintreten in den Staat, dem sie gleichgültig ist und der sie trotzdem in allen Theilen beengt und umschließt?

Sehr anders würde dessenungeachtet die Stellung sein, die jene cavourianische Formel der katholischen Kirche einräumt, wenn die Kirche, statt, wie sie es ist, eine Art kleinen, künstlichen chinesischen Reiches zu sein, beraubt der Initiative und der geschichtlichen Zukunft, sich zur wahren Trägerin einer warmen, werkthätigen, erleuchtenden Religion machte. Wie sehr dann auch der Staat es unternehmen würde, ihre Macht zu verkleinern und zu begrenzen, diese Religion würde den ganzen Staat durchdringen und würde damit enden, ihm den Charakter und eine neue, mächtige Lebenskraft zu verleihen.

Aber anders ist die Kirche, anders die Religion. Von Letzterer haben sich die Gebräuche, die Formeln, die Diener erhalten, aber die eigentliche Seele, der göttliche Hauch, der sie bewegte, ist erloschen. Wer möchte in dem Papst, in den Jesuiten, in den Cardinälen die christliche Liebe des Evangeliums

suchen? Und nun, da die christliche Liebe der christlichen Religion genommen ist, was bleibt ihr da, wodurch sie noch bestehen kann? Das Papstthum gleicht in seiner jetzigen Erscheinung einer geschichtlichen Mumie, die sich den Anschein eines verlorenen Lebens und Glaubens giebt, aber die nicht mehr dazu taugt, weder das Eine noch den Andern wieder zu erwecken. Es versteht sich wohl, daß ein solcher Kadaver, im Schooße Italiens aufbewahrt, nicht anders als lästig wirken und unsre Bewegungen hemmen kann. Dieser Kadaver hat auch noch einige Bewunderer um sich herum, und unter diesen manchen, der darauf speculirt, einen fetten Gewinnst dabei zu finden; das neue Italien, das diesen ganzen Schacher mit geheiligten Dingen dulden muß, würde sich bei weitem besser stehen, wenn es sich von diesem Haufen gemeiner Betrüger befreien könnte, aber weil die Diplomatie verlangt, daß die volle Höflichkeit auch gegen die todten Feinde beobachtet werde, geben wir uns den Anschein, als achteten und verehrten wir die Reliquien des römischen Papstthums, obwohl wir Alle im Innersten überzeugt sind, daß Pius IX., wenn nicht der letzte der Päpste, doch wenigstens der letzte sein wird, der viel von sich reden macht; es müßte denn nach ihm ein reformatorischer Papst aufstehen (aber auf welchen der jetzigen Kardinäle läßt sich eine ähnliche Hoffnung setzen?).

Aber wenn ein solcher Papst erstünde, würde die sogenannte katholische Religion aufhören und in eine neue, religiöse Phase eintreten. Zu dieser müßten all die Gläubigen und die guten Italiener schwören, die sich leicht mit der Religion wieder aussöhnen werden, wenn diese wieder die erleuchtete Trägerin von Moralität und Civilisation geworden ist, unterdessen ist sie jetzt nur ein verächtliches Werkzeug der Reaktion, um uns in eine Vergangenheit der Knechtschaft und Barbarei zurückzuführen und das Köstlichste zu unterdrücken, das der Mensch besitzt, seine Vernunft und sein Gewissen.

Ein einsichtiger Augenzeuge des letzten vaticanischen Concils endigt, nachdem er Tag für Tag seine Beobachtungen aufgeschrieben, mit der Hoffnung auf eine Aussöhnung der Kirche mit dem Staate oder mit der bürgerlichen Gesellschaft in Italien. Er schreibt: „Uns steht nicht zu, in dem, was die Kirche betrifft, zu entscheiden, bis zu welchem Punkt und in welcher Weise die Veränderungen, welche schon durch die Existenz der katholischen Gesellschaft verlangt werden, sich im Bereich der Gesetze vollziehen können und sollen, wie es uns nicht zusteht dem bestimmten und unaufhaltsamen Fortschritt der menschlichen Gesellschaft die Bahn und die Grenzen zu bezeichnen. Die Eine wie die Andere haben beständig ein furchtbares Feld für jedes gute Wirken, das jeder wohlthätigen Vereinigung günstig ist, wo sich ihre Thätigkeit, ihr Evangelium, ihre Freiheit entfalten können. Dem Ersten kann sich jedes

bürgerliche Gesetz fügen. In der Zweiten findet sich Raum für jede religiöse Institution.

Und die einfache und redliche Befolgung der Einen und der Andern ist jenes Geheimniß, das eben durch seine Einfachheit noch niemals entdeckt worden ist, und wer weiß, ob es unter den verwirrten Leidenschaften und den trügerischen und complizirten Begriffen der Menschheit jemals entdeckt werden wird. Es ist nöthig, daß die katholischen Nationen nicht nur sich selbst leben, sondern daß sie auch nicht die Ursache zum Ruin der andern werden, und es ist nicht minder nothwendig, daß sie endlich ihr moralisches Gleichgewicht finden. Nothwendigkeit ist es, daß sie dieses moralische Gleichgewicht, diese eigentlichste Lebensbedingung kennen, aber sie werden sie nie unter den Auspicien des unerbittlichen Mysticismus der katholischen Partei, noch in der vollständigen Auflösung jedes Grundsatzes finden.

Sie werden sie auch nicht im Skepticismus finden, denn aus Nichts kann nur Nichts kommen, und ebensowenig werden sie sie in neuen Spaltungen finden, denn diese erzeugen Zersplitterung und Uneinigkeit, und indem sie den thätigen und kühnen Theil trennen, entkräften sie ihn und überlassen den andern der Reaktion und dem heimlichen Groll. Sie werden sie nur in einer durchgreifenden Wandlung ihrer Art zu fühlen finden, eine Frucht des Gedankens und der Zeit, durch welche ihre religiösen und ihre bürgerlichen Einrichtungen, wenn sie sich um die ewigen Gesetze der Moral und der Wahrheit bewegen, übereinstimmen werden. Es giebt nicht zwei entgegengesetzte Wahrheiten, wie es nicht zweierlei Tugend gibt, die sich widerspricht. Es giebt nicht die eine Wahrheit durch die Religion und eine andere durch die Wissenschaft. Und es giebt nicht ein Gut für die eine Nation, das für eine andere gar so schlecht wäre.

All diese Gegensätze sind künstliche und tragen den Irrthum in sich selbst. Daraus folgt, daß eine wahre und große Religion, eine Religion, die wirklich ihre feste und weite Grundlage auf der Erde und ihre Spitze hoch oben im Himmel hat, sich niemals in wahrem und wirklichem Widerspruch mit irgend einer Wahrheit und irgend einer Tugend finden kann.

Den katholischen Nationen ist vor allem nöthig, das Urtheil über Gutes und Böses zu berichtigen, zu klären und zu vereinfachen, sie müssen befreit werden von all dem künstlichen Bösen, mit dem sie überbürdet gewesen sind, damit sie ein klares und einfaches Unterscheidungsvermögen für das wirklich Böse erlangen und damit ihre Kräfte bereit seien, es zu bekämpfen. Und außerdem müssen sie diesen Kampf mit dem Geist und nicht mit dem Buchstaben zu führen lernen, denn der Geist bildet die Sitten und der Buchstabe weiß sie kaum zu verbessern. Quid leges sine moribus?

Um aber diesen Erfolg zu erzielen ist es nöthig, daß die ecclesiastische

Hierarchie, statt der Ausdruck aller Botmäßigkeit zu sein, das sei, was sie schon in ihrem Ursprunge war, der Ausdruck aller Opferfreudigkeit und aller Tugend. Und wie heute der Staat seines Theils dazu gelangt ist, so kann auch die Kirche nur durch sich selbst das Maß, die Form, die Grenzen finden, denen sie sich unter den neuen, von Menschen, Zeiten und Geschichte geschaffenen Verhältnissen anbequem muß. Dies ist der einzige Sinn, durch welchen das Wort Versöhnung eine Bedeutung haben kann, dann ist es ein Zeichen der Vereinigung und nicht der Trennung. Wenn sie also das Mittel zu finden hat, durch das sie ihr Wesen oder ihren Glauben und ihre Moral den neuen Formen mit der vermehrten Kritik der Vernunft, mit den neuen socialen und bürgerlichen Verhältnissen der Nationen anpassen soll, so wird sie Alles das vereinen, was Gutes ist in ihr selbst, im Rechte und in den immer sich bewegenden und fortschreitenden Sitten der Menschheit. Dann wird sie in den stürmischen Augenblicken des Uebergangs, durch welche die menschliche Gesellschaft in unsern Tagen gehen muß, eine Wohlthat werden, statt eines Hindernisses und ein Anker statt einer Klippe.

In diesem Augenblick selbst, in welchem sie sichtbar erschüttert ist, durch die ernsten und vielseitigen Fragen, die sie bewegen und beunruhigen, wo sich die Kirche veranlaßt gesehn hat, ihr ökumenisches Concil zu berufen und ihr Vertrauen in ihre Generalstaaten zu setzen, eigens um bei ihnen die gewünschten Beschlüsse zu finden, sollte sie mehr als je dem Ziel zustreben, zu dem zur Zeit selbst ihre Absicht, ihre Bestimmung sie treiben. Der Beginn hat dieser höchsten Erwartung nicht entsprochen und ist sogar noch Summa lex für sie, denn das öffentliche Wohl verlangt von ihr, in der unerschöpflichen Kraft ihrer Constitution, vielleicht auch in ihrer erprobten Gewandheit bei den verfänglichsten und schwierigsten Auslegungen, und was gewiß noch seltsamer wäre, in einer weitgehenden und durchgreifenden Discussion ein Mittel, ein Element einen Weg zu finden, um sich wenigstens an der Lösung dieser das Leben der Kirche wie die Existenz aller katholischen Nationen gleich bewegenden großen Frage zu versuchen."

Schöne und edle Worte! Aber vielleicht zu schön, um ausführbar zu sein, und zu edel gegen eine so verderbte Macht, der, aus langer Gewohnheit, das Böse zu thun, die Kraft fehlt, sich zum Guten emporzuschwingen, oder die, wenn sie dazu gelangen würde, nicht mehr der Katholicismus, selbst nicht mehr das alte Christenthum wäre, sondern eine neue Religion, die zu schaffen ein so altersschwacher Körper wie das Papstthum nicht mehr fähig ist. Es handelt sich in der That nicht darum, nur die eigentliche Form umzuändern, sondern ihr eine andre Seele zu geben. Und wenn aus dem katholischen Clerus eines Tages ein muthiger Reformator erstände, so würde er

solches nur durch die Kraft der Opposition gegen den Katholicismus, nicht aber durch die aus diesem geschöpfte Begeisterung vollbringen.

Es gibt in Italien eine gelehrte Schule, die Manzoni als ihr Haupt verehrt, und sich katholisch nennt nach dem Katholicismus Manzoni's, Verfasser der „Inni Sacri“ (Heilige Gesänge), der „Marale Cattolica“ (Katholische Moral) und Schöpfer der prächtigen Typen des Cardinals Federico Borromeo und des Fra Cristoforo in seinem unsterblichen Romane der „Promessi Sposi“ (Die Verlobten). Es ist unleugbar, daß, wenn katholisch sein gleichbedeutend ist mit: die Tugend lieben und üben, wie sie Manzonie liebte und übte, jeder gute Mensch ein Katholik sein könnte und möchte. In Wirklichkeit aber hat der Katholicismus mit dem Christenthum nichts gemein, als Vorschriften und Fesseln, die jede freie Entwicklung verhindern. So kann man sagen, daß Manzoni ein guter Mensch war trotz des Katholicismus, nicht durch dessen Verdienst, und wirklich hatte sich sein inneres Wesen als das eines tüchtigen, charaktervollen, gelehrten Mannes am Ende der zwanziger Jahre vollkommen befestigt, als sich seine Bekehrung zum Katholicismus noch nicht vollzogen hatte. Manzoni hatte ohne Zweifel eine fromme Seele, eine menschliche und, wenn wir so wollen, eine christliche Seele, die Seele eines Menschen, der vom Evangelium erfüllt ist, aber nicht die Seele des Katholiken, und da er sich aufklären und belehren lassen wollte und deßhalb besonders sich dem Katholicismus zuwandte, wurde sein Genius, statt sich zu erheben und zu erweitern, in Fesseln gelegt, demüthigte sich und zog sich zurück.

Wer dächte, daß die Gestalt des Cardinal Borromeo und jene des Fra Cirstoforo, beide mit solcher Meisterschaft von Manzoni entworfen und ausgeführt, nicht auch außerhalb des Katholicismus möglich gewesen wären? Ich wage sogar zu behaupten, daß sie auch, mit einigen unerheblichen Abänderungen, außerhalb des Christenthums möglich gewesen wären, daß die stoische Tugend irgend eines Griechen oder Römers ähnlicher Opfer und desselben Edelmuths fähig gewesen wäre, von welchen die beiden herrlichen manzonianischen Typen Proben ablegen. Aber, auch ohne die Stoiker hat der Protestantismus in seinen Pastoren zahlreiche Weise voll der Tugend des Evangeliums aufzuweisen, von denen die Kunst Vorbilder hätte gewinnen können, und der Vicar of Wakefield hat durch seine evangelische Herzensgüte die manzonianischen Typen um wenig zu beneiden, und hier, wenn auch künstlerisch weniger vollkommen und erhaben, hat er den Vortheil den Menschen und dem gewöhnlichen Alltagsleben, das Alle führen, näher zu stehen. Derjenige, der in dem Roman von Manzoni aber wirklich den Katholicismus vertritt und ihn uns vorweist, ist der Pfarrer Don Abbondio, jene groteske und doch so ganz und gar lebendige und wahre Figur, der die Mehrzahl der Pfarrer nur zu ähnlich ist. Don Abbondio ist der wahre Repräsentant

des Katholicismus, während der Cardinal Frederigo und der Bruder Christoforo uns in das idealere und erhabenere Christenthum zurückführen, wie es die ersten Verkünder der Lehre Christi empfunden und gepredigt haben müssen. Aber dieses Christenthum, das gewissermaßen über- und außerhalb der Gesellschaft zurückbleibt, das den Menschen leitet, nicht aber die menschliche Gesellschaft in ihren innersten Adern durchdringt und bewegt, ist es heute noch möglich? Genügt vielleicht, das Predigen von Frieden, Liebe, Sammlung und evangelischer Beschaulichkeit in einer Welt, bewegt, erschüttert, hastig und kampfbereit wie die Gegenwart? Genügt wohl eine solche Form des Christenthums, wie die manzonianische, die sich unzutreffend eine katholische genannt hat, den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft? Und selbst wenn es möglich wäre, das erste Christenthum wieder in die Gesellschaft einzuführen, könnte doch diese künstliche Auferstehung einer geschichtlich ausgelebten Form nur eine vorübergehende sein, und es würde ihr nicht gelingen, die heutige bürgerliche Gesellschaft zu durchdringen. Eine Umwandlung ist unvermeidlich, aber für den Katholicismus ist die Umwandlung der Tod. Die neue Religion müßte das Gewissen des jetzigen Lebens besitzen und der Katholicismus steht durchaus außerhalb dieses Lebens und in vollem Widerspruch mit ihm. Welchen Namen man auch der neuen Religion geben möge, sie würde das Wesen des Katholicismus erschüttern, das sich hauptsächlich auf das Princip der Autorität stützt, während das erste Prinzip jeder neuen Religion nur die Freiheit sein soll, aber eine thätige, mächtige, auf den Fortschritt bedachte Freiheit. Und diese Freiheit würde der Katholicismus wohl nehmen aber nicht geben können. Um also den Katholicismus am Leben zu erhalten, würden zu viele Reformen nöthig sein, und wenn diese Reformen ausgeführt würden, fände sich der Katholicismus so umgestaltet, daß man ihn nicht wieder erkennen und er nur als eine neue Form des Protestantismus erscheinen würde.

Eine der Reformen, die im Katholicismus am dringendsten und unvermeidlichsten scheinen, wird jene des Priestercölibates sein. Aber Jeder weiß, daß der Katholicismus durch Aufhebung des geistlichen Cölibates einen großen Theil seines jetzigen Charakters verlieren muß. Denn der Priester, der jetzt, ein geheimer Herrscher, selbst der Familie beraubt, in die Familien Anderer dringt, ihre Geheimnisse erlauscht, ihre Gewissen lenkt, ihre Handlungen leitet, würde, wenn er eigne Familie hätte, die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Familie sehr viel höher achten, würde die Leidenschaften besser verstehen, wäre weniger egoistisch und arbeitete für Andere und nicht mehr nur für sich oder die Kirche; außerdem aber würde die Moral dabei sehr gewinnen, und der Priester, wieder zum Menschen gemacht, könnte der Menschheit mehr nützen. Es sind jetzt drei Jahre her, daß im Venezianischen ein achtungswerther Priester, noch in blühendem Alter, starb, der Abate Germano Polo, der, ehe

er starb, mir eine beredte Schrift von sich zusandte, die ich veröffentlicht habe.*) Es ist in jedem Wort ein Schmerzensschrei der Seele, und zwar einer edeln Seele voll biblischer und religiöser Begeisterung. Wenn er lebte, würde er vielleicht eine fruchtbringende Bewegung unter dem Clerus hervorgerufen haben. Aber es ist erlaubt, aus diesen Blättern zu schließen, wie viele andre Priester dasselbe fühlen, denken und wollen mögen, was der junge und beklagenswerthe Abate Polo gefühlt, gedacht und gewollt hat.

Ich bitte um die Erlaubniß, einige der charakteristischsten Seiten dieses wichtigen Schriftstückes anzuführen. Jeder fühlt die Wahrheit und die tiefe Melancholie heraus, die sie beherrscht, und sicher könnte ich nichts Wahreres und Wirksameres darüber schreiben.

Er schreibt: Ich werde nicht den schönen und hohen Grund des Cölibates verkennen. Der Mensch, der durch eine religiöse Weise über die andern Menschen empor gehoben worden und zum Mittler zwischen Menschen und Gott gemacht worden ist, muß auch weniger Menschliches besitzen; der muß rein sein wie das Gotteslamm, der durch das Lamm über den gewöhnlichen Schlag bevorzugt worden ist. Wem die ganze Welt die Familie ist, der darf keine eigne Familie haben; der Alle tröstet, soll für sich selbst nicht des Trostes bedürfen. Er soll sich einsam und rein auf der traurigen Höhe halten, zu der Gott ihn berufen hat, er soll alle Schwächen bemitleiden, ohne ihnen jemals selbst zu unterliegen, er soll alle Leidenschaften mitfühlen, ohne je von ihnen mehr als die Pflichten und die Leiden auf sich zu nehmen, er soll Allen die Freude austheilen, ohne von dem Becher, den er der ganzen Welt bietet, jemals auch nur einen Tropfen zu kosten. Es ist ein hoher Gedanke, ein erhabenes Ideal, ein Ziel, das wohl jede edle Seele entflammen kann, und das auch wirklich so viele schon entflammt hat zu dem Berufe, der für die Begeisterung voll von jeder Hoheit, in dem jedes Hinderniß nur als ein Spiel erscheint.

Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß dieser Institution des geistlichen Cölibates eine größere Lauterkeit des Priesterstandes gefolgt wäre.

Wenn man dem mönchischen Geiste des Mittelalters die gewiß edle Anmaßung verzeihen kann, mehr und Besseres sein zu wollen als selbst die Apostel, so werden wir auch ohne Ueberwindung zugeben, daß in einer Zeit, wo die Liebe des Himmels soviel bedeutete, als die Feindschaft gegen die Erde, wo die Frömmigkeit als ein Gegensatz der Leidenschaft und die Reinigung des Geistes als die Zerstörung der Materie galt, wenn irgend jemand so vor Allen der Priester, zu dem sich verpflichtet fühlte, was Allen als eine Pflicht erscheinen konnte. Aber hatten jene Menschen das apostolische „melius nubere

*) Le condizioni presenti del clero (nella Rivista Europea Xbre 1870.)

quam uri", vollständig vergessen? Und war es auch heilsam, den Rath in eine Vorschrift, die Ausnahme zur Regel zu verwandeln, mußte man auch dann noch den Kampf suchen, nachdem die Erfahrung ihn kaum durchführbar gezeigt? Mußte die Kirche jenen Satz von dem menschlichen Spiritualismus auch dann noch hartnäckig aufrecht erhalten, als wiederholte und anstößige Beweise eines noch größern Materialismus ihr diesen Irrthum benommen haben mußten? War es klug, sich in einem Alter, in dem man das Leben noch nicht kennt, über die Bedürfnisse des Lebens hinweg zu setzen? Oder war es klug, daß der begeisterte Irrthum eines einzigen Tages zur Strafe die Qual aller andern Tage nach sich ziehen sollte? Oder war es menschlich, daß einem Leben, das sich später als verfehlt erkannte, jeder Ausweg auf ewig und unerbittlich verschlossen war? Aber ich verlange, daß um der langen Gewohnheit des Opfers, um der noch nicht erschütterten Ehrfurcht der Völker und der geringeren Versuchung der Gesellschaft willen, die Skandale zur Stunde seltener seien, leichter verborgen oder doch wenigstens weniger allgemein bekannt werden, damit jene Asceten sich für Alle über die Unerreichbarkeit einer Höhe täuschen können, die auch den Wenigen, den Auserwählten kaum erreichbar ist. Aber wenn aus dem Christenthum, das aus mißverstandener Liebe zum Himmel, zur Seele und zur Ewigkeit schließlich verlangt, den Körper, die Gegenwart und die Erde zu vergessen und zu verdammen, das Heidenthum wieder auflebte, wenn es auflebte und auf dem päpstlichen Thron zu Rom triumphirte und jubelte, wenn der Kirchhof der Märtyrer zur Cloake geworden, wenn die nur zu wahre Stimme Savonarola's mit dem Scheiterhaufen gerächt und aus dem Abhub des Sanktuariums die Reform entsproßt sein wird, kann dann nicht in den Kirchenfürsten der Zweifel entstehen, daß der Grund zu so viel anstößiger Immoralität in dem Bestreben zu suchen ist, zu Vielen eine zu hohe, eine bevorzugte und ausnahmsweise Moralität einimpfen zu wollen? So mag denn auch die Erinnerung nicht überraschen, daß in der primitiven Kirche, in der ersten Blüthe der noch ungeschädigten Frische des christlichen Enthusiasmus, als die Stimme des reinen Jüngers als erste und fast einzige Vorschrift die christliche Liebe predigte, in dieser ersten Kirche, sage ich, der Priester als Priester galt, auch wenn er nicht ehelos war, daß die Höhe seines Amtes nicht für verletzt galt durch die Ausübung weniger hoher Pflichten und daß seine christliche Liebe nicht getrübt wurde durch den Herzschlag mehr menschlicher Leidenschaften.

Mir ist gesagt worden, daß die protestantische Reformation die der Katholiken herausgefordert hat, und daß das Concil, welches sie ausführte, Luther den Mund schloß, indem es die Anstößigkeiten der Kirche abschaffte. Aber abgesehen von den Dogmen, erreichte das Concil wirklich eine Reform der Disciplin? Das Concilium erstrebte hauptsächlich, jenen Theil von dem

Dekret Gratian's und jenen frommen, halbverschleierten Betrug gut zu heißen, der dazu dienen konnte, die Autorität gegenüber der freien Forschung zu retten; aber der arme Priester ging aus dem Mittelalter, aus jener Dunkelheit, welche den Bischof und mehr noch den Papst begünstigte, beraubt und beinahe von allem entblößt hervor. Und nun, da man die Fügsamkeit des Priesters brauchte, um die Einheit geschlossener, die Unterweisungen des hohen Clerus wirksamer, die Primas-Autorität des Bischofs von Rom monarchischer zu machen, durfte da der Priester nicht als gewiß erwarten, etwas von seiner verlorenen Freiheit zurückzugewinnen? Und wußte man nicht, daß der kürzeste Weg, ihn zum Sclaven zu machen, seine Absonderung von der Gesellschaft war? Les't die Dekrete des berühmten Concils und Ihr werdet sehen, daß sich der ganze Inhalt dieser disciplinarischen Vorschriften auf eine Verschärfung der Trennung, der Absonderung und der Vereinzelung zuspitzt. Der mönchische Geist ist schon ganz und gar der ecclesiastische geworden: Zwischen dem Clerus und der Gesellschaft gilt schon der Abgrund als Gesetz. Alles dies vereint sich, schließlich das Ornat zu einer Frage von höchster und beinahe ausschließlicher Wichtigkeit werden zu lassen, bis man die Heiligkeit in den dreieckigen Hut oder in das Weiß des zwischen den Maschen der schwarzen Strümpfe durchscheinenden festen Fleisches versetzt, oder bis man (ich erzähle zeitgenössische Thatsachen) Aermel, die nicht eremitisch an den Pulsen geschlossen sind, für anstößig und den Gebrauch von Hosenträgern für dem Evangelium widersprechend hält: sint lumbi vestri praecincti. Man wird sagen, der Priester, der in allem feierlich ist, muß auch ein feierliches Gewand tragen. Aber Feierlichkeit bedeutet nicht Plumpheit, und ich fordre Jeden auf, eine plumpere Tracht zu erdenken.

Nein, nein, auch neben der Feierlichkeit behauptet sich entweder die Farbe oder empfiehlt sich noch besser der Bart und das antike Gewand: Man wollte, daß das Priesterkleid sich unterscheiden sollte, und wenn man es jetzt lächerlich findet, um so besser. Inmitten einer Gesellschaft, die, wie alle Gebräuche, so auch alle Trachten auszugleichen sucht, wäre der Priester ein Unding gewesen und hätte wählen müssen zwischen vollständigem Stillschweigen und dem Ausgepfiffenwerden. Fragt einen Priester, der auf der Eisenbahn reist, welches Vergnügen von Huldigungen, welche Wonne von Complimenten ihm sein Talar und sein dreieckiger Hut eintragen, fragt ihn, welchen neuen Eifer in christlicher Liebe die schlecht verhehlte Verachtung, die verständlichen Anspielungen, die offne Satire in ihm erwecken.

Ohne irgendwie sagen zu wollen, daß das Tridentinum das Cölibat hätte aufheben müssen, ohne auch nur zu verlangen, daß es wenigstens dasselbe hätte einschränken, beschützen und erleichtern müssen, so läßt sich doch behaupten, daß es nichts weniger als günstig war, die ausschließliche Absonde-

rung des Priesters in der Kutte noch zu erhöhen, und daß nicht ein verstärkter, mönchischer Geist, sondern die Ausübung größerer christlicher Liebe das einzige Mittel gewesen wäre, die Unzuträglichkeiten der Ausnahmestellung des Priesters inmitten der Gesellschaft zu vermindern oder vielleicht zu verhüten. Für jede Gewalt, die gegen die Natur geübt wird, rächt sich die Natur früher oder später.

Wollt Ihr die menschlichen Leidenschaften unterdrücken, so ersetzt sie wenigstens durch eine heilige Leidenschaft, sonst werden sie, auf einige Zeit zurückgedrängt, um so mächtiger und entehrender losbrechen, oder wenn sie die Ehre bewahren, ist es nur jene Scheinheiligkeit, die nicht erforscht sein will. Ich denke, um ein Beispiel zu geben, an das Weib, das auf alle Hoffnungen der Zukunft, auf das Glück der Liebe, auf die Freuden der Mutterschaft verzichtet, um mit höherer Mütterlichkeit alle Unwissenheit, jede Schwäche, jeden Schmerz zu umfangen und sein ganzes Leben hingibt, um Kinder zu zu unterrichten, Kranke zu pflegen, Traurige zu trösten. Das Herz dieses Weibes ist beschäftigt, ist ausgefüllt, es hat, wenn ich so sagen darf, keine Zeit an die Liebe zu denken, und die wird sich kaum bewußt werden, daß sie Jungfrau geblieben, die jeden Augenblick wie eine Mutter fühlt. Aber ich denke dabei nicht an das Weib, das auf diese hohen Pflichten verzichtet hat, um sich lebendig zwischen vier Mauern zu begraben, das sein Herz durch kein andres Gefühl zu beschäftigen weiß, das im Stande wäre, es zu erfüllen, und das seiner vereinsamten Seele keine andre Nahrung zuführt, als armseligen, gemeinen Klosterklatsch oder einförmige Arbeiten, die mehr dazu geeignet sind, die Phantasie zu beflügeln, als ihr Fesseln anzulegen, oder fromme Uebungen, die Gewohnheit und regelmäßige Wiederkehr längst jedes Duftes, jeder Frische, jedes Lebens beraubt haben. Muß nicht dieses arme Weib sich unbarmherzig quälen und verderben? Oder wird es darum weniger entwürdigt sein, weil nur die Seele brennt in der Flamme ohnmächtiger Begierden?

In den Seminarien herrscht die jesuitische Tendenz des modernen Katholicismus, welche unter dem Vorwand, durch die Sinne das religiöse Gefühl zu heben, dieses in den Sinnen zurück und gefangen hält, unter dem Vorwand, dasselbe an alle die nichtigen Vorgänge, an jedes Bedürfniß des Lebens zu heften es zerstückelt und zermalmt, und unter dem Vorwand, den menschlichen Dingen die Weise zur möglichsten Uebereinstimmung vorzuschreiben, den Enthusiasmus versteint. Unterricht, Erziehung, Bedürfnisse, Leidenschaften, Geschäfte, Vergnügungen, Alles ist dem Hauptgedanken äußerer Frömmigkeit untergeordnet.

Eine Mutter würde jene Knaben, denen die unaufhörlich und nicht zu unterdrückende Lebhaftigkeit bei Tage eine um so längere Nachtruhe nöthig

macht, nicht noch lange vor der Sonne wecken, damit sie wie gelähmt und schlaftrunken ihren warmen Schlafsaal verlassen und im tiefsten Winter sich der kalten und dumpfen Luft der Kirche aussetzen, um Psalmen und Vorgesänge zu murmeln, und um ihre fröhliche Seele, die an die Brüder, an den Herbst, an ihr ländliches Heim denkt, durch die engen und verschlossenen Windungen einer stereotypen Betrachtung zu leiten. Und eben so wenig würde eine Mutter bei Anbruch der Nacht, nach dem bescheidenen Abendbrod und nach dem kurzen, abendlichen Erholungsspaziergang, sie in den Quergang zwischen ihren Betten einzwängen, und sie durch den quälend einförmigen Ton irgendwelcher einschlafenden Lectüre in den Schlaf bringen, oder ihre Augen anstrengen, während sie Schritt für Schritt das Labyrinth der Morgen-Betrachtung noch einmal durchgehen, und dem Leser zum Voraus die schon durch die Vernunft gegebenen und vorgeschriebenen Erhebungen bezeichnen.

Und das ganze Jahr hindurch ein Gewirr heiliger Dienste, für die Messe, für die Predigt, für die Amtsverrichtungen, ein erneuter Dienst beim Rauchfaß und bei den Leuchtern, am Altar und auf dem Chor in der Kathedrale und in der Pfarrkirche. Und all dies geschieht, um den Staub der Welt fern zu halten, der sich trotz der so überlegt zusammengefügten, klösterlichen Schranken einzuschmeicheln weiß, und all die besagten Dinge erzielen: Eine Reihe von Tagen, in denen nicht die Rede ist von Studium, von Spiel, von Spazierengehn, ich möchte fast sagen vom Mittagessen, sondern alles ist nur Predigt, Gebet, Gesang, Betrachtung, Gewissensprüfung, Besprechung, Zurückgezogenheit. Schöne und heilige Dinge, aber zu viele, und nicht ausgeglichen und veredelt durch andre, die nicht da sind, und die doch da sein sollten.

Sieht man nicht klar ein, daß sie aus dem jungen Zögling einen Diener des Altars, aber des Altars in des Wortes engster und materiellster Bedeutung, machen wollen? Diesem Jüngling wird die Sakristei die Heimat sein, sein Leben wird bis zum Tode eine Kette von Vespern, Litaneien und geistlichen Uebungen sein, für ihn wird das Ideal eines Priesters sich nicht über dasjenige eines Küsters erheben. Und wenn diese vorwiegende und ausschließliche Pflege des Cultus ihn alles Andre vergessen läßt, wenn die Gewohnheit ihn unausbleiblich dahin gebracht haben wird, daß er von all den vertrauten Sitten nur noch die Außenseite sieht, wenn die Gottesfurcht nur auf äußere Dinge zurückgeführt, durchaus nicht mehr dem Eigennutz widerspricht, wenn jene äußere Frömmigkeit und der Eigennutz Gefallen daran finden, gleichen Schrittes gemeinsame Wege zu gehen, wenn dann Uebelwollende denken und sagen dürfen, der Priester sei ein Handwerker und die Sakristei ein Kramladen wie jeder andre, wenn all dies geschieht, welche Schuld tragen dann die Lehrer seiner Jugend?

Für viele besteht das Erhabene der geistlichen Erziehung darin, die kind-

lichen Pflanzen, die ausersehen sind, die Gärten des Heiligthums zu schmücken, der warmen Atmosphäre des Hauses und dem schützenden, mütterlichen Schatten zu entreißen, um sie Jahre lang unter einer Glasglocke zu halten. Eines schönen Tages werden dann Glaswände und Thüren geöffnet und die schwindsüchtigen Pflanzen dem Hauch des Windes, dem Regen, dem brennenden, vollen Sonnenlicht ausgesetzt. Die Meisten gelangen nicht eher dazu, als wenn sie schon Jünglinge, das will hier sagen, schon halb verdorben sind, Alle aber (woran endlich auch hier die Verwaltung Schuld trägt) lassen sie während zwei oder drei Monate die profane Weltluft auf die Gefahr hin athmen, daß durch die Zuneigung der Familie jener Funke von Gefühl wieder erwacht, auf den während des ganzen Jahres so viel Wasser und Asche geschüttet worden ist. Dann haben sie es weniger schlecht als sonst den längsten Theil des Jahres, dann läßt man es weder an Hartnäckigkeit noch List fehlen, damit bei diesen Liebesbezeigungen die junge Seele sich öffne und sich besiegen lasse: dann laßt einige Jahre vergehen, und der junge Levit kann immer noch, der Gesellschaft und der Familie zum Hohn, ein Thor oder ein Heuchler werden.

O sagt mir, ob im Seminar von etwas Anderm als von der Lossagung von der Welt gesprochen wird? Und nicht von jener geistigen Lossagung, und dem Inhalt des Priesterthums, welche das Wesen des Evangeliums ausmacht, sondern von jener materiellen, die sich gehässig verblendet gegen Alles Gute und Böse, was in der Welt ist, die meistens zu dem bequemen Vorwand zurückgeht, der gesellschaftlichen Pflichten überhoben zu sein. Indem sie die Leidenschaft ertödten, tödten sie zugleich die christliche Liebe: denn die christliche Liebe ist nicht der Leidenschaft entgegen gesetzt, sondern sie ist die gereinigte und beinahe geheiligte menschliche Leidenschaft selbst. In den Conferenzen, den Vorlesungen, den Betrachtungen, den Predigten, den Uebungen fühlt man sich niemals veranlaßt, von etwas Anderem als von dem ecclasiastischen Geist zu sprechen.

An diesem Merkmal erkennt man, an diesem Prüfstein erprobt man die Berufung der zu Ordinirenden, und die Weihen hängen von dem höheren oder niederen Stand dieses Thermometers ab."

Nachdem er den katholischen Clerus gegeißelt hat, setzt der Autor seine Hoffnung auf eine Reform, die vom Clerus selbst ausgeht, und ruft aus: „O, warum könnte nicht einmal von den Demüthigen, warum nicht die Wiedergeburt der katholischen Kirche von den Priestern kommen? Die frohe Botschaft wurde niemandem früher verkündigt als den Hirten, wurde zuerst durch Fischer ausgebreitet. Heute sind die Fischer Könige und die Hirten Wölfe geworden: Die Wölfe üben weder die Sanftmuth des göttlichen Lammes, noch lieben die Könige das arme Gewand des göttlichen Stifters

von Nazareth. Die Kirche hat einst die Gesellschaft reformirt, jetzt muß die Gesellschaft die Kirche reformiren. Und die Reform muß aus den Tiefen kommen, aus jenem Theil des Clerus, der, durch Papst- und Bischofthum doppelt bedrückt, in eben dieser Stellung des Sclaven und des Paria, eine der Gesellschaft überlegene Intelligenz birgt, und in dem noch aufrührerisch das Herz des Volkes schlägt. Die Unterweisung im göttlichen Wort wird auch dann noch und immer vom Papste auf den Bischof, vom Bischof auf den Priester übergehen, aber genährt und erneut durch den Geist des Evangeliums und die Ideen der Jetztzeit, dann wird der Priester mit der wirksameren Lehre des Beispiels den Bischof und den Papst belehren, aufrütteln, bekehren und aussöhnen. Aus den unteren Schichten der religiösen Gesellschaft wird sie emporsteigen und der Welt ihrer Zeit jene wahre Frömmigkeit zurückgeben, die jetzt Redensart geworden ist, jene Sanftmuth, die jetzt mit den Zähnen küssen möchte, jene Demuth die jetzt nirgends mehr herausklingt als aus dem servus servorum Dei. Der bloße Gedanke daran erhebt mich und hingerissen von der heiligen Vorstellung blickt meine Phantasie in die Zukunft. Ich sehe einen Greis, nur durch die friedliche Majestät seiner Stola für Volk und König verehrungswürdig, mehr König jetzt, da er nur Priester geworden und nicht mehr König ist; König des Herzens und des Gewissens, hoher Meister einer Lehre von der Liebe, ein beachteter Rathgeber für den Frieden der Völker, ein lebender Hinweis auf den Himmel, ein Stellvertreter Gottes auf Erden. — Und um ihn herum, kaum weniger verehrungswürdig als er, andere Greise, wie er mit nichts Anderem gerüstet, als einzig mit ihrer Sanftmuth, wie er Verwalter eines Schatzes, den sie unversehrt dem wieder einliefern, der Herr ist über Alle, seine Brüder, und mit ihm Herrscher, aber Jünger nicht weniger als Herrscher, Söhne ebenso wie Brüder, die ersten im Gebieten und zugleich die ersten im Gehorsam. Und noch tiefer eine nicht zu zahlreiche oder doch große Menge von Menschen jedes Standes, die in der Sorge für Andere als eine leichte Freude das Sichselbstvergessen gefunden haben, denen die über Büchern verwachten Nächte Erholung sind, die im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, um Thränen zu trocknen, Bedürftige zu unterstützen, Irrende zu führen, von den Waisen geliebt, von den Frauen aus dem Volke vergöttert, sanftmüthig mit dem Niedrigen, wie mit dem gewaltthätigen Löwen, einfachen Lebens und herrlichen Herzens, immer Freunde der Armen, den Verachteten immer zur Seite stehend, immer theilnehmend beim Unglück, belebend in jedem Wohlwollen, nachsichtig bei allen Leidenschaften, enthusiastisch für jede Größe, eine lebende Schule für jede fruchtbare, verdienstliche, nothwendige Selbstverläugnung, ein Muster jeder Tugend und Verkünder jeder Wahrheit. O Freude! Der Tempel bekämpft nicht länger das Haus, die Gesellschaft ist nicht länger ein von der Kirche gesondertes

Haus, auch Wissenschaft wird verehrt wie ein andres Priesterthum, weniger hoch vielleicht, aber nicht weniger nothwendig. Der Priester ist nicht länger eine Verneinung des Menschen, der Bischof kann Vater sein, ohne Tyrann zu scheinen, der Papst kann friedlich neben dem Könige leben. Der Glaube geht Hand in Hand mit der Vernunft und die Vernunft beugt sich vor dem Glauben, und die Strahlen der Beiden verschwistern sich, trösten und erleuchten die Welt. Die erneute Menschheit feiert die heilige Verbindung des Verstandes mit der Frömmigkeit, des Vaterlandes mit der Familie, der Erde mit dem Himmel.

Es wird Euch als Illusion erscheinen, aber ich lebe dieses Glaubens und mir scheint, daß wann ich die Erde verlassen werde, dieser Glaube wenigstens schon Hoffnung geworden sein wird, und ich werde mich fröhlich und beinahe stolz vor meinen Richter stellen."

Der stirbt jung, den die Götter lieben, sang Menandro, und dieser begeisterte italienische Apostel eines neuen Glaubens, einer neuen, katholischen Religion, sollte nicht nur die Erfüllung seines Strebens nicht erleben, sondern er konnte selbst seine Gefährten im Clerus nicht zu jener nothwendigen Bewegung veranlassen, die jeder großen Reform vorhergehen muß. Die Verurtheilung des Katholicismus durch den Abate Polo bleibt nur zu gerecht, und seine Hoffnung, ihn zu reformiren, um ihn in ein neues, ideales und mächtiges Leben zu rufen, ist zu nichte geworden. Und wir finden uns einem zum größten Theil rohen, unwissenden und lasterhaften Clerus gegenüber; einer ecclesiastischen Hierarchie, die alle Gebrechen einer stabilen Regierung besitzt und der die zu regierenden Unterthanen zu fehlen beginnen; einem Papstthum gegenüber, das, jemehr es von ferne die Gedanken beschäftigt, die Gewissen beunruhigt und die Diplomaten in Bewegung setzt, um so vereinsamter, ohnmächtiger, nutzloser, gleichgültiger zwischen uns lebt, die wir das wenig zu beneidende Glück haben, es zu beherbergen.

Es gibt wohl auch in Italien eine Frage, die das Verhältniß zwischen Kirche und Staat behandelt. Von dieser unsrer innern Frage wird in Deutschland viel gesprochen und Fürst Bismarck läßt um so mehr davon sprechen, und nur im Hinblick darauf, was man außerhalb Italiens darüber denken und sagen werde, mußte sich auch unser Parlament mehrmals ernstlich damit beschäftigen, nicht, weil uns Italiener die Lage des Papstthums sehr drückt, denn wir wissen sehr gut, auch ohne dasselbe fertig zu werden, sondern weil wir, wenn wir uns nicht den Schein geben, als interessirten wir uns für das Wohlergehn des Papstes und die eifersüchtige Behütung des Katholicismus, wir uns die Mißbilligung der ganzen skeptischen, aber klugen und sehr nützlichen Diplomatie und den Haß einiger benachbarter katholischer Mächte zuziehen würden, die unter dem Vorwand, den Papst zu vertheidigen, ins Land

kommen, die Waffen gegen uns kehren und uns im eignen Hause beherrschen würden. Die italienische Regierung muß fest überzeugt sein, daß den einen oder den andern Tag das Papstthum, der materiellen Waffen beraubt und in seinem Geist durch die Verkündigung des neuen Dogma von der Unfehlbarkeit zur Unbeweglichkeit zurückgeführt, damit enden wird, an sich selbst eines natürlichen Todes zu sterben. Aber nachdem sie die Hauptsache glücklich gegen den Papst ausgeführt, überläßt sie es der Zeit, das Geringere zu vollbringen und erwirbt sich durch solches Vorgehen den Ruf schöner Mäßigung und hoher Weisheit. Welchen Schritt haben wir gethan seit der Constitution des 1. April 1830, die durch den König von Sardinien proklamirt wurde und in der sich jeder Unterthan zur Confession und zur Communion am Ostertage verpflichtete, in der die Juden ausgeschlossen wurden und der zum Tod verurtheilt, der wider Gott und die Heiligen lästerte, bis zum Jahr 1850, in dem der Graf Siccardi in Piemont die ecclesiastischen Tribunale aufhob, bis 1870, da Italien den Papst auf den Vatican beschränkte, und so werden wir weiter gehen, aber mit Schritten, die es wirklich möglich machen, daß mit dem Ende des Jahrhunderts der lecke Nachen Petri ganz auf den Grund sinkt; quod est invotus nicht weil der Untergang einer so alten Institution, die so großen Theil an der Civilisation der Welt hatte, nicht zur Trauer herausforderte, sondern weil wir hoffen, daß uns aus ihrem Tod ein neues, bewegteres, mächtigeres, Segen spendendes Leben erblühen wird.

Angelo De Gubernatis.

Thierpflanzen und Pflanzenthiere.

Von Moritz Busch.

II.

Im vorigen Abschnitte meiner Mittheilungen aus dem Figuier'schen Buche ergab sich, daß, wenn wir die Thiere und Pflanzen mit einander vergleichen, wenn wir namentlich unsere Aufmerksamkeit auf die am niedrigsten stehenden und unvollkommensten Wesen beider Naturreiche richten, es unmöglich ist, zwischen ihnen eine Grenzlinie zu ziehen, die genau wäre. Die Merkmale, welche die Naturforscher früherer Jahrhunderte zur Unterscheidung der Thiere von den Pflanzen aufgestellt haben, sind heutzutage größtentheils nicht mehr zu brauchen, und diese Unterscheidung wird in dem Maaße immer schwieriger, als man mit den neueren Werkzeugen wissenschaftlicher Forschung, vorzüglich mit dem verbesserten Mikroskop, fortwährend tiefer in das Wesen und Leben der Thierpflanzen und Pflanzenthiere eindringt. Die willkürliche, aus dem

Innern der Thiere kommende, nicht von Außen her erzeugte Bewegung wurde ehedem als das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen den beiden Reichen der Natur angesehen. Das Thier, so sagte man, bewegt sich, die Pflanze dagegen wird bewegt. Aber schon lange ist's her, daß man dieses Merkmal nicht mehr anrufen darf. Selbst Schulknaben wissen das heutzutage besser. Jeder, der auf Bildung und Kenntniß Anspruch erhebt, hat von der Fliegen fangenden Dionäe gehört oder gelesen, welche die auf ihren Blättern herumlaufenden Insecten in ähnlicher Weise erfaßt und tödtet, wie die Spinne die Fliegen in ihre Gewalt bringt; jedermann kennt wohl auch die zitternde Desmodie, deren Blätter sich einer willkürlichen Bewegung erfreuen, die stärker hervortritt als die, welche vielen Thieren zu Theil geworden ist.

„Abgesehen von diesen Beispielen aber," so fährt unsere Schrift fort, „möchten wir fragen, was aus dem Beweise wird, der die Unbeweglichkeit der Gewächse als unterscheidendes Merkmal des Pflanzenreiches gegenüber dem Thierreiche ansieht, wenn man die Zoophyten (Polypen, Korallen, Madreporen u. d.) an den Boden geheftet sieht, während andererseits gewisse junge Pflanzen oder deren Keime, wie die der Algen, der Moose und der Farnkräuter ganz entschieden die Fähigkeit besitzen, sich zu bewegen.

Die Sporen oder Zeugungsorgane der Algen und die befruchtenden Körperchen der Moose und Farnkräuter haben das Grundmerkmal der Beseeltheit; denn sie sind mit Werkzeugen der Bewegung, den vibrirenden Wimpern, ausgerüstet, und sie führen durchaus willkürliche Bewegungen aus. Man sieht diese eigenthümlichen Wesen im Schooße der Flüssigkeiten kommen und gehen, den Versuch machen, in Höhlungen einzudringen, sich von ihnen wieder entfernen, abermals heranschwimmen und schließlich mit offenbarer Anstrengung sich hineindrängen."

So betrachten deutsche Botaniker diese vegetabilischen Keime als zum Thierreiche gehörig. In Anbetracht, daß die Thiere allein Bewegungsorgane haben, und daß die Sporen der Algen und die befruchtenden Körperchen der Moose und Farnkräuter mit solchen Organen versehen sind, zögern diese gelehrten Forscher nicht, zu erklären, daß die Algen, die Moose und die Farnkräuter am Anfang ihres Lebens wirkliche Thiere sind, die zu Pflanzen werden, wenn sie sich festsetzen und sich zu entwickeln anfangen.

Die französischen Botaniker haben noch nicht gewagt, diesen Weg einzuschlagen, sie begnügen sich, die beweglichen Befruchtungskörperchen der Algen, Moose und Farnkräuter Antherozoiden zu nennen, aber sie getrauen sich nicht, ihre Beseeltheit zu behaupten.

So erklärt sich, was Pouchet in seinem Buche „das Universum" sagt: „Die Bewegungskraft äußert sich freiwillig mit außerordentlicher Stärke

bei den Samenstaubthierchen gewisser Pflanzen, die zu dem Zwecke besondere Werkzeuge — die Wimpern — haben, mit deren Hülfe sie in der Flüssigkeit, die sie einschließt, nach allen Seiten herumschwimmen.

Die Einen, wahre und eigentliche Thierpflänzchen, haben die Gestalt kleiner Schlangen und bewegen sich vermittelst zweier langen Fäden, die sie am Kopfe tragen, wie wir das bei der gemeinen Alge bemerken. Die Andern gleichen ganz und gar den Kaulquappen der Frösche und tanzen munter in den Zellchen der Moose herum.

Und trotz alledem beharren gewisse Botaniker aus reinem Festkleben an der hergebrachten Theorie dabei, diese Wesen, an denen man so deutliche Organe der Bewegung beobachten kann, und die der Mikrograph sich vor seinen Augen gerade so rührig tummeln sieht, wie unsere Seiltänzer bei ihren gefährlichen Sprüngen, als Wesen ohne Bewußtsein und Bewegung zu betrachten. Haben denn manche Gelehrten ihre Augen zu dem Zwecke bekommen, nicht zu sehen?"

Es giebt folglich gewisse Pflanzen, welche gehen, schwimmen, sich überhaupt selbst, also nicht gezogen oder geschoben, von Ort zu Ort bewegen, und auf der andern Seite sind fast alle ausgewachsenen Zoophyten, der Seeschwamm, die Korallen, die Madreporen, die Seesterne, Seerosen und Seenelken unsrer Aquarien, die verschiedenen Byssusarten, denen wir noch alle in Schalen wohnenden Molusken beizählen könnten, an den Boden gefesselt. Man könnte somit hier das Thier für eine Pflanze, dort die Pflanze für ein Thier halten, wenn man sich bei seinem Urtheil an die willkürliche Bewegung als das unterscheidende Merkmal der Thierwelt gegenüber dem Pflanzenreiche halten dürfte. Dieß ist aber nicht erlaubt. In der breiten Grenzregion, da wo uns die Zoophyten oder Pflanzenthiere und neben ihnen die Kryptogamen-Keime oder Thierpflanzen in unzählbaren Massen begegnen, giebt es, so zu sagen, weder Pflanze noch Thier, weder entscheidende Merkmale noch deutliche Grenzlinien — die beiden Naturreiche verfließen in einander, die Thierpflanzen könnten ebenso gut auch Pflanzenthiere und die Pflanzenthiere Thierpflanzen heißen.

„Wenn man," so fährt Herr Figuier fort, „vor der Entdeckung des Polypen oder der Hydra des Süßwassers einem Naturforscher dieses Thier lebend vorgelegt hätte, so würde er sich in nicht geringer Verlegenheit befunden haben, wie er es einreihen solle. Indem er gesehen hätte, wie es sich durch Knoten oder Augen, durch Schößlinge, Stecklinge und Pfropfung vervielfältigt, würde er ohne Zweifel erklärt haben, daß dieses organische Wesen eine Pflanze sei. Wenn man ihm aber dann bemerkt hätte, daß dieses selbe Wesen sich von lebendiger Beute nährt, welche es selbst ergreifen und verschlucken kann, daß es, um sich dieser Beute zu bemächtigen, lange und bieg-

same Arme hat, aus denen es eine Art Netz bildet, endlich, daß es diese Beute in einen Verdauungskanal hineinschlingt, so würde unser Naturkundiger sich beeilt haben, die Süßwasser-Hydra unter die Thiere zu versetzen. Nun aber würde man ihn wieder auf die Beobachtung hingelenkt haben, daß dieser kleine Polyp die seltsame Eigenschaft besitzt, sich wie ein Handschuh umwenden zu lassen, sodaß sein Inneres vollständig sein Aeußeres wird, und daß er ferner, auf diese Weise umgewendet, ganz und gar ebenso lebt, wächst und sich vervielfältigt wie vor der Umkehrung. Vor einer so ungewohnten Thatsache in größter Ungewißheit, was zu thun, würde unser Naturforscher sich zu dem Versuch entschlossen haben, zwischen den Thieren und den Pflanzen ein Mittelreich aufzufinden, um dort jenes paradoxe Wesen unterzubringen, welches mit Sicherheit weder den Thieren noch dem Reiche der Gewächse zugewiesen werden kann.

So sind denn in der That die Klasseneintheilungen nur Erzeugnisse des menschlichen Nachdenkens, die Natur kennt sie nicht. Man steigt durch kaum bemerkbare Abstufungen an den Grenzen des einen Reiches hinab oder hinauf in das andere. Man geht vom Menschen zum Polypen hinunter und vom Rosenstrauch zum Polypen hinan durch unendliche Sprossen der Leiter hindurch, und an der Scheide beider Gebiete giebt es eine lange Reihe von Geschöpfen, die man nur mit großen Schwierigkeiten einigermaßen sicher dem einen oder dem andern zuweisen kann. Wie lange Zeit haben die Naturforscher nicht gezögert, die Infusorien, die Korallen, den Seeschwamm und den Seestern, die Gorgonen, die Meeranemonen oder Actinien und die Madreporen als Thiere gelten zu lassen! In unsern Tagen noch stoßen die Mikrographen, welche die nur unter dem Vergrößerungsglase sichtbaren Wesen studiren, die den animalischen und vegetabilischen Aufgüssen eigen sind, die Bakterien, die Monaden, die Zitterthierchen, die Kugelthierchen, die verschiedenen Schimmelarten zum Beispiel, nicht selten auf Hindernisse, vor denen sie sich besinnen müssen, ob sie diese winzigen Wesen in dieses oder jenes Reich verweisen sollen, und wenn sie eine neue Gattung dieser Geschöpfe entdecken, entscheiden sie sich zuweilen ziemlich willkürlich, ein Thier oder eine Pflanze aus ihm zu machen.

Aus allen Betrachtungen, allen Thatsachen, die hier auseinandergesetzt worden sind, schließen wir, daß man den Pflanzen (wir würden sagen, gewissen thierartigen Pflanzen wenigstens) das Empfindungsvermögen so lange nicht bestreiten kann, als man nicht daran denkt, diese Begabung den Zoophyten, der Koralle, der Seerose, den Madreporen und allen denen abzusprechen, die oft so schwer von den Gewächsen zu unterscheiden sind.

Da sehen wir einen stolzen Baum, eine Eiche mit kräftigen Wurzeln,

die am Meeresgestade wächst. Nicht weit von ihr breitet sich auf dem Ufersande eine Aktinie, ein Seestern aus, den eine Woge an das Land geschwemmt hat. Einige Meter unter der Oberfläche des Wassers sehen wir einen Schwamm, einen Korallenstrauch, eine Madrepore. Wenn der Wind eiskalt wehen, wenn der Orkan die Fluthen aufwühlen wird — wie nennen wir dann dasjenige dieser Wesen, welches sich empfindlich vor dem entfesselten Sturme zeigen wird: Pflanze oder Thier? Der Schwamm, die Koralle, die Madrepore werden so gleichgültig gegen das Rasen der Elemente bleiben wie der Fels, an den sie angeheftet sind, oder wie der Kies, auf welchem der Seestern seine vier Marmorarme ausstreckt. Dagegen wird die majestätische Eiche, welche mit ihren gewaltigen Zweigen eine Strecke des Strandes beschattet, bei den Stößen des Sturmes frösteln, sie wird ihre zarteren Zweige einziehen und ihre Blätter schließen, um sich vor dem eiskalten Luftzuge oder dem ungestümen Winde zu schützen, und schon aus ihrer Haltung werden wir begreifen, daß eine anormale Aufregung in der Natur herrscht. Werden wir von dieser Erscheinung mit gutem Gewissen sagen, daß das Gewächs nichts fühlt, und daß das Thier Empfindungsvermögen besitzt? Wird man sich nicht vielmehr bewogen finden, zu vermuthen, daß der Baum hier das fühlende Wesen ist, und daß der Seestern, der Schwamm, die Madrepore Wesen ohne alles Gefühlsvermögen sind?

Bleiben wir am Rande eines stillen Gewässers, am Teiche hinter unserm Garten stehen, um hier den Polypen oder die Hydra des Süßwassers zu besuchen, von der wir wiederholt gesprochen haben. Wir werden uns in einiger Verlegenheit befinden, diesen Zoophyten inmitten der Binsen und Schilfbüschel herauszufinden, die ihn umgeben. Endlich aber werden wir eine lange häutige Röhre endecken, die eine Länge von einigen Centimetern hat. Allein ist denn das auch wirklich die Süßwasser-Hydra, die wir kennen zu lernen wünschten? Ist es nicht vielmehr der Halm oder die weißliche Wurzel einer Graspflanze oder einer Binse? Dieser lebende Stiel, den dem Anschein nach nichts von einem kraut- oder grasartigen Gewächse unterscheidet, ist wie eine Wasserpflanze fortwährend an den Boden geheftet. Indeß bemerken wir jetzt, daß er, ohne den Ort zu wechseln, einige schwache Bewegungen ausführt, die lediglich im Oeffnen und Schließen der häutigen Röhre bestehen, welche in der Hauptsache sein Wesen ausmacht. Dann verlängert er sich ein wenig und darauf zieht er sich wieder zusammen, indem er Seitenstiele ausstreckt, eine Art häutiger Arme, fein wie Seidenfäden oder Wurzelfasern, mittelst deren er die Wasserinsecten an sich lockt und ergreift, die der Zufall in seiner Nähe vorbeigehen läßt. Das ist das einzige Merkmal seiner Beseeltheit. Wenn wir damit rechnen dürften, wäre eine Luftpflanze, die Fliegen fangende Dionäe, an die oben erinnert wurde, ganz in demselben Maße und Grade ein Thier

wie unsere Süßwasser-Hydra, da sie die Insecten, die sich auf ihre Blätter wagen, wie in einer Falle erhascht.

Es giebt auf dem Meeresgrunde einen sehr seltsamen Zoophyten, die ebenfalls bereits erwähnte Actinie oder Seeanemone. Lange Zeit hat man dieses Geschöpf mit den Pflanzen zusammengeworfen. Man sah in den Actinien die Blumen des Oceans. Wer in den Aquarien des Acclimationsgartens zu Paris (im berliner, im hamburgischen und im hannover'schen Aquarium hat man sie ebenfalls) diese schönen Thierchen mit ihren lebhaften Farben bewundert, wie sie sich auf ihren biegsamen Stielen wiegen und dabei die gefärbten Anhängsel und Fransen bewegen, die ihren Kopf schmücken, hat Mühe, die reizenden Königinnen der Gewässer nicht für wirkliche Blumen zu halten, und in der That hat man die Seeanemonen Jahrhunderte hindurch für Meerpflanzen angesehen.

Die Koralle wurde noch im vorigen Säculum als ein Seegesträuch betrachtet, und man glaubte an ihr sogar Blüthen aufgefunden zu haben. Ein pariser Akademiker, der Graf de Marsigli, hat sich mit dieser Entdeckung einen europäischen Ruf erworben. Peyssonell, ein provençalischer Naturforscher, hatte alle mögliche Mühe, diese Vorstellung zu bekämpfen und darzuthun, daß die angeblichen Blumen nichts als junge Korallen waren. Er hatte die ganze hochweise Akademie der Wissenschaften gegen sich, und seine Bestreitung der Ansichten dieser Körperschaft, der höchsten Autorität in Sachen der Naturforschung für die Mehrzahl der Franzosen, trug ihm eine solche Unbeliebtheit ein, daß er Frankreich verlassen und als obscurer Arzt nach den Antillen gehen mußte, wo er bis zu seinem Ableben verblieb — alles das, weil er behauptet, was jetzt jeder ältere Elementarschüler weiß, daß nämlich die Koralle keine Pflanze sei und folglich auch nicht blühen könne.

Der berühmte Genfer Naturforscher Charles Bonnet, der vor mehr als einem Jahrhundert schon der Wissenschaft unsrer Tage voraneilte, hat in seinem Werke: „Betrachtung der Natur" der Parallele zwischen den Thieren und Pflanzen eine ergreifend schöne Form gegeben. Wir können dem Vergnügen nicht widerstehen, aus diesem Buche die nachfolgende Stelle anzuführen, in welcher der Verfasser desselben auf höchst ansprechende Weise die Schwierigkeiten aufzeigt, denen man bei der Unterscheidung der Pflanze vom Thiere begegnet, und wie sehr man in Verlegenheit geräth, wenn man der ersteren das Empfindungsvermögen absprechen will. „Alles ist abgestuft in der Natur," sagt Bonnet. „Wenn wir der Pflanze das Gefühl absprechen, so lassen wir die Natur einen Sprung thun, ohne dafür einen Beweggrund zu nennen. Wir sehen das Gefühl vom Menschen an stufenweise abnehmen bis hinunter zur Miesmuschel und Seenessel, und wir sind überzeugt, daß es da aufhört, indem wir diese letzteren Thiere als die am wenigsten vollkommenen

betrachten. Aber es giebt vielleicht noch viele Grade zwischen dem Gefühl der Miesmuschel und demjenigen der Pflanze. Es giebt deren vielleicht noch mehr zwischen der feinfühligsten Pflanze und der, welche am wenigsten empfindet. Die Abstufungen, denen wir allenthalben begegnen, sollten uns veranlassen, so zu philosophiren. Der neue Grad von Schönheit, den dies dem Weltsysteme hinzuzufügen scheint, und die Freude, die in der Annahme vieler fühlenden Wesen liegt, sollten ferner beitragen, uns zur Zustimmung zu bewegen. (Eine eigne Ansicht vom wissenschaftlichen Denken; damit wir mehr Vergnügen an der Welt finden, damit sie uns schöner vorkommt, sollen wir etwas für wahr halten, was möglicherweise grundlos ist.) Ich möchte also gern bekennen, daß diese Philosophie stark nach meinem Geschmacke ist. Ich liebe es, mich zu überreden, daß diese Pflanzen, die unsere Gärten und unsere Felder mit immer neuer Pracht schmücken, diese Fruchtbäume, die unsre Augen und unsern Gaumen so angenehm erregen, diese majestätischen Bäume, welche jene ungeheueren Wälder bilden, vor denen die Zeiten Ehrfurcht empfunden zu haben scheinen, ebenso viele Wesen sind, welche auf ihre Art die Süßigkeiten des Daseins schmecken.

.... Die Pflanzen bieten uns einige Thatsachen dar, die anzuzeigen scheinen, daß sie Gefühl haben. Aber ich weiß nicht, ob wir so gut gestellt sind, daß wir diese Thatsachen sehen, und ob die starke Ueberzeugung, deren wir so lange schon leben, daß sie empfindungslos sind, uns gestattet, richtig darüber zu urtheilen. Man müßte in Betreff der Frage tabula rasa machen und die Pflanzen einer neuen gerechteren und vorurtheilsfreieren Prüfung unterziehen. Ein Mondbewohner, welcher denselben Sinn und denselben geistigen Fond wie wir hätte, aber nicht für die Empfindungslosigkeit der Pflanzen eingenommen wäre, würde der Philosoph sein, den wir suchen.

Stellen wir uns einmal vor, daß ein solcher Beobachter erschiene, um die Erzeugnisse unsrer Erde zu studiren, und nachdem er seine Aufmerksamkeit den Polypen und Insecten, die sich durch Schößlinge vervielfältigen, gewidmet, zur Betrachtung der Pflanzen überginge, er würde sie ohne Zweifel zuerst nach ihrer Entstehung vornehmen. Zu diesem Zwecke würde er Körner verschiedener Arten säen und Acht darauf geben, wie sie keimten. Nehmen wir zu gleicher Zeit an, daß einige dieser Körner widersinnig gesät wären, das Würzelchen nach oben, das Blattfederchen oder Stielchen nach unten gerichtet, nehmen wir ferner an, daß unser Beobachter das Würzelchen vom Blattfederchen zu unterscheiden verstünde, und daß er mit der Function des einen wie mit der des andern bekannt wäre, so würde er nach Verlauf einiger Tage die Bemerkung machen, daß das Würzelchen sich nach der Oberfläche der Erde aufgerichtet, und daß das Blattfederchen sich nach innen oder unten hineingebohrt hätte. Er würde über diese dem Leben der Pflanze so schädliche

Richtung nicht erstaunt sein, er würde sie der Lage zuschreiben, die er diesen Körnern beim Säen gegeben hätte. Er würde zu beobachten fortfahren, und er würde bald gewahr werden, wie das Würzelchen sich umwendet, um das Innere der Erde zu gewinnen, und das Blattfederchen sich ebenfalls krümmt, um sich aus dem Erdboden in die Luft zu drängen. Diese Veränderung der Richtung würde ihm sehr merkwürdig vorkommen, und er würde anfangen, zu vermuthen, daß das organisirte Wesen, welches er untersucht, mit einem gewissen Unterscheidungsvermögen begabt sei. Zu vorsichtig indeß, um auf diese ersten Anzeichen hin schon ein Urtheil zu fällen, würde er dieß verschieben und seine Forschungen fortsetzen.

Die Pflanzen, deren Keimen unser Physiker beobachtet, sind in der Nähe einer geschützten und beschatteten Stelle entstanden. Begünstigt durch diese Lage und mit Sorgfalt gepflegt, haben sie in kurzer Zeit große Fortschritte gemacht. Das Terrain, welches sie in einiger Entfernung umgiebt, ist von zwei ganz entgegengesetzten Beschaffenheiten: die Gegend rechts von den Pflanzen ist feucht, fett und schwammig, die Partie links ist trocken, hart und kießig. Unser Beobachter bemerkt, daß die Wurzeln, nachdem sie sich nach allen Seiten gleichmäßig auszudehnen begonnen, ihren Weg gewechselt und sich alle nach der Gegend des Terrains hingewendet haben, die fett und feucht ist. Sie haben sich sogar bis zu dem Punkte ausgedehnt, daß er auf die Befürchtung kommt, sie werden den benachbarten Pflanzen die Nahrung abschneiden. Um diesem Unfug zuvorzukommen, beschließt er einen Graben zu ziehen, der die Pflanzen, die er beobachtet, von denen trennen soll, welche sie dem Verhungern preis zu geben drohen, und hierdurch glaubt er Allem vorgebeugt zu haben. Aber diese Pflanzen, welche er zu meistern versucht, täuschen seine Klugheit: sie lassen ihre Wurzeln unter der Sohle des Grabens durchgehen und am andern Ufer weiter vordringen.

Ueberrascht von diesem Gange der Dinge, deckt er eine dieser Wurzeln auf, aber ohne sie der Wärme auszusetzen. Er hält ihr einen mit Wasser getränkten Schwamm hin, und sehr bald wendet sich diese Wurzel dem Schwamme zu. Er läßt den Schwamm mehrmals den Ort wechseln, und die Wurzel folgt demselben und schließt sich allen seinen Lagen an.

Während unser Philosoph tief über alle diese Thatsachen nachsinnt, bieten sich ihm fast zu derselben Zeit andere merkwürdige Umstände dar. Er beobachtet, daß alle Pflanzen den geschützten und beschatteten Ort verlassen und sich nach vorn hingeneigt haben, wie wenn sie den wohlthätigen Blicken der Sonne alle Theile ihres Körpers darbieten wollten. Er beobachtet ferner, daß die Blätter sich alle so gewendet haben, daß ihre oberen Flächen der Sonne oder der freien Luft zugekehrt sind, während die untere Fläche nach dem Schatten oder dem Erdboden blickt. Einige Erfahrungen, die er

vorher gemacht hat, haben ihn belehrt, daß die Oberfläche der Blätter hauptsächlich als Schutzdach für die untere Fläche, und daß diese letztere zur Einsaugung der aus der Erde aufsteigenden Feuchtigkeit und zur Ausleerung des Ueberflüssigen bestimmt ist. Die Richtung, die er an den Blättern bemerkt, scheint ihm also mit seinen Erfahrungen sehr übereinzustimmen. Er wird infolge dessen aufmerksamer im Studium dieses Theiles der Pflanze.

Er bemerkt jetzt, daß die Blätter einiger Arten den Bewegungen der Sonne zu folgen scheinen, und zwar so, daß sie am Morgen nach Osten, am Abend nach Westen gekehrt sind. Er sieht, wie andere Blätter sich der Sonne nach der einen Seite und dem Thau nach der entgegengesetzten Richtung hin verschließen. Er beobachtet eine gleiche Bewegung an verschiedenen Blumen.

Indem er sich in der Folge überlegt, daß, welche Stellung die Pflanzen auch relativ zum Horizont einnehmen, die Richtung der Blätter immer ungefähr diejenige ist, welche er zu Anfang beobachtet hat, fällt ihm ein, diese Richtung zu ändern und die Blätter in eine Lage zu bringen, die derjenigen, welche sie von Natur haben, geradezu entgegengesetzt ist. Er hat sich schon ähnlicher Mittel bedient, um sich über den Instinct der Thiere Gewißheit zu verschaffen und um dessen Tragweite kennen zu lernen. In dieser Absicht neigt er Pflanzen dem Horizont zu, die ihm gegenüber senkrecht standen, und hält sie in dieser Lage fest. Hierdurch findet sich die Richtung der Blätter vollständig verändert: die obere Fläche, welche bisher den Himmel oder die freie Luft erblickte, blickt jetzt nach der Erde oder dem Innern der Pflanze, und die untere Fläche, welche vorher nach der Erde oder dem Innern der Pflanze gekehrt war, sieht jetzt nach dem Himmel oder der freien Luft. Aber dieser Wechsel dauert nicht lange. Bald setzen sich alle diese Blätter in Bewegung, sie drehen sich auf ihren Stielen wie auf einer Angel, und nach Verlauf einiger Stunden nehmen sie ihre frühere Stellung wieder ein. Der Stamm und die Zweige strecken sich ebenfalls und stellen sich dem Horizonte senkrecht gegenüber.

Jeder Theil eines Seesterns, einer Seenessel, eines Polypen hat im Kleinen wesentlich denselben Bau wie das ganze Thier im Großen. Es verhält sich mit den Pflanzen ebenso. Unser Beobachter, dem dieser Umstand nicht unbekannt ist, will Gewißheit darüber haben, ob Blätter und Zweige, die von ihrer Pflanze losgetrennt sind, in Vasen geworfen, die man mit Wasser gefüllt hat, hier dieselben Neigungen bewahren werden, die sie an der Pflanze hatten, von der sie einen Theil ausmachten, und siehe da, die Erfahrung beweist ihm, daß dem in der That so ist, in einer Weise, daß ihm keinerlei Zweifel übrig bleibt.

Er legt unter einige Blätter angefeuchtete Schwämme, und er sieht, wie diese Blätter sich nach den Schwämmen hinabneigen und versuchen, sich mit ihrer untern Fläche an sie zu legen.

Er beobachtet ferner, daß einige Pflanzen, die er in sein Kabinet eingeschlossen, und andere, die er in einen Keller getragen hat, sich dem Fenster oder unten den Kellerlöchern zugekehrt haben. Endlich sind die Erscheinungen an der Sinnpflanze, ihre mannichfaltigen Bewegungen und die Geschwindigkeit, mit der sie sich zusammenzieht, wenn man sie berührt, der interessante Gegenstand, mit dem er seine Nachforschungen beschließt.

Ueberwältig von so vielen Thatsachen, die sämmtlich zu Gunsten des Empfindungsvermögens der Pflanzen Zeugniß abzulegen scheinen, — welche Partei wird unser Philosoph ergreifen? Wird er vor diesen Beweisen sofort das Gewehr strecken? Oder wird er sein Urtheil wie ein echter Pyrrhus noch aufschieben? Mir scheint, daß er den ersteren Weg einschlagen wird."

Charles Bonnet glaubt, um das Ergebniß seiner Betrachtung zusammenzufassen, daß die Pflanze sich des Gefühls- oder Empfindungsvermögens ganz ebenso erfreut wie das Thier.

Nach dem System, welches uns Figuier entwickelt, ist das Thier im Besitz einer Seele, die noch sehr unvollkommen und nur mit solchen Fähigkeiten ausgestattet ist, welche auf seine Bedürfnisse Bezug haben. Aber da das Thier außer dem Empfindungsvermögen, dessen auch die Pflanzen theilhaft sind, zugleich ein gewisses Maß von Intelligenz besitzt, deren sich die Pflanzen nicht rühmen können, so muß man den Schluß ziehen, daß die zur vegetabilischen Welt gehörigen Geschöpfe nicht wie die Thiere mit einer Seele im eigentlichsten Sinne begabt sind, sondern nur mit einem Rudiment, einem Ansatz, einem Keim zu einer Seele.

„Und wie wir wissen," so schließt unser Autor sein Kapitel über die Pflanzen, „daß die Sonne das Recht und Amt hat, das organische Leben auf unserm Erdballe hervorzurufen, indem ihre Strahlen, wenn sie auf die Erde oder das Wasser fallen, die Macht haben, die Bildung lebender Gewebe, Thierpflanzen und Pflanzenthiere zu veranlassen, (wir wissen das nicht, sondern Herr Figuier stellt nur die Hypothese auf, daß dem so sei, und unterstützt dieselbe mit einigen Gründen, die aber keineswegs zwingende sind), so müssen wir aus allem, was dieser letzten Folgerung vorausgeht, den Schluß ziehen, daß die Sonne in der Form ihrer Strahlen beseelte Keime auf die Erde sendet, welche von vergeistigten Wesen ausfließen, die das leuchtende Gestirn bewohnen.

So vollendet sich unser Natursystem, so knüpfen sich, Dank der Ausstrahlung der Sonne, die beiden äußersten Enden an der ungeheuren Stufenleiter der organisirten Wesen, deren Stelle und Rolle auf der weiten Schaubühne der Welten wir darzulegen versucht haben, an einander. Das Leben beginnt in den Gewässern. Es tritt zuerst in den Thierpflanzen und Pflanzenthieren auf; denn diese beiden Klassen lebender Wesen gehorchen denselben

Gesetzen und scheinen denselben Ursprung zu haben. Die Sonne ruft, indem sie auf das Land und die Gewässer ihre lebenerweckenden Strahlen wirft, dort die Bildung von Kryptogamen und Zoophyten hervor, welche der Ausgangspunkt der Organisation sind.

Der beseelte Keim, der von der Sonne in die soeben genannten Wesen gelegt ist, wächst, indem er vom Zoophyten zur Molluske und weiter zum gegliederten Thiere übergeht; dann entwickelt er sich noch mehr, indem er aus dem gegliederten Thiere sich in den Fisch überträgt. Dieser Seelenkeim wird auf diesem Wege eine unausgebildete Seele, die außer dem Empfindungsvermögen noch einige andere Fähigkeiten in schwachem Grade besitzt. Die Seele hat beim Zoophyten und der Molluske nur Empfindungsvermögen, sie besitzt beim Fische, dann beim Reptil, und weiter beim Vogel die Aufmerksamkeit, das Urtheilsvermögen, immer in gewissem, mit jeder Klasse höher werdenden Maße. Auf der obersten Sprosse der Leiter der Erdenwesen angelangt, das heißt, beim Menschen, ist die Seele im Besitz aller der Fähigkeiten, die hienieden erworben werden können.

Gestehen wir also den Pflanzen das Empfindungs- oder Gefühlsvermögen zu, so ist uns erlaubt, alle Wesen der lebenden Schöpfung mit einander zu verknüpfen und damit unser allgemeines System der irdischen Natur zu vervollständigen.

Vor den sächsischen Landtagswahlen.

In wenig Tagen finden im Königreich Sachsen die Ergänzungswahlen zum Landtag statt; selbstverständlich nur zur zweiten Kammer des Landtags. Denn das sächsische Herrenhaus vergiebt keinen seiner Sitze an Abgeordnete, die aus allgemeinen directen Wahlen hervorgingen. Soweit bei Erschaffung und Erhaltung der sächsischen ersten Kammer überhaupt von einer ratio legis die Rede sein kann, liegt die Weisheit des Gesetzgebers klar zu Tage, wenn er bestimmte, daß kein sächsischer Pair durch das demokratische Oel directer Volkswahl entweiht werden sollte. Der zarte Schmetterlingsstaub sächsischer Lordschaft würde unwiederbringlich abgestäubt werden, wenn die Befähigung zu einem Sitze in der ersten Kammer an ähnliche bürgerliche Eigenschaften geknüpft wäre, wie diejenige der Abgeordneten zur zweiten Kammer; wenn man überhaupt von Candidaten zur ersten Kammer reden, wenn man sie kritisiren könnte, wenn man von ihnen etwa gar wie von den Candidaten zum Hause der Gemeinen eine gewisse politische Bildung, Gesinnung und Charakterstärke erfordern wollte. Kein Atom von dem Farben-

schmelz sächsischer Lordschaft bliebe auf dem edeln schönen Flügel, der seit den Tagen seiner embryonellen Entwickelung dazu vorausbestimmt war, sich in den Saal der sächsischen Pairie zu schwingen! Schon durch das Gesetz ihrer Zusammensetzung sollte die erste sächsische Kammer hoch über die Zinnen der Partei gehoben werden, in jene seligen Höhen, wo der laute Lärm der Parteien nur ein seliges olympisches Lächeln erweckt, beinahe in jene Bläue, von der aus auch die Weltgeschichte erscheint wie eine winzige Schraube in einer ungeheuren, ewig bewegten Maschine.

Es ist zu befürchten, daß dereinst, wenn die Weltgeschichte an dem Punkte angekommen sein wird, wo auch das sächsische Herrenhaus für immer dahin ist, das Urtheil der Geschichtsforscher über dieses Gebilde sächsischer Staatsweisheit weniger günstig lauten wird, als über den altrömischen Senat. Als eine Versammlung von Königen ist die sächsische Pairie jedenfalls bisher keinem Sterblichen erschienen. Und wenn man berechtigt ist, parlamentarische Körperschaften nach ihren Leistungen und den Thaten ihrer namhaftesten Mitglieder zu beurtheilen, so wird in Betreff der ersten sächsischen Kammer und ihrer Wortführer voraussichtlich auch ein billig denkender Mann zu harten Worten gelangen.

Diese Betrachtungen sind wohl berechtigt in einem Augenblicke, wo die stolzesten Aristokraten der sächsischen ersten Kammer, die Kammerherren von Zehmen, von Erdmannsdorff und von Könneritz von ihrer olympischen Höhe hinabsteigen in den Parteikampf, der sich in Sachsen um einundreißig erledigte Wahlsitze entsponnen hat, und versuchen, „Conservative" nach ihrem Sinne auch in die zweite Kammer zu schieben. Natürlich ist die Betheiligung der gedachten Kammerherren am Wahlkampf nur bildlich zu verstehen. Sie steigen nicht etwa persönlich in Volksversammlungen auf die Tribüne. Man hat zu diesem Zwecke andere Mittel: die Amtsblätter und die Gutsbeamten und sonstige Bediente genug, um „conservative" Propaganda zu machen und dennoch sich die eigene Unnahbarkeit zu reserviren. Man hat vor Allem zu diesem Zwecke den neuen „Conservativen Verein im Königreich Sachsen" und sein Organ, die Neue Reichszeitung in Dresden.

Das erste wesentlichste Lebenszeichen des Conservativen Vereins war ein programmartiger Erlaß des Vorstandes dieses Vereins, datirt Dresden d. 24. Juni 1875. Wir erfahren aus dieser Bekanntmachung, daß dieser Verein sich am 24. April d. J. „in einer in Dresden abgehaltenen Generalversammlung„ (die damals vor aller Welt sorgfältig geheim gehalten wurde) constituirt hat, und daß der Vorstand des Vereins aus den gedachten drei Kammerherren, einem vierten Kammerherrn v. Burgk, einem adligen Rittergutsbesitzer und sechs gewöhnlichen Bürgerlichen, von denen der bekannteste der Landtags- und Reichstagsabgeordnete Hofrath Ackermann in Dresden

ist. Diese Herren verkünden als Streben und Zweck ihres Vereins: „Die Bekämpfung aller extremen Richtungen auf politischem, socialem und kirchlichem Gebiete." Sie „betrachten sich nur als ein Glied der großen conservativen Partei im deutschen Reich" und halten „nur auf den ethischen Grundlagen der göttlichen Weltordnung ein gedeihliches Zusammenleben der Menschen im Staate, eine erfolgreiche Culturentwickelung möglich. Dieses wieder mehr zum Bewußtsein zu bringen, ist die Aufgabe der conservativen Partei."

Schon diese Sätze verrathen theils eine beneidenswerthe Unkenntniß unumstößlicher Thatsachen, theils eine unleugbare Meisterschaft in der Formulirung beweisloser und nicht zu beweisender Behauptungen. Der conservative Verein setzt sich „die Bekämpfung aller extremen Richtungen auf politischem, socialem und kirchlichem Gebiete" zur Aufgabe, und er glaubt diese Aufgabe zu fördern, indem er in seinen Vorstand Männer wählt, die, solange sie öffentlich thätig sind, auf dem allerextremsten Flügel der politischen, socialen und kirchlichen Reaction marschirt sind und gekämpft haben. Wo man in Sachsen die schwärzesten Blätter junkerlicher und lutherisch-papistischer Reaction und Gesetzesmacherei aufzeigt, trifft man ganz unzweifelhaft auf die erlauchten Träger der Namen von Zehmen, von Erdmannsdorff, von Könneritz, die heute im Vorstand des conservativen Vereins sitzen. Der Freiherr von Beust in seinem Zusammenwirken mit diesen Herren in der ersten sächsischen Kammer war auf politischem, socialem und kirchlichem Gebiete eine Art Freidenker, in Worten und Phrasen ein nationaler Mann im Vergleich zu diesen drei Aposteln des conservativen Vereins, welche heute „allen extremen Richtungen" auf diesen drei Gebieten den Krieg erklären. Man mag sich erinnern, wie dann weiter in den jüngsten Jahren Männer, deren conservative Gesinnung wohl auch im „Conservativen Verein" anerkannt wird, die sächsischen Minister von Friesen, von Nostitz-Wallwitz, von Falkenstein und von Gerber bei wichtigen Reformen der nationalen, politischen und kirchlichen Gesetzgebung auf einen zähen und verbissenen Widerstand in der ersten Kammer gestoßen sind, welcher von den gedachten drei bis vier Kammerherren und ihren Gesinnungsgenossen ausging und unterhalten wurde. Man wird noch nicht vergessen haben, wie König Johann in einer seiner letzten Thronreden diesen Extremsten unter den Extremen seine allerhöchste Mißbilligung schneidig zu erkennen gab. An ihrem extremen Starrsinn sind seither, auch unter König Abert, von der Staatsregierung selbst als dringlich und werthvoll erkannte Reformen gescheitert. Und heute finden sie den Muth, sich offen als die Bekämpfer „aller extremen Richtungen" aufzuspielen. Wenn dieser Kampf auf Leben und Tod gemeint ist, so kann er nur mit dem Selbstmord der gedachten Herren enden. Denn solange sie leben, lebt das äußerste Extrem reactionärer junkerlicher Prätensionen auf politischem, socialem und kirchlichem Gebiete fort. Man könnte ein-

wenden: die sechs Bürgerlichen im Vorstand des conservativen Vereins würden die Adligen schon etwas weniger extrem machen. Allein dafür ist gar keine Hoffnung vorhanden. Einzig der Bürgermeister Heinrich von Borna und der Hofrath Ackermann in Dresden haben unter diesen sechs Herren mitunter das Bedürfniß, etwas liberal zu schillern. Aber auch sie haben sich „unter Beiseitesetzung aller untergeordneten Meinungsschattirungen" wie die Uebrigen dem Programm des Vereines angeschlossen, und wir werden gleich sehen, wie weit dieses Opfer des Intellects bei Ackermann geht. Jedenfalls genügt die oberflächlichste Bekanntschaft mit der politischen Vergangenheit und dem Temperament des Kammerherren von Zehmen und Genossen, um sie durchaus erhaben zu halten über den Verdacht, daß sie unter der „Beiseitesetzung aller untergeordneter Meinungsschattirungen" etwa die Preisgebung jener junkerlichen und particularistischen Velleitäten verstehen sollten, für die sie ihr Leben lang mit äußerster Energie gekämpft haben. Statt der Bekämpfung „aller extremen Richtungen" haben wir demnach vom sog. „Conservativen Verein" lediglich die Agitation für junkerliche Interessen und eine von der Weltgeschichte längst verurtheilte politische Anschauung zu erwarten. Hierzu wird sich hoffentlich kein unabhängiger, vernünftig denkender sächsischer Wähler mißbrauchen lassen.

Um sich ein höheres Relief zu geben, stellt der Vorstand des Conservativen Vereins weiter die Behauptung auf, „er betrachte sich als ein Glied der großen conservativen Partei im deutschen Reiche". Wenn es hieße, daß der Vorstand ein Glied dieser „großen conservativen Partei" sei, würden wir sagen müssen: er lügt. So aber können wir uns milder dahin ausdrücken: er sagt eine bewußte Unwahrheit. Denn man kann sich doch nur dann als Glied eines Körpers betrachten, wenn dieser Körper existirt. Die Herren vom Vorstand wissen aber sehr genau, daß „eine große conservative Partei" im deutschen Reiche nirgends existirt. In Preußen beanspruchen den Namen „conservativ" drei Parteien, die einander durchaus fremd sind: die junkerliche Opposition der Kreuzzeitungspartei, die Freiconservativen und die eben erst in der Bildung begriffene Vereinigung der Männer von altconservativem Schrot und Korn, welche in den schweren Kämpfen der Zeit sich um König und Kanzler schaaren wollen. Warum sagen uns die Herren von Zehmen und Genossen nicht, welcher „großen conservativen Partei" in Preußen ihre Herzen am verwandtesten schlagen? Etwa der Kreuzzeitungspartei? Denn die Frei- und Neuconservativen Preußens würden einen Bruderbund mit dem conservativen sächsischem Verein bei einem solchen Programm jedenfalls weit von sich weisen. Herr von Zehmen hat ja in dieser Hinsicht aus der Zeit seines Debuts unter den Freiconservativen im norddeutschen Reichstag persönliche Erfahrungen gesammelt. In Baiern, Württemberg, Baden, Hessen giebt es überhaupt keine conservative Partei. In den thüringischen Staaten und

Braunschweig verfolgt sie, soweit sie vorhanden, rein locale Ziele. Wo steckt also nur um Gotteswillen die „große conservative Partei im deutschen Reiche", als deren Glied sich die Herren von Zehmen und Gen. betrachten?

Die schlimmste Phrase in dem Programm des Conservativen Vereins ist aber die: es sei „die Aufgabe der conservativen Partei, wieder mehr zum Bewußtsein zu bringen, daß nur auf den ethischen Grundlagen der göttlichen Weltordnung ein gedeihliches Zusammenleben der Menschen im Staate, eine erfolgreiche Culturentwickelung möglich ist". Wenn der conservative Verein diese löbliche Aufgabe verfolgt, so muß er doch von der Voraussetzung ausgehen, daß bisher dieses Bewußtsein in unserm Volke verdunkelt war. Aber bei welcher Gelegenheit und in welchen Kreisen hat sich diese Verdunkelung gezeigt? Wodurch ist sie hervorgerufen worden? Mit welchen Mitteln gedenkt der conservative Verein dieses Bewußtsein aufzufrischen? Man erhebt solche Anklagen, welche das Mark der sittlichen Kraft und Würde des eigenen Volkes antasten, nicht, ohne die Ursache, die Symptome der Krankheit und die Heilmittel wenigstens flüchtig anzudeuten. Und was antwortet das conservative Programm auf alle diese Fragen, die es selbst veranlaßt? Nichts. Oder soll etwa die Antwort auf diese Fragen bestehen in der weiteren Anklage des conservativen Vorstandes gegen die deutsche Gesetzgebungsarbeit der letzten acht Jahre? „Das deutsche Volk fängt an zu fühlen, und die Anzeichen dafür treten immer mehr zu Tag, daß die Wege, auf denen es bisher unter der Leitung eines einseitigen Parteidoctrinarismus in seiner Gesetzgebung geführt ist, zu einem nicht unwesentlichen Theile nicht zu seinem Heile dienen, daß insbesondere die Gewerbegesetzgebung, die mit der Armenversorgungsfrage eng zusammenhängende Gesetzgebung über Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz, die Art und Weise der Durchführung der neuen Gesetzgebung über die Metallwährung u. s. w. den Wohlstand des deutschen Volkes schwer geschädigt hat." Man kann nicht gut naiver seine absolute Unfähigkeit bekunden, die Gründe der großen deutschen Wirthschaftskrisis zu erkennen, als in diesen Worten. Es kann nicht Aufgabe dieser Blätter sein, der kindischen Nationalökonomie der Herren vom Vorstande des Conservativen Vereins näher zu treten. Auch in den Hundstagen ist unser Publikum zu ernst für solche Scherze. Aber für die Frivolität der Ankläger, der deutschen Gesetzgebung, für das Maß ihrer Wahrheitsliebe ist dieser Satz höchst lehrreich. Das deutsche Volk sagen sie, ist bisher „in seiner Gesetzgebung unter der Leitung eines einseitigen Parteidoctrinarismus geführt worden". Als erstes Beispiel dieser Art von Gesetzesmacherei „unter der Leitung eines einseitigen Parteidoctrinarismus" wird die Gewerbegesetzgebung genannt. Damit kann nur die deutsche Gewerbeordnung gemeint sein. Sie stammt bekanntlich aus dem Frühjahr 1869. Damals waren Herr von Zehmen und Herr Hofrath Acker-

mann, die heute in dieser Weise über die Reichsgesetze und die ganze Thätigkeit des Reichstags und des Bundesraths urtheilen — denn dessen und des Kaisers Zustimmung gehört doch bekanntlich auch zu den vom Reichstage beschlossenen Gesetzen — Mitglieder des Reichstags. Man schlägt die stenographischen Berichte der Session auf und sucht begierig die Stellen, in denen die Warnungen des Herrn von Zehmen, des Herrn Hofrath Ackermann niedergelegt sind vor den unheilvollen Wegen, den der Entwurf der deutschen Gewerbeordnung unter Leitung eines einseitigen Parteidoctrinarismus damals zu wandeln im Begriffe stand. Vergebens! Herr Hofrath Ackermann ist bekanntlich ein munterer Sprecher. Er sprach bereits in der Stunde seines Eintritts in den Reichstag. Auch Herr von Zehmen grollte mitunter einmal, wenn der Reichstag zu nahe an grünweiße Eigenthümlichkeiten rührte. Aber bei den langen und eingehenden Debatten über die Gewerbeordnung fließt nur einmal ein Wort aus dem Munde der Herren. Sie beantragen, die Handlungsdiener den Gewerbegehilfen in gewerberechtlicher Hinsicht gleichzustellen. Das ist Alles. Unter den Stimmen, welche die Gewerbeordnung im Ganzen annehmen, befinden sich auch die des Herrn von Zehmen, des Herrn Ackermann. Ja, ein Dresdner Journalist, der sich damals (und heute noch) der ganz besonderen Vertrautheit mit Herrn Hofrath Ackermann erfreute, schrieb damals in den „Dresdner Nachrichten", die deutsche Gewerbeordnung sei lange nicht so freisinnig wie die sächsische, Sachsen müsse dem Bunde zu Liebe wieder einmal ein paar Schritte rückwärts thun. Heute wird diese Gesetzgebung von den Herren, die sie mit gemacht haben, der Leitung eines einseitigen Parteidoctrinarismus zugeschrieben. Man könnte den Herren ihre Abneigung gegen eine wahre Darstellung der Thatsachen auch an den andern von ihnen gewählten Anklagen gegen die deutsche Gesetzgebung deutlich machen. Man könnte Herrn von Zehmen fragen, wo seine Verwahrungen gegen das deutsche Freizügigkeitsgesetz niedergelegt seien? Man könnte Herrn Ackermann in Erinnerung bringen, daß seine Opposition gegen das Unterstützungswohnsitzgesetz in der Hauptsache nur dessen nationaler Tendenz, der Errichtung des Bundes-Heimaths-Amtes, gegolten habe. Man könnte ihm ferner nachweisen, daß er am wenigsten berechtigt ist, über eine „Schädigung des Wohlstandes des deutschen Volkes" infolge des Münzgesetzes zu klagen, da nach allgemeiner Ansicht und Erfahrung an dieser Schädigung — soweit sie wirklich vorhanden — diejenigen vor Allem schuld sind, die verhinderten, daß die deutsche Münzreform gleichzeitig mit der Bankfrage, und zwar unter Beseitigung aller Hindernisse, welche die landeshoheitlichen und landesgesetzlichen Münzhoheitsrechte und Bankprivilegien in den Weg legten, gelöst wurde. Diese Art der gesetzgeberischen Regelung strebte die nationale Partei an. Bekämpft wurde sie von Herrn Hofrath Ackermann. Aber es genügt jedenfalls, an diesen

Proben von Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. Das sind die Männer, welche bei ihren deutschen Mitbürgern ein Wanken der ethischen Grundlagen bemerken. Das sind die Mittel, mit denen sie der göttlichen Weltordnung wieder aufzuhelfen gedenken.

Unsere sächsischen Leser mögen sich vielleicht wundern, daß wir so lange bei dem Juniprogramm des „Conservativen Vereins" verweilten. Aber es ist bis jetzt immer noch die einzige offizielle Erklärung der conservativen Partei im Königreiche Sachsen. Das „Organ" der Partei, die „Neue Reichszeitung" in Dresden, hat inzwischen die ergötzlichsten Commentare zu dem Programm gebracht, welches alle Extreme bekämpfen will „in Treue zum Reich und der demselben gegebenen Verfassung." Sie hat Artikel gebracht für die Karlisten in Spanien, für die Ultramontanen in Baiern, gegen den Minister Falk u. s. w. Aber sie hat den Nachweis noch nicht erbracht, daß sie wirklich das Organ des Conservativen Vereins ist. Auf der neuesten conservativen Versammlung in Chemnitz ist zwar „einstimmig beschlossen worden, enge Fühlung an die Reichszeitung und die von derselben vertretene sächsisch-conservative Partei zu nehmen und zu wahren". Und der Vorstand des Vereins hat sich bisher von keiner der Thorheiten und Reichsfeindlichkeiten seines „Organs" öffentlich losgesagt. Aber trotz alledem kann die Reichszeitung bis jetzt nach sächsischen Gewohnheiten keineswegs als amtliches Organ des Conservativen Vereins gelten. Denn wenn sich die sächsische Regierung eine königliche Leipziger Zeitung hält, die von königlich sächsischen Beamten redigirt, überwacht, geschrieben und inspicirt wird, ohne daß die Regierung für die politischen Artikel und Meinungen des Blattes sich irgendwie verantwortlich hält — warum sollte dem Conservativen Verein der Luxus einer ähnlichen Unabhängigkeit von den Leistungen seines Organs zu versagen sein?

Eine höchst eigenthümliche Colorirung hat die Reichstreue des Conservativen Vereins und seines Programms freilich auf der Versammlung in Chemnitz aus dem Munde der Herren v. Erdmannsdorff, v. Friesen u. s. w. erfahren. Eine Reichstreue, die mit der offenen Erklärung beginnt, daß die Herren in Chemnitz den Reichskanzler Fürsten Bismarck ihrer Feindschaft versichern, darf sich getrost neben die Reichstreue der Ultramontanen und Socialdemokraten stellen. Die Heißsporne, die ihre geheimen Gedanken auf diese ungeschickte Weise herauspolterten, sind nicht etwa aus der Versammlung eliminirt, sondern von ihren Zuhörern mit Beifall begleitet worden. Gleichwohl wird der Verein als solcher für diese Aeußerungen einzelner Mitglieder sich bei guter Gelegenheit als nicht verantwortlich erklären. Darum verwiesen wir auf das offizielle Programm des Vereins und versuchten den Nachweis, daß es durchdrungen sei von der tiefsten Unwahrhaftigkeit und Heuchelei. Auch in unserm an doppelzüngiger Schönrednerei und charakterloser Haltung politischer Männer

— Dank dem Beust'schen Regimente — so reichen Lande dürfte eine so dreiste Mystification der öffentlichen Meinung, wie sie in diesem Programm versucht wird, selten ihres Gleichen gehabt haben. Und es steht zu hoffen, daß der gesunde deutsche Sinn der Bevölkerung des Königreichs, der im letzten Jahrzehnt so erfreulich gewachsen ist, keinen Abgeordneten in die zweite Kammer wählt, der sich zum Conservativen Verein, d. h. zu Männern rechnet, die in der ganzen großen Zeit nichts gelernt und nichts vergessen haben, die als einzig wahres Wort in ihrem ganzen Programm verkünden: „Daß sie nicht scheuen, zum Alten zurückzukehren", d. h. unser Sachsen allein im deutschen Lande zum Tummelplatz einer engherzigen junkerlichen Reaction zu machen.

Die Vollständigkeit der Darstellung würde erfordern, die Parteien nunmehr ins Auge zu fassen, die der Conservativen Partei bei den Landtagswahlen entgegentreten, und zu untersuchen, wie es gekommen ist, daß die Liberalen nicht in geschlossener Phalanx an der Wahlurne erscheinen, sondern sich in manchem Kreise als Gegner, mit nationalliberalen und fortschrittlichen Wahlcandidaten gegenübertreten. Aber im Interesse des Friedens in den Wahlkreisen, wo Compromißcandidaten von beiden liberalen Parteien angenommen sind, sei diese Betrachtung verschoben. Vielleicht steigt auch Angesichts des Treibens der Conservativen Partei einige Röthe der Scham in die Wangen derjenigen Fortschrittsmänner, die bisher sich zu Bundesgenossen der reactionären und antinationalen Intriguen der sächsischen Junker gegen die nationalen Abgeordneten machten, und hindert die Erneuerung eines gleich kläglichen Verhaltens. Aber soviel muß doch heute noch gesagt sein: hier, an der südwestlichsten Grenze der deutschen Marken, wo man täglich herzerhebende Beweise erhält von dem reifen politischen Leben Badens, wo man beobachten kann, wie in dem Lande, das bis lange nach den Revolutionen von 1848/49 weit tiefer als jemals das Königreich Sachsen zerfressen war von wildem Hader der Parteien, wo 1866 noch die nationale Partei in der Minderheit war, heute Fürst und Regierung und Volk, die mehr radicalen und mehr nationalen Liberalen sich einträchtiglich die Hand reichen zu dem guten Werke, dem gemeinsamen schwarzen Feinde des deutschen Reiches den Garaus zu machen und in Pflicht und Strenge die Arbeit für den deutschen Staat zu thun: da kann man sich oftmals des Gefühls der Beschämung nicht erwehren, wenn man von der Heimath hört. Nörgeleien, wie sie die fortschrittlichen Führer und Organe, mitten in den Vorbereitungen zum Wahlkampf gegen den Reichsverein und seine Candidaten erhoben, wären unerklärlich, wenn die traurige Wahrheit nicht wahr wäre, daß hinter all den Phrasen und Anmaßlichkeiten der Dresdner Fortschrittspartei lediglich die Ansprüche und Interessen einiger weniger und noch dazu sehr unbedeutender Persönlichkeiten stehen. Auch das badische Land besitzt noch heute seine parlamentarischen

und politischen Achtundvierziger, Männer, die es mit der deutschen Freiheit so warm und aufrichtig meinen, als irgend jemand an der Elbe zu irgend einer Zeit. Aber auch im Traume denken sie nicht daran, einen Keil in die große liberale Partei zu treiben oder sich mit den zwei oder drei conservativ-liberal-ultramontan-radicalen Standesherren zu verbinden, den einzigen im ganzen Lande, die vielleicht das Programm des Herrn v. Zehmen unterschreiben würden. Die Demagogen, die sich dazu hergeben, zählen in Baden zu den verlorenen Deutschen.

Um so tiefer treten solche Wahrnehmungen ans Herz an Tagen wie dem heutigen. Heute vor fünf Jahren entfalteten sich zum ersten Male sächsische Fahnen in offener Feldschlacht im heiligen Kriege gegen Frankreich. Eine der entscheidendsten Thaten des Krieges ward von unsern Truppen gethan. In einmüthiger Erhebung stand das deutsche Volk, auch in Sachsen. Einmüthig forderten alle Parteien, daß, was das deutsche Schwert erkämpft, der Frieden gewähren, erhalten müsse. Wohlan: jede Wahl, die wir vollziehen, zum Reichstag, zum Landtag, ist ein Erntetag, an dem wir die köstliche Frucht heimbringen, die in jenen großen Schlachttagen gesäet, mit dem Blute unsrer Landeskinder gedüngt ist, wo wir die Körner gewinnen zu neuer Aussaat, zur Verwirklichung der höchsten Wünsche und Hoffnungen, die damals unser Volk erfüllten. Möchten auch die sächsischen Wahlen Zeugniß davon geben, daß die Pflichten unvergessen sind, die uns der große Krieg auferlegte. Möchten Männer aus den Wahlen hervorgehen, die entschlossen und befähigt sind, mit deutschem Sinn und deutschem Fleiß zu arbeiten an dem Gedeihen, der Wohlfahrt, der freiheitlichen und nationalen Entwickelung unsres Landes.

Rheinfelden, am Tage von Gravelotte 1875.

Hans Blum.

Die Frankfurter Zeitung und der „Culturkampf."

Vom Rhein, im August. Das bekannte Schicksal der Redacteure der Frankfurter Zeitung hat die allgemeine Theilnahme in nicht geringem Grade in Anspruch genommen. Und mit vollem Recht. Denn eine derartige Anwendung des Zeugenzwangsparagraphen des neuen Reichspreßgesetzes hatte — nach allen bisherigen Kundgebungen zu urtheilen — wohl Niemand erwartet, und es ist dabei ganz gleichgiltig, ob von demselben das Redactionspersonal einer radical-demokratischen oder einer Kreuzzeitung betroffen wird. Im Gegentheil, im gegenwärtigen Falle tritt für die Regierung noch das Gehässige des wirklich oder vermeintlich „Tendenziösen" hinzu. Die „Folter

des Zeugen-Zwangs“ auf die Redacteure der Frankfurter Zeitung angewandt ist und bleibt ein „schwarzer Punkt“, und die gesammte Presse ist nicht nur in ihrem Recht, sondern sie erfüllt einfach ihre Pflicht, wenn sie denselben mit den stärksten Ausdrücken kennzeichnet.

Aber wir müssen dann doch bei der Sache bleiben, bei den Paragraphen 19 und 20 des Preßgesetzes, deren Verwerflichkeit in ihrer gegenwärtigen Fassung jetzt wohl Jedermann klar vor Augen liegt; und wenn wir praktisch sein wollen, so müssen wir alle Mittel aufbieten, um diese Paragraphen so bald als möglich aus dem Preßgesetz zu entfernen, oder richtiger wohl: ihnen eine bessere, präcisere Fassung zu geben, welche eine so weit gehende Anwendung ausschließt. Was aber nichts weniger als praktisch, vielmehr in jeder Beziehung verkehrt ist, das ist ein Herübertragen des Gegenstandes, um welchen es sich hier handelt, in ein anderes Gebiet und ein Hereinziehen fremdartiger Gesichtspunkte, die mit dieser Frage schlechterdings nichts zu schaffen haben. Was anderes als dies ist es aber, wenn u. A. eine zufällig vor uns liegende Nummer der „Frankfurter Zeitung“ in einen Artikel an eine im Uebrigen vollkommen gerechtfertigte Erklärung über die auf sie gemachte Anwendung des betr. Paragraphen des Preßgesetzes die Aeußerung anknüpft, „daß sie die Folgen ihrer Handlungsweise zu tragen wisse — hoffentlich zum abschreckenden Beispiel allen denjenigen, die da der preußischen Regierung den Beruf zuerkennen, für die „Cultur“ zu streiten.“

Was in aller Welt hat denn der Fall der Frankfurter Zeitung mit dem „Culturkampf“ der preußischen Regierung zu thun? Unter letzterem versteht man doch allgemein ohne Ausnahme den Kampf (um ihn kurz zu bezeichnen) gegen Rom — und dieser soll in Frage gestellt sein durch die Ausübung des Zeugenzwangs gegenüber dem Redactionspersonal der Frankfurter Zeitung?! Wo bleibt da die Logik? Haben die Gelehrten der Frankfurter Zeitung niemals etwas von einer *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* gehört? und darf sich die Redaction eines — man mag über Inhalt und Tendenz urtheilen, wie man will — in seiner Art leidlich redigirten Blattes einer so handgreiflichen Verwechslung schuldig machen und durch eine, wenn auch noch so gerechtfertigte, bittere Stimmung sich die Klarheit der Erkenntniß trüben lassen! Oder will die Frankfurter Zeitung im Ernst behaupten oder ihre Leser glauben machen, der Culturkampf gegen Rom werde in Wahrheit nicht oder nicht mehr geführt, weil der Paragraph des Zeugenzwangs gegen ihre Redaction angewandt wird? Bismarck und Falk seien nicht mehr die von der ganzen Nation gefeierten und getragenen Führer im Kampf gegen die Herrschaft und Anmaßung der Ultramontanen? Gibt es überhaupt nichts mehr auf der Welt außer diesem Paragraphen und seiner Anwendung auf die Frankfurter Zeitung? oder ist

auf einmal Alles Unrecht, weil in einem Falle eine Unbill verübt wird? Weiß die Frankfurter Zeitung nicht, daß es deutsch und speciell preußisch gedacht ist, sich ohne Murren zu fügen und sich durch eigene traurige Erfahrungen die Freude an den großen Aufgaben, welche die preußische Politik trotz alledem verfolgt, nicht verderben lassen?

Wie oft kommt es vor (um eine recht triviale Wendung zu gebrauchen!), daß der Einzelne ungerecht leiden muß, und zwar, wie hier, in Folge einer harten Ausübung eines zum Mindesten mangelhaften Gesetzes, aber darüber an dem Berufe Preußens, daß es den „Culturkampf" führe, zu zweifeln — wo bleibt da, wir wiederholen es, die Logik? Gerade für die Frankfurter Herren lag es nahe, sich ein Beispiel vorzuhalten, an welches sie freilich nicht gern erinnert sein wollen. Als nach seinem ruhmreichen Siegeszug Vogel von Falkenstein Frankfurt verlassen mußte, um den Generaladjutanten Herrn von Manteuffel das Feld zu räumen, folgte er, ohne zu murren, und unterzeichnete mit vollem treuem Herzen seine Proclamation — wie noch manche spätere — mit dem Ausruf: „Es lebe der König!" Er ließ sich von dem Gefühl, daß ihm wehe gethan sei, nicht zu ungerechter Verkennung hinreißen und that nach wie vor und in späteren Jahren erst recht seine Pflicht jedesmal an dem Platze, auf den er gestellt wurde.

Freilich, Frankfurt ist nicht Preußen. In der That wird Niemand (bei aller Hochachtung!) die Stadt oder den früheren „Staat" Frankfurt für den Boden halten, auf welchem so leicht solche Gesinnung erwächst und Charaktere in der Art eines Aristides erstehen. Aber abgesehen von aller Gesinnung: der scharfe nüchterne praktische Verstand, der in dem specifischen Frankfurter Blatte vertreten ist, sollte doch von einer solchen Vermengung einer an sich gerechtfertigten Detailfrage mit allgemeinen Gesichtspunkten sicher sein und das Publikum mit so entsetzlichen Schlußfolgerungen verschonen, wonach der Paragraph 19 oder 20 des Preßgesetzes und dessen milde oder nichtmilde, gerechtfertigte oder nicht gerechtfertigte Anwendung entscheidet über den Beruf Preußens, den „Culturkampf" zu führen!

Was uns betrifft, so werden wir nicht unterlassen, den Fall der Frankfurter Zeitung als einen unbilligen, der die ganze Presse trifft, gebührender Maßen zu bezeichnen, andererseits aber uns gegen jede Verquickung desselben mit dem nicht blos sogenannten, sondern wirklichen Culturkampf, überhaupt gegen das Hereinziehen fremder Beziehungen verwahren. Und wir werden uns in dieser unserer Auffassung nicht irre machen lassen, selbst wenn nicht blos drei, sondern noch mehr Redacteure der Frankfurter Zeitung zeitweilig eingesperrt werden sollten, und wenn auch der Herausgeber der Frankfurter Zeitung und Vertreter Frankfurts im Reichstag unter ihnen wäre.

Das praktische Facit, welches wir ziehen, ist, daß wir auf Aenderung der Paragraphen in dem nächsten Reichstage dringen wollen, uns im Uebrigen aber durch solche Vorkommnisse, wie die in Rede stehenden, die Freude an den Thaten unseres Bismarck und unseres Falk in dem Culturkampf und sonst allerwegen nicht wollen verkümmern lassen.

Zur Geschichte der geographischen Gesellschaft in Paris.*)

(Schluß.)

Die geographische Gesellschaft in Paris begnügt sich nicht damit, Berichte herauszugeben, Landkarten zusammenzustellen, eifrige Forscher mit ihren Mitteln zu unterstützen, mit gelehrten Männern und mit den ersten wissenschaftlichen Vereinen zu korrespondiren, sondern sie setzt Preise aus zur Belohnung für diejenigen Männer, die durch unermüdliche Forschungen wichtige Entdeckungen gemacht hatten, für die Verfasser von Werken und Arbeiten, die für die Entwickelung der geographischen Kenntnisse von Nutzen waren. So hat sie mehr als hundert Preise in Denkmünzen ausgetheilt. Im Reglement ist bestimmt, daß den Titel eines Mitgliedes die französischen und den eines Correspondenten die auswärtigen Reisenden erhalten, welche im Besitze der großen goldenen Denkmünze sich befinden, mit der wichtige Entdeckungen belohnt werden. Unter den ersten Forschern, welchen diese Ehre zu Theil wurde, führen wir zunächst René Caillié an, dem es gelang, allein und ohne Schutz in das geheimnißvolle Tumbuctu einzudringen. Im Jahre 1830 wurde schon die große goldene Denkmünze von der Gesellschaft verliehen. Die Reisen René Caillié's bildeten längere Zeit den Gegenstand lebhafter Angriffe, aber Dank der Aufklärung d'Avezac's und Janard's hat die Gesellschaft dem unerschrockenen Unternehmer feierlich volle Anerkennung zu Theil werden lassen können. Unter den mit der großen goldenen Denkmünze gekrönten erwähnen wir ferner die Schiffskapitäne John Franklin, John Roß, Alcide d'Orbigny, Callier, de Montpéreux, den Admiral Dumont d'Urville, d'Arnaud, und die d'Abbadie, Dr. Barth, Livingstone, Dr. Kane, Burton und Speke, de la Grée, Francis Garnier, Alfred Grandidier und andere mehr, deren Namen der Wissenschaft theuer sind, und deren Bestrebungen den Kreis der humanen Wissenschaften bedeutend erweitert haben.

Inzwischen erhielt die geographische Gesellschaft, welche die Sympathien aller Länder genoß, von allen Seiten Landkarten und Werke, die für die

*) Durch ein Versehen in Heft 32 abgebrochen.

Geographie von höchstem Interesse waren. Auf diese Weise schuf sie eine Bibliothek, die sich jeden Tag vergrößerte, und die heute nicht weniger als 10,000 Bände oder Broschüren und ebenso viel Karten besitzt, wovon 400 Bände oder Broschüren, 100 Karten und 6 Reliefs aus dem Jahre 1874 sind.

Die politischen Ereignisse und Erschütterungen bedrohten gar oft die Existenz der Gesellschaft, der panische Schrecken, welcher sich durch die Revolution 1848 verbreitete, schien sie auf immer vernichten zu wollen; jedoch nach jedem Sturm, nach jeder Bedrängniß sah man sie ihre civilisirende Aufgabe mit vertrauensvoller Entschlossenheit wieder aufnehmen. Die Mißgeschicke des letzten Kriegs haben ihren Muth durchaus nicht niedergebeugt, sondern sie vielmehr zur Vedoppelung ihrer Anstrengungen angetrieben. In der Ueberzeugung, daß das Studium der Geographie in Frankreich von der Mehrzahl zu sehr vernachlässigt worden war, setzte sie im Jahre 1872 mit Genehmigung des Cultusministers zwei Universitätspreise und im Jahre 1874 einen dritten für die militärische Erziehungsanstalt von La Flèche aus. Außerdem erließ sie einen öffentlichen Aufruf, um das Interesse für geographische Studien allgemein anzuregen. Dieser Aufruf ist wohl aufgenommen worden, und Tag für Tag sieht die Gesellschaft mit der Vermehrung ihrer Mitglieder ihre Hilfsmittel, die sie fast ausschließlich zu neuen Erfolgen verwendet, sich vergrößern. Im Laufe des Jahres 1874 wurden 300 neue Mitglieder in ihre Listen, die heute 1100 Mitglieder zählen, eingeschrieben.

Mit den Bedürfnissen verdoppelten sich ihre Anstrengungen, und bereitwillig hat sie die Mitwirkung der Syndikats-Kammern behufs genauerer Studien der geographischen Fragen in Hinsicht auf die Erweiterung der commerziellen Beziehungen nach Außen angenommen.

Es wurde eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern gewählt, die sich mit einer gleichen Zahl von Vertretern der Syndikats-Kammern vereinigten und diese bilden auf diese Art eine geographische Commission, von deren Wirken man die schönsten und nützlichsten Erfolge erwartet.

Bei Gelegenheit des zweiten internationalen Congresses für geographische Studien, welcher am 1. August d. J. eröffnet worden ist, hat die geographische Gesellschaft von Paris Delegationen von allen geographischen Vereinen der Erde empfangen. Diese Feierlichkeit, verbunden mit einer am 15. Juli eröffneten geographischen Ausstellung, wird jedenfalls dazu beitragen, den Reisen und Forschungen, welche allmählich die wohlthätige Kraft der Civilisation über die ganze Welt verbreiten sollen, einen neuen Aufschwung zu geben.

Gustav Krause.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 36.

Ausgegeben am 3. September 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erscheinen im Laufe dieses Jahres:

Vaterländische Erzählungen

aus alter und neuer Zeit

von

L. Pichler.

Inhalt: I. Kaiser Otto's III. Romfahrt. — II. Heinrich IV. und Bertha von Susa. — III. Fri
von Hohenstaufen, der Einäugige. — IV. Die Kaiserbraut. — V. Der letzte Hohenstaufe. — VI.
böser Zeit. — VII. Der Kampf um Hohentwiel. — VIII. Vergangene und vergessene Tage. — IX.
dem Lindenbaum. — X. Bei Lampen- und Sternenschein. — XI. Vor Champigny.

Complet in ca. 40 aller 8—14 Tage erscheinenden Lieferungen à 50 Pfennige.

Die Schriften von L. Pichler haben seit ihrem Erscheinen so erfreulichen Eingang in den Familien gefunden, daß
sammtausgabe, chronologisch geordnet und aufs sorgfältigste neu bearbeitet, zum Bedürfniß geworden ist. Sie sind, wie
tiker von ihnen rühmt, „geschrieben mit einer Reinheit und einem Adel der Gesinnung, der
Gleichen sucht, getragen und gehoben von edler Begeisterung für die leuchtenden Heldengestalt
Die Darstellung ist eine fesselnde und spannende; die Schilderung — auch nach dem Zeugnisse **Ludwig Uhland's** —
dramatischer Lebendigkeit. Nach dem Ausspruche **Friedrich von Raumer's** hat es die Verfasserin
standen, der Geschichte Fleisch und Blut zu geben, wie der Geschichtschreiber selbst es
darf, aber gerne gethan sieht. Deshalb empfehlen sich diese „poetischen Illustrationen zur deutschen
wie **Ludwig Seeger** sie rühmend genannt hat, vor allem als erhebende und fesselnde Lektüre **für das deutsche Haus,**
Familie, sie können den aufblühenden Töchtern des Hauses, den heranwachsenden Söhnen
herzeugung in die Hand gegeben werden, daß die Jugend in diesen Schriften neben der anziehendsten Unterhaltung,
hebung und ideale Begeisterung findet. Ganz besonders eignen sie sich auch für Bibliotheken, **Gymnasiallesebibliotheken**
als für die mehr und mehr als Bedürfniß hervortretenden **Volksbibliotheken.**

Romane von T. S. Braun.

Aus der Ehewelt.

3 Bände. Preis 13 Mark 50 Pfg.

Ein häßliches Mädchen.

3 Bde. Preis 12 Mark.

Das Erbe Toska's.

2 Bde. Preis 8 Mark.

Eine gelungene Cur.

1 Band. Preis 4 Mark.

Ein starkes Herz.

2 Bde. Preis 8 Mark.

Verschmähte Liebe.

2 Bde. Preis 6 Mark.

Erna.

3 Bände. Preis 13 Mark 50 Pfg.

Wiesenblumenstrauß, Novellen und kleinere Schriften.

3 Bände. Preis 13 Mark 50 Pfg.

Das französische Heer

von der großen Revolution bis zur Gegenwart.

Eine kulturhistorische Studie

von

Max Jähns,

Hauptmann vom Nebenetat des Großen Generalstabs, Lehrer an der Königl. Kriegs-Akademie.

gr. 8. Preis 13 Mark.

Ueber den Fortschritt.

Wir sind gewohnt, von einem Kreislauf, wohl auch von einem ewigen Kreislauf der Dinge zu hören und wir beziehen diesen Begriff gewöhnlich auf die Erscheinungen der äußern Natur und verbinden damit die Vorstellung, daß trotz aller Bewegung und alles Wechsels die Kreislinien doch wieder mit geometrischer Genauigkeit zu ihrem Anfangspunkt zurückkehren; der ewige Fluß der Dinge, den schon der griechische Weise annahm, bringt nicht sowohl Veränderung als eine unaufhörliche Wiederholung des schon Dagewesenen, unter denselben bestimmten Bedingungen immer wieder und in gleicher Gestalt Erscheinenden, und Neues kann nicht entstehen, weil eine neue Wirkung auch immer neue Ursachen zur Voraussetzung haben müßte, die Zahl der Ursachen aber eine stabile ist. So in der Natur des Alls, obschon einem Beobachter, und er braucht nicht einmal ein wissenschaftlicher Forscher zu sein, kaum entgehen kann, daß jene Kreislinie bisweilen denn doch Abweichungen von der normalen Gestalt aufweist, daß sie sogar eher einer Spirale gleicht, welche immer und immer wieder, wenn auch in unmerklicher Abweichung, über den Anfangspunkt hinausgeht. Je nachdem man nun dasjenige, was, im Gegensatz zur unbewußten Natur, von Menschenhand und von Menschengeist auf diesem Planeten geschaffen worden ist, das also, was im weitesten Sinn den Inhalt der Geschichte ausmacht, je nachdem man diesen Vorrath von Thatsachen für etwas anderes oder für nichts anderes als für ebenso viele Ereignisse ansieht, welche mit eben derselben Naturnothwendigkeit sich abwickeln, wie die rollenden Planeten oder die wechselnden Jahreszeiten dieß thun, wird man auch von einem Kreislauf des Geschehenden (beziehungsweise der Geschichte) reden, oder aber man wird sogar jene Spiralentwicklung für nicht mehr bezeichnend genug halten, man wird vielmehr an eine fortschreitende Linie denken, die sich je mehr und mehr, und zwar mit wachsender Schnelligkeit, in geometrischer Progression vom Ausgangspunkt entfernt, und wenn sie auch in gewissen Zeiträumen scheinbar wieder rückläufig wird, in den darauffolgenden Tagen besseren Nachdenkens das Versäumte und Verträumte in Riesenschritten nach-, ja weit überholt. Diese Theorie, deren Richtigkeit sich

besonders den Genossen des laufenden Jahrhunderts mit siegender Gewißheit aufdrängen muß, weil jetzt die Jahrzehnte mit derselben vollgültigen Kraft sie bezeugen, wie früher die Jahrhunderte, ist etwa auch als die Zickzacktheorie bekannt; zu Grunde liegt ihr, man mag sie nennen wie man will, die Idee eines stetigen Fortschrittes in der Entwicklung des Menschengeschlechtes. Der Fortschritt ist, wie uns die bloße Zeitungslectüre über Gebühr belehren kann, zum Stich- und Schlagwort unserer Zeit geworden, das heißt, recht eigentlich zur schneidigen Waffe, welche von Gerechten und Ungerechten geschwungen wird, um den ganzen Chorus der retardirenden Gewalten oder was man als solche ansieht aus dem Felde zu schlagen. Der Fortschritt ist die Signatur des Jahrhunderts, und wer es leugnet, muß wenigstens das zugeben, daß das Anrufen desselben und das Sichberufen auf ihn zur üblichsten verbreitetsten Parole geworden ist. Man mag sie bekämpfen, als irrig oder als traurig, ignoriren aber, als unwichtig oder ohnmächtig, darf sie keiner, der seiner Zeit und der Menschheit ehrlich ins Auge zu blicken wagt; denn auch als bloße Parole ist der Fortschritt eine Macht, die man nicht unterschätzen darf. Ich sehe nicht ein, was uns abhalten könnte, dieser viel gebrauchten und viel mißbrauchten Idee des Fortschrittes einmal den Puls zu fühlen, sie vor unser Forum zu citiren und sie um ihre Legitimation zu ersuchen; höchstens die Unzulänglichkeit meiner Mittel gegenüber der Größe der Aufgabe. Denn, was letztere betrifft, so will ich mir die Sache nicht eben leichter machen durch Beschränkung der Diagnose auf ein bestimmtes Gebiet, etwa auf das einer Fachwissenschaft, sondern ich will von dem Fortschritt überhaupt sprechen, daß heißt vom Fortschreiten zum Bessern, wie es auf allen Gebieten, wo menschliche Interessen zu vertreten sind, auf dem kirchlichen wie dem staatlichen, dem wissenschaftlichen, wie dem bürgerlichen sichtbar ist. „Ein kühnes Unterfangen", wird mancher vielleicht denken, und doch fühle ich mich, wenn auch nicht an meinem Platz, so doch in meinem Recht; gegen den Vorwurf der Unbescheidenheit aber glaube ich dadurch geschützt zu sein, daß ich nur die allgemeinsten, markirtesten und jedem aufmerksamen Beobachter in die Augen fallenden Züge des Riesenbildes andeute. Mehr bedarf es auch nicht; und es wird nicht bloß einem Philosophen von Fach, es wird hoffentlich auch einem schlichten Menschenkind, das seine offenen Sinne hat, erlaubt sein, von dem, was ihm tagtäglich um die Ohren schwirrt und in die Augen fällt, seinen Eindruck zu empfangen und — wiederzugeben. Wer von dem „sausenden Webstuhl der Zeit" gehört hat, darf sich billig fragen, was denn da eigentlich gewoben werde, ob immer nur in langweiliger Einförmigkeit das alte endlose Garn, oder ob nicht vielleicht zu Zeiten der Einschlag, Zeddel oder beides zugleich ganz anderen Stoffes, und das Sausen ein viel mächtigeres als vordem, und ob beides mit einander ein

Fortschritt in der Entwicklung des Menschengeschlechtes sei. Wir wollen gleich in mediam rem. Der letzte, d. h. der jüngste Krieg hat wahrlich Stoff zu fortschrittlichen Betrachtungen in Hülle und Fülle gegeben; es hat gesaust am Webstuhl, wie noch nie, und das endlich aus vielen Stoffen Zusammengewobene erwies sich als ein staunenswürdiges Werk. Soll also dieser Krieg als ein Markstein des Fortschritts bezeichnet werden? Kann das ein Krieg überhaupt? Schon hier stehen wir vor einer doppelten Antwort, einer bejahenden und einer verneinenden: die Sieger zuvörderst werden bejahen; denn unser Gewinnst, werden sie sagen, übersteigt die Einbuße bei weitem; seinen Weg nahm zwar dieser Fortschritt über blutige Schlachtfelder und aufgethürmte Menschenleichen und in seinem Gefolge hatte er Schmerz und Verzweiflung; aber das ist eben das Wesen des Fortschritts, daß er einen hohen Kaufpreis, und wär's auch Blutgeld, verlangt; jedem Fortschritt auf der Ferse folgt der Rückschritt, der die Speichen des Siegeswagens für Augenblicke zurückdrängt, damit sie ihren Lauf mit beschleunigter Schnelligkeit fortsetzen! — Andere dagegen, Freunde der Menschheit, werden sagen: „Von unserem menschlichen, nicht eng nationalen Standpunkt aus erheben wir unser Veto gegen den Fortschrittshymnus. Mag für den Sieger der Ruck nach vorn auch bedeutend, ja über alles Erwarten groß sein, — die Menschheit als Ganzes hat nichts davon, sie ist um Jahrzehnte wieder zurückgeschleudert. Der ethische Nachtheil dieses männer- und ideenmordenden Krieges, in welchem zwei Culturvölker (das eine allerdings gezwungen) bewiesen haben, daß das Menschenleben und das Familienglück nichts, die Obmacht und der Nationalstolz alles gilt, ist so ungeheuer für das Allgemeine, daß der politische Vortheil auf der Wagschaale federleicht in die Höhe schnellt. Der Krieg ist überhaupt ein solcher Wiederspruch gegen die Humanität, deren Förderung jeder Fortschritt anstrebt, daß auch der Fortschritt keinen größern Feind kennt als eben ihn, und das Schwert, welches im Kriege gezogen wird, ist, ob auch siegreich, das Henkerschwert der Ideen von der Menschenwürde und der Menschenliebe; ein Jahrhundert, welches mit der einen Hand alle möglichen Werke der Humanität stiftet, mit der andern das Schlachtschwert schwingt, verfällt durch diesen Widerstreit, dessen eine Seite doch Heuchelei sein muß, der Verachtung und kann im Buch der Weltgeschichte nicht als fortschrittlich verzeichnet werden." — Wer hat hier Recht? Es muß doch etwas Wahres sein an dem alten Ausspruch des schon oben erwähnten Weisen, daß der Krieg der Vater der Dinge sei, und ist der „Kampf ums Dasein", welchem nach neueren Anschauungen im Haushalt der Natur eine so überaus wichtige Rolle zugetheilt ist, etwas Anderes als ein beständiger, bald unsichtbar schleichender, bald sichtbar auftretender Krieg? Kann der Mensch allein diesem die ganze organische Natur beherrschenden Gesetz nicht unterstellt sein?

Und wäre ihm, vielmehr der Menschheit, durch diesen Ausschluß nicht einer der mächtigsten Factoren der Entwicklung genommen? Denn jener Kampf ums Dasein liefert ja ein Entwicklungsmoment von der allerhöchsten Bedeutsamkeit, er bedingt und verwirklicht ja geradezu den Fortschritt in der Natur. Physische und geistige Entwicklung lassen sich in dieser Frage nicht trennen, sie fallen unter ein und dasselbe Gesetz und schreiten in derselben Linie vorwärts; wenn es wahr ist, daß auch der Mensch, als Gattungstypus, eine Reihe von niedrigeren Existenzformen successive durchmachen mußte, ehe er an dem Punkte ankam, wo er anfing, Mensch zu sein, so verdankt er jenem Gesetze auch seinen geistigen Gehalt; und wenn die Wissenschaft, wie es heißt, nichts dagegen einzuwenden hat, daß es außer den Menschen auch noch andere vernünftige, ja sogar höher stehende Wesen giebt — eine Annahme, welche die neuere Astronomie sogar begünstigen *soll*, — so dürfte auch auf *diesem* Planeten die Species Mensch zur Zeit noch nicht am Endpunkt der Entwicklungsreihe angelangt sein. Es wäre aber allerdings sehr wünschbar, daß wir uns bald möglichst wenigstens *dem* Punkte näherten, wo das Menschenleben in Theorie und Praxis etwas höher gehalten würde, als dieß jetzt noch der Fall ist, d. h. daß der „Kampf ums Dasein“ eine mildere Form für den Menschen annähme; nach dem Gesetz des Fortschrittes ist dann zu hoffen, daß dieser Kampf, in immer schwächern Ausläufern, endlich ganz verschwinde. Denn es giebt doch hoffentlich auch einen *moralischen* Fortschritt, welcher es dem Menschen möglich macht, die Naturnothwendigkeit in Freiheit zu verwandeln und ein Gesetz, welches auf den unteren Stufen der Existenz den Fortschritt mächtig beförderte, nach und nach durch das höhere Gesetz des Geistes zu überwinden. Daß dieß geschehen kann, zeigt die ganze staatliche Einrichtung, deren Grundlage nichts anderes ist als die Ueberwindung des Naturstandpunktes durch die Sitte. Der Zeitpunkt, wo das Schwert nicht mehr braucht zum Menschenmord geschmiedet und zum selben Zweck das Feuerrohr gegossen zu werden, scheint allerdings noch ferne gerückt, so lange man in Culturländern ein Vivat auf den „frischen fröhlichen Krieg“ ausbringen kann, aber er scheint es vielleicht doch nur: das Fallen der Zollschranken, die Beschleunigung und Erleichterung alles Verkehrs und Austausches, auch desjenigen der Gedanken, werden nach und nach doch die Idee einer großen Menschenfamilie verwirklichen helfen, in deren Schooße allerdings kein Platz mehr ist für die starren, streng abgeschlossenen und selbstgefällig sich spreizenden Nationalitäten. Es wird — und das ist eben wieder der Kaufpreis — manches Schöne, an dem unser Herz jetzt hängt, dahinfallen, oder eine ganz andere Form annehmen müssen; vor dem colossalen aber zerfließenden Bilde des *Weltbürgerthums* werden die wärmeren Farben des trauten, „Heimathbildes“, des engeren Vaterlandes wenn nicht verblassen,

doch eine andere Beleuchtung annehmen. Bis es dahin kommt, muß allerdings der Krieg unter der einen oder der andern Form fortbestehen; denn es ist relativ gleichgültig, ob der Kampf ums Dasein zwischen Volk und Racen die Form des physischen Kampfes mit Waffen annimmt, oder sich in anderen, scheinbar friedlichen Formen der Concurrenz bewegt, und der Krieg ist (wie ein neuerer Denker richtig bemerkt) nicht die grausamste Form der Vernichtung, sondern die roheste und zunächst liegende, zugleich jedoch auch die ultima ratio eines Volkes, welches sich in seinen Interessen von seinen Concurrenten überholt sieht. „Die Opfer selbst des größten Krieges sind unbedeutend gegen die Vernichtung von Millionen und aber Millionen, welche zu Grunde gehen, wenn ein Volk von einem industriell höherstehenden vermittelst des Handels ausgesaugt und eines Theils seiner bisherigen Existenzmittel beraubt wird." — Der Fortschritt im höchsten, absoluten Sinne, dessen Ziel, wenn überhaupt ein solches denkbar, die denkbar größte Glückseligkeit des Menschengeschlechts ist, kennt nun freilich keine Rücksichten und nimmt seinen Weg ruhig über Graus und Vernichtung, über Leichenstätten von Nationen, sobald ihm diese zum Dünger für die Saatfelder der Zukunft dienen. Gegen diesen ist menschliches Sperren und Streben machtlos — er zermalmt, was seine Riesenfaust erfaßt; seinen Weg entlang fallen die Opfer millionenfach. Keines Menschen Seele ist so großartig selbstlos und nur von dem Gedanken an die Humanitätszwecke erfüllt, daß sie sich für diesen Fortschritt zu erwärmen vermöchte; der Mensch muß für sein Streben näherliegende Zeile haben, er muß die Peripherie des Kreises überschauen können, innerhalb dessen er wirkt, nur dann trägt seine Aufopferung die Befriedigung der edlen That in sich. Zum Glück kann er das auch: es giebt solche Kreise genug, innerhalb deren sich der relative Fortschritt geltend machen kann; sie heißen Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Cultur und wie sonst noch. Auch dieser bemächtigt sich aber jene allgemeine Fortschrittsidee zu ihren Zwecken, ja, selbst den Rückschritt der Theile nimmt sie in den Plan ihres großen Werkes auf. Mag es wahr sein, daß die alten Griechen ihrer Fortschritts- und Neuerungssucht, der Veränderlichkeit und dem Allesverlangen zum Opfer fielen, weil eben das Neue nicht gut und das Gute nicht neu war, — so ist dieser falsche Fortschritt, den wir wohl als einen sittlichen Rückschritt bezeichnen dürfen, in der Hand des absoluten Fortschrittes zum Bildungsferment für alle geworden: die Griechen sind dahin, von ihren Schätzen und Früchten zehrte durch die Vermittlung der Römer die Mitwelt, zehrt noch jetzt und in erhöhten Maaße die Nachwelt. Man spricht so anerkennend von der harmonischen Erziehung der athenischen Jugend, von der Bewegtheit und dem Glanz des öffentlichen Lebens, von der Empfänglichkeit der Bürger für Kunst und Wissenschaft, von dem idealen Schwung, dessen dort auch die großen Massen jedem Augenblick

fähig waren — große Vorzüge, gewiß, gewaltige Fortschritte gegen die gleichzeitigen Zustände rings umher. Aber bedenkt man dabei auch, um welchen Preis jene Vorzüge allein möglich, durch welches sittliche Minus sie allein erhältlich waren? Durch den Makel der ausgebildesten, unerbittlichsten Sklaverei. Die Sklaven waren die Lehrer der Jugend, die Sklaven sorgten durch ihrer Hände Werk für die Bedürfnisse des häuslichen Lebens, die Sklaven nahmen den Herren die drückenden Sorgen der Existenz ab, und dadurch war es diesen möglich, für die öffentlichen und auch für die höheren Interessen des Lebens mehr Muße zu gewinnen, als es unserem Mittelschlag vergönnt ist. Der Fortschritt war theuer erkauft! — Aber ich operire bereits eifrig mit einem Begriff, dessen Existenz ich vor allem hätte beweisen sollen. Gibt es denn überhaupt einen Fortschritt? Die Frage ist nicht überflüssig, denn nicht alle haben sie bejaht. Zwar den relativen Fortschritt auf begränzten Gebieten könnte nur die Dummheit läugnen, aber mit der Entwicklung im Ganzen und Großen ist es etwas anderes. Der Glaube an die Weltentwicklung als Ganzes findet sich, so viel ich weiß, im Alterthum nur bei Aristoteles ausgesprochen, von den neueren hat Kant in einer besonderen Abhandlung sich bewogen gefunden, die Frage zu erörtern, „ob das Menschengeschlecht in beständigem Fortschritt zum Bessern begriffen sei", und gelangt zu dem Resultat, daß er zwar vorhanden, aber nicht in der Moralität der Gesinnung, sondern in der Legalität der Handlungen, d. h. also bloß in der genaueren Beobachtung, nicht aber in der tieferen Achtung des Sittengesetzes zu finden sei. Wenn aber die Welt nur in ihrer moralischen Vollkommenheit Gegenstand des göttlichen Rathschlusses und Zweck der Schöpfung sein kann, d. h. wenn der absolute Fortschritt nur die moralische Vervollkommung fördert, so klingt jener Ausspruch noch nicht siegesgewiß, doch hat derselbe Königsberger Weise die Ansicht, daß das Menschengeschlecht in seinem beständigen Tappen zwischen Fortschritt und Rückschritt zu aller Zeit ungefähr denselben Standpunkt der Sittlichkeit und Glückseligkeit einnehme, bekämpft, und zwar mit der Entgegnung, daß dann die Betrachtung der Geschichte empörend und alles Streben, die nachfolgenden Geschlechter zu verbessern, umsonst wäre. Zwar könnten die Gegner einwenden, daß hier ein petitio principii vorliege, aber richtig ist doch gewiß die fernere Behauptung des Philosophen, daß, wenn über zunehmende Entartung des Menschengeschlechts gesprochen wird, dieß daher rühre, daß eben mit der wachsenden Moralität auch die sittliche Aufgabe höher gerückt und unser Urtheil strenger wird. Lessing dagegen, der große Kämpfer für Humanität, Lessing erklärt sich für eine gleichbleibende, nicht fortschreitende Vollkommenheit der Welt, und sein Freund Mendelsohn hat, wenn er gleich zugibt, daß im Laufe der Zeit der einzelne Mensch im Guten weiter komme, merkwürdigerweise den allgemeinen geschichtlichen Fortschritt

geleugnet. Auch für Hegel ist, wenigstens auf einem und zwar einem sehr wichtigen Gebiet menschlicher Existenzbedingung, das Ende der Entwicklung, also des Fortschritts, gekommen — er sah die staatlichen Zustände der Restauration als das non plus ultra der erreichbaren Vollkommenheit an. Bekanntlich ist auch noch in diesem Jahrhundert von frühern, mit hoher Weisheit begabten Urvölkern geträumt worden (Creuzer und Schelling); den vereinigten Wissenschaften der vergleichenden Sprachforschung, der Mythologie, Ethnologie, Archäologie und Anthropologie ist es aber nicht schwer geworden, dieses Wahngebilde aufzulösen. Wer aber die Geschichte der Cultur, so weit sie uns bekannt ist, mit unbefangenem Blicke durchgeht, kann nicht anders, als großartige Fortschrittsetappen anerkennen. Was wußten die Griechen von Menschenrechten? Jetzt bilden diese die conditio sine qua non jeder Gesetzgebung; die Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, die Freiheit des Grundeigenthums, der Gewerbe, des Glaubens sind Errungenschaften, welche erst auf dem Wege des heftigsten, durch Jahrhunderte fortgesetzten Kampfes und oft unter Strömen Blutes mußten gewonnen werden, und es sind doch hoffentlich nicht bloß sociale, es sind auch rechtliche, es sind sittliche Ideen. Die Gesellschaft selber, mit ihrer großartigen, alle menschlichen Interessen fördernden Organisations- und Arbeitskraft, ist etwas Neues und sie bedarf zu ihrem Bestande einer ebenbürtigen Stellung des Weibes, sie bedarf der allgemeinen Erziehungspflicht, sie bedarf der Toleranz. Wer wollte behaupten, dieser Zuwachs neuer, weltgestaltender Ideen rühre bloß von der fortgeschrittenen Intelligenz her und habe mit der Vertiefung der Sittlichkeit nichts zu thun? Ohne in den socratischen Standpunkt zurückzufallen, für welchen die Tugend im Wissen besteht, darf man zuversichtlich behaupten, daß die höchste Moralität, wenn auch nicht bei jedem Einzelnen, so doch in ihrer Gesammtentwickelung nur im Bunde mit der höchsten Intelligenz denkbar ist, und daß diese es ist, welche auf den letzten und heiligsten Tafeln des Sittengesetzes den Griffel führt. Freilich, wir haben in unserer Zeit eine „Culturgeschichte" erlebt (von Hellwald), welche mit dem zugegebenen Fortschritt ein eigenthümliches Sittengesetz sich entwickeln läßt, ein Sittengesetz, wie es unsittlicher kaum gedacht werden kann. Es steht, mitsammt dem Fortschritte, im Dienst der Lüge. Nach dieser Auffassung nämlich soll es Aufgabe der Wissenschaft sein, „alle Ideale zu zerstören" und „zu zeigen, daß Gottesglaube und Religion Trug, daß Sittlichkeit, Gleichheit, Freiheit, Menschenrechte und Liebe Lügen sind", zugleich aber auch Aufgabe, die Nothwendigkeit aller jener Ideale für die Entwickelung der Cultur zu zeigen." — Das ist ein Standpunkt, der an Trostlosigkeit den schauerlichsten Pessimismus noch weit überragt. Dieser ist doch bloß unheimlich durch seine passive Grabesstille, jener aber geradezu verwerflich durch sein

bewußtes Streben, die Gruft mit erheucheltem, erlogenem Leben zu umspinnen. Aber diese Aufgabe, die man der Wissenschaft stellen will, zerfällt zum Glück vor den Augen des Zuschauers zu Staub und Moder, denn mit der Negation jener Ideen, ohne welche ein Zweck des Lebens undenkbar wäre, muß auch die Wissenschaft und jede Aufgabe einer solchen negirt werden; inmitten einer absoluten Zwecklosigkeit kann der Wissenstrieb sich als Selbstzweck nicht rechtfertigen; und wenn der Mensch nur durch eine ihm vorgeschwindelte Lüge aus der Tiefe des „bestbeanlagten Raubthiers“, welches er sein soll, zu der Höhe des civilisirten Menschen emporgehoben werden kann, so lasse man ihn in Gottes Namen lieber da, wo er seiner ursprünglichen Anlage nach hingehören soll, und gebe das Bischen Wissenschaft auf. Denn bloß zu wissen, daß alles nichts ist, dessen wir uns bisher getröstet haben, mit Ausnahme einer starren, gefühllosen Natur, das würde sich weder des Namens einer Wissenschaft noch des Schweißes der Edlen verlohnen.

Den großartigsten Nachweis aber, daß eine fortschreitende Entwicklung das oberste Weltgesetz sei, leistet die Schöpfungsgeschichte selber; und wenn die Natur des Alls, wenigstens nach der materiellen, physischen Seite hin, stufenweis zu immer vollkommeneren Zuständen vorschreitet, wenn sogar das Unorganische unter dem Banner jenes Gesetzes steht, — und es ist doch allen erfahrbaren Zeugnissen gemäß erwiesen, daß der Weltprozeß vom weniger Vollkommenen zum Vollkommeneren fortschritt und fortschreitet — wie sollte da ein einzelnes organisches Wesen, der Mensch, eine Ausnahme machen können? Selbst wenn er durch einen neuen und spezifischen Schöpfungsact in die Reihe der lebenden Wesen hineingesetzt wurde, so bildet er, ja gerade dann, in der Kette der Schöpfungsacte einen ungeheuren Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern. Bekanntlich hat eine Richtung der neueren Naturforschung und Naturphilosophie jenes Entwicklungsgesetz rückwärts gegen seine Anfänge hin zu verfolgen gesucht und ist dabei zu Stadien gelangt, wo dem guten Menschen, der bisher im felsenfesten Glauben an seine Gottähnlichkeit sich schlafen gelegt hatte, auf einmal bange ward um sein Anrecht an ursprünglicher Priorität vor allem dem, was da kreucht und fleugt. Unbeirrt durch das theologische Veto und durch das Auflehnen des religiösen Gefühls macht jene Theorie Riesenfortschritte, nicht bloß unter den Männern vom Fach, sondern auch unter dem Laienpublikum — recht zum Beweis, wie die Idee des Fortschrittes einem unbefangenen Denken adäquat ist. Ich fühle natürlich, als vollständiger Laie, nicht den mindesten Beruf, in diesem speciellen Fall für oder wider die Lamarck-Darwin'schen Theorien und deren Consequenzen mich zu entscheiden — meine Stimme würde auch mit Recht Gegnern wie Freunden derselben höchst gleichgiltig sein — ich constatire hier bloß, daß wenigstens die Descendenztheorie, die übrigens schon vor den

genannten Naturforschern von einem großen Philosophen (Kant) ihrem Wesen nach aufgestellt wurde, für den gesunden Menschenverstand etwas ungemein Palpables hat, wenn sie auch vielleicht für das schlichte religiöse Gefühl weniger tröstlich klingt. Vielleicht, sage ich; denn bei manchen ist das Gegentheil der Fall; sie finden ein erhebendes Gefühl in dem Gedanken, daß auch der Typus Mensch noch einer — wer weiß, wie großen? — Vervollkommnung fähig und das Ende der Linie nicht abzusehen sei. Dieses Gefühl ist sublim, und die Rechnung richtig — wenn nur nicht für die große Mehrzahl der Menschen die unendliche Zeitdauer ein so unerquicklicher Faktor wäre, in dessen Maaßlosigkeit jener Trost sich ausnimmt, wie ein Regentropfen in einer Sandwüste. Inwiefern auch diese Cardinalfrage zu einer beruhigenden Lösung geführt werden könne, das zu zeigen gehört nicht mehr zu einer Untersuchung über den Fortschritt. Wohl aber gehört es dazu, vom Standpunkt desselben gesunden Menschenverstandes aus, den ich soeben beansprucht habe, und den ich in gewissen allerhöchsten Fragen zum Trotz der Naturforscher und Naturphilosophen noch immer als die oberste Instanz anerkenne, kräftig zu protestiren, sobald eine neue Theorie mit einem Rückschritt, und wäre es auch bloß ein wissenschaftlicher, verbunden ist. Dieß ist aber meiner innersten Ueberzeugung zufolge bei den superlativischen Darwinianern der Fall, und nicht nur bei ihnen; die ganze Richtung und Neigung der modernen Naturwissenschaft scheint mir nach diesem Rückschritt hin zu gravitiren. Ich meine damit das starre und ausschließliche Festhalten an der mechanischen Naturerklärung mit völligem Preisgeben jedes metaphysischen, constitutiven Prinzipes, und jeder Teleologie. Hat sich doch gegen diese Vergötterung der Mechanik sogar der Philosoph des „Unbewußten" erhoben, ein Denker, dem doch wahrlich der Vorwurf nicht gemacht werden kann, daß er sich vor der unheimlichen letzten Consequenz eine Prinzips scheue und mit allzuempfänglichem Ohre dem Stammeln und Seufzen der Creatur nach Erlösung lausche! Wenn keine Endursachen und Zweckbegriffe in der Natur sichtbar sind, dann kann der Mensch sich allerdings auch nicht als Zweck der Schöpfung betrachten; letzteres darf man zugeben, aber noch gewisser ist jedenfalls der Satz, daß der Menschengeist ein metaphysisches Bedürfniß hat, und daß dessen Abwesenheit ihn sofort verthieren würde; eben so gewiß ist es auch, daß ein geist-, gemüth- und willenloses Universum (Strauß) dieses Bedürfniß auch nicht von ferne befriedigt, eben so gewiß (wenigstens für den gesunden Menschenverstand) ist es ferner, daß die kleinsten Schritte und die größten Zeiträume (Darwin) einer zwecklosen Thätigkeit im Entferntesten nicht ausreichen, um die Wunder der Schöpfung, d. h. zunächst ihre wunderbare Zweckmäßigkeit zu erklären. Und wenn nun selbst stark mechanisch angehauchte Naturforscher (Dubois-Reymond) ehrlich gestehen, daß sie mit all ihrer Mechanik die Thatsache des

Empfindens nicht erklären können, daß es ins Reich des Bewußtseins hinein keine materielle, d. h. mechanische Brücke gebe, daß der Sprung zwischen den letzten materiellen Elementen, den Nerven, und dem Anfang des leisesten Empfindens (von süß, herb u. s. w.) unvermittelt bleibe — wie steht es dann mit der mechanischen Allmacht? Und warum denn um diesen letzten, aber bedeutsamsten Rest zu erklären, lieber eine „unbegriffene Materie“ annehmen als eine unbegriffene Schöpferkraft? Wenn die Physiker mit den Anfangs und Endursachen nichts anzufangen wissen, so sollen sie wenigstens bescheiden sein und die Wissenschaft davon den Metaphysikern überlassen.

Freilich ist die Philosophie bei den Naturforschern zur Zeit nicht eben gut accreditirt; sie bestreiten gerade an ihr den Fortschritt und behaupten, daß sie es trotz ihrer Fluth von wechselnden Systemen bislang zu keinen positiven Resultaten gebracht habe; wo sie etwa über den Inhalt früherer Zeiten hinausgeschritten sei, da sei ihr dieß nur durch Verwerthung der naturwissenschaftlichen Methode und der Ergebnisse auf dem Gebiete der Naturforschung möglich geworden. Nun lösen sich allerdings die philosophischen Systeme in rascher Folge ab, und zwar durchaus nicht immer so, daß eines das andere ergänzte oder vertiefte, sondern sie tragen schroff den Charakter des Kampfes und der Negation. Und dennoch ist jener Vorwurf im Großen und Ganzen unstatthaft; es findet unverkennbar in Bezug auf Methode und Resultate ein Fortschritt statt; es ist kein einziges, seiner Zeit bahnbrechendes System ohne Ergebniß für Erweiterung des menschlichen Wissens geblieben. Wir brauchen bloß den Entwicklungsgang der griechischen Philosophie bis Socrates uns vorzustellen — welch ungeheurer Fortschritt knüpft sich an die Erscheinung dieses Mannes, der doch eigentlich bloß der praktischen d. h. ethischen Philosophie zu Liebe seine Entdeckungen auf dem Gebiete des Begriffs machte, dann aber, in der Weiterentwicklung dieser Lehre, welche stetige Bereicherung und Vertiefung von ihm an durch Plato und Aristoteles! Selbst den Sophisten kann ihr Ruhmestitel auf theoretischem Gebiete nicht geschmälert werden, wenn auch der durch sie gemachte Fortschritt bloß in der Negation beruhte. Aber ein Fortschritt war es doch immerhin, gegenüber dem guten Glauben ihrer Landsleute an die Wahrheit der Vorstellungen und an die Möglichkeit des Wissens, den Zweifel ins Feld zu führen, den gleichen Zweifel, welcher ja recht eigentlich der Vater unsern modernen Philosophie seit Baco ist. Wie aber jeder Fortschritt auch wieder einen Rückschritt im Gefolge hat, auch dafür liefern die Sophisten ein recht augenfälliges Beispiel. Denn, indem sie die Sätze, daß man nichts wissen könne und daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, vom Gebiet der Erkenntniß übertrugen auf das der Ethik, und den Menschen und dessen Belieben auch zum Maaß des Gebotenen und Erlaubten, d. h. die Entscheidung darüber zum Gegenstand

seiner **Willkür** machten, haben sie der Entsittlichung ihres Volkes Thür und Thor geöffnet. Auch nach Aristoteles tritt ein merklicher Rückschritt in der reinen, d. h. wissenschaftlichen Philosophie ein, indem sich die Schulen mit Vorliebe dem Aufbau der praktischen Philosophie zuwandten. Aber trotzdem konnte der Fortschritt auf die Länge nicht aufgehalten, geschweige zurückgestaut werden: der Idealismus war und blieb seit Socrates eine eroberte Domäne, das philosophische Denken, das einmal durch die Griechen vom dogmatisch-religiösen Bann befreit worden war, ist trotz dem Rückfall des Mittelalters von ihm emanzipirt geblieben, und gestützt auf die granitene Grundlage des aristotelischen Organon hat Kant seinen kritischen Riesenbau aufgeführt. Er hat sich dabei durch die Autorität des großen griechischen Denkers weder blenden noch binden lassen und ist über ihn hinausgegangen, wie andere wieder über ihn selbst; erst einem neuen (sonst verdienstvollen) Philosophen (Trendelenburg) war das unbegreifliche Dogma vorbehalten, daß die Philosophie mit Aristoteles ihren Abschluß erreicht habe und ein Hinausgehen über dessen System nicht möglich sei. Für einen großen Fortschritt muß es auch angesehen werden, daß die Philosophie durch Kant und theilweise auch seit Kant sich bescheiden mit der Musterung ihres Inventars und Rüstzeuges abgab, und prüfte, ob und wie weit sie im Besitz desselben zu Ausflügen in die unendlichen Räume der Metaphysik befugt und gestählt sei. Die Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens bilden in der That seit Kant beinahe die ganze Metaphysik der Neuern; statt der letzten Grenze der Dinge kann die Vernunft bloß die Grenze ihres eigenen Vermögens erforschen, diese Wissenschaft aber von der Grenze der Vernunft muß, wenn sie ehrlich ist, ihren Protest erheben gegen die mechanisch-materialistische Anschauung unserer Tage, welche nicht etwa **übervernünftig**, sondern **vernunftwidrig** ist und **innerhalb** der Vernunftgrenze ad absurdum geführt werden kann. Und so darf man wohl behaupten, daß gegenüber der Anschauung eines Plato und Aristoteles, welche eine mit vollendeter Zweckthätigkeit in der Natur wirkende Kraft annahmen, die moderne mechanische Auffassung ein Rückschritt sei, den allerdings zum Glück unfruchtbare Philosophen weniger als die fruchtbaren Naturforscher verschulden. Wenn man die allerneuste Philosophie, welche von namhaften Vertretern der Naturwissenschaft (z. B. Häckel in Jena) vorgetragen wird, prüft, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie nicht bloß den Naturprozeß als einem stetigen Fortschritt unterworfen annehme, sondern die schöpferische Kraft selber, so weit sie nämlich einer solchen zu bedürfen glaubt, als unter diesem Weltgesetz stehend denke — mit andern Worten, daß Gott selber, welchen bisher der gesunde Menschenverstand als das bewirkende **Subject** des Fortschritts voraussetzte, nun plötzlich als eines der **Objecte** desselben aufgefaßt werden müsse, woraus sich dann folge

richtig das neue Dogma ergeben würde, daß bis auf weiteres der Fortschritte selber in abstracto das höchste absolute Wesen sei; stattet man dasselbe vollends mit der neuesten Entdeckung unsrer zeitgemäßen Philosophie, mit der Qualität des „Unbewußten“ aus, so hätten wir es richtig „innerhalb der Grenzen unserer Vernunft“ so weit gebracht, den „unbewußten Fortschritt“ als constitutives Weltprinzip zu besitzen! — Es kann nicht meine Aufgabe sein, würde auch meine Kräfte bei weitem übersteigen, wollte ich auch nur in den allgemeinsten Zügen die Fortschrittsstadien constatiren, welche die einzelnen Künste und Wissenschaften in den Jahrhunderten ihrer Entwicklung durchlaufen haben; es würden hier zwar auch Stillstände, beziehungsweise Rückschritte zu verzeichnen sein, die Summe der Fortschritte aber, des positiv Schritt für Schritt Hinzuerworbenen, würde die der Einbuße bei weitem übersteigen. Kein Vernünftiger kann dieß bezweifeln, der den Fortschritt als ein oberstes Weltgesetz anerkennt. Und das muß er bei ehrlichem Nachdenken. Ebenso wenig kann es einem Zweifel unterliegen, daß mit vermehrter Kenntniß und Einsicht auch ein Wachsthum des materiellen Wohles der Menschheit bedingt ist: Die Naturwissenschaften, um mit ihnen zu exemplifiziren, dürfen mit vollem Recht Anspruch erheben auf den Ruhmestitel, mit der vermehrten Einsicht in die Gesetze der Natur auch deren Kräfte zur Förderung menschlicher Zwecke ausgebeutet zu haben; und da die Resultate jeder Geistesarbeit einen theils mehr, theils weniger greifbaren Ertrag für das Wohl der Menschheit abwerfen, so ist jeder wissenschaftliche Fortschritt auch ein Glied in der langen Fortschrittsreihe, an und mit welcher die Menschheit sich vorwärts, ihrem Ziele entgegen, bewegt. Von diesem Fortschritt allein, der als Summe aller geistigen und materiellen Errungenschaften eine Generation nach der andern stetig vorwärts schiebt, reden wir. Aber hier tritt uns sofort eine ernste, ja furchtbare Wahrheit entgegen, die von den Fanatikern der Fortschrittsidee nur zu oft übersehen wird: Wenn eine materielle Förderung unserer Lebensbedingungen jeweilen aus der Werkstätte des denkenden Geistes hervorgeht, so ist jene darum nicht sofort auch ein sittlicher Fortschritt, im Gegentheil, wenn das Gefühl des sinnlichen Wohlbehagens zu mächtig schäumt, so droht der Geist zu verfliegen; wem der Genuß in den Schooß fällt, ohne daß er ihn mit Zusatz von Kraft und Geist erringen muß, den drückt er zur Scholle nieder, „das Leben“ (und zwar ein lebenswerthes Leben) „weiß nur der zu schätzen, der täglich es erobern muß“.

Ein Beispiel dafür bietet uns gerade unsere Zeit; das Gleichgewicht zwischen dem geistigen und dem materiellen Gewinn ist gestört, von diesem ist ein großer Ueberschuß vorhanden, welcher den Massen der Ungebildeten (freilich auch leider vielen Gebildeten) den Kopf verwirrt und das Herz erstickt. Natürlich, sie sind ja an den großen Fortschritten des Jahrhunderts

nicht schuld; diese knüpfen sich stets an die Namen hervorragender Geister, an die Ferse des Genius; er schafft das Neue, und die Massen theilen sich in die Beute und können dabei — verthieren. Die Statistik und die Nationalöconomie, zwei moderne Wissenschaften, dazu geschaffen, den socialen Fortschritt zu constatiren, vielleicht sogar, ihn zu befördern, haben sich wohl zu hüten, aus der wachsenden Prosperität sofort auf Häufung des moralischen Fonds zu schließen; ein Zeitalter der ausgesprochensten Capitalherrschaft, welches Capital nicht auf gesunder Basis zu productiven Anlagen verwendet, sondern im Dienste der ungesundesten Speculation an Chimären vergeudet und dem tollen Wahne schneller Bereicherung hingeopfert wird, ein Zeitalter des Schwindels und Gründerthums, welches selbst die Jünger der Wissenschaft zwingt nach dem goldenen Vließ zu steuern, und welches selber seine sämmtlichen Schiffe auf dem Wege ebendahin unter der Flagge „Zeit ist Geld" führt — ein solches hat bereits, ohne es zu wissen, moralischen Schiffbruch gelitten, und mögen auch seine Fahrzeuge mit allen möglichen schönen Farben, der „allgemeinen Volksbildung", der „gegenseitigen Versicherung" des „allgemeinen Stimmrechtes", der „Preß- und Redefreiheit" und der „Philanthropie" angestrichen sein; von der sittlichen Vogelperspective aus betrachtet nimmt sich dieses Getreibe gar nicht fortschrittlich, es nimmt sich eher wie Uncultur und Barbarei aus, und der wahre Fortschritt, der nicht blos und nicht in erster Linie nach Zahlen rechnet, muß sich ob solchem Anblick das Haupt verhüllen. Es stimmt vollständig zu dieser Signatur, wenn unter den Wissenschaften nur diejenigen Curs haben, welche dem armen lieben Leibesleben zu Hülfe kommen, welche Wohlstand und Capital vermehren und ihren eigenen Jüngern in erster Linie reichliche Prozente versprechen: die Handelswissenschaft sucht sich mit großem Selbstbewußtsein in den Reigen der ältern und vornehmeren Schwestern einzudrängen; die Alterthumswissenschaft und ihre Anhängsel werden, weil gar zu unpraktisch und wenig lebensfähig, als „überwundener Standpunkt" betrachtet, und es gilt nicht mehr als ein Zeichen des Unverstandes, sondern der modernen Bildung, wenn man gegenüber den Ansprüchen der Philologen mit der tiefsinnigen Bemerkung, daß „ihre Wissenschaft den Bedürfnissen der Neuzeit nicht genügend Rechnung trage" zur Tagesordnung übergeht. Den wirklich Gebildeten, vom Geist wahrer Wissenschaft Durchdrungenen, widert es an, solchem Geflunker entgegenzutreten; es ist schon weit genug gekommen, wenn man überhaupt eine Wissenschaft, und heiße sie nun wie sie wolle, auch nur zu vertheidigen gezwungen wird. Möchte doch jene „Bildung" einmal im Ernste, wenn sie es nämlich vermag, über die wirklichen „Bedürfnisse" unserer Zeit nachdenken, und wenn sie vielleicht nach einer solchen Studie zu dem Bekenntniß sich herablassen sollte, daß allerdings gegen den wuchernden Realismus

unserer Zeit ein ideelles Gegenwicht „mehr oder weniger“ „wünschbar“ „scheine“ — möchte sie dann gefälligst einen theils bequemeren, theils ausgiebigeren Fundort des besagten Idealismus nachweisen. Für einstweilen mag sie sich sagen lassen, daß es keine wahre Bildung giebt ohne geschichtliche Grundlagen, d. h. ohne Vertiefung, und keinen wirklich bildenden Unterricht ohne ideale Momente. Die Generation, welcher in der Schule solche vorenthalten würden, kann recht Brauchbares leisten für das Leben, sie kann es sogar herrlich weit bringen im Erwerben und Herstellen greifbarer Güter, sie kann bis zu einem Punkte aufgeklärt sein — aber gebildet ist sie nicht; wenn sie trotzdem abschätzen will über Fragen, welche ihren Horizont übersteigen, so geht's ihr wie dem Blinden mit den Farben, und es überkommt uns dasselbe mitleidige Gefühl, wie den Mediziner, wenn ihn ein eifriger Laie wegen des Impfzwanges zur Rede stellt. Allerdings muß sofort beigefügt werden, daß an dieser Discreditirung der Wissenschaft die Träger selber, die Philologen, nicht ganz unschuldig sind. Theils durch Uebertreibung, theils durch falsche Betreibung, besonders zu erzieherischen Zwecken, haben sie geschadet und schaden sie heute noch. Ich kann es nicht für einen Rückschritt halten, wenn neben Latein und Griechisch auch noch andere Dinge zur Geltung und zwar zur vollen Geltung im Unterricht gelangen, aber was dann den Inhalt jenes Unterrichtes ausmacht darf nicht etwa bloß geduldet sein, wie sich die vornehme Weisheit der Realisten gar zu gern geberdet, sondern es muß mit Ueberzeugung und Liebe, mit dem vollem Bewußtsein seines Werthes aufgenommen werden. Wenn dieß jetzt leider nicht mehr geschieht, so hoffen wir, im Vertrauen auf den unwandelbaren Fortschritt, daß es früher oder später wieder geschehen werde, und zwar zu einer Zeit, wo beispielsweise der gute Homer doch für zu gut gelten wird, als daß er einen bloßen Tummelplatz für grammaticalische Turniere, für Silbenstecherei und Wortgefechte abgeben dürfte. Es könnte dann auch nichts schaden (und wird hoffentlich auch dazu wieder kommen), daß die philologischen Coterien und der Autoritätsdruck der regierenden Häupter etwas beschränkt würden, daß neben dem Dogma von der alleinseligmachenden Methode auch das ästhetische, Herz und Gemüth anregende Moment des innern Gehaltes zu seinem Rechte käme, daß die jungen Seminaristen nicht zu einer vorzeitigen Wortkritik der Theile eingeschult würden, bevor sie die Kenntniß und den Genuß des Ganzen in sich aufgenommen haben, und daß sie zu diesem Zweck ihren Scharfsinn nicht an den entlegensten obscursten Scribenten sondern an den Classikern übten. Dann, aber nur dann, werden wir wieder einen Fortschritt zu constatiren haben. Ich bin somit ungesucht auf das Gebiet der Erziehung gelangt, aber offen gestanden wird es mir hier am schwersten, einen unbedingten Fortschritt nachzuweisen, so paradox auch dieß inmitten der Lobgesänge über verbesserte Schul-

einrichtungen, rationelle Methoden und andere Vorzüge unserer Zeit klingen mag. Es fällt mir gar nicht ein, diese Vorzüge bestreiten zu wollen, aber ich behaupte, solange über diese Wohlthaten die Kinder ihre Jugendfrische, ihre Naivetät mitsammt ihrem kostbaren Augenlicht einbüßen, solange durch des Gedankens frühreife Bläße ihre Wange angekränkelt wird, so lange ist und bleibt etwas faul in jenem gepriesenen Unterricht. Und wie soll es besser werden, wie soll die Jugend sich ihrer Jugend freuen können, wenn die Anforderungen an ihre leibliche und geistige Arbeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich steigern? Wohl hört man gegenüber der wachsenden Ueberfülle von Stoffen und Disciplinen auch Warnstimmen, welche auf das gerade Gegentheil, auf Concentration des Unterrichts dringen — aber wie kann diese höchst gerechtfertigte Anforderung erfüllt werden, wenn und solange vom Knaben die Reife des Jünglings, vom Jüngling der Kenntniß des reifen Mannes d. h. unter allen Umständen zu viel verlangt wird? Nur dann — und es wird so kommen müssen — wenn wir einmal über den Basedow'schen Standpunkt, in den wir richtig hineingerathen sind, wieder herauskommen, den Standtpunkt nämlich der kleinlichsten Nützlichkeitskrämerei, welcher sogenannte praktische Bildung, einen auf das „Leben" berechneten und zugestutzten Unterricht verlangt, und folgerichtig zu einer handwerksmäßigen Verachtung jeder wahren Bildung führt, und wenn wir zweitens, in jeder Disziplin nach der Quantität hin Maß halten. Der Schüler kann nicht sein und braucht nicht in allen Einzelheiten ein Microcosmus des Lebens zu sein. Aber einstweilen weht ein ganz conträrer Wind. „Der Begriff der geistigen Bildung, der Erziehung des Menschen verliert sich zusehens und setzt sich in immer steigendem Maße beim Publicum in die Vorstellung um, daß es ankomme auf die Erwerbung praktisch nützlicher Fertigkeiten, auf möglichst frühe Abrichtung zu einem Beruf. Die speciellen Vorschulen gewinnen übermäßigen Raum und in den für die academischen Studien bestimmten Vorbildungsanstalten wird durch die Massenhaftigkeit des Lehrstoffes die Möglichkeit des rechten, freien, liberalen Denkens erdrückt. Man vergißt auch, daß die Universitäten propädeutische Anstalten sind und eine Menge von Gegenständen der Forschung dem Selbststudium überlaßen werden müssen" (Mommsen). Wenn von der „Bildung des Jahrhunderts" in ihrem Werth für Individuum und Völker gesprochen, wenn der Schulmeister (wie es im letzten großen Kriege, aber auch schon früher z. B. durch den großen englischen Staatsmann Brougham geschah) als der Heros gepriesen wird, der die Leibes- und Geistesschlachten des Jahrhunderts gewinnt, so kann unter jener Bildung unmöglich der platte Abrichtungsapparat zu den handgreiflichsten Utilitätszwecken, unter diesem nicht der gewöhnliche Drillmeister verstanden werden; zum Schlachtenfeuer gehört auch, wenn es wirksam sein soll, etwas

heiliges Feuer, und das vermögen jene beiden nicht zu liefern. Und die Männer der Wissenschaft, werden auch sie mit den Fortschritten derselben durch stetige Erweiterung und Vertiefung, an sich selber endlich den Fortschritt erleben, daß ihre Existenz eine behaglichere wird, ich meine, daß ihr Wohlbefinden, ihr physisches Leben durch den strengen Dienst nicht verkümmert und gefährdet, daß es nicht zu einem Märtyrerthum des Geistes wird? Schwerlich, denn dergleichen Rücksichten auf die Individuen kennt leider der Fortschritt nicht; jede Idee will ihre Opfer haben: Sie werden ihre Befriedigung in der Erfüllung der Pflicht, im Genuß an der Arbeit, im Hochgefühl ihrer Entdeckungen zu suchen haben, es ist viel, und ein Mehreres wird ihnen nicht gegönnt. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß diese oder jene Wissenschaft im Lauf der Zeit eine Masse Ballastes über Bord werfen wird, welcher theils durch neue Entdeckungen, theils auch durch absolute Werthlosigkeit überflüssig geworden ist — die chinesischen Dynastien und anderes Personen- und Zahlengerümpel dürfte, beispielsweise, einmal jenem Schicksal verfallen — aber trotzdem und trotz der Theilung der Arbeit verlangt die Pflege der reinen Wissenschaft von ihren auserlesenen Jüngern mit jedem Jahre mehr. Wer sich's daneben noch glaubt bequem machen zu können, müßte die Natur einen Chalkenteros haben, und das sind die Ausnahmen. — Nach dem oben Gesagten wird man wohl behaupten dürfen: Die Fortschritte in den einzelnen Wissenschaften verhalten sich heut zu Tage, mit Ausnahme der angewandten Naturwissenschaften, gerade umgekehrt zu der Werthschätzung der Wissenschaft durch die große Masse: hier ist eher ein Rückschritt bemerkbar; und wenn im glaubenseifrigen Mittelalter die Völkerepidemien der öffentlichen Meinung (um mit Riehl zu sprechen) religiös waren, so sind sie in unserer Zeit nicht etwa wissenschaftlich, sondern politisch-social geworden. So wenig wir es aber tadeln würden, wenn man die Begeisterung des Volks für die Wissenschaft als eine Epidemie bezeichnen wollte und könnte, so wenig soll mit jener Behauptung ein Tadel ausgesprochen sein. Im Gegentheil; auf socialem Gebiet ist der Fortschritt ungeheuer, er zeigt sich gerade hier am handgreiflichsten, und alle Mißwüchse, alle Uebertreibungen, alles regellose Hasten und Ueberstürzen können ihn nicht verdunkeln. Die Geschichte kann nicht anders, als ein großartiges Entwicklungsgesetz anerkennen, gemäß welchem im Alterthum die Idee des Staates, im Mittelalter die Idee der Kirche, in unserer Zeit die der Gesellschaft in ihrem manigfaltigen Probleme staatswirthschaftlicher, politischer, padagogischer und ethischer Natur zur Erscheinung und Durchbildung kam oder noch in diesem Prozesse begriffen ist. Daß in diesem Zeitendrama auch der Religion eine Rolle zugedacht ist, das sehen und wissen wir, und es hat auch seine guten Gründe. Sie sind theils äußerer, theils innerer Natur. Fürs Erste

will man ihre Rechtssphäre innerhalb des Staates und im Gegensatz zu ihm abgrenzen, was nur dadurch möglich geworden ist, daß man mehr und mehr zu der Ueberzeugung von der hetrogenen Natur beider Begriffe gelangte — ein ganz ungeheurer Fortschritt! — Dann aber bedingt der wissenschaftliche Fortschritt nothwendig auch den religiösen; das Dogma mußte mit sich reden und rechnen lassen, sobald es mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Conflict gerieth. (Man denke bespielsweise nur an die alte Lehre von der Centrallage der Erde im Universum und deren Umsturz durch das System des Copernicus.) Und drittens wurzeln alle socialen Probleme denn doch auf einem gesunden ethischen, das heißt, auf religiösem Grunde; es muß überhaupt unser Bestreben sein, alle Errungenschaften moderner Bildung mit einem festen religiösen Standpunkte in Verbindung zu bringen. Wer den Fortschritt in der Natur (der sinnlichen Objectivität) und in der Geschichte (der geistigen Subjectivität) anerkennt, muß auch den teleologischen Charakter derselben, er muß folgerichtig ein schaffendes Prinzip und einen Bezug des denkenden Geschöpfes zu ihm, d. h. die Religion anerkennen. Wer aber, vom Standpunkt des Offenbarungsglaubens aus, den Fortschritt auf diesem Gebiete läugnet, muß entweder annehmen, daß hier allein jenem Weltgesetze eine Fessel angelegt sei, oder daß alle bisher in der Geschichte aufgezeichneten Fortschritte keine solche seien. Letztere Behauptung würde aber schon dadurch mehr als bedenklich werden, daß auch hier wieder eine große Ausnahme angenommen werden müßte, nämlich das Factum der Offenbarung selber; denn diese müßte doch gegenüber der hinter ihr liegenden Perioden ein Fortschritt genannt werden! Beide Glieder der Argumentation sind aber hinfällig, das erste, weil es unvernünftig, das zweite, weil es ungeschichtlich ist. Die Annahme also eines unverbrüchlich für alle Zeiten und alle Völker gegebenen, eines unwandelbaren religiösen Canons wird durch die Idee des Fortschritts, wie durch seine Geschichte widerlegt. Thatsache ist, daß die Formen der Gottheit je nach den Anschauungen der Zeiten und der Völker wechseln, daß sie dem geschichtlichen Prozeß unterworfen und von der Culturhöhe der Menschen bedingt sind, darum sind sie auch immer anthropomorphisch, und werden es bei allen Verschiedenheiten und aller Vervollkommung bleiben, so lange Menschen auf der Erde sind. Es ist unschwer vorherzusagen, welchen Lauf die innere Entwicklung der Religion nehmen wird. Der positiv-dogmatische Gehalt wird sich mehr und mehr verflüchtigen und der Offenbarungsglauben sich zu einer Vernunftsreligion klären. Unsere großen Denker, Kant an der Spitze, sehen diese für die allein richtige und würdige an, und wenn sie zur Stunde noch nicht die Welt erobert hat, so ist, wie Kant glaubt, allein die Schwachheit der menschliche Natur schuld daran; der reine Vernunftglaube würde noch nicht die Kraft haben, eine Kirche zu gründen; zu diesem Behuf bedarf es einer positiven

Religion, die Kirche aber ist nothwendig als ein Verein gegen das Böse, welches in der Gesellschaft wuchert. Nicht anders urtheilt Lessing, (wenn er auch den Offenbarungsglauben für etwas Providentielles hält), urtheilen die Heroen unserer Literatur, Schiller und Goethe, und ihre Ueberzeugung wurzelt in nichts anderem als im Glauben an den Fortschritt. Das wäre zunächst blos ein Fortschritt auf intellectuellem Gebiete. Nun behaupten aber viele, die dies zugeben, die Welt sei in der Gesinnung irrreligiöser geworden das religiöse Bedürfniß habe sich abgestumpft und der Nerv, welcher den religiösen Sinn auch zur lebendigen That leite, habe seine Spannkraft verloren, nach der sittlichen Seite hin sei also in der Religion ein Rückschritt bemerkbar. Diese Ansicht ist aber eine irrthümliche: der Indifferentismus in religiösen Fragen, welcher allerdings auch im Flor steht, bezieht sich mehr auf die Schale, auf die metaphysische Form; diejenigen Fragen aber, welche den Kern und das Wesen der Religion bilden, haben zu keiner Zeit seit der Reformation mehr allgemeine Theilnahme erweckt als gerade heute.

Im innigsten Zusammenhang mit der Religion hat früher die Kunst gestanden; alle Culturvölker von den Aegyptern an bis zu den deutschen und romanischen Völkern des Mittelalters haben aus diesem Quell ihre Ideale geschöpft, und es hat eine Wechselwirkung beider Gebiete auf den Menschen stattgefunden, indem nicht bloß die religiösen Ideen zu künstlerischen Schöpfungen begeisterten, sondern die Anschauungen der Kunstgebilde auf Erhebung des religiösen Sinnes mächtig hinwirkten. Hierfür liefert gerade das für die Kunst empfänglichste Volk der Griechen den schlagendsten Beweis. Man braucht nur an die Namen Aeschylus, und Pindar, an den olympischen Zeus eines Phidias, an die ganze griechische Tempelarchitectonik zu denken. Dieses Verhältniß ist in unserer modernen Kunst ein völlig anderes geworden; die religiöse Kunst ist nicht mehr herrschend, sie begnügt sich mit einer kleinen Provinz des großen Kunstgebietes, der kirchlichen Architectur, aber auch diese bewegt sich meist in hergebrachten, typisch gewordenen Formen, sei es der Gothik, sei es der Renaissance, sei es einer Vermischung beider Stile; wo auf andern Kunstgebieten, wie z. B. dem der Malerei oder der Poesie, religiöse Motive zum Ausdruck gelangen, da sind diese nicht berechtigter als alle übrigen; sie stehen auf gleicher Linie, und ihr Ursprung ist nicht etwa in einer objectiven Thatsache, d. h. dem natürlichen Verbande von Kunst und Religion, welcher nicht mehr besteht, sondern lediglich in der Subjectivität des Künstlers zu suchen. Woher kommt das? Und ist es ein Fortschritt? Die Kunst ist weltlicher geworden, und mußte es, wenn sie nicht verkümmern wollte. Unsere Religion, zumal die protestantische, bietet der nachempfindenden Phantasie keinen erheblichen Spielraum, sie entbehrt das Mythus und entzieht dadurch der Kunst einen unerschöpflichen Quell der Motive. Man

denke an den griechischen Olymp, der mit den mannigfaltigsten, stets darstellbaren, stets concreten und anthropomorphistisch gedachten Göttergestalten bevölkert war, und daneben an das lebendig-sinnliche Naturgefühl jenes Volkes, welches neben dem Himmel auch Erde Luft und Meer mit göttlichen Wesen belebte. Daneben stelle man den abstracten, einförmigen, christlichen Himmel, welcher der Kunst zwei wirklich darstellbare Personen liefert, die Mutter und den Sohn, und selbst jene (mit dem ganzen Gefolge der Heiligen) der religiösen Verehrung des Protestanten entrückt hat. In der That hat die frühere Kunst diesen beschränken Vorstellungskreis so nach allen Richtungen und Variationen hin erschöpft, daß an ein freies Bewegen innerhalb desselben gar nicht zu denken ist und der Schritt darüber hinaus gethan werden mußte. Dieser Schritt ist aber ein Fortschritt, weil er der Kunst auf einmal eine überwältigende Fülle neuer Aufgaben und Ziele stellt. —

Hätten wir uns zur Aufgabe gestellt, die Fortschritte des XIX. Jahrhunderts zu constatiren, so wäre ein Eingehen auf die speziellen Künste vielleicht erforderlich, so aber mag es genügen, im geschichtlichen Entwicklungsprozeß das Gesetz des Fortschrittes im Allgemeinen auch für die Kunst in Anspruch zu nehmen. Diese allerdings sehr allgemeine Aufstellung wird derjenige wohl gelten lassen, welcher im Vergleich zu den Leistungen der Griechen an die neuern und neuesten Schöpfungen im Reich der Farbe und der Töne ja auch des geflügelten Wortes denkt. Welche Pracht, welche Tiefe, welcher Umfang! Mögen hier einzelne Darstellungsweisen der Griechen auch jetzt noch maaßgebend sein, ich kann mir nicht denken, daß sie für alle Zeiten ewige Musterbilder geschaffen haben, auch nicht für die Sculptur, auch nicht für das Heldengedicht. Phidias war ein Künstler, der jetzt noch für die höchsten Aufgaben der Sculptur als canonisch gilt, vielleicht zur Zeit noch gelten muß. Aber gleichwohl darf sich unser Zeitalter eines ungeheuern Fortschrittes rühmen, er liegt darin, daß wir bewußt ausüben, was jene Griechen instinctiv thaten und empfanden. Den deutlichsten Beweis dafür liefert die platonische Aesthetik, welche es trotz jener erhabenen Vorbilder kaum zu einem kindlichen Lallen gebracht hat. So groß Homer ist und so wenig auch bei einem auf der Culturhöhe stehenden Volke seine spezielle, in ihrem Charakter vollendete Art zum zweiten mal möglich ist (weil wir unsere Geschichte und Cultur nicht rückläufig machen können), so nahe liegt und so berechtigt ist die Annahme, daß unter andern Verhältnissen eine andere Gattung des Epos erstehen kann, wo die Helden nicht nach der Kraft ihres Armes und der Wucht ihres Hiebes, sondern nach der Kraft ihres Geistes und dem Werth ihres Thuns gemessen werden. Wie es dermaleinst im Orane aussehen werde, wissen wir nicht; wenn aber eine gewisse Richtung, die ihr Programm mit möglichster Deutlichkeit und Zuversicht aufgestellt hat, Recht behalten

sollte, so wird im „Kunstwerk der Zukunft“ auch der dramatischen Poesie eine ganz andere Form angewiesen sein, das heißt, eine durch und durch musikalische: in diesem Rückgriff auf längst verschollene, will sagen griechische Art und Kunst würde dann, nach der Meinung vieler Aesthetiker, der Fortschritt unserer und späterer Jahrhunderte liegen — ein Fortschritt freilich, der eigentlich bloß im Wiedergewinnen des längst Verlorenen läge. Insofern aber der musikalische Bestandtheil dabei in Betracht kommt, so müßte wenigstens auf diesem Boden ein ungeheurer wirklicher Fortschritt angenommen werden. — Wie sehr die Musik noch vor hundert Jahren fortschrittsfähig und fortschrittsbedürftig war, haben ihre Heroen bewiesen, ob sie es in eben solchem, ja in erhöhtem Grade auch in unserer Zeit sei, oder zur Zeit noch nicht sei — darüber tobt der Streit ja schon lange! — Fortleben, mein' ich, ist Fortschreiten, fortschreiten ist fortarbeiten; nur Arbeit, stetige und unausgesetzte Arbeit liefert den Fortschritt; Natur und Geschichte tragen dieses Gepräge und führen diesen Beweis. Allerdings wird dadurch das unendliche Leiden der Welt nicht aufgehoben, aber doch gemildert, und in der Arbeit ist die einzig denkbare Aussicht auf ein endliches Aufhören desselben gegeben. Wer vor dem „Gorgonenhaupt des menschlichen Elendes“ zu Stein erstarrt und in stummer thatenloser Verzweiflung auch andere von der Nutzlosigkeit der Arbeit zu überzeugen sucht, arbeitet zwar auch auf seine Weise, aber rückwärts; in der Trostlosigkeit liegt nicht das Mittel zum Bessern; sie ist der Uebel größtes, und die schon vorhandene Summe braucht wahrlich nicht noch mit diesem Zuwachs vermehrt zu werden. Leicht wird es dem Pessimismus unserer Tage, die Schaar der Uebel aufzuzählen und aufzuwühlen, aber das Leichte ist nicht das Beste; das Uebel zu besiegen muß unsere Aufgabe sein. Damit soll durchaus nicht gesagt werden, daß die pessimistische Weltansicht, welche bekanntlich bis auf Heraklit zurückgeht, mit einem Strich abzuthun oder gar unsinnig sei; ihre Träger sind größtentheils tiefere, von den Räthseln des Daseins mehr in Anspruch genommene und auch gewissenhaftere Denker, als die große Schaar derer, welche, weil selbst irgend wie von des Lebens Huld angelächelt, nicht genug Worte haben, zu preisen, „wie wirs' so herrlich weit gebracht“, — jedenfalls aber ist der Pessimismus die unfruchtbarere Anschauung, weil er mit seinem Läugnen des Fortschritts auch das Prinzip der Arbeit läugnet, ohne doch die behauptete Unmöglichkeit des Fortschritts beweisen zu können. Wer aus der Entwicklung der Weltgeschichte das Gegentheil, nämlich wirklichen und absoluten Fortschritt zu erkennen glaubt, für den ist auch die Unrichtigkeit des Pessimismus, als eines objectiven Principes, bewiesen. Liegt auch in der Arbeit noch nicht die Gewähr des einstigen großen Erfolges, so doch die einzige Hoffnung auf einen solchen und der einzige Trost. Sie ist es, die

— — — der Seele Sturm beschwört,
— — — die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Basel, J. Mähly.

Sittenbilder aus Japan.

I.

Lange Zeit fast völlig abgeschlossen vom Leben der übrigen Erdenvölker und so eine Welt für sich geblieben, hat Japan, seit es seine Häfen zunächst den Amerikanern, dann auch den übrigen seefahrenden Nationen öffnete, sich mit einer Raschheit in das allgemeine Culturleben eingefügt, die Staunen erregt. Während China, das andere große mongolische Reich Ostasiens, europäische Wissenschaft, Politik und Sitte nach Kräften von sich abwehrt, während selbst die uns näher verwandten Völker Westasiens im Großen und Ganzen uns fernbleiben und fortleben wie sie vor Jahrhunderten lebten, hat jenes begabte und rührige Inselvolk, namentlich seit der politischen Revolution, die den Mikado in seine Rechte als eigentlichen Herrscher des Landes wieder einsetzte und zugleich — hierin in gewissem Maße ein Seitenstück zu Deutschland darstellend — durch Niederwerfung der Daimios, der nahezu souverän gewordenen Territorialfürsten, die Einheit des Reiches herstellte, durch Aufnahme europäischen Wesens auch eine gesellschaftliche Revolution von Grund aus erlebt und damit eine Umgestaltung erfahren, die in der Culturgeschichte geradezu unerhört ist. Nicht nur, daß man in richtiger Würdigung jenes Wesens die Staatsverwaltung, den Unterricht, das Geldwesen, die Medicin, das Heer nach Weise der Nationen des Nordwestens umbildete, eine Dampferflotte schuf, Eisenbahnen baute, Telegraphenleitungen errichtete u. s. w., selbst in den Gewohnheiten des Privatlebens, der Tracht und andern Aeußerlichkeiten hat man sich uns anzuschließen begonnen. Wer hätte es 1852 geglaubt, wenn man ihm gesagt hätte, daß 1872 einige achtzig Japaner in Berlin studieren, daß jetzt Hunderte unter den Bewohnern Jeddos gutes Deutsch reden würden, daß mehr als ein deutscher Gelehrter dort, von der Regierung angestellt, Vorlesungen halten, daß der unnahbare Mikado, der Göttersohn, wie ein europäischer Fürst mit seinem Volke und sogar mit den Fremden

verkehren würde? Tritt nicht, was möglich, aber nicht wahrscheinlich, eine Gegenströmung ein, so wird in wenigen Jahrzehnten ein völlig neues Volk an die Stelle des alten Japan getreten sein, welches für die Entwickelung von Ostasien von noch größerer Bedeutung sein wird, als das aufstrebende Aegypten für die von Ost- und Centralafrika.

Ein derartiges Volk interessirt uns lebhaft auch nach seinem vergangnen oder im Vergehen begriffnen Leben, und zwar um so mehr, als dieses Leben in schnellem Verschwinden ist, und so wird eine Schrift, die uns dasselbe zum größten Theil aus dem Munde von Landesangehörigen selbst schildert, allen Freunden der Ethnographie in hohem Grade willkommen sein. Wir haben die Freude, eine solche in der von Kohl besorgten Uebersetzung von Mitfords „Tales of Old Japan“ — Deutsch. „Geschichten aus Alt-Japan“ *) — anzeigen zu können. Dieselbe ist ein nach den verschiedensten Richtungen hin lehrreiches und zugleich unterhaltendes Buch, welches aus dem Charakter des merkwürdigen Stücks Menschheit, das es behandelt, mit einer bis jetzt noch nicht dagewesenen Vollständigkeit vorführt und und auch in der Form wenig zu wünschen übrig läßt. Einige Längen und Wiederholungen, z. B. in dem nicht weniger als 57 Seiten einnehmenden Kapitel über das Harakiri oder die Selbsthinrichtung der vornehmern Klassen der Japaner, hätten vermieden werden können. Hin und wieder ist die Uebersetzung mangelhaft. Als Ganzes aber verdient das Buch Dank und Empfehlung. Die letztere werden wir ihm am Besten durch eine ausführliche Angabe seines Inhalts und gelegentliche Auszüge aus seinen interessantesten Partien zu Theil werden lassen. Der Hauptinhalt besteht, wie der Titel schon besagt, in der Mittheilung von Erzählungen, kleinen Novellen, Legenden, Sagen und Märchen der Japaner, die einen Einblick in deren Auffassung des Lebens, deren Empfindung und Denken eröffnen. Dazu kommen gewisse Etiquette-Vorschriften, Schilderungen von Gebräuchen, sowie Mittheilungen über die Ehe, die Kindererziehung, das Begraben der Todten und Aehnliches. Endlich hat der Herausgeber diesen der japanischen Literatur entnommenen Historien und Beschreibungen noch Einleitungen und Erklärungen hinzugefügt, die auf eigner Beobachtung und Erfahrung ruhen.

Die erste Erzählung, „die siebenundvierzig Ronins“ betitelt und auf ein wirkliches Vorkommniß im 18. Jahrhundert gegründet, kennzeichnet in sehr charakterischer Weise, was man in Japan von einem getreuen Vasallen er-

*) Der volle Titel lautet: „Geschichten aus Alt-Japan. Von A. B. Mitfort, zweitem Secretär bei der britischen Gesandtschaft in Japan. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Kohl. Mit Illustrationen gezeichnet und in Holz geschnitten von japanischen Künstlern. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Fr. Wilhelm Grunow 1875.“ Die zahlreichen Illustrationen, Holzschnitte, sind äußerst charakteristisch, wenn auch eher alles Andere, als Kunstwerke nach unserm Begriff.

wartet. Ein vornehmer Herr oder Fürst wird im Palaste des Taikun zu Jeddo von einem andern Fürsten, der ihm Unterricht im Ceremoniell bei Empfang eines Gesandten ertheilen soll, und der sich als habgieriger und niedrigdenkender Geist von ihm dafür nicht genügend honorirt findet, gröblich beleidigt. Entrüstet hierüber, versucht er den Unverschämten zu tödten, verwundet ihn aber nur und wird darauf verhaftet und als Breher des Friedens in der Residenz verurtheilt, sich durch das bekannte Harakiri selbst zu entleiben. Darauf beschließen siebenundvierzig seiner Vasallen, den Tod ihres Herrn an seinem Beleidiger zu rächen. Derselbe ist indeß auf seiner Hut, und so gilt es zunächst, ihn sicher zu machen. Dieß geschieht dadurch, daß die Verschworenen sich zerstreuen und als Handwerker und Kaufleute in der Nähe ihres Feindes Beschäftigung suchen, und daß ihr Anführer Oischi Kuranosuke sich einem liederlichen Leben, dem Wein und den Weibern ergiebt. Eines Tages fällt er betrunken auf der Straße hin und schläft ein. Die Vorübergehenden lachen und spotten über ihn, und Einer ruft aus: „Siehe da, ist das nicht Oischi Kuranosuke? O Schande! Er hat nicht das Herz, seinen Herrn zu rächen. Seht, wie er schmählich betrunken auf offner Straße liegt! Ein treuloser Mensch, ein Narr, ein Feigling! Unwürdig des Namens eines edlen Samurai“ (Mannes von der Kriegerkaste). Und er giebt Kuranosuke einen Fußtritt und speit ihn an. Durch solche und ähnliche Manöver beruhigt, vernachläßigt der von den Verschwornen ins Auge Gefaßte seine Vorsichtsmaßregeln, und in einer finstern Nacht wird er von jenen in seinem Hause überfallen und, nachdem er ihren demüthigen Bitten, sich selbst zu tödten, aus Feigheit nicht entsprochen, von Kuranosuke niedergeworfen und enthauptet. Darauf ziehen die Rächer nach dem Grabe ihres Herrn, um den Kopf seines Gegners darauf nieder zu legen. Jedermann lobt ihren Muth und ihre Treue. Ein Fürst, an dessen Palast sie vorüberschreiten, läßt sie feierlich empfangen und bewirthen. Sie haben nach der Vorschrift Konfutses gehandelt: „Du sollst nicht leben unter demselben Himmel und nicht betreten dieselbe Erde mit dem Feinde deines Vaters oder deines Herrn.“ Aber das Gesetz des Landes verurtheilt sie zur Selbstentleibung, und sie vollziehen sie „entschlossen und furchtlos, wie sich's für Edelleute geziemt.“ Ihre Leiber werden vor dem Grabmale ihres Herrn beerdigt. Das Volk kommt in Haufen herzu, um auf ihren Gräbern zu beten. Darunter ist auch der, welcher Oischi Kuranosuke einst mit Füßen getreten und ihn angespien. Er kommt, um ihn um Verzeihung zu bitten und ihm Genugthuung zu geben, indem er sich auf dem Grabe des Todten ersticht, worauf ihn der Hauptpriester mitleidig neben den Ronins begräbt. Das Ganze ist ein blutiges Bild wilder Vasallentreue, ein mongolisches Seitenstück zum Nibelungenliede der germanischen Welt. Die Japaner sind noch heute voll Bewunderung über die That

Kuranosukes und seiner Gefährten, sie erweisen ihnen fast göttliche Ehren. Fromme Hände bedecken noch in diesen Tagen ihre Gräber mit grünen Zweigen und verbrennen Weihrauch auf ihnen.

Die zweite Geschichte „Die Liebschaft des Gombatschi und der Komurassaki" erzählt uns, wie der Held derselben auf seinen ritterlichen Fahrten eines Tages in das Haus von Räubern geräth, ohne es zu wissen. Ein schönes Mädchen, die Tochter eines reichen Kaufmanns, die von den Räubern entführt worden, klärt ihn über seine gefährliche Lage auf. Er verliebt sich in sie und befreit sie, indem er die Räuber im Kampfe erschlägt. Der Vater des Mädchens will ihn, als er sie ihm zurückbringt, bei sich behalten, der der junge Mann aber zieht vor, zu Jeddo im Dienste eines Fürsten Ehren zu erwerben. Er hat seiner Geliebten Treue versprochen, geräth aber in Jeddo auf schlechte Wege, die ihn häufig in das Jdschiwara, das Quartier der öffentlichen Mädchen, führen, und hier erkennt er eines Tages in der Gefeiertsten von diesen seine Verlobte wieder. Sie hat sich hierher verkauft, um ihren inzwischen verarmten Eltern das Leben zu fristen, was in Japan nicht für schändlich, sondern für lobenswerth angesehen wird. Darauf erwacht in ihm die alte Liebe; er möchte die Geliebte zum zweiten Male befreien, und da ihm hierzu die Geldmittel fehlen, wird er kurz entschlossen ein Räuber. Darüber betroffen, verfällt er dem Gesetze und wird hingerichtet. Seine Geliebte aber flieht, als sie dies vernimmt, aus dem Joschiwara und tödtet sich auf dem Grabe des todten Jünglings.

„Casumas Rache", das dritte Stück unserer Sammlung, ist in der Hauptsache die Geschichte eines berühmten Schwertes, welches allerlei Blutthaten veranlaßt. Sie spielt im Anfange des 17. Jahrhunderts, einer Zeit bürgerlicher Unruhen in Japan, die mit denen, welche der letzten Revolution in diesem Lande vorangingen, mancherlei Aehnlichkeit haben. Das Schwert ist für die so viel auf Mannesehre haltenden und dabei so rachelustigen Japaner von höchster Bedeutung. Die Schwertfeger bilden bei ihnen die vornehmste Handwerkerklasse. Sie geben ihren Waffen eine von keinem andern Volke erreichte Vollkommenheit. Die Schwerter sind nach dem Volksglauben beseelt. Sie sind gewissen Familien ergeben, andern feindlich gesinnt. Oft ist die Lebensgeschichte eines abhanden gekommenen Schwertes so bunt und abenteuerlich, wie bei anderen Nationen die einer geraubten Geliebten.

Seit alten Zeiten gab es in Japan sowohl unter den Edelleuten als unter den Bürgerlichen gewisse Verbrüderungen, deren Mitglieder sich Odokadate, d. h. rüstige Gesellen, nannten und vielfach mit einander rivalisirten und zusammen stritten. Auf das Treiben dieser Genossenschaften bezieht sich die vierte unserer Geschichten, die uns wieder eine Reihe sehr wilder und blutiger Charaktere vorführt und uns zuletzt den Untergang des berühmten

Tschobei von Bandsuin, eines Führers der bürgerlichen Odokadate von Jeddo, der sich durch Heldensinn und Kraft und nicht weniger durch hülfreiches und barmherziges Wesen auszeichnet, durch die Rachsucht der Führer der Adelsverbindung schildert. Die ganze Erzählung trieft von Blut und hallt von Rachegedanken wieder. Andererseits aber begegnen wir in ihr auch nicht wenigen Beispielen edlen und heroischen Sinnes, die wir aufrichtig bewundern, und namentlich jener Tschobei, der Hauptheld, ist eine in jeder Beziehung wohlthuende Erscheinung.

Das fünfte Kapitel ist eine Schilderung des Viertels von Jeddo, wo sich die Musiker, Tänzer, Wahrsager und Tausendkünstler sowie die Schauspieler der Hauptstadt Japans aufhalten. Sie ist großentheils einem japanischen Reisehandbuche mit dem Titel „Führer durch die glückliche Stadt Jeddo" entnommen. Recht instructiv ist, was Mitford über Geschichte und Wesen des japanischen Dramas hinzu fügt.

Der nächstfolgende Abschnitt nennt sich „Die wunderbaren Abenteuer des Funakoschi Dschujemon" und dreht sich in der Hauptsache um die Rache, die dieser an seiner Frau, die ihn hintergangen hat, und an deren Buhlen, einem Ringer, nimmt. Die Geschichte ist so gut erzählt, daß sie mit einigen Kürzungen im Decameron Platz finden könnte.

Noch hübscher ist Nummer 7: „Das Etamädchen und der Hatamoto". Die Eta sind die verachtetste Klasse in Japan, die Hatamoto dagegen gehören zum Adel. Wie die Liebe sich bei uns bisweilen über den Unterschied der Stände hinwegsetzt und vornehme Herren mit Zigeunermädchen zusammenführt, so geschieht dies hier mit dem adeligen Gensaburo und der niedrigstehenden, aber wunderschönen Okogo. Die bei zufälligem Zusammentreffen mit dieser in jenem plötzlich entbrennende Leidenschaft, die geheimen Zusammenkünfte beider, die treue Liebe, die sie einander bewahren, und welche alle sie bedrohenden Gefahren nicht beachtet, ist allerliebst wiedergegeben. Besonders reizend ist die Darstellung der Scene, in welcher der stolze Edelmann dem schüchternen und bescheidenen Etamädchen seine Liebe erklärt. Wir lassen dieselbe mit einigen Kürzungen folgen.

Gensaburo erwartet Okogo im Zimmer eines Theehauses, wohin diese in Begleitung ihrer Freundin Okuma kommt. Okogo zaudert noch in jungfräulicher Bescheidenheit, einzutreten. „Nun, was soll das bedeuten?" fragt die Freundin. „Da du schon so weit gekommen bist, Okogo, scheint es mir doch etwas spät, die Scheue zu spielen. Sei keine Närrin und tritt sogleich mit mir ein." Mit diesen Worten zieht sie ihre Freundin an der Hand herein und vor Gensaburo. Dieser spricht ihr Muth ein: „Komm, meine Liebe, was ist hier zu fürchten? Tritt ein wenig näher, bitte." — „Vielen Dank, lieber Herr, aber wie könnte ich, ein so niedriges Geschöpf, mich

unterfangen, mich an Eure Seite zu setzen und Euren Adel zu beflecken?' Und indem sie das sagte, überzog eine tiefe Röthe ihr Gesicht, und je mehr Gensaburo sie anblickte, desto schöner erschien sie seinen Augen, und desto mehr bezauberten ihn ihre Reize. Er ließ Wein und Fisch bringen, und sie ergötzten sich an einem kleinen Schmause. Als Tschokitschi (der den Vermittler des Stelldicheins macht) und Okuma sahen, was die Uhr geschlagen, ließen sie Gensaburo und Okogo allein, die sich nun einander ins Auge sahen. — „Komm," sagte Gensaburo lächelnd, „möchtest Du denn nicht etwas näher bei mir sitzen?" — „Ich danke Euch, Herr, ich fürchte mich ein wenig." — „Ei, Du benimmst Dich ja beinahe, als ob Du mich haßtest." — „O nein, nein, gewiß, lieber Herr, ich hasse Euch nicht. Das würde sehr garstig von mir sein, und es ist auch wirklich nicht der Fall. Gleich das erste Mal, als ich Euch bei der Adsumabrücke sah, liebte ich Euch und sehnte ich mich nach Euch von ganzer Seele. Aber ich wußte wohl, welchem verachteten Geschlechte ich angehörte, und daß ich für Euch nicht zur Frau paßte, und so verzichtete ich in Ergebung auf mein Glück. Aber ich bin noch so jung und unerfahren, und so konnte ich es doch nicht lassen, an Euch zu denken und nur an Euch. Und als ich dann von Tschokitschi hörte, was Ihr über mich gesagt, hielt ich Alles in meinem Herzen für einen seligen Traum." — Wie sie diese Worte mit schüchternem Erröthen sprach, war Gensaburo ganz hingerissen von ihrer Schönheit und sagte: „Gut. Du bist ein kluges Kind. Gewiß besitzest Du längst schon einen hübschen jungen Liebhaber, und das wird es sein, wenn Du nicht mit mir trinken und neben mir sitzen willst. Hab' ich nicht Recht, he?" — „Ach, Herr, ein so vornehmer Edelmann wie Ihr hat sicher ein schönes Weib in seinem Hause, und dann seid Ihr selbst so schön, daß gewiß alle hübschen jungen Damen Euch gut sind." — „Ei, sieh doch, wie geschickt Du schmeichelst. Ein so reizendes Geschöpf wie Du kleine Zauberin bist, war ganz dazu angethan, allen Männern den Kopf zu verdrehen." — „Ach, das ist bitter zu hören für ein armes Mädchen! Wer möchte nur daran denken, mit einem so elenden Geschöpfe einen Liebesbund zu schließen? Bitte, erzählt mir jetzt Alles von Eurer Geliebten. Mich verlangt so sehr von ihr zu hören." — „Wunderliches Kind! Ich bin nicht der Mann, jeder schönen Dame etwas in den Kopf zu setzen. Aber allerdings giebt es Eine, die ich liebe und heirathen möchte." — Bei diesen Worten fing Okogo an, im Ernst Eifersucht zu empfinden. „O, wie glücklich muß sie sein," rief sie aus. „Bitte, erzählt mir Alles von ihr." — Gensaburo erwiederte lächelnd: „Nun, so höre denn. Jene Eine, die ich über Alles liebe, ist niemand anders als Du selbst. Da! Du bist's." Damit berührte er mit der Fingerspitze sanft das Grübchen in ihrer Wange, und Okogos Herz schlug so heftig vor Freude, daß sie eine Zeitlang ganz sprachlos war. Endlich schlug sie die Augen auf, wendete ihm

ihr Antlitz zu und sagte: „Ach, hoher Herr, Ihr scherzt wohl nur mit mir, da Ihr doch nun wißt, daß das, was Euch gefallen hat, mir vorzuschlagen, der innigste Wunsch meines Herzens ist. Ich wäre glücklich, wenn ich nur als Magd oder in noch geringerer Eigenschaft in Euer Haus kommen dürfte, um mich an Eurem Anblick zu erfreuen." — „Ah! Ich sehe wohl, wie gut Du Dich darauf verstehst, Männer zum Besten zu haben, und so willst Du auch mich ein wenig hänseln." Damit nahm er sie bei der Hand und zog sie an sich heran. Sie aber, wieder erröthend, rief: „O wartet noch einen Augenblick, bis ich die Schiebethür verschlossen habe." — „Höre mich an, Okogo, nie werde ich das Versprechen vergessen, das ich Dir gab, und Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Dir Kummer machen werde. Hüte Dich aber auch Deinerseits, mich zu hintergehen." — „Wohl ist eher zu fürchten, Herr, daß es Euch gefallen würde, Euer Herz einer Andern zu schenken. Aber ich bitte Euch, obgleich ich keine vornehme Dame bin, habt Mitleid mit mir und liebt mich ehrlich und lange." — „Das steht fest. Ich werde mich um kein anderes Weib kümmern als um Dich." — „O, diese Worte, das erflehe ich von Euch, diese Worte, die Ihr jetzt gesprochen habt, vergeßt nie!" — „Doch jetzt," erwiederte Gensaburo, „rückt die Nacht heran, und für heute müssen wir scheiden."

So trennen sie sich denn. Gensaburo geht nach seinem Palaste. Okogo kehrt heim in ihre Hütte, ihr Herz voll Wonne, daß sie den Mann gefunden, nach dem ihre Seele verlangt. Fortan treffen sie sich oft in dem Theehause, und Gensaburo vergißt ganz, daß sein Verhältniß bald bekannt werden muß. Dieß geschieht denn auch, und da in Japan Mesalliancen für Verbrechen angesehen werden, so endigt die Geschichte tragisch: Gensaburo wird, seiner Güter und Würden beraubt, in die Verbannung geschickt, und Okogo trifft mit ihrer ganzen Familie ein ähnliches Schicksal.

Den Schluß des ersten Bandes bilden japanische Märchen. Märchenhafte Erzählungen giebt es in Japan in Menge, sie bilden dort einen förmlichen kleinen Literaturzweig. Mitford hat eine Anzahl derselben gesammelt und sie wörtlich übersetzt. Sie sind einfach und volksthümlich erzählt und können sich den unsrigen getrost an die Seite stellen. Einiges in ihnen klingt an diese an. Im Uebrigen aber sind sie rein japanische Gewächse, hervorgegangen aus den Lebensverhältnissen, den Sitten, der Phantasie und den abergläubischen Vorstellungen des Inselvolkes. Die Einbildungskraft, die in ihnen waltet, ist bisweilen ungemein keck; denn nicht nur den lebendigen Gegenständen der Natur, den Thieren und Pflanzen, sondern auch todten Dingen, Hausgeräthen, Theekesseln, Reismörsern, Besenstielen, Seetangstücken u. a. wird Vernunft, Wille und Sprache zugeschrieben, und sie treten

damit wie Menschen handelnd auf. Sie sehen damit fast so barock aus wie die Bilder, die sie in unsrer Uebersetzung begleiten.

Wir wählen von den neun hier mitgetheilten Märchen drei aus, um sie als Beispiele von Anklängen an Züge in deutschen Erzählungen dieser Art mit einigen Abkürzungen, die Unwesentliches betreffen, hier wiederzugeben. Jene Züge werden den Lesern sofort wie uns gegenwärtig werden und ihnen vielleicht ein Beweis sein, daß Japan in der Urzeit irgendwie — wahrscheinlich durch den Buddhismus — mit der Urheimath unsrer deutschen Märchen in Verbindung gewesen ist. Das erste dieser japanischen Märchen nennt sich „Der Sperling mit der abgeschnittnen Zunge" und lautet etwa folgendermaßen:

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der alte Mann hielt sich einen Sperling, den er mit großer Liebe und Sorgfalt fütterte und aufzog. Die Frau aber war eigensinnig und grob. Nun hatte der Sperling eines Tages an der Stärke, mit der sie ihre Leinwand steifen wollte, genascht, und das machte sie so böse über das kleine Thier, daß sie ihm die Zunge abschnitt und es zum Fenster hinausjagte. Wie nun der gute alte Mann vom Felde heimkehrte, fand er, daß sein Sperling nicht mehr da war. Er fragte, was aus dem Vogel geworden sei. Die alte Frau sagte, er habe von ihrer Stärke gestohlen, und da habe sie ihm die Zunge abgeschnitten und ihn fortgejagt. Da wurde der alte Mann sehr betrübt und sagte: „Ach wohin kann wohl mein Vogel geflogen sein? Armes Ding! Du armer kleiner Sperling mit der abgeschnittnen Zunge, wo hast Du jetzt wohl Dein Haus?" Und er ging fort und wanderte weit und breit umher und rief hundert Mal: „Herr Sperling, Herr Sperling, wo lebt Ihr jetzt?"

Eines Tages nun, am Fuße des Gebirges, begegnete dem alten Mann sein verlorner Vogel, und nachdem sie einander zu ihrem beiderseitigen Wohlbefinden gratulirt hatten, nahm der Sperling den alten Mann mit in seine Wohnung, wo er ihn seinem Weibe und seinen Kinderchen vorstellte und ihn dann mit allerhand guten Bissen bewirthete. — „Bitte, theile unsre schmale Kost", sagte der Sperling. „So wenig es ist, so wird es gern gegeben". — „Was für ein höflicher Sperling!" dachte der alte Mann, der nun lange Zeit hier Gast blieb und jeden Tag ganz königlich gespeist wurde. Endlich sagte der alte Mann, er müsse Abschied nehmen und nach Hause reisen (Kohl schreibt zu Hause!), worauf der Vogel vor ihm zwei aus Weidenzweigen geflochtene Körbe hinsetzte und ihn bat, sich einen davon als Abschiedsgeschenk mitzunehmen. Einer der Körbe war schwer, der andere leicht. Da sagte der alte Mann bescheiden, weil er hochbejahrt und schwach sei, wolle er nur den leichten Korb nehmen. Er hob ihn auf die Schulter und wanderte heimwärts.

Als der alte Mann nach Hause (bei Kohl wieder zu Hause) kam, war seine Frau sehr böse und fing an, ihn zu schelten und sagte: „Na, wo bist Du denn diese lange Zeit gewesen? Wahrhaftig, sehr hübsch und passend für einen Mann in Deinen Jahren, so im Lande herumzustreichen." — „O", antwortete er, „ich bin bei den Sperlingen zu Besuch gewesen, und als ich ging, gaben sie mir diesen Korb als Abschiedsgeschenk mit." Wie sie den Korb nun aufmachte, war er ganz voll Gold und Silber und andere kostbare Dinge. Als die alte Frau das sah, hörte sie mit Schelten auf, wurde vergnügt und wußte sich zuletzt vor Freude nicht zu lassen. „Ich will doch auch hingehen und die Sperlinge besuchen", sagte sie, „ich muß von ihnen auch ein so hübsches Geschenk haben." Sie fragte den alten Mann nach dem Wege zur Wohnung der Sperlinge und machte sich dann auf die Reise. Nach einer Weile begegnete sie dem Sperling mit der abgeschnittnen Zunge und rief ihn an: „O, wie gut! Ach, wie schön, daß ich Euch finde, mein lieber Herr Sperling! Schon lange wünschte ich mir das Vergnügen, Euch zu Gesicht zu bekommen." Mit diesen und andern süßen Worten suchte sie dem Sperlinge zu schmeicheln. Der Vogel konnte nicht umhin, die Frau in sein Haus einzuladen. Aber er gab sich keine besondere Mühe, sie gut zu bewirthen, auch ließ er sich von einem Abschiedsgeschenke nichts merken. Sie aber wurde dadurch von ihrem Wunsche nicht abgeschreckt, sondern bat um etwas, was sie zur Erinnerung an ihren Besuch mit heimnehmen könne. Der Sperling brachte darauf wie vorher zwei Körbe herbei, und das alte habgierige Weib wählte sich den schwersten von den beiden aus und schleppte ihn weg. Als sie sich aber hinsetzte und den Korb öffnete, um nachzusehen, was darin sei, da polterten und hüpften und flogen allerhand Kobolde und Teufelchen heraus und fingen an, sie zu necken und zu plagen, und in ihrem ganzen Leben wurde sie dieselben nicht wieder los.

Das zweite Märchen, welches noch deutlicher als das erste an gewisse Züge deutscher Märchen erinnert, nennt sich in unsrer Uebersetzung „Klein-Pfirschlings Abenteuer" und lautet, wie folgt:

Vor vielen hundert Jahren lebten im Gebirge ein ehrlicher alter Holzfäller und sein Weib. Eines Morgens ging der alte Mann mit seinem Beil in die Berge, um ein Bündel Scheitholz zu sammeln, während sein Weib sich an den Fluß hinunterbegab, um schmutzige Wäsche zu waschen. Als sie an das Wasser kam, sah sie einen schönen Pfirsich stromab schwimmen. Sie holte sich die Frucht herbei und nahm sie mit, um sie ihrem Manne, wenn er heimkehrte, zu essen zu geben. Der alte Mann kam denn auch bald vom Gebirge zurück, und die gute Frau setzte ihm den Pfirsich vor. Aber als sie ihn aufforderte, ihn zu essen, that sich die Frucht auseinander, und ein kleines wimmerndes Kind kam heraus. Die beiden Alten nahmen es als das ihre

an und zogen es als solches auf, und weil es aus einem Pfirsich geboren war, nannten sie es Momotaro, das heißt Pfirschling.

Nach und nach wuchs der kleine Pfirschling zu einem starken und tapfern Knaben auf, und endlich sagte er zu seinen Pflegeeltern: „Ich will jetzt zur Menschenfresserinsel gehen und die Schätze entführen, die dort aufgespeichert sind. Ich bitte Euch, backt mir ein paar Hirseklöße zur Zehrung auf die Reise." Die beiden Alten zerstampften Hirse und machten ihm die Klöße zurecht, worauf Klein-Pfirschling, nachdem er Abschied von ihnen genommen hatte, sich auf die Reise begab.

Wie er so hinwanderte, stieß er auf einen Affen, der grunzte ihn an und sagte: „Kia, Kia, Kia! Wohin geht die Reise, Klein-Pfirschling?" — „O, ich will zur Menschenfresserinsel, um ihre Schätze zu rauben!" antwortete Pfirschling. — „Was hast du denn da in deinem Gürtel?" — Es sind Hirseklöße, die allerbesten in ganz Japan." — „Gieb mir einen davon, so will ich dich begleiten." Darauf gab Pfirschling dem Affen einen von den Klößen, und dieser bedankte sich und ging mit ihm.

Als Klein-Pfirschling ein Stück weiter gewandert war, hörte er einen Fasan rufen: „Ken, Ken, Ken! Wohin des Wegs, mein kleiner Herr Pfirschling?" — Klein-Pfirschling antwortete wie vorher, und der Fasan trat, nachdem er ebenfalls um einen Hirsekloß gebeten und ihn bekommen hatte, auch in seine Dienste und folgte ihm.

Bald nachher begegneten sie einem Hunde, der bellte: „Wau, Wau, Wau! Wohin soll's gehen, mein lieber Herr Pfirschling?" — „Ich will nach der Menschenfresserinsel, um ihre Schätze wegzuführen." — „Wenn Du mir einen von Deinen hübschen Hirseklößen schenken willst, so begleite ich Dich," sagte der Hund. — „Recht gern" erwiederte Klein-Pfirschling, und so setzte er denn nunmehr in Begleitung des Affen, des Fasanen und des Hundes seinen Weg fort.

Als sie zu der Menschenfresserinsel kamen, flog der Fasan über das Thor der Burg in diese hinein, und der Affe kletterte über die Mauer, Klein-Pfirschling aber mit dem Hunde brach das Thor auf und drang in das Schloß ein. Dann bestanden sie einen Kampf mit den Unholden drinnen, schlugen sie in die Flucht und nahmen ihren König gefangen. Alle Menschenfresser unterwarfen sich und huldigten dem kleinen Pfirschling und schleppten die von ihnen aufgehäuften Schätze herzu. Darunter waren wundervolle Dinge: Zaubermützen, die den, welcher sie aufsetzte, unsichtbar machten, Juwelen, mit denen man Ebbe und Fluth des Meeres aufhalten konnte, Korallen, Smaragde, Moschus, Ambra und Schildpatt, überdieß eine Menge Gold und Silber. Klein-Pfirschling nahm das Alles an sich, reiste, mit

Schätzen ganz beladen, nach Hause und lebte dort mit seinen Pflegeeltern fortan in Ueberfluß und Frieden.

Die dritte Erzählung, die wir auswählen, betitelt sich „Die Elfen und der neidische Nachbar“ und berichtet Folgendes:

Es war einmal ein Mann, der auf einer Reise im Gebirge von der Nacht überfallen wurde, so daß er genöthigt war, sich im Stamme eines hohlen Baumes ein Obdach zu suchen. Als er ein solches gefunden hatte, versammelte sich um Mitternacht eine große Menge von Elfen auf dem freien Platze vor dem Baume, und der Mann gerieth, als er sie gewahr wurde, vor Schrecken ganz außer sich. Nach einiger Zeit jedoch fingen die Elfen an, zu spielen und Wein zu trinken und sich mit Gesang und Tanz zu ergötzen, und der Mann, von ihrer Vergnügtheit angesteckt, vergaß seine Furcht ganz und gar und kroch aus seinem hohlen Baume heraus, um an der Festlichkeit theilzunehmen. Das gefiel den Elfen, und als der Tag zu dämmern begann, sagten sie zu ihm: „Du bist ein lustiger Gesell und mußt wieder herauskommen und noch einmal mit uns tanzen. Du mußt uns das versprechen, Deine Zusage aber auch halten.“ Darauf nahmen sie ihm in dem Glauben, daß sie ihn dadurch zur Wiederkehr nöthigen könnten, eine große Warze ab, die ihm mitten auf der Stirn saß. Dieselbe sollte ihnen als Pfand für die Erfüllung ihres Wunsches und seines Versprechens dienen. Dann verließen alle die Stelle und gingen nach Hause.

Der Mann wanderte wieder heim, vergnügt über die angenehme Nacht, die er gehabt hatte, sowie darüber, daß er seine große Warze losgeworden war. Er erzählte die Geschichte allen seinen Freunden, die ihm vom Herzen dazu Glück wünschten, der bösen Warze entledigt zu sein. Nun hatte er aber einen Nachbarn, der ebenfalls mit einer dicken und schon sehr alten Warze behaftet war. Als der von dem guten Glücke seines Freundes hörte, plagte ihn der Neid, und er machte sich auf, um den hohlen Baum aufzuspüren. Nachdem er ihn gefunden hatte, versteckte er sich in ihm.

Um Mitternacht kamen denn auch, wie er erwartet, die Elfen und fingen an, zu speisen und zu trinken und zu singen und zu tanzen, wie sie es vorher gemacht hatten. Bei diesem Anblick stieg der Mann aus seinem hohlen Baume und schloß sich, wie früher sein Nachbar gethan, dem Gesange und Tanze an. Die Elfen glaubten, es sei ihr früherer lustiger Genosse, freuten sich über seinem Besuch und sagten: „Du bist ein wackrer, rechtschaffner Mann, daß Du Dich Deiner Zusage erinnerst, und so wollen wir Dir jetzt Dein Pfand zurückgeben.“ Damit zogen sie die zurückbehaltene Warze hervor und klebten sie dem Mann auf die Stirne, oben über die andere Warze, die er schon hatte, und so ging der neidische Nachbar weinend nach Hause, mit zwei Warzen statt mit einer.

Dieß ist eine gute Lehre für mißgünstige Leute, welche die Glücksfälle ihrer Nebenmenschen nicht mit ansehen können, ohne sie gleich auch für sich selber zu begehren.

Briefe aus Belgien.

Ich hatte Ihnen versprochen, diesmal von Kunst und Künstlern und von dem geistigen und geselligen Leben der belgischen Hauptstadt zu erzählen. Und jetzt, nachdem es mir vergönnt gewesen ist, in gemüthlichem und anregendem Verkehr mit Malern, Bildhauern, Musikern und Schriftstellern Brüssels und anderer Städte Belgiens drei genußreiche Wochen zu verleben, weiß ich vor Fülle des Stoffes kaum, wo ich anfangen soll. Das Haus meines verehrten Freundes Van Soust, dessen liebenswürdige, flandrisch-üppige Gastfreundschaft ich genoß, ist so recht der Sammelplatz der schönen Geister von Brüssel, und die bedeutendsten Künstler und Schriftsteller des vlamischen Stammes haben seit Jahren zu den Freunden dieses Hauses gezählt. Was der belgischen Häuslichkeit einen ganz besonders wohnlichen und traulichen Anstrich giebt, ist die Einrichtung der Wohnungen und diese selbst. Wie in London, so bewohnt in Brüssel eine Familie immer ein ganzes Haus für sich, und es ist nicht der glänzendste Reichthum und das tiefste Elend immer unmittelbar neben einander oder eins über dem andern unter ein Dach zusammengedrängt, wie in unseren großen Städten oder wie in Paris. Hinter vielen Häusern in Brüssel, auch im Innern der Stadt, befinden sich wohlgepflegte kleine Ziergärten, in die man unmittelbar aus dem meist zu ebener Erde liegenden Speisesaal oder aus einem Gartensalon eintritt. In glasgedeckten Lauben und Laubgängen werden früh reifende, schwellende Früchte oder prachtvolle tropische Blattpflanzen gezogen, eine treffliche Wasserleitung versorgt den sammtgrünen Rasen dieser Gärten mit erfrischenden Douchen. Man findet in den Salons mehr wie bei uns echt alterthümliche (nicht imitirte) geschnitzte Eichenmöbel von ausgezeichneter Arbeit, wie sich überhaupt in der Ausstattung der Zimmer ein ganz eigener Geschmack und eine außerordentlich solide Eleganz geltend macht, welche zugleich ein sichtbares Zeugniß von dem enormen Wohlstand des Landes ablegt.

Mit Recht rühmt man die häuslichen Tugenden der belgischen Frauen, namentlich der noch nicht französirten Damen Flanderns, ihre Wirthschaftlichkeit, Arbeitsamkeit, ihren Sinn für Nettigkeit, Sauberkeit und für jene geschmackvolle Wohnlichkeit welche ein vlamisches Daheim auszeichnet. Die Frauen, welche ich in Brüssel, Antwerpen und Gent namentlich in Gelehrten-

familien und Künstlerkreisen kennen gelernt und in ihrer Häuslichkeit sich bewegen gesehen habe, verdienen nicht blos dieses Lob in vollem Maaße, sondern sie haben mir auch dadurch imponirt, daß sie an den Tagesfragen namentlich an den Ereignissen auf dem Gebiete der schönen Künste und der Literatur so äußerst lebendigen und verständnißvollen Antheil zu nehmen vermochten. Selten habe ich eine so natürliche und harmonische Vereinigung der Vorzüge einer Hausfrau und einer Weltdame (im besseren Sinne des Wortes) zu beobachten Gelegenheit gehabt als hier. In den großen Städten Frankreichs und leider auch Deutschlands scheint mir in letzter Zeit grade in den mittleren und höheren Gesellschaftsschichten ein geziertes Precieusenthum, wie schon Molière es geißelt, bedenklich um sich zu greifen, an welchem gegenwärtig vorzugsweise die amerikanische Damenwelt krankt, jene verkehrte und emanzipirte Ansicht, als sei die wirthschaftliche Häuslichkeit nicht vereinbar mit dem Salonleben der großen Welt. Selbst auf die Gefahr hin, in den Verdacht franzosenfeindlicher Parteilichkeit zu gerathen, wage ich doch zu behaupten, daß mir die Damen, welche ich während eines dreiwöchentlichen Abstechers nach Paris in der dortigen Gesellschaft gesehen habe, die erwähnten Vorzüge in weit geringerem Grade zu besitzen scheinen. Wenn ich es für opportun hielte, oder wenn es hier der Ort wäre, auf diesen sich mir unwillkürlich aufdrängenden Vergleich tiefer einzugehen, so würde derselbe sehr zu Gunsten der Frauen Flanderns (in so weit sie nicht auch schon verwälscht sind) ausfallen müssen. Doch ich werde mich wohl hüten, diese heikle Frage weiter zu erörtern, zumal da mir der Raum nicht gestatten würde, neben diesen kleinen, bei unseren lieben Nachbarn jenseits der Vogesen gewohnheitsmäßig weniger empfundenen Mängeln zur Entschädigung die vielen liebenswürdigen und charmanten Eigenschaften der französischen Damen zur Geltung gelangen zu lassen. Noch schmerzlicher, als der erwähnte Verdacht würde mir die Zumuthung sein, ich hätte die Absicht, mich an Herrn Victor Tissot zu revanchiren, der sich in seinem jüngst erschienenen Buche: „Voyage au pays des Milliards" zum jüngsten Herold und Interpreten der Anschauungen gemacht hat, die ein Franzose auf einer flüchtigen Reise durch Deutschland über uns gewinnt, natürlich ohne einen Schimmer von der Landessprache zu haben, oder vielmehr der Anschauungen, die er sich zu eigen machen muß, um bei dem französischen Lesepublikum zu reussiren. Doch der arme Schelm ist von Paul Lindau in Nummer 31 der Gegenwart gründlich genug abgemuckt, und das scheint mir schon zu viel Ehre für ihn zu sein.

Aber ich wollte über belgische Kunstzustände berichten. Mein erster Gang in Brüssel galt dem Museum Wiertz, dessen Conservator der gefeierte Romanschriftsteller Conscience ist. Auch er ist ein Freund der Familie van Soust, und ich hatte das Vergnügen, mehrmals seine überaus

fesselnde Unterhaltung zu genießen. Wenige der jetzt lebenden Dichter erfreuen sich einer solchen Popularität als Conscience, dessen treffliche Romane in fast alle europäischen Sprachen übersetzt sind. Wie beliebt er in seiner Heimath ist, das wurde mir recht klar, wenn ich gemüthlich plaudernd mit ihm durch die schönen Straßen Brüssels schlenderte, die er mir mit einem gewissen Stolz zeigte. Wie einen Fürsten grüßte man den genialen Wiedererwecker der vlamischen Dichtung, und jüngere Schriftsteller sehen ehrfurchtsvoll zu ihm empor. Leider ist sein Gesundheitszustand nicht der beste. In Cöln hatte man mir sogar seinen Zustand als viel bedenklicher geschildert, und ich fürchtete schon auf die Freude verzichten zu müssen, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Ich war daher nicht wenig überrascht und erfreut, diese Befürchtungen unbegründet zu sehen.

Conscience leidet seit längerer Zeit an dem Uebel, das den großen Reichskanzler — wie Bismarck immer in der Fremde heißt — so oft von den Geschäften fern gehalten hat, an Ueberreizung der Nerven und an Schlaflosigkeit, einer Krankheit, der grade Naturen von eminenter Schaffenskraft und Energie so leicht anheimfallen. Man hofft, daß der Aufenthalt in dem reizenden Seebad Blankenberghe unweit Ostende, wohin sich der Dichter vor kurzem begeben hat, einen heilsamen Einfluß auf ihn ausüben werde. Trotz seines leidenden Zustandes ließ es sich Conscience nicht nehmen, den größten Freund der Vlamingen unter den deutschen Schriftstellern, wie er mich nannte, selbst in dem seiner Obhut anvertrauten Museum Wiertz herumzuführen. Außerdem begleitete mich Van Soust, der als Directeur des Beaux-Arts schon ex officio in den Museen und Sammlungen Brüssels und Belgiens überhaupt ganz besonders zu Hause ist. Derselbe hat sich durch seine Schriften über die moderne Malerei einen Namen als Kenner und Kritiker erworben, und sein Urtheil ist auf diesen Gebieten sehr geachtet. Ich konnte also in der merkwürdigen Gallerie Wiertz nicht besser geführt sein, als ich es war.

Wie das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen die Skulpturen des großen Dänen, so vereinigt das Wiertz-Museum die sämmtlichen Gemälde, Kartons, Handzeichnungen, Skizzen und Sculpturen des großen 1865 gestorbenen belgischen Meisters, dessen Namen es trägt.

Unwillkürlich drängte sich mir während dieser genußreichen Periegese der Gedanke auf, daß zwischen Wiertz und Conscience hinsichtlich ihrer Lebensschicksale und ihrer Entwickelung eine gewisse Verwandtschaft bestehe. Conscience kann mit Recht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem Wiederaufblühen der vlamischen Literatur einen mächtigen Impuls gegeben zu haben, und in der Malerei scheint mir, den große Leys vielleicht ausgenommen, kein belgischer Künstler den Meistern der alten flandrischen Schule näher zu stehen als Wiertz. Beide Männer waren mittellos geboren, und

der Dichter, welcher nicht, wie der junge Wiertz, wohlthätige Pfleger seines Talentes fand, ursprünglich sogar zu gewerblicher Hantirung bestimmt, fernab vom literarischen Verkehr lebend, von einer hochmüthigen wallonischen Kritik mit Hohn begrüßt, wurde von seinen Landsleuten erst ganz allmählich erkannt und gewürdigt, und selbst an Verfolgungen eines damals engherzigen Gouvernements hat es ihm nicht gefehlt. So haben beide Männer unter Kämpfen und Entsagungen in hartem ernstem Ringen sich den dornenvollen Pfad zur lichten Höhe emporarbeiten müssen, auf der sie stehen. Bekanntlich hat der geniale Wiertz sich nie von einem seiner Gemälde trennen mögen. Den glänzendsten Anerbietungen widerstand er und blieb freiwillig arm, während er in Dürftigkeit von seinem Handwerk lebte; so nämlich nannte er selbst das Portraitmalen, das er nur trieb, um die nothwendigsten Subsistenzmittel zu gewinnen. Und doch, konnten diese Handwerksarbeiten unter seiner Hand etwas geringeres werden, als Kunstwerke? Mußte er nicht dem flüchtigsten Portrait den Adel seines Genius aufprägen? In dem Jahrhundert des Rennens und Jagens nach dem „Glück", dem materiellen Wohl mitten unter den kleinen Menschen, die sich abarbeiten und abmühen um materiellen Erwerb, steht Wiertz da, groß in dieser asketischen Selbstbeschränkung, in dieser freiwilligen Armuth, ein männlich starker Charakter. Ebenso wie er, hat es Conscience nicht verstanden oder hat es verschmäht, mit der geschäftlichen Weltklugheit anderer die goldenen Früchte seines Schaffens einzuheimsen. Nach den zahlreichen Auflagen, welche seine Romane in dem originalen vlamischen Gewande und in vielen Uebersetzungen erlebt haben, könnte, ja müßte Conscience ein sehr reicher Mann sein. Aber ein Contract, den er in den Zeiten, wo man ihn noch nicht „entdeckt" hatte, mit einer Verlagsbuchhandlung abgeschlossen, räumt dieser den Anspruch auf alles ein, was er später geschrieben hat und noch schreiben wird, ja sogar auf die Erwerbung des Uebersetzungsrechts. Der Dichter ist zu stolz oder zu pietätsvoll gewesen, um auch nur im geringsten an diesem Vertrage zu rütteln. Wie Wiertz nur immer gearbeitet hat, und das mit gigantischer Kraft und Ausdauer, allein für die Kunst um ihrer selbst willen, nicht um Gewinn, so hat auch Conscience, dessen fast instinctiv sich bahnbrechende Bestimmung es war, zu schreiben, nur immer bemüht, die historische Größe seines Stammes zu verherrlichen und das Nationalgefühl desselben zu heben, sich wenig genug um die materiellen Vortheile bekümmert, die ihm daraus hätten erwachsen müssen. Daß Conscience trotz des französischen Klanges seines Namens ein echter Vlaming ist, habe ich schon früher bemerkt. Wiertz, dessen Name ja deutlich genug die germanische Abkunft verräth, wird gern von französischen Schriftstellern, wie neuerdings von Emile de Laveleye (in der Revue des Deux mondes) als französischer Wallone angesprochen. Und allerdings ist sein Vater in Rocrog, er

selbst in Dinant an der Maas d. 22. Februar 1806, also beide auf französischem Sprachgebiet geboren. Darauf wohnte sein Vater, der die Kriege von 1799 — 1803 mitgemacht hatte, in Löwen, wo er das Schneiderhandwerk trieb. Später trat derselbe in die holländische Gendarmerie ein.

Der junge Wiertz hatte sich schon in der Schule durch sein frühzeitig hervortretendes eminentes Talent bemerklich gemacht. Seine autodidaktischen Zeichnungen und Schnitzereien zogen die Aufmerksamkeit eines reichen Kunstfreundes, des Abgeordneten P. Maibe auf sich. Dieser brachte ihn nach Antwerpen, wo er an den Malern Herreyrs und van Bree treffliche Meister fand. So ist er also, obwohl auf wallonischem Gebiete geboren, seinem Bildungsgange nach doch ein Vlaming, er ist es aber auch in der gemüthvollen Tiefe und in der zähen ausdauernden Gründlichkeit seines gesammten Denkens und Schaffens. Der Grund, weshalb ihm die Portraitmalerei nicht genügte, giebt uns den Schlüssel zum Verständniß seiner gewaltigen Werke. Die Schönheit der Formen, die Kühnheit und der Schwung der Compositionen, der Glanz und die Pracht des Colorits, alles das war ihm nur Mittel zum Zweck: eine Idee wollte er in jedem Gemälde verkörpern, und so sind seine Werke sozusagen gemalte Dichtungen, packende phantasiereiche Originalpoesieen oder Verkörperungen homerischer oder biblischer Scenen. Nie ist mir die nahe Verwandtschaft und der innere Zusammenhang der Poesie und der Malerei so klar geworden, als vor den Bildern des Meister Wiertz.

Die meisten großen biblischen Sujets von ihm sind bei ihrem Rundgange durch die Ausstellungen fast ganz Europas oft genug eingehend besprochen und in Reproductionen so vielfach verbreitet, daß ich hier von einem näheren Eingehen auf dieselben absehen kann, was auch viel mehr Raum erfordern würde, als mir hier zu Gebote steht. Eine größere Energie der Handlung und einen höheren Schwung der Phantasie als sich in diesen Colossalbildern ausspricht, findet sich wohl kaum bei einem andern Meister der neueren Zeit. Man könnte den Kampf der Hölle mit dem Himmel, welches ich für das Meisterstück des Künstlers halte, in mancher Hinsicht mit Kaulbachs Hunnenschlacht vergleichen. Doch findet sich in dem Wiertzschen Bilde nichts von der an Kaulbachschen Schöpfungen oft getadelten Vermischung des Transcendenten mit der historischen Wirklichkeit. Auch finde ich die Composition bei Wiertz kühner, die Bewegung wilder, feuriger als bei Kaulbach. In der Pracht des Colorits und in der markigen Zeichnung erinnert namentlich dieses Colossalgemälde an die besten Erzeugnisse der alten flandrischen Schule, namentlich an den Stil des großen Rubens, mit dem überhaupt Wiertz, wenn man die Alten mit den Modernen vergleichen darf, viel Berührungspunkte hat. Das erwähnte Gemälde hat eine Höhe von 11,53 Metern

und eine Breite von 7,93 Metern. Aehnlich grotesk sind, und zwar nicht blos durch ihre Ausdehnung, die meisten andern Bilder derselben Gattung. Je größer die Einförmigkeit in der kirchlichen Malerei namentlich der neueren Zeit ist, die unter dem erdrückenden Einfluß der classischen Zeit der großen italienischen, flandrischen und spanischen Meister vergeblich nach Originalität ringt, um so schwerer fällt der Werth der Wiertzschen Compositionen in die Waage. Hier ist ein Fortschritt, eine eigenartige Entwickelung in der Auffassung tausendfach dargestellter biblischer Scenen; ein neues, nicht dagewesenes philosophisches Element durchdringt und durchgeistigt die bekannten Stoffe. Dies gilt namentlich von dem schönen Bilde, das ein würdiges Gegenstück zu dem vorhin erwähnten bildet, und welches er „Le Phare du Golgatha“ genannt hat. Es stellt die Aufrichtung des Kreuzes dar. Aber der Maler hat dem oft dargestellten Stoff eine tiefpoetische Seite abgewonnen. Im Vordergrunde treibt ein römischer Kriegsmann eine Schaar von Sclaven mit Geißelhieben an, das Kreuz aufzurichten, dasselbe Kreuz, welches sie aus dem Sclavenstande befreien und erlösen soll. Und während so in dem Krieger die Verblendung der antiken Welt verkörpert ist, welche an ihrem eigenen Untergange arbeitet, zeigt die obere Gruppe des colossalen Gemäldes den klugen wohlbewußten Widerstand, den die Hölle der Errichtung des Kreuzes entgegensetzt. Mitten in diesen rasenden Kampf unreiner Begierden fällt ein magischer Lichtschein, von der unsichtbaren Gestalt Christi ausgehend, die an der abgewandten Seite des Kreuzes zu denken ist. Der Effect dieses 30′ hohen Bildes ist ein ganz überwältigender. Mehr wie andere Gemälde scheint mit dieses der Ausdruck des Wiertzschen Genius zu sein. Hier ist innerhalb der uralten, aber von Lessing zuerst in klaren Worten gezogenen Grenze der Malerei und Poesie die Aufgabe, welche sich der Künstler gestellt hatte, erschöpfend gelöst. Wie in Geibels „Tod des Tiberius“ oder in Lenaus „Ewigem Juden“ kommt hier die erhabene Poesie dieses Momentes, dieses Wendepunktes in der Geschichte zum vollkommenenen Ausdruck, und doch scheint das Ganze nur dem höchsten Gesetze der bildenden Künste, dem Gesetze der Schönheit, zu dienen. Zuweilen jedoch folgt der Maler treu der Tradition der alten Meister. So hat er ausgesprochener Maßen in seiner „Erziehung der Jungfrau“ ein Pendant zu dem gleichnamigen Gemälde von Rubens schaffen wollen. Als das Bild zuerst in der Ausstellung zu Antwerpen 1843 erschien, war man erstaunt über die Kühnheit, mit welcher Wiertz mit Rubens zu rivalisiren wagte, aber nicht minder über die vollkommene Stilähnlichkeit des Werkes mit seinem erhabenen Vorbilde. Und doch ist hier von keiner Copie die Rede. Ich habe beide Bilder zwar nicht neben einander, aber kurz nach einander gesehen. Nicht die Figuren, das Colorit, die Composition hat er nachgeahmt — er hat den

Geist des großen Vorbildes getroffen. So konnte er getrost wagen, diese Worte auf sein Gemälde zu schreiben: Pour être placé à coté du tableau de Rubens représentant le même sujet. Musée d'Anvers. Aber mit der Bescheidenheit des wahren Künstlers setzt er die Worte Diderot's darunter: „Établir un parallèle entre nos oeuvres et celles des grands maîtres, c'est le plus puissant moyen de nous intruire et de nous élever.“ Ein anderes bedeutendes Gemälde dieser Gattung ist Der Triumph Christi. Es stellt den Moment dar, wo Christus eben verschieden ist. Ein leichter Glanz umgiebt das bleiche Antlitz und scheint siegreich das Dunkel, wie die aufgehende Sonne, zu verscheuchen. Auf der einen Seite flieht das Heer der bösen Geister, ohnmächtige Wuth und den Hohn der Verzweiflung in den Mienen und Geberden, hinab zu den Orten ewiger Qual; selbst Satanas, der Oberste der Teufel, der noch am längsten getrotzt hat, vermag der stummen Majestät des Erlöserhauptes nicht mehr Stand zu halten, auch er wendet sich zur Flucht, zum Sturz in den Abgrund. Auf der andern Seite steht abgesondert von den übrigen Engeln, welche in hastiger Verfolgung die bösen Geister vor sich her scheuchen, der Erzengel, mit dem flammenden Schwerte; gebieterisch weist er dem Satan den Ort der Verdammniß zur Wohnung an. Wunderbar contrastirt das stille Dulderantlitz am Kreuz zu den leidenschaftlich bewegten Typen der Kampfscene und zu der Herrscherglorie des Erzengels. Aus jedem Bilde treten uns plastische, unvergeßlich der Erinnerung sich einprägende Gestalten entgegen. Wer, der einmal das Museum Wiertz besucht hat, könnte z. B. den Genius des Bösen, diese Einzelgestalt voll dämonischer Schönheit und teuflischer Tücke je vergessen? Es liegt eine ungemeine Wucht in der Haltung und dem Ausdruck dieser Gestalt mit dem Raubthierblick und den tief in die eigene Brust eingekrallten Fingern.

Dr. Gustav Dannehl.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Kunst und Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung 1873. Herausgegeben von Carl von Lützow. Leipzig 1875. E. A. Seemann. — Dieses Werk hat die Aufgabe gelöst, von der Gesammtvertretung der Kunst und des Kunstgewerbes auf der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 durch Wort und Bild getreue Rechenschaft abzulegen. Da doch der dauernde Werth und Nutzen dieser glanzvollen Schaustellungen der menschlichen Arbeit unzweifelhaft in der Belehrung zu suchen sind, die sie uns bieten, so darf ein Werk wie das im Titel genannte, welches in erster Linie didaktische

Zwecke verfolgt, wohl auf das nachhaltige Interesse der verwandten Kreise zählen. Eine Reihe bewährter Fachmänner: H. Auer, Br. Bucher, R. v. Eitelberger, A. v. Enderes, Jac. Falke, Jos. Langl, Fr. Lippmann, Br. Meyer, Mor. Thausing, A. Woltmann u. A. hat sich vereinigt, um die Summe dessen zu ziehen, was unsere Zeit, soweit sie überhaupt auf der Wiener Ausstellung repräsentirt war, in allen Arten der Production, Verwerthung und Pflege des Schönen zu leisten vermag oder zu erringen bestrebt ist. Von ähnlichen Werken aus früheren Weltausstellungsjahren unterscheidet sich das genannte Werk zunächst durch die Theilung der Arbeit unter verschiedene Kräfte, ohne daß dadurch das einheitliche Gepräge des Ganzen gelitten hätte. Jedenfalls war nur auf diese Weise diejenige Gründlichkeit der Berichterstattung erreichbar, welche die Größe der Aufgabe forderte; zumal im vorliegenden Falle, wo in Folge der bekannten Mängel der räumlichen Disposition der Ausstellung die Uebersicht auch nur des kleinsten Fachgebietes so mannigfache Hindernisse zu überwinden hatte. Der Illustration des Werkes wurde eine besondere Sorgfalt zugewendet. Was die tüchtigsten xylographischen Anstalten Deutschlands und Oesterreichs, vereint mit einer musterhaft geleiteten Druckerei, in edlem Wetteifer geleistet haben, verdient umsomehr Anerkennung, als das dazu gehörige Material nur mit den größten Schwierigkeiten und häufig in Gestalt recht mangelhafter Vorlagen zu beschaffen war. Bei der unbedingten Nothwendigkeit für Gewerbetreibende und Industrielle, mit ihrer Production stets auf der Höhe der Zeit zu stehen, somit die in ihrem Fache gewonnenen Erfahrungen sich anzueignen und daraus zu lernen, ist es keine Phrase, wenn man Lützow's Werk ein unentbehrliches Buch nennt, das in der Bibliothek keines Gewerbe-Vereines oder -Museums, in dem Bureau keines kunstgewerblichen Industrie-Etablissements, in keinem Baubureau und in keiner gewerblichen Unterrichtsanstalt fehlen sollte.

Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik. Von Dr. Gustav Cohn. Leipzig. Duncker und Humblot. Zwei Bände. — Obgleich die Eisenbahnpolitik, d. h. die Summe derjenigen Grundsätze, nach welchen der Staat das Eisenbahnwesen behandelt, als ein Theil der modernen Wirthschaftspolitik, im Wesentlichen deren Hauptprincipien anerkennt, ist sie doch zur Zeit noch sehr unentschieden. Weder der Theorie noch der empirischen Praxis ist es gelungen, über die Principien der Eisenbahnpolitik soweit einig zu werden, daß man die erzielten Resultate als wichtige und die factischen Verhältnisse zum Vortheile wendende Errungenschaften verzeichnen könnte. Autorität gegen Autorität, Fachmann gegen Fachmann ziehen heute noch mit gewichtigen Argumenten gegeneinander zu Felde, und es wird noch

vieles Streites und vieler Erfahrungen bedürfen, bis sich die Ansichten in wünschenswerther Weise geklärt haben über die Fragen: Soll der Staat die Eisenbahnen ebenso behandeln, wie andere wirthschaftliche Unternehmungen, oder soll er wegen ihrer großartigen Wirkungen, wegen ihrer nationalen Bedeutung eigene Grundsätze für ihre Behandlung aufstellen und verfolgen? Wer soll Eisenbahnen bauen? Der Staat oder Private? Welches sind die Vor- und Nachtheile der einen wie der andern? Woher soll der Staat, wenn er Bahnen baut, das Capital dazu nehmen? Wenn Private bauen, soll er sie unterstützen? Und wie? Wohin sollen aus wirthschaftlichen, politischen und militärischen Rücksichten Bahnen gebaut werden? Hat der Staat ein Oberaufsichtsrecht über Bau und Betrieb auch der Privatbahnen, eine sogenannte Eisenbahnhoheit? Wie und in welchen Punkten soll sie geltend gemacht werden? Männer, wie Rau, Rentzsch, v. Mohl, Bergius, Mager, Bineau, Wishaus, Wagner, Perrot warfen diese Fragen auf und machten sich anheischig, dieselben auch in der einen oder andern Weise zu lösen. Alle diese Männer der Wissenschaft wendeten die Beobachtungsmethode nicht in genügender Weise an, sondern haben, der eine mehr, der andere weniger, die Gesetze der historischen Kontinuität übertrieben; indeß darf man ihrem Streben die vollste Anerkennung zollen, denn sie haben doch eine unendliche Menge von Problemen im Lichte ihrer Methode aufgeklärt. Wir sind indeß der Meinung, daß, wie die Naturwissenschaften sich durch die Experimental-Methode erneuert haben, dies auch mit den nationalökonomischen Wissenschaften geschehen wird, und daß es durchaus nothwendig ist, Erfahrung und Beobachtung zur Basis der Wissenschaft zu machen. Diesen einzig richtigen Weg schlägt nun Dr. Gustav Cohn ein, und sein Werk erinnert uns an Aristoteles' Ausspruch: „Das Wissen muß die Phänomene bestätigen und diese ihrerseits das Wissen." Er betitelt den ersten Band seines Werkes „Die Entwicklung der Eisenbahngesetzgebung in England" und schildert uns mit fachmännischem Scharfblick in lehrreicher Weise und fesselnder Form den Ursprung der englischen Eisenbahngesetzgebung, die Periode der ersten Erfahrungen, die Ergebnisse der Untersuchungen des Jahres 1844, die Erfahrungen bei dem Versuche der Errichtung eines Eisenbahnamtes, bei den Verschmelzungen der kleineren Gesellschaften mit den großen Compagnien, und die Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre, die in der Eisenbahnpolitik gemacht wurden. Beinahe jede dieser Fragen kommt täglich zur Discussion, und es muß jedem dabei Betheiligten oder sich dafür Interessirenden sehr willkommen sein, ein wissenschaftlich gehaltenes Werk zu finden, aus dem er sich Aufschluß erholen kann über die auf diesem oder jenem Gebiete im Mutterlande der Eisenbahnen gemachten Erfahrungen. — Der zweite Band des Werkes „Zur Beurtheilung der englischen Eisenbahnpolitik" ist mehr kritisch gehalten, und wir müssen es lebhaft bedauern, daß uns nicht der Raum zur Verfügung steht, aus den in klarster Weise behandelten Capiteln: der Staat und die Eisenbahngesellschaften, die Leistungen der englischen Eisenbahngesellschaften, deren Preise und Rentabilität, kleine Excerpte zu reproduciren. Indeß wird uns bei Verfolg der Frage unserer Eisenbahnpolitik noch oft Gelegenheit geboten sein, auf Cohn zurückzugreifen, um uns die in England gemachten Erfahrungen vor Augen zu halten.

h.m.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

No. 37.

Ausgegeben am 10. September 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben:

Ein

Hand- und Adressbuch

der

Deutschen Archive

im Gebiete

der österreichisch-ungarischen Monarchie, des deutschen Reiches, der russischen O[...] provinzen und der deutschen Schweiz.

Begründet und nach amtlichen Quellen bearbeitet

von

Dr. ph. C. A. H. Burkhardt,

Archivar und Vorstand des Grossh. S. Geheimen Haupt- und Staatsarchives, des S. Ernest. Gesammtarchives, Gr[...] Archiv-Rath.

Preis 7 Mark 50 Pfg.

Dieses Buch hilft einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse ab. Indem es der Herausgeber hat angelegen sein lassen, in dem weit reichenden Gebiete deutsc[...] Sprache die **deutschen** Archive in übersichtlicher Weise zusammenzustellen, ist vor al[...] auf Grund sorgfältiger, amtlicher Erhebungen, darauf Bedacht genommen worden, [...] nur **völlig Zuverlässiges** geboten werde. Man wird durch diese äusserst verdienstl[...] von vielen Seiten freudig begrüsste Arbeit in den Stand gesetzt, von den wichtig[...] **deutschen Archiven** zuverlässige Nachrichten nach verschiedenen Seiten hin zu erlang[...] Da das Buch genaue Angaben über den **Beamtenstand der Archive** und die [...] **dingungen, unter denen die Benützung der einzelnen Anstalten möglich** ist, [...] hält, so beseitigt dasselbe alle Weitläuftigkeiten, mit denen bisher die erstrebte Benütz[...] der einzelnen deutschen Archive verbunden war. Jedem, der mit deutschen Archi[...] zu arbeiten hat, giebt das Buch ein klares Bild der Verwaltung, und dies schützt [...] vor unnützen Erörterungen über die einzuschlagenden Wege, welche die Erlaubniss [...] Benützung erzielen sollen.

Vorzügliches Gewicht legt der Herausgeber auf die **literarischen** Angaben, da [...] aus den einzelnen Archiven hervorgegangenen **Quellendrucke** und einzelne archivali[...] Publicationen unter jeder Stelle aufgeführt sind. Nicht minder wichtig ist, dass [...] Buch auch genaue Nachweise über die nicht mehr selbstständigen, jetzt grössern Anstal[...] **einverleibten** Archive darbietet, über die bisher nur äusserst schwierig Kunde zu [...] langen war.

Das Buch ist ein unentbehrliches Hülfsmittel **jeder Staatsregierung,** aller deutsc[...] **Archive, Justiz- und Verwaltungsbehörden.** Besonders machen wir auch die Bibli[...] **theken** auf den Werth desselben aufmerksam, da z. Th. über sie in **archivalischer** [...] ziehung, Licht verbreitet wird. Vor allem aber dürfte der **deutsche Historiker** [...] Werk als ein völlig zeitgemässes begrüssen, da es sich ihm als ein zuverlässiger Füh[...] durch die Quellenstätten deutscher Geschichte in ihrem weitesten Umfange zeigen wi[...]

Fr. Wilh. Grunow.

Eine Kunstgeschichte in Biographieen.

In einer kurzen, vorläufigen Notiz haben wir schon neulich auf ein literarisches Unternehmen hingewiesen, welches geeignet ist, in den weitesten Kreisen der Gebildeten die lebhafteste und freudigste Theilnahme zu erwecken; wir meinen das im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erscheinende Werk: Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken. Unter Mitwirkung von R. Bergau, W. Bode, Ed. Dobbert, O. Eisenmann, Jac. Falke, Herm. Hettner, Max Jordan, G. Kinkel, C. Lemcke, Jul. Lessing, F. Reber, A. Regnet, Wilh. Schmidt, A. Springer, A. Woltmann u. A. herausgegeben von Dr. Robert Dohme, Bibliothekar Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm.

Dieses Werk wird in vier Bänden von je fünfzig Bogen großem Lexikonoctav etwa 130 ausführliche Künstlerbiographieen bringen. Der erste Band wird die deutschen und niederländischen Meister bis zur beginnenden Blüthe der flandrischen Schule um 1600, der zweite die Künstler des 17. Jahrhunderts mit Ausschluß der Italiener behandeln. Der dritte Band wird den italienischen Meistern vom 13. bis zum 18. Jahrhundert gewidmet sein, der vierte die Künstler des 18. und der ersten drei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts vorführen. Das ganze Werk wird in ungefähr 40—50 Lieferungen (à 2 Mark) erscheinen, von denen jede entweder eine oder zwei und mehrere abgeschlossene Biographieen enthalten und auch einzeln abgegeben werden soll. Jede Lieferung wird durch zahlreiche Holzschnitte illustrirt sein. Nach Vollendung der zunächst vorbereiteten vier Bände, welche bis zum Frühjahr 1877 in sichere Aussicht gestellt ist, wird möglicherweise ein fünfter Band sich anschließen, der dann die Künstler des 19. Jahrhunderts von 1830—1870 umfassen würde. So weit der Prospect.

Wir stehen nicht an, diese Publication als eine Art literarisches Ereigniß zu bezeichnen und als einen Markstein in der Geschichte der modernen Kunstwissenschaft. Denn es handelt sich hier um nichts geringeres, als darum, auf einem wissenschaftlichen Gebiete, auf welchem in den letzten Jahrzehnten

mit größtem Eifer und größter Hingebung gearbeitet worden ist, die dermalige Summe unsres Wissens zu ziehen und in gemeinverständlicher Form über die Kreise der Fachgenossen hinaus zu verbreiten.

Die Zeit liegt nicht gar weit zurück, wo die moderne Kunstwissenschaft den übrigen Wissenschaften noch keineswegs für ebenbürtig galt, wo ein Lehrstuhl für Kunstgeschichte an den meisten deutschen Hochschulen noch zu den frommen Wünschen zählte. Heute stehen die Dinge anders. Derselbe Wandel der Auffassung und Werthschätzung, der augenblicklich der Literaturwissenschaft gegenüber sich vollzieht und der Musikwissenschaft gegenüber, wenn sie sich nur erst aus dem Parteigetreibe, dem Dilettantismus und der Kritiklosigkeit emporgearbeitet haben wird, sicherlich auch vollziehen wird, an der Kunstwissenschaft hat er sich bereits vollzogen. Vor wenigen Jahren noch wurde an mancher deutschen Hochschule ein Docent, der es wagte, über deutsche Literaturgeschichte im 18. Jahrhundert Vorlesungen zu halten, Shakespeare's Hamlet oder Goethe's Faust zu interpretiren, von seinen Collegen über die Achsel angesehen und wohl gar mit dem Fecht- oder Tanzmeister der Universität auf eine Stufe gestellt, und die kleine Anzahl von Studirenden, die solche Vorlesungen besuchte, glaubte man väterlichst vor einer höchst gefährlichen Schöngeisterei warnen zu müssen. Ein ganzes Semester lang aber an den ersten hundert Versen einer Euripideischen Tragödie zu interpretiren oder in Vorlesungen über griechische Literaturgeschichte unter anderm auf Grund von zwei oder drei erhaltnen Fragmenten eines griechischen Dramas sich in zweck- und resultatlosen Vermuthungen über den etwaigen Inhalt des verlornen Stückes zu ergehen, das galt für ehrenvoll und des Schweißes der Edlen für werth. Heutzutage sind Gott Lob solche Widersprüche im Aussterben begriffen, und was die Kunstwissenschaft betrifft, so sind sie schon seit Jahren ausgestorben. Die Zeiten sind vorüber, wo man es für beklagenswerthe Allotria hielt, wenn ein deutscher Student sich um Dürer und Holbein, um Raffael und Michel Angelo, um Rembrandt und Rubens kümmerte, während man ihn doch zu begeistern suchte für die schlechteste Scherbe eines griechischen Thongefäßes und für das kümmerlichste Bruchstück eines römischen Sarkophagreliefs. Gleichberechtigt und gleichgeachtet steht die moderne Kunstwissenschaft heute neben der Archäologie.

Sie selber aber ist es gewesen, die diese Stellung sich errungen hat. Denn wie ist auf diesem Gebiete in den letzten zwanzig Jahren gearbeitet worden! Wie viele Thatsachen sind an's Licht gezogen, wie viele Annahmen berichtigt, wie viele Irrthümer beseitigt worden! Wie ist die Erkenntniß nach allen Seiten hin gereift, wie hat der Blick an der Betrachtung der Kunstwerke sich unablässig geschärft und verfeinert, wie hat die ganze Methode

der Forschung sich recht eigentlich erst herausgebildet und einigermaßen feste Principien gewonnen!

Dem Laien freilich ist von dem reichen Ertrage dieser Thätigkeit bis jetzt nicht eben viel zu gute gekommen. Zwar ist gerade die moderne Kunstwissenschaft immer auch mit dem größeren Publikum in Fühlung geblieben. Sie hat es, wir wollen nicht sagen nicht verschmäht — dazu ist die junge Wissenschaft glücklicher Weise noch nicht vornehm genug — sondern sie hat es noch vermocht, so lange das Feld der Forschung noch allenfalls von einer menschlichen Kraft zu übersehen war, in anregender, gemeinverständlicher Form sich stets auch über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus an die weiteren Kreise der Kunstfreunde zu wenden. Wozu die Alterthumswissenschaft bei ihrer immer mehr zunehmenden Verzweigung und der dadurch bedingten Theilung der wissenschaftlichen Arbeit schon längst nicht mehr die Kraft und den Beruf in sich zu fühlen scheint, nämlich eigenhändig die Resultate ihrer Forschung in zusammenfassenden, anregend und geschmackvoll geschriebenen Werken zu popularisiren, — ein Buch, wie Overbeck's „Geschichte der griechischen Plastik" steht ja ziemlich vereinzelt da! — das hat die moderne Kunstwissenschaft bis jetzt sich noch nicht nehmen lassen. Sie ist aber auch in Folge dessen im Großen und Ganzen wenigstens vor dem Schicksale bewahrt geblieben, welchem die Alterthumswissenschaft schon längst verfallen ist, daß nämlich die Popularisirung des neu gewonnenen Materials den Händen unberufener Lohnschreiber, die oft nicht den zehnten Theil der einschlägigen Literatur kennen, überlassen bleibt, und daß die populären Schriften in der Regel Jahrzehnte lang hinter den Fortschritten der Wissenschaft herhinken. Man nehme irgend eine populäre Darstellung der griechischen und römischen Mythologie zur Hand: in welchen Abgrund von Unwissenheit blickt man da hinab! Welche Unmasse längst antiquirter Ansichten wird da noch als blanke Wahrheit aufgetischt! Von vernünftiger Erklärung der natürlichen Entstehung, des Wachsthums und Wandels eines Mythus, von Benutzung der vergleichenden Mythologie keine Spur; statt dessen noch immer ein Gewebe von scheinbar sinnlosen und abgeschmackten Sagen, dichterischen Hirngespinnsten, frühestes und spätestes bunt durch einander — ein wahrer Spott auf unsre heutige Wissenschaft von der antiken Mythologie. Ein derartiges Zurückbleiben ist bei der modernen Kunstwissenschaft nicht zu beklagen. Aber in der knappen, systematischen Behandlung unsrer kunstgeschichtlichen Handbücher konnte trotz aller neuen Auflagen, die die Theilnahme des Publikums hervorgerufen hat, doch immer nur ein Theil von den Resultaten der Specialforschung verwerthet werden. Welche Fülle von Material liegt aber in zahlreichen einzelnen Aufsätzen und Studien, die in Fachzeitschriften verstreut und von denen nur ein kleiner Theil gelegentlich gesammelt herausgegeben ist, in

Monographieen und umfassenden Geschichtswerken gleichsam als todtes Capital da, niemandem bekannt, niemandem vielleicht selbst zugänglich als dem Fachmann! Dieses Gold zum ersten Male zu münzen und möglichst ohne Rest in Circulation zu setzen, das ist der Zweck der vorliegenden Publication; zu diesem Zwecke haben — und das ist wohl das Schönste und Erfreulichste bei dem ganzen Unternehmen — die berufensten Fachmänner selbst sich vereinigt. „Unter ihrer Mitwirkung“ wird das Werk herausgegeben, das heißt nicht etwa, daß der Herausgeber das Werk schreibt und die betreffenden Fachgenossen ihn mit Zusätzen und Berichtigungen unterstützen, sondern: die Fachgenossen selbst schreiben das Werk, und jeder hat selbstverständlich diejenige Partie übernommen, deren er vollkommen Meister ist, und in der er wirklich sein Bestes bieten kann; der Herausgeber überwacht und leitet die Publication als Ganzes.

Eine solche Arbeitstheilung war nur unter einer Voraussetzung möglich: daß nämlich diejenige Form der Darstellung gewählt wurde, die wirklich gewählt worden ist: die biographische. Nicht eine Kunstgeschichte, sondern eine Künstlergeschichte wird uns geboten. Andererseits war es aber auch nur auf diese Weise möglich, die ganze Fülle der neu gewonnenen Resultate zu verwerthen. Eine Unzahl von Irrthümern ist ja namentlich noch über das Leben der Künstler verbreitet; besonders macht sich noch immer die läppische Künstleranekdote breit und überwuchert die verbürgten geschichtlichen Thatsachen. Hier das Feld einmal gründlich zu säubern, darin wird gewiß eines der Hauptverdienste des Werkes bestehen.

Nun ist nicht zu läugnen, daß die biographische Form auch ihre Schwächen hat. Sie löst die pragmatische Verknüpfung den Personen zu liebe auf, und so liegt die Gefahr nahe, daß Zusammengehöriges verzettelt und mancherlei Wiederholung veranlaßt werde. Doch kann, wenn ein bis in's Einzelne erwogner Plan des Ganzen existirt, was man sicher voraussetzen darf, diese Gefahr wesentlich abgeschwächt werden.

Es ist seltsam: in der Geschichte haben wir uns allgemein an zusammenhängende pragmatische Darstellungen gewöhnt und halten die biographische Form für primitiv und höchstens für ein Zugeständniß an eine noch unentwickelte Fassungskraft. Auf der untersten Stufe des geschichtlichen Unterrichts, in „Jugendschriften“, da herrscht noch die Biographie in der Geschichte; in reiferem Alter begnügt sich gewiß niemand mehr damit. Und ebenso ist es in der Hauptsache auch in der Literaturgeschichte; ein Buch, wie Sonnenburg's vorm Jahre erschienene „Heroen der deutschen Literaturgeschichte“ lassen wir als brauchbares Schulbuch gelten, für Erwachsene erscheint es uns fast wie ein Anachronismus. Anders in der Kunst- und Musikgeschichte. Es ist Thatsache, daß das größere Publikum hier lieber zu sogenannten „Charakter-

bildern", „Charakterköpfen" und „Studienköpfen" greift, als nach einer systematischen Darstellung. An der Wissenschaft liegt das auf keinen Fall. Daß, wie der Prospect des vorliegenden Werkes sagt, „die volle Einsicht in das Wesen und die Bedeutung eines Kunstwerkes in vielen Fällen erst durch die Kenntniß von den individuellen Eigenthümlichkeiten des Meisters, von den äußeren und inneren Bedingungen, unter denen sein Genius sich entwickelte, vermittelt wird", das gilt doch wohl von den hervorragenden Geistern im Staate, in der Wissenschaft, in der Poesie nicht minder als von denen in den Künsten. Der wahre Grund scheint der zu sein, daß den letzteren gegenüber das größere Publikum allerdings stets auf einer so zu sagen jugendlicheren Stufe gestanden und deßhalb zu dieser faßbareren, eingänglicheren Darstellungsform, die die Persönlichkeit in den Vordergrund rückt, sich mehr hingezogen gefühlt hat. Man denke, welche Verbreitung in früheren Jahrhunderten G. Vasari's Vite de' pittori (zuerst erschienen 1550 in Florenz), J. v. Sandrart's Teutsche Academie (Nürnberg 1675 f.), A. Houbraken's Groote Schoubourgh (Amsterdam 1718 f.) gehabt haben! Aber auch für unsre Zeit wird ein „moderner Vasari" noch immer einen hohen Reiz vor jedem kunstgeschichtlichen Handbuche voraushaben.

Ob gerade der gegenwärtige Zeitpunkt geeignet sei, mit einem Werke wie das vorliegende hervorzutreten, ob er vielleicht für die Wissenschaft selbst noch etwas verfrüht sei, ist eine müßige Frage. Den gesicherten Gewinn der wissenschaftlichen Forschung zu verbreiten, ist es nie zu früh. Und nur um diesen handelt es sich, nicht um unsichere Vermuthungen, um zweifelhafte Thatsachen, um streitige Fragen, über welche die Acten noch nicht spruchreif sind. Gewiß wird nach zehn oder zwanzig Jahren manches abermals in anderem Lichte erscheinen; aber sollte deshalb nicht jetzt einmal das Facit gezogen werden? Hier wäre das Bessere nur der Feind des Guten.

Recht eigentlich zur guten Stunde aber scheint uns das Werk zu kommen für die Bedürfnisse des Publikums. Das Interesse für die bildende Kunst ist entschieden, wenn auch in langsamem, so doch in stetigem Steigen begriffen. Der Drang nach kunstgeschichtlicher Kenntniß, nach begründeter aesthetischer Einsicht in die Schöpfungen der bildenden Kunst greift weiter und weiter um sich, und vielleicht ist diese Strömung, wenn sie erst stärker geworden sein wird, einmal berufen, dem alles überfluthenden, verweichlichenden und sinnenumnebelnden Musikrausch unserer Tage kräftigend und klärend entgegenzuwirken. Wir wollen auf eine einzige Thatsache hinweisen; es ist eine Aeußerlichkeit, aber sie ist bezeichnend. Dieselbe Verlagshandlung, die die vorliegende Publication bringt, giebt seit 1866 unter der Redaction von Prof. Lützow in Wien eine „Zeitschrift für bildende Kunst" heraus. Vorher waren die bildenden Künste Jahre lang ohne jedes nennenswerthe literarische Organ, das

„Deutsche Kunstblatt“ war seit dem Jahre 1858 eingegangen; so schwach war damals die Theilnahme des Publikums für die Angelegenheiten der bildenden Kunst geworden. Und wie steht es heute? Lützow's „Zeitschrift“, die im ersten Jahrgange, wenn wir uns recht erinnern, 1300 Abonnenten hatte, hat es mit dem jetzt laufenden zehnten Jahrgange, wie die Verlagshandlung kürzlich bekannt machte, auf mehr als 2100 Abonnenten gebracht; die „Kunstchronik“, das Beiblatt zu dem in Monatsheften erscheinenden Hauptblatt, welche bis zum siebenten Jahrgange aller 14 Tage erschien, mußte vom achten Bande an, weil der Stoff von allen Seiten herandrängte, verdoppelt und in eben so starken Wochennummern ausgegeben werden, und heute steht die „Zeitschrift“ in solchem Ansehen, daß ein vollständiges Exemplar derselben bereits unter die literarischen Kostbarkeiten zählt. Wo eines auftaucht, entsteht ein wahrer Wettlauf darnach, so daß der Preis dafür in der letzten Zeit enorm in die Höhe gegangen ist. Wir selbst kauften noch vor vier Jahren im Auftrage die ersten fünf Jahrgänge, schon damals eine Rarität, für 30 Thaler; heute verlangen Antiquariatsbuchhändler für alle zehn Jahrgänge 300 Mark, und mit Freuden zahlt man ihnen die Summe! Nun ist allerdings die „Zeitschrift für bildende Kunst“ recht eigentlich ein Spiegelbild der modernen Kunstwissenschaft. Auch sie hat sich aus eigner Kraft emporgerungen, auch sie hat es von vornherein in musterhafter Weise verstanden, durch ihren Gehalt den strengsten Anforderungen der Wissenschaft, durch ihre Form und äußere Erscheinung den Bedürfnissen und Neigungen gebildeter Kunstfreunde gerecht zu werden. Alle hervorragenden Kräfte des Faches begegnen sich in ihren Blättern, sie ist die einzige in ihrer Art, Fachblatt und populär zugleich. Nun werfe man dagegen einmal einen Seitenblick auf die Unmasse unserer Musikzeitschriften. Spiegeln sie nicht eben so treu das dilettantische, kritiklose und zerrissene Treiben unserer musikalischen Zustände wieder? Die „Allgemeine musikalische Zeitung“ vertritt allerdings in ernster Weise das wissenschaftliche, das gelehrte Element, aber meist so monoton und so wenig anregend, daß das größere Publikum keinen Genuß davon hat; die „Neue Zeitschrift für Musik“ und das „Musikalische Wochenblatt“ sind einseitige Parteiorgane, die erstere das Lißt'sche, die zweite das Wagner'sche Organ, und obendrein bloße Verlegerblätter ohne Redacteur, also wissenschaftlich werthlos — man denke sich den blühenden Unsinn, wenn Makart oder Piloty jeder sein eignes Parteiorgan hätte! —; „Echo“ und „Signale“ sind reine Neuigkeitsblätter, und allenfalls die „Neue Berliner Musikzeitung“ sucht, über den Parteien stehend, Wissenschaftlichkeit und Popularität mit einander zu vereinen. „Aber alle unsre Blätter und Blättchen würde ich drangeben“, äußerte kürzlich voll Neid einer unserer hervorragendsten Musikwissenschafter, „wenn wir es zu einer solchen

Zeitschrift bringen könnten, wie die „Zeitschrift für bildende Kunst"; aber das ist bei uns vorläufig noch nicht möglich." Nun, wenn ein Werk wie „Kunst und Künstler" gegenwärtig den Boden für seine Aufnahme zubereitet findet, wenn es vielseitig mit Verständniß und Begeisterung aufgenommen werden wird, so ist das zum guten Theile das Verdienst dieser trefflichen „Zeitschrift." Die mitarbeitenden wissenschaftlichen Kräfte, die leitenden wissenschaftlichen und künstlerischen Gesichtspunkte, sie sind bei beiden dieselben.

Bis jetzt sind zwei Lieferungen von „Kunst und Künstler" ausgegeben. Bei der großen Zahl von Mitarbeitern ist es unmöglich, die Reihenfolge in der Zeit des Erscheinens mit der geschichtlichen Aufeinanderfolge in Uebereinstimmung zu bringen. Die Lieferungen erscheinen also außer der Reihe, so, wie sie fertig werden, tragen oben die Lieferungsnummer, unten die Nummer der systematischen Folge und werden sich schließlich in bester Ordnung zum Ganzen fügen. Die erste Lieferung enthält Nummer 5 und 6 der systematischen Folge: Die Brüder Van Eyck, von O. Eisenmann, und Martin Schongauer, von Wilhelm Schmidt; die zweite Lieferung bringt Nummer 24 der systematischen Folge: Gerhard Terborch, Gabriel Metzu und Kaspar Netscher, alle drei behandelt von Carl Lemcke.

Was nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung über die genannten Meister, ihre Lebenszeit und ihre Lebensschicksale, ihre erhaltenen Werke und ihren Kunstcharakter gesagt werden kann, das ist in diesen Darstellungen gesagt. Gar manche Frage ist dabei noch offen gelassen, manches Räthsel stehen geblieben, das noch der Lösung harrt. Aber es ist schwerlich anzunehmen, daß augenblicklich einer wesentlich Genaueres und Besseres über die Betreffenden zu sagen wüßte, als hier mitgetheilt ist.

Eines aber dürfen wir nicht verschweigen: daß nämlich der große Vorzug, den diese Publication sachlich durch die Vertheilung der Arbeit unter die besten Kräfte erhält, einigermaßen verkürzt wird durch die Ungleichmäßigkeit der Behandlung, welche bei so verschiednen Händen unausbleiblich ist, und welche die feinfühlende Hand des Herausgebers wohl einigermaßen auszugleichen, aber nicht ganz zu beseitigen im Stande sein wird. Wenn Eisenmann und Schmidt sofort in medias res gehen und von der Persönlichkeit ihrer Künstler sprechen, Lemcke dagegen eine breit angelegte Einleitung vorausschickt, worin er den Einfluß der Renaissance auf die holländische Malerei, die realistische Strömung innerhalb derselben und die politischen Vorbedingungen ihrer Entwickelung schildert, so wagen wir über diese Ungleichheit kein Urtheil: möglicherweise ist gerade sie durch den Plan des Ganzen vorgezeichnet; wenn Eisenmann und Schmidt die Werke ihrer Künstler einzeln vorführen und eingehend besprechen, Lemcke die der seinigen mehr gruppenweise summarisch behandelt und am Schluße nur kurz aufzählt, was in öffentlichen Gallerieen sich findet,

so hat diese Abweichung sogar augenscheinlich in der Sache selbst ihren guten Grund. Wenn aber bei Anführung eines Gewährsmannes oder bei Erwähnung einer entgegengesetzten Ansicht der eine nur den Namen nennt, der andere auch das Buch hinzufügt, so möchte man doch hierin etwas Consequenz beobachtet wissen, und allerdings wird es das Richtigste sein, immer genau zu citiren; es braucht dies ja nicht in gelehrt aussehenden Anmerkungen am Fuße des Textes, sondern es kann mitten im Texte geschehen.

Größere Abweichungen noch treten in der Art der Darstellung hervor. Recht eigentlich pädagogisch, und darauf kommt's doch an, haben nur Eisenmann und Schmidt die Sache angegriffen; sie setzen nichts voraus, geben eine einfache und klare Darlegung des Materials und leiten den Leser an, selber die Consequenzen daraus zu ziehen; man hat, wenn man fertig ist mit Lesen, das Bewußtsein, daß man etwas Ordentliches gelernt hat. Lemcke dagegen vergißt, für wen er schreibt; er möchte vor allem geistreich sein, und darauf kommt's doch gar nicht an, er entfaltet sein vielseitiges Wissen und liebt Anspielungen, Beziehungen und Vergleiche, die für den Eingeweihten sehr instructiv sein mögen, mit denen aber der Laie schlechterdings nichts anzufangen weiß. Was nützt mir, wenn ich mich über Terborch belehren möchte, die Parallele mit Philipp von Zesen und seiner „Adriatischen Rosamund?" (In Lemcke's Literaturgeschichte findet sich natürlich bei Zesen die umgekehrte Anspielung an Terborch!) Was hilft mir, um mir Terborch's Jugendanschauungen zu vergegenwärtigen, die Aufforderung, an Terbrüggen zu denken? Wenn ich nun Terbrüggen noch viel weniger kenne, als Terborch? Ein andermal soll ich mich wieder an Elzheimer und Poelenburg „erinnern". Wie fange ich das an, wenn ich vielleicht noch gar nichts von ihnen gehört habe?

Am größten erscheinen natürlich die Gegensätze, wenn wir auf die sprachliche Seite der Darstellung achten. Lemcke ist eine durchaus dichterische Natur, und so legt selbst die belehrende Prosa bei ihm reichen rhetorischen Schmuck an. Was er schreibt, klingt gar nicht wie um gelesen, sondern wie um mit volltönendem Organ gesprochen zu werden. Wir geben ein Stück als Probe und wählen dazu gleich den Eingang:

„Als im Anfang des 17. Jahrhunderts die Holländer auch in der Malerei neue Reiche entdeckten und in Besitz nahmen, da entstanden unter ihnen drei Genremaler, die wie Königssöhne im Märchen die verschiedenen Stände ihres Volkes unter einander vertheilten, um sich zu künstlerischen Herrschern darüber aufzuschwingen: Gerhard Terborch, Gerhard Dou und Adriaen von Ostade. Der erste wählte sich den höheren, der zweite den mittleren, der dritte den niederen Gesellschaftskreis. — Es waren hochbegabte Männer. Sie wurden die Ersten ihrer Art für ihre Zeit, was in dieser Blüthenepoche genialer Kräfte und trefflicher Talente viel besagt, und sie sind,

was nicht weniger heißt, Vorbilder geblieben bis auf den heutigen Tag. — Sie waren Glückliche. Großer Bahnbrecher und Neuerer zu sein, ist selten eine rein beglückende oder nach dem gewöhnlichen Maßstabe voll lohnende Aufgabe. Wer neue Weltanschauung oder große Umwälzung bringt, neue Welten ahnt und sucht, darf den Gang durch Hölle und Fegefeuer der entgegenstehenden Ueberzeugungen und Vorurtheile nicht scheuen und den Sturz nicht fürchten, wie er sich in's Ungewisse hineinwagt. (?) — Aber angesichts schon vorliegender Errungenschaften, sicher über Ziel und Wege, dicht hinter den Bahnbrechern folgen, als Jünger der neuen Ueberzeugung das neue Thun für das einzig Wahre und Richtige halten, sich ein den Kräften angemessenes begränztes Gebiet erwählen, um es nach den neuen Ideen zu beherrschen, das ist nicht so großartig, aber sicher, gut, richtig und — es lohnt. An der Kraft zehren nicht Zweifel, Schwanken und vergebliches Ringen. Da ist Zufriedenheit, wie nur Beschränkung sie zu geben vermag. Bei Begabung und Ausdauer sind die Erfolge verbürgt. Keine Frage! Hier blüht nach gewöhnlichem Urtheil das wahre Glück."

Nun vergleiche man damit ein paar Sätze aus Wilhelm Schmidt's Darstellung: „Sehr gern theilten wir dem Leser das Geburtsjahr Martins mit, wenn wir es nur selber wüßten. Ja wenn's nur ein paar Stündlein oder Jährlein wären, um die sich die Gelehrten streiten, aber das geht gleich um 20 bis 30 Jahre. Und Herr Martin war nicht so gefällig, uns auf dem erwähnten Porträt sein Alter auf Jahr und Tag anzugeben, und hat noch die Malice gehabt (es kann freilich auch ein Anderer gewesen sein), die Jahreszahl darauf mit einem Achter zu versehen, den manche auch für einen Fünfer gehalten haben. 1453 und 1483 — ein Unterschied von 30 Jahren!" Das klingt, gegen Lemcke gehalten, so urgemüthlich, als plauderte mit uns der rheinländische Hausfreund in Hebel's „Schatzkästlein".

Wir wollen keineswegs sagen, daß wir ein derartige forcirt naive Sprache für das Ideal von populärer Darstellung hielten. Das Richtige liegt wohl in der Mitte: eine einfache, verständliche und doch des Gegenstandes würdige Ausdrucksweise. Diese scheint uns unter den bisherigen Mitarbeitern O. Eisenmann am besten getroffen zu haben.

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, vom Herausgeber zu verlangen, daß er hier in gewaltsamer Weise nivelliren, alle Individualität der Mitarbeiter unterdrücken und die Darstellung auf einen trivialen Durchschnittston stimmen sollte. Allein die allzu großen Gegensätze etwas zu mildern und auch auf diese Weise dafür zu sorgen, daß das schöne Werk am Ende nicht bloß äußerlich, durch den Buchbinder, sondern auch innerlich zu einem wirklichen Ganzen sich gestalte, das dürfte doch eine Aufgabe des Herausgebers sein. Augenblicklich mag wohl zu ihrer Lösung noch nicht ganz der rechte Modus gefunden

sein; im weiteren Verlaufe der Arbeit wird er sich sicherlich von selbst allmählich einstellen.

Musterhaft und über alles Lob erhaben ist die typographische und künstlerische Ausstattung des Werkes. Die meisten Holzschnitte sind, nach Orginalphotographieen, neu angefertigt und sind nicht blos technisch vollendet, sondern bemühen sich auch, was bei den Abbildungen unserer landläufigen kunstgeschichtlichen Handbücher so oft vermißt wird, das Charakteristische der Zeichnung getreu wiederzugeben.

So sei denn dieses schöne Werk der Theilnahme aller Gebildeten auf's dringlichste empfohlen; der kunstsinnigen Verlagshandlung aber, die so bereitwillig zu dem mit einem ungewöhnlichen Aufwand von intellectuellen und materiellen Mitteln verknüpften Unternehmen die Hand geboten, sei der wärmste Dank dafür gesagt.

Sittenbilder aus Japan.

II.

Der zweite Theil des Mitfordschen Buches beginnt mit einer Geschichte, die sich „der Geist von Sakura“ nennt, und die wir zu den interessantesten Mittheilungen der ganzen Sammlung rechnen, während sie zugleich vortrefflich erzählt ist. Sie wirft ein helles Licht auf die kläglichen Zustände der japanischen Bauern gegenüber den großen Landeigenthümern, denen sie tributpflichtig sind, und erzählt uns das traurige Schicksal eines Mannes, der als Befürworter der Rechte seines Standes den Märtyrertod starb. Die Geschichte, eine wirkliche Begebenheit, die sich im siebzehnten Jahrhundert zutrug, ist in Japan allgemein bekannt, als Buch gedruckt und zu einem Drama verarbeitet. Wir geben sie in ihren Hauptumrissen wieder:

In der Provinz Schimosa lebte der Fürst Kotsuke no Suke Masanobu, welcher der reichbegüterten Kriegerfamilie der Hotta angehörte uud Mitglied des Gorodschu, d. h. des Staatsraths in Jeddo war. Er war aber ein habgieriger und harter Herr gegen seine Pächter und Bauern, denen er so drückende Steuern auflegte, daß sie in die äußerste Armuth versanken. Bitten um Nachlaß halfen nichts, und so beschlossen die Oberhäupter von hundert undsechsunddreißig Dörfern endlich, zunächst von den Räthen des Fürsten in der Provinz an den in Jeddo wohnenden Fürsten selbst zu appelliren. Dieß mißlang, sie wurden nicht einmal vorgelassen und kehrten unverrichteter Sache in die Heimath zurück. Hier schlug ihnen der Dorfschulze Sogoro vor, sich

an den Staatsrath zu wenden und zwar mit einer Bittschrift, die er einem der Herren selbst in die Sänfte werfen wolle. Der Plan wurde gutgeheißen, aber er war mit Gefahr verbunden. Sogoro nahm deshalb, bevor er abreiste, Abschied von seiner Familie. „Sollte mein Vorhaben nicht gelingen," sagte er, „so werde ich nicht zurückkehren, und selbst wenn ich meinen Zweck erreichen sollte, ist es ungewiß, wie mich unsre Machthaber behandeln werden. Laßt uns daher einen Becher Wein mit einander trinken; denn es ist möglich, daß Ihr mein Angesicht nicht wiedersehet. Mein Leben wollte ich darum geben, wenn ich das Elend der guten Leute dieser Gegend mildern könnte. Wenn ich sterben sollte, so betrauert mein Schicksal nicht." Nachdem das Abschiedsfest gefeiert worden, begab sich Sogoro nach Jeddo und führte sein Vorhaben aus, als die Herren vom Staatsrath sich auf das Schloß verfügten. Aber nach einigen Tagen erhielt er eine Vorladung in den Vorhof der Residenz des Staatsrathsmitgliedes, dem er die Bittschrift überreicht, und hier wurde ihm dieselbe als zwar gerecht, aber nicht zu berücksichtigen, mit der Bedrohung zurückgestellt, wenn er sich wieder einer solchen abscheulichen Beleidigung unterfange, so werde man ihn als Aufrührer bestrafen. Vergebens bat er um Barmherzigkeit und Wiederannahme der Bittschrift. Seine Bitte wurde rund abgeschlagen. Er griff jetzt zu dem letzten Mittel, verbarg sich unter einer Brücke, die der Taikun, wenn er sich zum Gebet an den Gräbern seiner Vorfahren begab, zu passiren hatte, sprang, als die Prozession herankam, hervor und übergab die Petition dem Herrscher mit eigner Hand.

Der harte Schloßherr wurde dadurch zwar gezwungen, sein grausames Verfahren gegen die Bauern zu ändern und die drückenden Abgaben herabzusetzen, aber Sogoro sollte für die Dreistigkeit, sich an den Kaiser selbst zu wenden, furchtbar büßen. Nicht bloß er, sondern auch sein Weib und seine drei Söhne, noch kleine Kinder, wurden von Kotsuke no Suke zum Tode verurtheilt, und zwar die beiden Eheleute zum Tode am Kreuze. Umsonst versuchten mitleidige Räthe und dann die Bauern durch Vorstellungen den Fürsten wenigstens zur Verschonung der Frau und der Kinder zu bestimmen. Der erbitterte Fürst, welcher wußte, daß das Wagniß Sogoros ihm den Untergang gebracht haben würde, wenn er nicht von so hohem Range und Mitglied des Staatsraths gewesen wäre, blieb ungerührt, und das Urtheil wurde vollzogen, an den Kindern indeß nur durch Enthauptung.

Am elften Tage des zweiten Monats des zweiten Jahres des Schoho (einer japanischen Zeitperiode) wurde zu Ewaradai ein Schaffot errichtet, zu welchem sich die Räthe und Beamten des Fürsten in feierlichem Zuge verfügten. Darauf erschienen Priester mit Sargträgern aus einem benachbarten Dorfe mit der Bitte, die Leichname derer, die sterben sollten, ehrenvoll be-

graben zu dürfen, was ihnen gewährt wurde, doch sollte ihnen der Leichnam Sogoros erst ausgeliefert werden, nachdem er drei Tage ausgestellt worden. Um die Zeit der Schlange, d. h. 10 Uhr Morgens, strömte das Volk aus der Nachbarschaft herbei, um die Hinrichtung mit anzusehen, dem Sogoro und den Seinen Lebewohl zu sagen und für sie zu beten. Die Verurtheilten wurden gebunden herbeigeführt und mußten sich auf grobe Matten setzen. Sogoro und seine Frau schlossen die Augen; denn der Anblick war mehr, als sie ertragen konnten. Die Zuschauer aber riefen schluchzend und unter strömenden Thränen: „O, grausam! O, unbarmherzig!" Sie nahmen dabei Süßigkeiten aus ihren Brusttaschen und warfen sie den Kindern zu. Um die Mittagsstunde wurden Sogoro und seine Frau Aman auf die Kreuze gebunden und diese dann aufgerichtet. Nachdem dieß geschehen, wurde der dreizehnjährige älteste Sohn, Gennosuke, vor die beiden Eltern geführt. Da schrie Sogoro laut: „O, grausam, grausam! Was hat dieses arme Kind begangen, daß man es so behandelt? Was aus mir wird, ist mir ja gleichgültig." Und heiße Thränen flossen von seinem Angesicht nieder.

Die Zuschauer beteten laut und schlossen die Augen, selbst der Scharfrichter, der hinter dem Knaben stand, sagte, es sei unmenschlich, das Kind wegen der Schuld des Vaters leiden zu lassen, und betete still. Der Knabe Gennosuke aber sprach zu seinen Eltern: „O mein Vater und meine Mutter, ich gehe Euch voran in das Paradies, um Euch dort zu erwarten. Meine kleinen Brüder werden mit mir am Ufer des Flusses Sandsu (des buddhistischen Styx) stehen und euch die Hände entgegenstrecken, um euch hinüberzuhelfen. Lebet wohl, alle, die Ihr gekommen seid, uns sterben zu sehen, und nun, bitte, schlagt mir schnell den Kopf ab." Damit bot er seinen Hals dar, indem er sein letztes Gebet flüsterte. So erschüttert und in innerster Seele gerührt, wie er war, mußte der Scharfrichter kraft seines Amts dem Kinde den Kopf abschlagen, und eine herzzerreißende Wehklage erhob sich aus dem Munde der Eltern und Zuschauer. Darauf sagte das jüngere Kind Sokei, zehn Jahre alt, zum Scharfrichter: „Herr, ich habe an meiner rechten Schulter ein Geschwür, bitte, schlag' mir den Kopf von der linken Seite her ab, damit du mir nicht wehthust. Ach, ich weiß nicht, wie man sterben muß, und was ich thun soll!" Als der Henker und die Beamten neben ihm des Kindes arglose Rede hörten, weinten sie, aber helfen konnten sie nicht, und der Kopf fiel schneller nieder, als Wasser vom Sande eingesogen wird. Dann wurde der kleine Kihatschi, der dritte Sohn, erst sieben Jahre alt, hingeschlachtet, während er in seiner Einfalt noch von den Süßigkeiten aß, welche die Zuschauer ihm zugeworfen hatten.

Nachdem die Kinder hingerichtet waren, nahmen die Priester ihre Körper, legten sie in ihre Särge, trugen sie unter dem Wehklagen der Umstehenden

fort und begruben sie mit großer Feierlichkeit. Eben wollte nun der Scharfrichter Schigajemon seinen Speer nach Sogoro werfen, als dessen Frau ihre Stimme erhob und sagte: „Bedenke, lieber Gatte, daß du von Anfang an auf dieses Schicksal vorbereitet warst. Wenn nun unsere todten Körper schimpflich an diesen Kreuzen ausgestellt bleiben müssen, so haben wir doch die Verheißungen der Götter vor uns. Darum trauere nicht. Laß uns dem Tode unverzagt ins Antlitz schauen. Wir nähern uns dem Paradiese und werden bald mit allen Heiligen vereinigt sein. Laß uns fröhlich unser armes Leben zum Heile für Viele dahin geben. Der Mensch lebt nur für eine Generation, aber sein Name durchdauert viele. Ein guter Name ist höher zu achten als das Leben.“ So sprach sie, und Sogoro lächelte von seinem Kreuze herab und antwortete: „Wohl gesprochen, mein liebes Weib. Wenn wir auch für Viele leiden müssen, unser Gnadengesuch hat seinen Zweck erreicht, und es bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Ich bin glücklich. Das Leben ist vielen Wechselfällen unterworfen. Aber hätte ich auch fünfhundert Leben und könnte fünfhundert Mal diese meine Gestalt wieder annehmen, so wollte ich doch fünfhundert Mal wünschen, zu sterben, um so große Ungerechtigkeiten zu beseitigen. So bin ich nicht um meinetwillen betrübt, nur daß meine Frau und meine Kinder bestraft werden, ist zu viel. Das ist unbarmherzig und grausam. Darum mag sich mein Herr mit eisernen Wänden umgeben, so soll mein Geist sie doch durchbrechen und seine Knochen zermalmen zum Lohne für seine schlimme That.“ Und wie er das sprach, wurden seine Augen gluthroth und strahlten wie die Sonne oder der Mond, und er sah aus wie der Dämon Natsesu. „Komm denn, Henker!“ schrie er laut, „beeile dich und durchbohre mich mit deinem Speer.“ — „Dein Wunsch soll dir werden“, sagte Schigajemon und warf ihm dem Speer in die rechte Seite, daß er zur linken wieder herausdrang und das Blut wie ein Springquell emporspritzte. Darauf durchbohrte er die Frau in der linken Seite. Sie schlug ihre Augen auf und sagte mit sterbender Stimme: „Lebt wohl, alle, die Ihr zugegen seid. Möge Trübsal euch fern bleiben. Lebt wohl, lebt wohl!“ Da wurde ihr ein zweiter Speer in die rechte Seite geworfen, und sie gab ihren Geist auf. Sogoro aber zeigte keine Spur von Furcht und Schmerz, er veränderte nicht einmal seine Gesichtsfarbe. Vielmehr öffnete er seine Augen weit und sprach: „Hört, meine Herren, alle, die Ihr gekommen seid, dieses Schauspiel anzusehen. Denkt daran, daß ich meinen Herrn, den Kotsuke no Suke, für sein heutiges Werk bezahlen werde. Ihr werdet es mit eigenen Augen sehen, und kommende Geschlechter werden davon zeugen. Zum Zeichen soll nach meinem Tode mein Kopf sich wenden und gegen das Schloß hinsehen.“

Als er das gesagt, gab der Beamte, der die Hinrichtung leitete, dem

Scharfrichter ein Zeichen, der Sache ein Ende zu machen, damit Sogoro nicht fortfahre, zu sprechen. So durchstach Schigajemon ihn zwölf bis dreizehn Mal, bis er todt war. Und siehe, als er todt war, da wandte sich sein Kopf herum und blickte nach dem Schlosse. Die beiden Räthe aber stiegen, als sie das Wunder sahen, von ihren hohen Tribünen herab, knieten vor Sogoros Leichnam nieder und sprachen: „Wie wohl du nur ein Bauer dieses Gutes warst, ersannst und betriebst du doch einen hochherzigen Plan, um den andern Pächtern in ihrer Noth beizustehen. Um ihretwillen hast du dich abgemüht und gequält. Allein dadurch, daß du dich an den Taikun selbst wandtest, begingst du ein schweres Verbrechen und zolltest deinem Vorgesetzten nicht genügend Achtung, und so konntest du unmöglich unbestraft bleiben. Indeß geben wir zu, daß es grausam war, dein Weib und deine Kinder vor deinen Augen zu tödten. Was geschehen ist, ist geschehen, und das Bedauern nützt nichts mehr. Allein deinem Geiste soll Ehre widerfahren. Du sollst heilig gesprochen werden und zu den Schutzgöttern der Familie unseres Herrn gehören." Bei diesen Worten verneigten sich die beiden Räthe wiederholt vor dem Todten. Als dem Herrn aber die Sache hinterbracht wurde, lachte er spöttisch über den Einfall, daß der Haß eines Bauern dessen Lehensherrn etwas anhaben könnte, und was dessen Heiligsprechung anlange, so solle er bleiben, was er gewesen. Aber nicht lange währte es, so erfuhr er, daß, wenn auch Sogoro todt war, dessen Rache doch lebendig blieb.

Gegen das vierte Jahr der Zeitperiode Schoho wurde die Gemahlin des Herrn Kotsuke no suke, als sie guter Hoffnung war, von heftigen Schmerzen ergriffen. Umsonst schickte man nach verschiedenen Kirchen und Kapellen, um für sie beten zu lassen. Sie litt nach wie vor, und dazu kam, daß jede Nacht in ihrem Zimmer ein übernatürlicher Schein sich sehen ließ, der von einem teuflischen Lachen, zuweilen auch von Wehklagen, begleitet war, wie wenn Tausende und aber Tausende von Menschen jammerten. Der Schrecken, den sie darüber empfand, vermehrte ihre Leiden. Ihr Geheimrath, ein bejahrter Mann, schlug dann neben ihrem Zimmer seine Wohnung auf, um Wache zu halten. Plötzlich vernahm dieser ein Geräusch, wie wenn eine Menge Menschen auf dem Breterdache über dem Zimmer seiner Gebieterin hinschritte. Dann ließ sich ein Ton hören, wie wenn Männer und Frauen weinten, und als der Rath, außer sich vor Entsetzen, noch nachsann, was dieß wohl bedeuten möge, erscholl ein lautes wildes Lachen, und Alles war wieder still. Am folgenden Morgen erschienen die Frauen, die dem Haushalte der hohen Dame vorstanden, vor ihrem Herrn und sprachen: „Seit der Mitte des letzten Monats haben die Aufwärterinnen sich bei uns über die unheimlichen Töne beklagt, durch welche unsre Herrin nächtlich beunruhigt wird, und sie behaupten, ihr nicht länger mehr dienen zu können. Wir

fühlen, daß ihre Angst nicht unbegründet ist, und daß sie wirklich ihre Arbeit nicht mehr verrichten können. Darum bitten wir Euer Gnaden, die Sache in Ueberlegung zu ziehen." Der Fürst erwiderte: „Das ist eine überaus seltsame Geschichte, die Ihr mir da erzählt. Indeß will ich diese Nacht selbst in den Gemächern meiner Gemahlin bleiben und wachen. Ihr könnt mit mir kommen." So blieb denn der hohe Herr diese Nacht in eigner Person wach, und siehe da, in der Stunde der Ratte (um Mitternacht) brach ein entsetzliches Getöse von Stimmen los, und plötzlich erschienen Sogoro und seine Frau, an ihre verhängnißvollen Kreuze gebunden. Die Geister ergriffen die Hand der Dame und sprachen: „Wir sind Dir entgegen gekommen. Wohl sind die Schmerzen groß, welche Du jetzt leidest, aber sie sind nichts gegen die in der Hölle, in die wir Dich bald abholen wollen." Bei diesen Worten ergriff Herr Kotsuke no Suke sein Schwert, um einen gewaltigen Streich damit nach den Gespenstern zu führen, aber ein lautes Gelächter erschallte, und die Erscheinung war verschwunden. Entsetzt sandte der Fürst seine Diener wieder zu allen Tempeln und Altären, um die Priester die Dämonen wegbeten zu lassen, aber das schauerliche Geräusch dauerte fort, und die Erscheinungen von Spukgestalten wurden in den Gemächern der Dame immer häufiger und schrecklicher. Die Gespenster überhäuften sie mit Hohn und heulten ihr zu, daß sie gekommen seien, sie abzuholen. Die Kammerfrauen schrieen auf und fielen in Ohnmacht, dann verschwanden die Geister gewöhnlich mit lautem Lachen. Dies geschah allnächtlich, und jetzt zeigten sich die Erscheinungen auch bei hellem Tage. Die Krankheit der Herrin aber wurde immer schlimmer, bis sie endlich in der letzten Minute des Jahres vor Kummer und Angst starb. Nun fingen der Geist Sogoros und der seiner gekreuzigten Frau an, Tag und Nacht dem Fürsten selber zu erscheinen. Sie schwebten durch sein Zimmer und stierten ihn an mit ihren rothen flammenden Augen. Den Dienstleuten standen vor Grausen die Haare zu Berge, sobald sie aber nach den Gespenstern schlagen wollten, waren ihre Glieder wie gelähmt, und weder Hände noch Füße gehorchten ihnen. Kotsuke no Suke ergriff sein Schwert, welches über seinem Bette hing, aber jedes Mal, wenn er dieß that, verschwanden die Geister, um bald nachher in schauerlicherer Gestalt wieder zu kommen, bis auch er endlich nach Erschöpfung seines Muthes und seiner Kräfte von Angst überwältigt wurde. Da gerieth der ganze Haushalt in Verwirrung. Tag für Tag beteten Priester im Hause und sprachen Bann- und Zauberformeln über Kohlenfeuern aus. Aber die Erscheinungen wiederholten sich nur noch häufiger, die Geister spukten bald auch im Zimmer des ältesten Sohnes des Fürsten, und wenn der letztere sich anschickte, zum Schlosse des Taikuns zu gehen, konnte man hören, wie sie ihr Rachegeschrei in der Vorhalle des Hauses erhoben.

Endlich versammelten sich die Verwandten der Familie und die Mitglieder des gesammten Haushalts und hielten Rath. Sie sprachen vor Herrn Kotsuke no Suke ihre Meinung dahin aus, daß diese Geister mit gewöhnlichen Mitteln nicht zu vertreiben seien, vielmehr müsse man dem Sogoro eine Kapelle erbauen und ihm göttliche Ehren erweisen. Erst dann würden die Erscheinungen wirklich aufhören. Der Fürst war dieser Ansicht nach sorgfältiger Ueberlegung ebenfalls, und so wurde Sogoro unter dem Namen Sogo Daimijo heilig gesprochen und ihm eine Kapelle errichtet. Das Mittel half auch, wenigstens wurden die entsetzlichen Gespenster nicht mehr wahrgenommen.

Aber noch immer schien der Zorn des todten Märtyrers nicht völlig beschwichtigt. Kotsuke no Suke gerieth in andere und noch schwerere Noth. In der ihm angebornen Leidenschaftlichkeit tödtete er am Hofe des Taikun einen andern großen Edelmann, mußte darüber flüchtig werden und wurde, des Hochverraths angeklagt, zum Verluste seiner Güter und Ehren verurtheilt und in dem Palaste eines Mitfürsten gefangen gesetzt. Jetzt ging er ernstlich in sich und begann zu fühlen, daß er den Tod seiner Gemahlin sowie sein gegenwärtiges Unglück nur als gerechte Strafe für die Ermordung Sogoros und seiner unschuldigen Familie anzusehen habe. Ihm war zu Muthe wie einem, der aus einem schweren Traume erwacht. Nacht und Morgen brachte er, von Reue erfüllt, dem heiligen Geiste des verstorbenen Bauern Gebete dar. Er bekannte sein Verbrechen, beklagte es und that das Gelübde, daß er, wenn seine Familie vor dem Untergange bewahrt und wieder in ihre Gerechtsame eingesetzt werden sollte, sich am Hofe des Mikado für den Geist Sogoros verwenden wolle, daß diesem in der heiligen Stadt Kijoto fortan mit noch größerer Ehrfurcht gehuldigt und die Feier seines Namen auf alle nachfolgenden Geschlechter überliefert werde.

So geschah es denn, daß der Geist Sogoros in seiner Rachbegier nachließ, und da er aufhörte, die Familie Hotta heimzusuchen, so erhielt der reuige Katsuke no Suke in seinem Gewahrsam zu Jeddo eine Vorladung zum Taikun, der ihm Vergebung ertheilte und ihm wieder ein Schloß mit einigen Einkünften verlieh. Kurz darauf kam ein andrer Taikun an die Regierung, und nun wurde Jener — „mag es nun dem barmherzigen Gemüthe des Fürsten oder der großmüthigen und göttlichen Vermittlung des heiligen Sogoros zuzuschreiben sein", sagt unsere japanische Quelle — nicht nur in den Besitz seines Stammschlosses Sakura wiedereingesetzt, sondern auch mit anderen reichen Einnahmequellen begnadigt. Zum Lohne für diese Gunst schmückte er die Kapelle Sogoros so herrlich aus, daß sie wie ein Edelstein glänzte. „Unnöthig ist es, zu sagen" — so schließt der japanische Bericht — „in wie großer Anzahl die Bauern auf den Gütern der Familie Hotta zu der Kapelle

hinströmten; was den Leuten auch für Glücksfälle zu Theil wurden, immer schrieben sie dieselben dem Gotteshause zu, und die Andächtigen verrichteten dort Tag und Nacht ihren Gottesdienst."

Ueber den übrigen Inhalt des zweiten Bandes unsres Werkes können wir uns kürzer fassen. In dem Abschnitte Tajima Schume wird die Geschichte eines fahrenden Ritters erzählt, der in böser Stunde seinen Reisegenossen, einen mit vielem Gelde versehenen Priester, beraubt und ermordet. Das Geld gedeiht ihm, und er wird ein reicher Mann. Aber nachdem er alles, wonach sein Herz begehrt, erlangt hat, und auf dem Gipfel des Glückes steht, überfallen ihn Gewissensbisse, die ihn tief schwermüthig machen und an den Rand des Grabes bringen, bis endlich ein Priester, der seinen Seelenzustand erkannt hat, ihm Trost einspricht und ihn auf den Weg hinweist, auf dem er seine Missethat nach Möglichkeit wieder gut machen kann.

Ein ferneres Kapitel enthält allerlei Gespenstergeschichten: Erzählungen von spukhaften Füchsen und Dachsen, von eine vampyrartigen Katze u. s. w. Ungemein launig ist die Geschichte von einem Prahler, der von Füchsen getäuscht, in große Verlegenheit gebracht und später durch Abscheeren des Kopfhaars in einen Priester verwandelt wird.

Im vierten Abschnitte werden allerhand interessante Notizen über japanische Prediger mitgetheilt sowie drei Proben ihrer Kanzelberedsamkeit, die gar nicht übel sind, wenn sie auch ziemlich stark an die Art und Schule Abrahams a Sancta Clara erinnern. Es sei gestattet, aus der ersten jener Predigten, die beiläufig der Sammlung Kiu o Dowa entnommen sind, welche von einem Priester der eklektischen Schingaku-Secte herrührt, eine Probe mitzutheilen:

„Es giebt viele Menschen, die sich der Worte: ich selber oder: mein Eigen ganz gedankenlos bedienen. Wie groß ist ihr Irrthum! Wenn es kein Regierungssystem und keine Obrigkeiten gäbe, sondern Alles Anarchie wäre, würden diese Leute, die so sehr viel mit sich selbst und ihrer eignen Kraft dick thun, nicht einen Tag aufrecht bleiben. Zur Zeit des Krieges bei Itschinotani marschirte Minamoto no Joschitsune von Mikusa ab und griff Setsu an. Mitten im Gebirge von der Nacht überrascht, wußte er nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Da ließ er einen seiner Officiere kommen und befahl ihm, die großen Fackeln anzuzünden, die sie vorher mit einander besprochen hätten. Derselbe theilte diesen Befehl den Soldaten, und diese zerstreuten sich augenblicklich in alle Thäler und steckten die Häuser der Gebirgsbewohner in Brand, sodaß bald Alles rings umher in hellen Flammen stand. Beim Lichte dieser Fackeln fand das Heer seinen Weg nach Itschinotani. — Wenn Ihr diesen Vorfall sorgfältig erwägt, werdet Ihr die Anwendung leicht finden. Die da immer prahlend sprechen: meine Waarenmagazine, mein

Wohnhaus, mein Landgut, mein Weib, und mit diesem Mein hökern wie die Kleinhändler mit ihrem Kram, werden, wenn einmal Krieg und Unruhe ins Land kommen, so hülflos wie die Schildkröten sein, die auf den Rücken gelegt sind. Möchten sie doch immer dankbar sein für die Ordnung und den Frieden, die in der Welt herrschen! Mein Vermögen, sagt da Einer, beträgt fünftausend Unzen Silber. Ich kann schlafen und essen und mich vergnügen, und sollte ich auch fünf- oder siebenhundert Jahre leben. Ich habe fünf Waarenspeicher und fünfundzwanzig Häuser. Ueberdieß besitze ich Anweisungen auf andere Leute im Belaufe von dreizehnhundert Unzen. So tanzt er vor Vergnügen und bildet sich ein, er sei vor Verarmung sicher. Sein Geist gleicht dem der Frösche, die ihre Augen im Nacken haben. Dumme, eitle Gedanken! Schwach genug in der That ist seine Festung, und wenig kann man sich auf sie verlassen. Wenn solche Menschen ruhig schlafen, wie bald können sie mit ihren Häusern in die soeben erwähnten großen Fackeln verwandelt, wie schnell können sie sammt ihren Wohnungen von einem Erdbeben verschüttet werden! Das sind die Zufälligkeiten in dieser unbeständigen Welt! In Betreff der Gefahr, welche ein allzugroßes Sicherheitsgefühl einschließt, habe ich Euch noch ein Geschichtchen zu erzählen. Seid also so gut und erwacht aus Eurer Verschlafenheit und hört aufmerksam zu:

Es giebt in der See eine gewaltige Muschel, Sasaje genannt, die sehr starke Schalen hat, welche sie, wenn Gefahr naht, mit großem Geräusche zuklappt. Sie meint dann vollkommen sicher zu sein. Eines Tages sagten ein Tai und noch ein andrer Fisch, von Neid erfüllt, zu ihr: Frau Sasaje, wie ist Euer Schloß doch so fest! Wenn ihr eure Klappen zumacht, kann Euch kein Mensch auch nur mit einem Finger was anhaben. Als sie das hörte, strich sie sich wohlgefällig mit der Hand um das Maul und sagte: Na ja, Ihr Herren. Obwohl es Euch gefällt, so zu sprechen, darf man doch mit seiner Sicherheit nicht großthun. Indeß muß ich allerdings gestehen, daß ich, wenn ich mich so eingeschlossen habe, keine Furcht fühle. — Indem sie noch mit dieser stolzen Selbstzufriedenheit sprach, die sich nur schlecht hinter bescheidenen Ausdrücken verdeckte, vernahm man ein Geräusch und einen schweren Fall. Die große Muschel schloß ihre Schalen so rasch als möglich, verhielt sich ganz still und überlegte, was in aller Welt der Lärm wohl zu bedeuten haben möchte. Konnte es ein Netz sein oder ein großer Fischhaken? Wie verdrießlich, immer so auf der Hut sein zu müssen. War vielleicht der Tai oder der andere Fisch gefangen? Frau Sasajee war recht besorgt um sie. Sie selbst fühlte sich ganz sicher. So verging einige Zeit, und als es ihr vorkam, als ob Alles ringsum wieder ganz ruhig sei, öffnete sie ihre Schalen, steckte den Kopf heraus und blickte sich um. Es schien nicht Alles in der alten Ordnung zu sein. Manches sah sonderbar aus. Sie guckte sich

genauer um, und siehe da, sie lag in einem Fischladen auf dem Verkaufstische, und auf ihrem Rücken stand geschrieben: Sechszehn Käsch baar. — Ist das nicht komisch? Daraus aber könnt Ihr lernen, daß all' Euer gepriesener Reichthum an Häusern und Speichern, Euer Rang, Macht, Talent und Klugheit Euch mit einem Schlage verloren gehen können. Armes Muschelthier! Ich möchte glauben, daß es in China und Indien einige Menschen giebt, die dir gleichen u. s. w." — In der That, kaum kann man drastischer das Abhängigkeitsgefühl predigen, welches das Grundwesen aller Religion bildet. In humoristischem Tone führt die Predigt ganz denselben Gedanken aus, den Jesus in der Erzählung von dem reichen Manne vorträgt, der sich selbstzufrieden zu Bette legt, während die Füße derer, die seine Todtengräber sein werden, schon vor der Thür stehen.

Die letzten beiden Kapitel beschäftigen sich mit dem bekannten Harakiri, das mit großer — unsrer Meinung nach allzu großer — Gründlichkeit bis in seine kleinsten Einzelheiten geschildert ist, und belehren uns über die Ceremonien, die in Japan die Hochzeiten begleiten, über die Gebräuche, die für Geburten, Namensfeste, Mündigkeitserklärungen u. d. vorgeschrieben sind, sowie über die Feierlichkeiten, mit denen man seine Todten begräbt. Wir ersehen daraus, daß das Volk des Mikado nicht bloß ein sehr ritterliches, sondern auch ein solches Volk ist, welches sich eines sehr durchdachten Complimentirbuchs und eines äußerst ausgebildeten Ceremoniencodex erfreut. M. B.

Briefe aus Belgien.

Die Gemälde, zu denen die Ilias Wiertz die Stoffe geliefert hat, gehören der ersten Periode seines Schaffens an. Als er 1832 über die Alpen nach Italien ging, mit dem prix de Rome gekrönt, war Homer sein steter Begleiter. „Wie der Besieger des Darius" schreibt er um jene Zeit in einem Briefe, „habe ich ihn stets unter meinem Kopfkissen. Es ist eigen", fährt er fort, „wie die Lectüre Homers mich leidenschaftlich erregt, — ich vergegenwärtige mir oft den Kampf des Ajax und Hektor. Sie erwärmen mich zu Thaten. Sie hauchen mir eine Art Heroismus und die Lust ein, mit den größten Meistern um den Vorrang zu ringen." Rubens und Michel-Angelo, die Meister des großen, erhabenen Stils reizten ihn mehr zur Nachahmung, als die großen Coloristen der Blüte-Zeit Italiens. In dieser Stimmung schuf er in der unglaublich kurzen Zeit von 6 Monaten sein 30' breites, 20' hohes Oelgemälde „Der Kampf der Griechen und Trojaner um die

Leiche des Patroklus," welches dem großen Thorwaldsen den Ausruf abnöthigte: „Dieser junge Mann ist ein Riese." Ja, das war er in der That, und eine Heldenseele muß der in sich tragen, der Heroen so darstellen will, wie er es gethan hat. Alles an Wiertz hat einen großartigen Zuschnitt: seine Werke, seine Pläne und Ideen, deren völlige Ausführung nur ein zu früher Tod verhinderte, vor Allem sein Charakter. Was ich in Brüssel gesprächsweise über ihn hörte, namentlich über sein Ende, hat mich mit ungemischter Bewunderung erfüllt. Er starb 59 Jahr alt nach kurzer aber schmerzhafter Krankheit in der Vollkraft seines titanischen Schaffens. So Großes er geleistet hatte, für ihn waren die zahlreichen meist colossalen Gemälde, die sein Riesenatelier schmückten, nur die Vorarbeiten, die Bausteine gleichsam zu dem großen Ganzen, das ihm vorschwebte. Man braucht nur die Skizzen und Entwürfe, welche er hinterlassen hat, durchzusehen, um zu begreifen, daß dieser Gedanke keinen Verdacht der Uebertreibung oder Selbstüberschätzung involvirt. In seinen letzten Lebensjahren trug er sich mit dem Project, diese grandiose Halle, welche der Staat ihm als Atelier angewiesen hatte, um das Zwiefache zu vergrößern. Diese wollte er mit einer Reihe Schöpfungen schmücken, welche die Geschichte der Menschheit gleichsam in epischer Weise zur Anschauung bringen sollten. Namentlich waren es die großen kulturgeschichtlichen Ideen, welche zur Anschauung gebracht werden sollten. Diese philosophisch-poetische Seite seiner künstlerischen Thätigkeit, welcher wir eine Reihe herrlicher tiefsinniger Werke verdanken, ist seine eigentliche Domäne. In ihnen entfaltet er seine wahre Originalität, und man kann sich vor diesen Bildern fragen, ob Wiertz als Maler oder als Dichter und Philosoph größer war. Und doch sollten die bis dahin ausgeführten Gemälde dieser Gattung nur die Vorrede zu dem großen kulturhistorisch-philosophischen Werk sein, das er projectirt hatte.

Das früher erwähnte Bild „Phare du Golgotha" leitet schon zu dieser Gattung über, deren bekanntestes Werk Die letzte Kanone sein dürfte. Im Vordergrunde dieses Gemäldes sind mit wuchtigen, ergreifenden Zügen alle Schrecken des Krieges dargestellt. Ein Haufen verstümmelter Leiber in wirrem Knäul, Todte und Verwundete, eine blutige zerfetzte Fahne von sterbenden Armen krampfhaft festgehalten, das bildet die Hauptgruppe dieses Theils. Ein junges Weib hält in ihrem Schooß den Leichnam des Gatten, den schluchzende Kinder mit heißen Küssen bedecken, weiterhin streckt ein Vater der schaudernden Tochter einen blutig zerfetzten Arm entgegen. Ueber dieses grauenhafte Schlachtfeld schreitet eine hehre Gestalt, die Civilisation, in Gold und Purpur gekleidet, mit den Attributen der Macht und des Reichthums geschmückt. Mit gewaltiger Hand zerschmettert sie die letzte Kanone. Glückliche Generationen, welche den schönen Traum des ewigen Friedens verwirklicht sehen, folgen den Schritten der göttlichen Gestalt, geführt von den

Genien der Künste, der Wissenschaft, der Industrie, des Ackerbaues. Ein Genius legt eine Fackel an einen ungeheuren Pfeiler, auf welchem das Wort „Frontières“ geschrieben steht. Eine ähnliche Idee spricht sich in dem sonst mehr genreartig gehaltenen reizenden Bilde La chair à canon aus. Eine Gruppe blühender Kinder spielt am Fuße eines zerstörten Festungswalles neben einer verlassenen Kanone. Einer der kleinen Knaben stellt den Gefangenen vor, ein anderer bewacht ihn mit komischem Ernst, ein dritter ertheilt ihm einige Schläge. Ein kleines Mädchen hat das Köpfchen an die Kanone gelehnt und weint aus Mitgefühl bitterlich über das Schicksal des Gefangenen. Eine rührende Anmuth ist über die Scene ausgebreitet, und jede Figur spricht zum Beschauer: „es liegt ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel.“ Kurz vor seinem Tode im Jahre 1865 vollendete er zwei Gemälde, welche in diesen Kreis gehören, und die unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen, weniger wegen ihrer formellen Schönheit, als wegen der darin sich aussprechenden, erst jetzt recht zeitgemäßen Idee. Ich meine die beiden Pendants „Les Parties jugés par le Christ“ und „Les parties selon le Christ.“ Es ist, als seien diese Bilder gleichsam aus einer Vorahnung der Kämpfe hervorgewachsen, welche gegenwärtig die civilisirte Welt bewegen. Auf dem ersteren sehen wir einen Papst im Schmuck der dreifachen Krone, einen Krieger mit der Krone und dem blutigen Schwert und einen Mann aus dem Volk mit entblößtem Oberkörper, welcher die Nägel der einen Hand dem Priester krampfhaft in das Antlitz gekrallt hat, während er mit der andern dem Krieger die Krone vom Haupt zu reißen sucht. Dieser zückt drohend das Schwert auf ihn, während der Papst ihm ein Kruzifix entgegenschleudert; um diese Kampfscene voll dramatischen Lebens züngeln gierige Flammen. Im Vordergrunde steht Christus, das Auge in Thränen mit abgewandtem Gesicht und abwehrender Geberde. Das zweite Gemälde stellt die Versöhnung der drei Parteien dar, welche von Christus gesegnet werden. Der Mann des Volkes, eine vollkräftige Gestalt, hält eine zerbrochene Kette freudig empor und umschlingt in begeisterter Freude die beiden Vertreter der politischen und kirchlichen Macht, den Kaiser und den Papst. Daneben gehen die Attribute der streitenden Parteien, das Kreuz, das Schwert und die phrygische Mütze in Flammen auf. Das ist der Schwanengesang des paintre-poëte, wie man Wiertz mit Recht genannt hat. Solche und ähnliche Ideen finden sich in einer Reihe höchst bemerkenswerther Schöpfungen des Künstlers vollendet schön dargestellt und doch hatte er darin nur den kleinsten Theil seiner genialen Entwürfe verwirklichen können. Eine Welt von künstlerischen Conceptionen ging mit ihm unter. Auch auf dem Gebiet der Bildhauerkunst hat der rastlos arbeitende Wiertz nicht Unbedeutendes geleistet. Kurz vor seinem Tode modellirte er noch drei Gruppen, welche die Geschichte der

Menschheit symbolisch darstellen sollten. Er dachte dieselben in colossalen Dimensionen für einen öffentlichen Platz von Brüssel auszuführen. Die erste stellt die Geburt der Leidenschaften, die zweite den Kampf, die dritte „das Licht“, d. h. die Civilisation dar, welche dem Kampf ein Ende macht. Namentlich die dritte Gruppe, in welcher ein Genius dem Engel des Bösen, der sich zu seinen Füßen windet, das brudermörderische Schwert entreißt und die Fackel der Aufklärung emporhält, ist von mächtiger Wirkung.

Mit der heiteren Ruhe eines stoischen Philosophen schied er aus einem Leben, das noch so reich war an Entwürfen, welche die nächste Zeit hatte verwirklichen sollen. Ueberhaupt ist dem Charakter dieses Künstlers ein antiker Zug eigen. Er tritt hervor in der Kraft des Willens, in der Standhaftigkeit und Festigkeit, mit der er, unberührt von Einwirkungen des vielgestaltigen, distrahirenden modernen Lebens, seinen einsamen Weg geht, in der allgemein menschlichen Erhabenheit seines künstlerischen Sinnens und Schaffens, das sich um den herrschenden Geschmack nicht kümmert; in der antik-innigen Auffassung der Freundschaft, in seiner bewunderungswürdigen Bedürfnißlosigkeit. Ich habe nicht erwähnt, daß Wiertz auch für die Fortentwickelung der Technik der Malerei bedeutendes geleistet, daß er in einer Reihe von Schriften tiefsinnige Ideen über die Theorie der bildenden Künste niedergelegt hat. In einem jener Bücher ruft er mit antikstrenger Energie den Jüngern seiner Kunst die Worte zu: „Wenn ihr nicht diese glühende Liebe, diesen unbeugsamen Muth, diese mächtige Begeisterung fühlt, welche der Kunst Alles aufzuopfern im Stande ist, dann bleibt uns fern; wenn aber die Leidenschaft, die uns beseelt, eure Seele erfüllt, dann kommt zu uns und ihr werdet begreifen lernen, auf ein wie geringes Maaß die Bedürfnisse des Lebens sich beschränken lassen, wie mäßig und anspruchslos der Leib sein kann, wenn die Seele nur von einem Wunsch, von einem Verlangen erfüllt ist.“ Das ist doch fürwahr die Sprache eines Mannes der antiken Welt, und, was mehr ist, er blieb im Handeln nicht hinter seinen Worten zurück.

Wenn man ein einigermaßen treues Bild dieses reichen Lebens entwerfen wollte, so müßte man ein Buch schreiben. Hier nur noch einige Bemerkungen über eine Seite des künstlerischen Charakters unseres Helden, die bisher noch nicht berührt worden ist. Ich habe aus der umfangreichen Sammlung seiner Werke — sie zählt 110 Nummern — nur einige wenige flüchtig berühren könnten. Alle diese gehörten einem ernsten, erhabenen, fast tragischen Stil an; die gewaltigsten Leidenschaften, die tiefsten Ideen sahen wir auf ihnen zur Darstellung gebracht. Aber derselbe Künstler, welcher den Kampf der guten und bösen Geister, den Triumph des Himmels über die Hölle, das gigantische Ringen antiker Helden, den Vernichtungskampf der Parteien mit congenialer Kraft zu malen verstand, er weiß auch in reizenden Genrebildern

das stille Glück des Familienlebens, die Wonne der Liebe, die rührende Kinderwelt zu schildern, er weiß die menschlichen Schwächen zu geißeln, schalkhaft zu spotten, liebenswürdig zu scherzen. Und wenn auf den großen Kampfscenen alles Kraft und Energie ist in Composition, Bewegung und Colorit, so tritt in diesen kleineren Gemälden eine Glätte, eine Eleganz, eine Wärme des Tons hervor, die an Leonardo und Tizian erinnert. Kein Bild ist blos der Form wegen da, aus jedem spricht ein poetischer Gedanke, oder ein rührender Zug, ein schalkafter Humor oder eine schneidende Satire zum Beschauer. In diesen Schöpfungen tritt neben der plastischen, frischen Wiedergabe der Fleischtöne ein drastischer Naturalismus glänzend hervor. Der Concierge, welcher in seiner Loge eingeschlafen ist, der Hund vor der Hütte, beide auf die Wand gemalt, sind von täuschender Naturwahrheit. Der im Sarge wieder vom Scheintode sich erhebende Cholerakranke, die wahnsinnige Mutter, welche ihr Kind mordet, und ähnliche sind von einem frappanten Pathos und man wird diese Typen eine Zeit lang nicht aus dem Gedächniß los. Eine Kritik der Gemälde von Wiertz hatte eines Tages an seinen philosophischen Sujets den Mangel an Sorgfalt in der Technik tadelnd hervorgehoben. Man hatte dem Künstler vorgeworfen, er könne nicht glatt, genau und präcis malen. Als Antwort hierauf brachte Wiertz auf der nächsten Ausstellung seine berühmte Carotte, die ich hier schließlich erwähnen will, weil die Entstehungsgeschichte des Bildchens für die Art des Künstlers charakteristisch ist. Man sieht auf dem kleinen Bilde von 22 bis 30 Centimetern auf den ersten Blick nur eine mit peinlicher Sorgfalt gemalte Rübe. Aber um den ganzen Werth dieser künstlerischen Satire zu erkennen, bedarf es fast einer Lupe. Auf der Carotte au patientiotype, wie er sie genannt hat, sind nämlich eine große Anzahl Ameisen, eine Fliege, Tausendfüße und ähnliches Ungeziefer und ein Spinnengewebe angebracht, Dinge welche zu dem Staunenswerthesten gehören, was die Detailmalerei geschaffen hat. So antwortete ein Wiertz auf den Vorwurf einer voreiligen Kritik, welche ihm die Fähigkeit für diese Dinge hatte absprechen wollen, mit einem Werkchen, das einen staunenswerthen Fleiß und eine außerordentliche Ausdauer bekundet, indem er zugleich seine Neider und Kritiker — denn sie sind mit den nagenden Insekten gemeint, — auf das Gründlichste verspottete. Ein Künstler, der im Stande ist, Monate emsiger, angestrengter Arbeit an ein Genre zu wenden, dem er kaum Bürgerrecht im Gebiete der Kunst zuerkannte, nur um den Beweis zu liefern, daß er auch das könne, wenn er will, ein solcher Künstler kann gewiß das Recht für sich beanspruchen, im vollen Sinne des Wortes ein Charakter genannt zu werden.

Dr. Gustav Dannehl.

Das englische Urtheil über den Untergang des Hamburger Dampfers „Schiller“. —

Die verheerenden Naturereignisse dieses Sommers, die in Deutschland, Ungarn, England und Frankreich so namenloses Elend im Gefolge hatten, viele Tausende von Menschenopfern forderten, Millionen an Gütern und Gebäuden zerstörten, haben die Aufmerksamkeit des großen Publikums fast vollständig von derjenigen Katastrophe abgelenkt, welche den Reigen der diesjährigen Unglücksfälle eröffnete. Ich meine den entsetzlichen Schiffbruch des Hamburger Dampfers Schiller, am Abend des 7. Mai dieses Jahres. —

Ein Wolkenbruch, eine Ueberschwemmung, eine verheerende Feuersbrunst, ist ein entsetzliches Unglück; ganze Ortschaften werden verwüstet, ganze Familien an den Bettelstab gebracht oder vernichtet; und doch möchte ich fast sagen, der Untergang eines stark besetzten transatlantischen Postdampfers ist ein noch schrecklicherer Unglücksfall. Sein Untergang bringt Schmerz und Weh nicht nur einer Gemeinde, einem Lande; manche Stadt diesseits und jenseits des Oceans wird durch den Tod eines Verwandten, eines nahen Freundes oder Bekannten schmerzlich berührt. Ein Unglück, das entfesselte Naturelemente erzeugen, erweckt bei Allen das Bewußtsein, daß der Mensch solchen Ereignissen gegenüber fast machtlos ist und dadurch meist auch die allgemeine Theilnahme in einem Grade, daß den Betroffenen, wenigstens einigermaaßen, der Verlust an Hab und Gut ersetzt wird. Anders bei einem Unglück, wie das des Schiller. Der Untergang eines transatlantischen Dampfers sollte fast eine absolute Unmöglichkeit sein; nur ein Orkan oder Sturm an der Küste sollte ihn herbeiführen können. Die Folgen etwaiger Unachtsamkeit der Führung aber, eines übermäßigen Selbstvertrauens des Capitains oder Lootsen sollten verhütet werden durch Vorrichtungen an der Küste, welche auch dem Leichtsinnigen, dem Irrenden unter allen Umständen die Nähe einer drohenden Gefahr anzeigen. Es ist daher Pflicht eines Jeden, vor Allem aber der Presse, auf alle Umstände aufmerksam zu machen, die bei der Untersuchung der Ursachen eines solchen Unglücks aufgedeckt werden, und Alles das entschlossen zu rügen, was im Stande wäre, jederzeit eine Wiederholung des Unglücks möglich zu machen. Ebendarum dürfte auch die nachstehende Untersuchung keineswegs veraltet erscheinen, weil sie von allgemeinen Gesichtspunkten ausgeht.

Von dem englischen Urtheil, welches aus Anlaß des Unterganges des Dampfers „Schiller“ gefällt wurde, kann dies leider nicht behauptet werden. Bekanntlich hat das Polizeigericht zu Greenwich diesen Schiffbruch zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht und darauf ein Urtheil gefällt. Dieses

Urtheil erreicht aber gerade das am wenigsten, was es erreichen und bezwecken sollte.

Eine gerichtliche Untersuchung, ein Urtheilsspruch über das Scheitern eines Schiffs kann doch — da Strafurtheile in den seltensten Fällen gegen die Schuldigen ausgesprochen werden können — nur dann von Nutzen sein, wenn durch die strengste Prüfung aller Umstände und durch unumwundenen Tadel, wo Tadel nöthig ist, eine Wiederholung ähnlicher Katastrophen unter ähnlichen Umständen verhindert wird. Diesen Erfolg wird aber das englische Urtheil über den Untergang des Schiller keineswegs herbeiführen. Die Einseitigkeit des Urtheilsspruchs des Greenwicher Polizei-Gerichts nachzuweisen und das Fehlende in dem Urtheil gestützt auf die in der Untersuchung und bei der Zeugenvernehmung ermittelten Thatsachen zu ergänzen, ist meine Absicht. —

Das Polizei-Gericht zu Greenwich stellte fünf Fragen auf, welche für die Verhöre und die Untersuchung den leitenden Faden geben sollten. Die Fragen sind genügend scharf und umfassend, so daß sie Alles zu Tage fördern mußten, was die Ursachen des Untergangs eines Dampfers erster Classe ermitteln ließ.

Diese Fragen lauteten: 1. Wie kam der „Schiller" in seine schlimme Lage? 2. Wurden geeignete Vorsichtsmaaßregeln angewandt, während seines Laufes im Nebel, und besonders in der letzten Periode desselben? 3. Wie kam es, daß die Nebelglocke auf Bishop Rock Leuchtthurm nicht gehört wurde? 4. Warum wurden nicht mehr Personen in den Schiffsbooten, oder in Booten vom Lande gerettet? 5. Würde eine Vermehrung der Communicationsmittel zwischen dem Leuchtthurm und dem Lande dazu beigetragen haben, den schrecklichen Menschenverlust zu mindern?

Die stenographischen Berichte der Verhöre in der Untersuchung*) dieses Unglücksfalls durch obengenannten Gerichtshof ergeben nun im Wesentlichen die im Folgenden kurz zusammengestellten Thatsachen. Den meisten Lesern werden sie im Allgemeinen bekannt sein, aber doch mag Manches nicht genügend beachtet, oder von Laien falsch oder gar nicht verstanden worden sein.

Der Führer des Schiller, Capitain Thomas, war Jahre lang im Dienst der englischen Oriental Dampfer Linie nach Westindien. Er galt stets als tüchtig, vorsichtig, und, was einem Schiffsführer zu besonderem Lobe gereicht, er hat sich erwiesener Maaßen nach nebeligem Wetter kaum je um $1^1/_2$ Seemeilen,**) in der Berechnung der Schiffslage geirrt.

---

*) Siehe London Times vom 2, 3, und 4. Juni d. J.

**) (circa 3000 Met.)

Nach dreitägigem Nebel hat Capitain Thomas am 7. Mai um 9½ Uhr Abends, kurz bevor er den Kurs des Schiller änderte, gegen seine Offiziere geäußert, der Schiller sei etwa 25 See-Meilen vor Bishop Rock. Auf seine langjährige Erfahrung gestützt, konnte er wohl mit einiger Zuversicht sagen, er sei wirklich da, wo er vermuthete. Eine Senkbleimessung 25 Seemeilen vom Lande entfernt genommen, hätte eine Tiefe von 60 bis 55 Faden ergeben müssen. Ein solches Resultat hätte aber dem Capitain Thomas keineswegs mit Bestimmtheit die Lage seines Schiffes angegeben. Deßhalb wahrscheinlich unterließ Thomas, in leichtsinnigem Selbstvertrauen auf seine bisherigen Erfahrungen, die Senkbleimessung, die möglicherweise sein Schiff gerettet hätte. Ich sage möglicherweise, weil ich aus dem Nachstehenden zu beweisen versuchen werde, daß eine Senkbleimessung selbst wenn sie schon um 8 Uhr Abends, vorgenommen worden wäre, nicht unbedingt die Katastrophe verhütet hätte.

Das Verhör hat ferner ergeben, daß sofort nach dem Auflaufen des Schiller die energischsten Versuche zur Rettung der Passagiere gemacht wurden; daß aber theils die sich über das Schiff brechenden Wellen, theils das Ungestüm der in Angst sich andrängenden Passagiere, eine Rettung Aller, ja nur des kleinsten Theils derselben verhinderten. Wie wenig die Wahrheit des letzteren Hindernisses zur ruhigen Bedienung der Rettungsboote sich anzweifeln läßt, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß an Bord des Schiller unter den 254 Passagieren 54 Frauen und 76 Kinder sich befanden. — Die Rettungsgürtel und- Ringe waren in genügender Anzahl an Bord und in trefflichem Zustand. Das Anlegen derselben durch die Passagiere geschah aber meistens auf irrige Weise. Alle ans Land gespülten Leichen waren mit Rettungsgürteln versehen. So ergiebt die Untersuchung auch, daß die Rettungsboote in vorschriftsmäßiger Ordnung gewesen sind. — Daß Oelfarbe an den Stricken der Flaschenzüge ein Hinderniß für den Gebrauch der Boote gewesen sein soll, ist für einen mit nautischen Details Vertrauten geradezu lächerlich. — Dagegen erhellt aus den Zeugenaussagen auch der vernommenen Passagiere, daß die See die Boote wegspülte, an der Schiffswand zerschmetterte oder umschlug, während die Versuche gemacht wurden, sie flott zu machen. — Aus den Verhandlungen des Gerichtshofes ergiebt sich auch die Thatsache, daß das einzige gerettete Boot kein schweres Rettungsboot, sondern ein viel leichteres Boot (ein Gig) war. Das leichte Boot wurde von den Wellen gehoben und wieder niedergelassen, während über den schweren, mit Wasser und Menschen belasteten Rettungsbooten die See sich brach.

Die wichtigsten Aussagen der ganzen Untersuchung förderte aber die Vernehmung zweier bewährter Küstenlootsen der Scilly-Inseln zu Tage. Dem Einen, Stephen Hicks, welcher seit 19 Jahren bei den Scillies Lootse ist,

wird die Frage gestellt: was er thun würde, wenn er nach langem Nebel sich Mittags 150 Meilen vom Lande vermuthe, bei einer Schiffsgeschwindigkeit von 14 Knoten. Er sagt „er würde bis 9 ½ Uhr Abends fahren ohne Senkbleimessungen zu nehmen, wenn dann der Nebel dichter würde, eine Tiefenmessung machen und das Schiff nach S. S. O. ablenken. Er sagt, ferner, daß nach anhaltendem Südwestwind (die vorherrschende Windesrichtung vom 4. bis 7. Mai) eine starke nach Norden treibende Strömung herrsche, welche auch bei bester Vorsicht das Schiff nicht nur mehr nach Norden, als berechnet, versetzen könne, sondern dessen Schnelligkeit unbemerkt gegen das Land zu vermehren könne.

Der zweite Lootse Jacob Deason, zur Zeit wegen Alters außer Diensten, sagt im Wesentlichen dasselbe aus, wie sein Vorgänger. Er beantwortet namentlich dieselbe Frage fast gleichlautend mit Hicks. Nur fügt er noch hinzu: Er würde heranfahren, bis er sich 15—20 Meilen vom Land entfernt wisse, (bei Nebel also doch nur „vermuthe",) und dann würde er Senkbleimessungen machen. Capitain Thomas vermuthete sich aber noch 25 Meilen vom Land. Beide Lootsen betonen ferner aber auf das Entschiedenste, wie auch der 2. Offizier des Schiller, Erwin Pohlmann, daß auf Rosevear, welches zwei Seemeilen vom Bishop Rock entfernt ist, Platz genug sei, ein Dampfnebelhorn aufzustellen, daß man ein Solches am Abend des 7. Mai, jedenfalls 7 Meilen in See gehört hätte, also noch 5 Meilen vor dem Leuchtthurm von Bishop Rock. Fünf Seemeilen sind etwa 10000 Meter, während der Schiller in höchstens 1600 Meter Entfernung am Leuchtthurm vorbeischoß, ohne nur den leisesten Warnungston von dort zu vernehmen!

Endlich erhellt eine sehr wichtige Thatsache aus der Vernehmung dieser beiden Lootsen, sowie des Deutschen Vice-Consuls Bainfieldt zu Scilly; daß nämlich eine englische Fregatte, trotz ihrer allbekannten Ordnung und Vorsicht, im Nebel doch in die Mitte der Crim Rocks gerathen war und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Auch auf Crim Rocks sei nothdürftig Platz zur Aufstellung eines Dampfnebelhorns; doch würde ein solches, auf Rosevear aufgestellt, in den meisten Fällen, auch noch in genügendem Abstand vor jenen gefährlichen Klippen gehört werden.

Auf diese festgestellten Thatsachen nun gestützt, erließ das Polizei-Gericht zu Greemwich sein Urtheil, welches hier in wortgetreuer Uebersetzung folgt:

„Der Schiller war ein eisernes Dampfschiff, in Hamburg heimathberechtigt; derselbe war im Jahre 1873 von R. Napier und Söhne in Glasgow erbaut. Sein Gehalt betrug 3420,76 Brutto-Tonnen, und 2326,12 Register-Tonnen. Das Schiff war Eigenthum der deutschen Transatlantischen Dampfschifffahrtsgesellschaft und in Loyds Register der englischen und fremden

Schiffe 100 A. I. klassifizirt.*) Das Schiff verließ New-York am 27. April und war nach Plymouth, Cherbourg, Hamburg bestimmt. Die Besatzung bestand im Ganzen aus 118 Personen. Das Kommando führte Capitain Thomas, ein tüchtiger und erfahrener Offizier, der länger als sechs Jahre ehe er diesen Dampfer befehligte, im Dienste der Peninsular und Oriental Dampfschifffahrts-Gesellschaft gestanden hatte. Das Schiff hatte 254 Passagiere, sowie die australische, neuseeländische und andere Posten an Bord. Dem gewöhnlichen Gebrauche gemäß wurde es beabsichtigt, mit Scilly zu signalisiren, um dem Agenten in Plymouth Nachricht zu geben, daß er zum Landen der Post seine Vorbereitungen treffe. Vom 4. Mai an, wo man zuletzt Observationen gehabt hatte, wurde das Wetter, wie aus den Zeugenaussagen hervorgeht, so dicht, daß man hinfort keine Beobachtungen mehr machen konnte. Am 7. war Nebel eingetreten, der mit Anbruch der Nacht und je näher sie dem Lande kamen, dichter wurde. Um Mittag desselben Tages glaubte man den Schiffsort nach der Loggerechnung**) auf 49° 50′ N. und 10° 23′ W. Wäre diese Rechnung richtig gewesen, so würde der Schiller zur Zeit fast auf der Breite von Bishop Rock und 152 Seemeilen westlich davon gestanden haben. Oertliche Ablenkung des Compasses scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, folglich wurde der Kurs auf Scilly S87° O. gefahren, bei einer Geschwindigkeit von 14 Seemeilen per Stunde unter Dampf und Segeln, und während dichten Nebels. Dieser Kurs wurde bis 9½ Uhr Abends beibehalten und würde das Schiff 8 Seemeilen südlich vom Bishop Rock geführt haben, vorausgesetzt, daß der Schiffsort Mittags richtig war. Nach der Zeugenaussage des ersten Offiziers wurde um 9½ Uhr der Kurs auf S. S. W. geändert, Segel eingenommen, die Schiffsgeschwindigkeit verringert, und um 10 Uhr stieß das Schiff, welches innerhalb des Bishop Rock Leuchtthurms gerathen war, ohne daß man dessen Feuer gesehen oder dessen Glocke, die zur Zeit ertönte, gehört hätte, auf die Retarier Ledges und wurde schließlich total wrack, wobei 331 Personen, darunter der Capitain, ums Leben kamen. Kurz nachdem das Schiff aufgerannt, wurde das Kommando gegeben, die Boote flott zu machen. Von den an Bord befindlichen 8 Booten, von denen 6 Lebensrettungsboote waren, wurde nur Eines, und zwar ein Gig, glücklich ins Wasser gebracht, die anderen wurden entweder beim Herablassen zertrümmert oder von der See fortgespült. An Rettungsgürteln war ein großer Vorrath an Bord, außer 12 Rettungsringen 800 Stück, doch schienen dieselben auf irrige Weise gebraucht worden zu sein, da alle an das Land gespülten Leichen damit versehen gewesen sein sollen."

*) 100 A I. heißt: auf 100 Jahre ein Schiff erster Classe in jeder Beziehung.

**) Logge ein Schiffsgeschwindigkeitsmesser.

„Wenn man den Lauf des Schiffes von den Retarier Ledges bis zum Mittag des 7. Mai zurückverfolgt, so scheint dasselbe seine Distanz weit überlaufen zu haben. Da man schon drei Tage lang vorher keine Beobachtungen mehr machen konnte, so mußte der angenommene Schiffsort unrichtig gewesen sein und das Schiff stand in Wirklichkeit weiter nach Norden und Osten, als die Loggerechnung ergab. Hätte man um 8 Uhr oder selbst um 9 Uhr Abends einen Wurf mit dem Senkblei gethan, ehe man den Kurs auf SSW änderte, so würde die Tiefe des Wassers und der Meeres-Bodenbeschaffenheit die Nähe der Gefahr und den Irrthum in ihrer Rechnung angezeigt und wahrscheinlich das traurige Unglück verhindert haben. Die Anweisungen über das Ansegeln des englischen Canals befanden sich an Bord, ebenso die von der Adler-Linie aufgestellten Instruktionen betreffs der sicheren Führung ihrer Schiffe; beide wurden unglücklicherweise vernachlässigt. Erstere machen die Schiffsführer darauf aufmerksam, daß sie bei der Annäherung der Scillies gegen die nördlich treibende Strömung sich in Acht nehmen müssen, und schärfen denselben die Nothwendigkeit ein, während dichten Wetters das Senkblei sorgfältig zu gebrauchen; Letztere verlangen von den Kapitainen ihrer Dampfer-Linie ebenso dringend, daß sie bei Annäherung des Landes keine der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigen dürfen."

„Die gänzliche Vernachlässigung der erwähnten Vorsichtsmaßregeln ist nach der Ansicht des Gerichtshofes die einzige Ursache der schrecklichen Katastrophe, bei welcher so viele Menschenleben und Güter verloren wurden. Im Laufe der Untersuchung sind von den Anwälten viele Fragen in Betreff des verhältnißmäßigen Werthes von Nebelhörnern und Nebelglocken gestellt worden; da aber diese schwierige Frage kürzlich der Gegenstand einer gründlichen Untersuchung seitens der höchsten Autoritäten gewesen ist, hält der Gerichtshof es für anmaßend, in dieser Sache eine Meinung zu äußern. Auch wurde erwähnt, daß es nothwendig sei, auf den Scilly-Inseln Nebelsignale aufzustellen. Würde es in der That für angemessen erachtet werden, durch Aufstellung weiterer Nebelsignale, sowie durch Herstellung einer telegraphischen Verbindung zwischen den bewohnten Inseln mehr Vorsichtsmaßregeln zu treffen, so wünscht der Gerichtshof die Aufmerksamkeit namentlich auf die Aussagen des Herren Dorien Smith, des Besitzers der Inseln, und des Herrn Douglas, des Oberingenieurs von Trinity House*) zu lenken; Beide sind mit den Oertlichkeiten durchaus bekannt, und haben dem Gegenstand große Beachtung geschenkt. — Da behauptet worden ist, es sei nicht ungewöhnlich, daß Schiffe beim Vorbeifahren an den Scillies das als Nothzeichen anerkannte Signal gebrauchen, um damit ihre Ankunft zu melden, wünscht der Gerichtshof, um

*) Englische Leuchtthurmbehörde, — eine Privat-Gesellschaft!

sowohl dem Andenken des verstorbenen Kapitain Thomas, als auch den Eigenthümern der Adlerlinie gerecht zu werden, seine Meinung dahin auszusprechen, daß jeder denselben gemachte Vorwurf, sie hätten gewöhnlich Kanonenschüsse abfeuern, oder Nothsignale als Ankunftssignale brauchen lassen, gänzlich unbegründet ist." — Der englische Gerichtshof sagt also: Die gänzliche Vernachlässigung aller Vorsichtsmaßregeln (von Seiten der Schiffsführung) sei die einzige Ursache der schrecklichen Catastrophe. Ob dieser Urtheilsspruch gerecht und unparteiisch ist, beweisen uns die bereits oben angezogenen stenographischen Gerichtsverhandlungen und Zeugenvernehmungen. Daß er mit den letzteren vereinbar sei, erlaube ich mir zu bezweifeln.

Gewiß trägt Capitain Thomas einen großen Theil der Schuld an dem Tode der vielen Menschen. Aber denken wir uns in seine Lage, hören wir was Seeleute thun würden unter denselben Verhältnissen; die Lootsen Hicks und Deason sagten unter Eidespflicht aus: sie wären bis 9^{30} Abends denselben Cours gefahren wie Capitain Thomas, hätten dann eine „Tiefenmessung gemacht und wären dann nach S. S. O. gefahren!" Diese Coursänderung wäre mindestens ebenso gefährlich gewesen, als die nach S. S. W., welche der Schiller einschlug.

Nach dreitägigem Nebel vermuthet sich Capitain Thomas Mittags um 12 Uhr 152 Seemeilen westlich vom Leuchtthurm von Bishop Rock und fast in der Breite dieses Feuers. Er steuert S. 87° O. mit 14 Meilen pro Stunde. Dieser Kurs mit solcher Geschwindigkeit hätte den Schiller Nachts um 10 Uhr 55 Minuten auf gleiche Höhe mit dem Leuchtthurm, aber 8 Seemeilen südlich geführt. Abends um 9.30, sagt der Capitän, er vermuthe sich 25 Seemeilen von besagtem Leuchtthurmfeuer und um den Gefahren, die hinter demselben für sein Schiff liegen, auszuweichen, lenkt er dasselbe, wie er glaubte noch 25 Meilen entfernt von demselben, nach dem Ocean zurück, in S. S. Westlichen Curs ab. Er war aber statt 25 Meilen westlich des Feuers, schon 2 Meilen östlich desselben. Wie ist es nun erklärlich, daß ein so erfahrener Seemann wie Thomas sich um diese verhängnißvollen 27 Meilen geirrt hatte? War es nur Leichtsinn? war es nur rücksichtsloses Vertrauen auf seine bisherigen Erfahrungen? Der Lootse Hicks sagt: Bei anhaltendem Südwestwind herrsche eine starke nach Norden treibende Strömung vor, welche auch bei größter Vorsicht, das Schiff nicht nur nach Norden, weiter als berechnet treibe, sondern dessen Geschwindigkeit unbemerkt nach dem Lande zu vermehren könne! Hat der Gerichtshof diesen Zeugenaussagen, den einzigen von unparteiischen Seeleuten, also Fachmännern gegebenen, die gebührende oder überhaupt irgend welche Beachtung geschenkt? — Ich zweifle daran! — Daß übrigens eine solche unmerkliche Verschiebung des Schiffscourses nach Norden und gegen Land möglich ist, trotz aller Vorsichts-

maßregeln, die Capitain Thomas freilich vernachlässigte, beweist der Fall der englischen Fregatte, die sich plötzlich bei aufhellendem Nebel inmitten der furchtbaren Crim Rocks entdeckte.

Der Gerichtshof sagt: Hätte man um 8 Uhr Abends, oder selbst noch um 9 Uhr Abends einen Wurf mit dem Senkblei gethan, ehe man den Kurs nach S. S. W. änderte, so würde die Tiefe des Wassers und die Meeresbodenbeschaffenheit die Nähe der Gefahr und den Irrthum in ihrer Berechnung angezeigt und wahrscheinlich das Unglück verhindert haben! Es steht fest, daß eine Tiefenmessung um 8 Uhr oder 9 Uhr dem Capitain einen Fingerzeig geben mußte, daß er sich in seiner Berechnung geirrt, daß aber ein Wurf des Loths demselben schon um 8 Uhr ihn wirklich warnen mußte, ist keineswegs gewiß. Um 8 Uhr befand sich der Schiller noch 19 Meilen westlich von Bishop Rock. Die Tiefe daselbst ist zwischen 50 und 48 Faden. Sah Thomas, daß er statt 50—55 Faden, 2 bis 7 Faden weniger Tiefe erhielt, so mußte er annehmen, daß er um etwa 25 Meilen näher dem Lande sei, als er dachte; aber er konnte deshalb doch annehmen, er halte noch den richtigen Kurs. Denn 48—50 Faden Tiefe erhielt er auch auf dem 8 Meilen südlicheren Kurs von Scilly, den er zu fahren vermuthete. Mit einem Wurf des Bleis um 8 Uhr wäre es gar nicht gethan gewesen. Erst bei wiederholten Messungen hätte der Capitain Thomas erkannt, daß er einen Kurs steuere, der ihn nördlich vom Bishop Rock führen müsse; und daß er das unterließ, war allerdings ein schwerer Fehler. Denn wenige hundert Meter vor den Scilly-Inseln steigt der Meeresboden jäh und steil, während südlich derselben die Meerestiefe ziemlich dieselbe bleibt.

Hätte Thomas also von 8—9 Uhr etwa vier Messungen gemacht, um sicher zu gehen, so hätte er um 9 Uhr etwa 30, dann 24, dann 17 Faden Tiefe gefunden. Doch auch dann, (wäre er nach der Aussage der Lootsen jener Gegend gesteuert), auch dann noch war sein Schiff in Gefahr. 17 Faden Tiefe sind sowohl direct vor den Crim Rocks, als vor Bishop Rock, als auch auf der Untiefe der Retarier Ledges, über welche der Schiller zwischen den beiden Felsengruppen hinfuhr. Hätte derselbe nun, den Anweisungen der Lootsen folgend, in süd-süd-östlicher Richtung umgelenkt, so wäre er sicherlich auf der Klippe, welche nordwestlich vom Leuchtthurm, nur mit 1 Faden Wasser bedeckt sich hinzieht, aufgerannt. Nur dann wäre das schöne Schiff mit seiner theuren Menschenlast gerettet gewesen, wenn es bei einem solchen Resultat der Tiefenmessung, direct rückwärts geführt worden wäre.

Daß der Schiller, oder irgend ein anderes, von tüchtigen Seeleuten geführtes Schiff, aber überhaupt in die Lage gelangen kann, bei den Scillies aufzurennen: das ist ein ebenso gravirender Theil der ganzen furcht-

baren Katastrophe, als das leichtsinnige Vertrauen des Capitains auf seine langjährigen Erfahrungen.

Hat das Greenwicher Polizeigericht auch diese Frage mit schonungsloser Offenheit behandelt? Es sagt, in wenig Worte gefaßt: Die Frage, ob Nebelhörner in dem betreffenden Fall für den Schiller von heilbringendem Einfluß gewesen wären, wollen wir uns nicht anmaßen zu beantworten, weil die höchsten Autoritäten sich der Sache angenommen haben! — Ist das ein unparteiisches Urtheil, eine Antwort auf die 3. und 5. Frage, die sich der Gerichtshof selbst gestellt? Das Zeugenverhör ergiebt als unzweifelhafte Thatsache, daß der Schiller in höchstens 1600 Meter Entfernung am Bishop Rock vorbeifuhr, daß die Nebelglocke des Leuchtthurms auf diese kurze Entfernung nicht gehört wurde, daß aber ein Dampfnebelhorn, auf Roseveau aufgestellt, in der Nacht vom 7. Mai, dem Schiller jedenfalls den Warnungston 8000 bis 10,000 Meter vor Bishop Rock zugetragen hätte! Hätte da der Gerichtshof nicht sein Urtheil dahin vervollständigen müssen, daß er etwa sagte: „Neben der Vernachlässigung von Seiten der Schiffsführung trägt aber auch und vor Allem die Englische Leuchtthurm-Verwaltung einen großen, wenn nicht den größten Theil der Schuld an dem Tode der 331 Personen, indem sie unterließ, ein Dampfnebelhorn auf diese so gefährliche Stelle unsrer Küsten zu setzen, einem Punkt, an welchem mehr als die Hälfte des ganzen europäischen Seehandels vorbeizieht.“ — Also nicht die einzige Ursache der Katastrophe ist die leichtsinnige Vertrauenssicherheit des Capitain Thomas, sondern nach meiner Ansicht trägt die gute Hälfte der Schuld die Leuchtthurm-Behörde Englands! Man braucht nur die Verhöre genau zu sehen, um zu diesem Resultate zu gelangen. Dieses darzuthun war der Zweck dieser Zeilen.

Die Schuld des verstorbenen Capitain Thomas soll deßhalb nicht geleugnet, seine Verantwortlichkeit für den Tod so vieler Menschen nicht bestritten werden. Aber wohl erscheint es berechtigt, den Tadel auch dahin zu weisen, wohin er vor Allem gehört. Wenn auf den Scilly-Inseln nicht bald ein Dampfnebelhorn aufgestellt wird, so kann uns jeder Tag wieder die Kunde einer so schrecklichen Katastrophe bringen. Die Schutzmittel gegen Schiffbruch sind bei dem heutigen Stand der Wissenschaft jetzt am Lande leicht so zu treffen, daß die Menschenleben auch gegen den Leichtsinn, die Nachlässigkeit, das zu große Selbstvertrauen der Schiffsführung geschützt werden können. Und was in dieser Richtung geschehen kann, muß geschehen. Eine Unmöglichkeit liegt keineswegs vor, wie die Dampfhörner bei Sandy Rock, Race Point, Block Island, Dungeneß u. s. w. seit Jahren zur Genüge beweisen. Auf den Scilly-Inseln kostet aber die Aufstellung einer solchen Nebeltrompete ziemliches Geld, und dieser letztere Umstand wird wohl der Hauptgrund sein.

warum die englische Leuchtthurm-Behörde bis jetzt noch keine Anstalten getroffen hat, diesem Küstenpunkt den gefährlichen Charakter bei Nebel zu nehmen. —

Nicht niedrige Geldgier war es, wie in einigen deutschen Zeitungen wiederholt gesagt wurde, welche Kapitain Thomas, ohne Rücksicht auf die ihm anvertrauten Menschen und Güter, in den Nebel vorwärts trieb; nicht Habsucht brachte das Schiff auf die Klippen: sondern der Geiz der englischen Leuchtthurmbehörde, der sich dagegen wehrte, den einzigen wirklichen Schutz gegen Nebel, wegen einiger Tausend Pfund Sterling Mehrausgabe, an dem wichtigsten Punkt der englischen Küsten aufzustellen. —

Wie sehr eine persönliche Auffassung eines geängstigten Menschen von der Wahrheit abweichen kann, bewies der Bericht, welchen ein geretteter Passagier des Schiller der Gartenlaube geschickt hat. Die zehn Minuten, welche verstrichen zwischen dem Auflaufen und den ersten Rettungsversuchen, dehnen sich ihm, dem Bedrohten, wie natürlich, zu neunmal längerer Zeit, zu 1½ Stunden aus. Erst dann sollen von der Schiffsleitung Vorbereitungen zur Rettung aller gemacht worden sein, zu einer Stunde, (also etwa ½12 Uhr Nachts) wo der Leuchtthurmwärter zu Bishop Rock, vor Gericht unter Eid aussagt, er hätte zwischen 11 und ½12 Uhr, bei sich lichtendem Nebel, den Schiller gesehen, in dessen Masten er, auf einem Telescop die Menschen sehen konnte, und kann ganz bestimmt versichern, daß zu dieser Zeit die Boote*) nicht mehr an Bord zu sehen waren. Wie sehr die erhitzte Phantasie eines mit Todbedrohten sich in Unmöglichkeiten versteigen kann, beweist auch die oben erwähnte Schilderung, in welcher dargestellt wird, daß Kleider von den Gliedern durch die Wellen weggerissen worden seien, bevor die betreffenden Personen selbst der Wucht des Wassers wichen! Ja, der Beschreiber hält sich lange Zeit im Wasser an einer herumtreibenden Leiche fest, welche ihm zu Liebe die Freundlichkeit hatte, eine löbliche Ausnahme von dem bekannten Naturgesetz zu machen, daß Körper, gleich nachdem sie Leichen werden, sinken, und erst wieder steigen können, wenn die Verwesungsgase den Körper füllen. Auch ein Rettungsgürtel möchte kaum hinreichende Schwimmkraft besitzen, um außer der Leiche noch einen sich Anklammernden zu tragen. — Daß die erwähnte Beschreibung interessant ist, und das Schreckliche des Unglückfalls sehr craß schildert, ist nicht abzuleugnen, aber zu einem Urtheil über nautische Details, dazu ist der Erzählende unfähig, die versteht er nicht. Auch wenn er sechs Seereisen gemacht hat, ein Seemann oder auch nur Seekenner, ist er deshalb noch lange nicht. Ein gemeiner Soldat, der sechs Schlachten, ja sechs Kriege mitgemacht, wird durch diesen seinen Antheil sicherlich noch nicht befähigt, die Führung des Ganzen zu verstehen.

*) Auf der Lee-Seite, denn auf der andern war das Herablassen der Böte wegen Wind und See unmöglich.

Doch genug. Nicht die Berichtigung der feuilletonistischen Leistung eines Augenzeugen, sondern die Kritik des Urtheils eines englischen Gerichts war der Zweck dieser Zeilen. Sechsjährige Erfahrung im Leuchtthurmfach, auf dem Wasser und an den Küsten, und der Besitz des amtlichen Materials, auf welches das englische Urtheil sich gründet, geben mir vielleicht einiges Recht zu dieser Kritik. R. B.

Oesterreich's Handelsmarine im letzten Vierteljahrhundert.

Wenn auch die See schon seit undenklichen Zeiten von den Menschen befahren wird und wenn die Schifffahrt seit Alters her als wichtiges Mittel für den Verkehr zwischen den Völkern dient, so hat doch die Art ihres Betriebes niemals noch in so kurzer Zeit größere Wandlungen und bedeutendere Fortschritte gemacht, als im Laufe dieses Jahrhundertes. Nach doppelter Richtung machte sich diese Erscheinung geltend; das Fahrzeug wurde geändert und verbessert, die Schifffahrtskunde erweitert. Nicht allein das Auftreten des Dampfes veränderte das Wesen der Marine, auch die Bauart der Schiffe im Allgemeinen ward zweckmäßiger, deren Ausrüstung vollständiger und mehr den Bedürfnissen entsprechend. Es bemächtigte sich die Wissenschaft der Schifffahrt, sie erforschte die Meere und brachte treffliche Karten derselben zu Stande, sie erkannte die Gesetze, welchen Winde und Strömungen gehorchen sie zwang die Kräfte des Magnetismus und der Electricität zu ihrem Dienste, sie gab dem Seemann wichtige Instrumente zur Hand und machte ihn zum Herrn auf der See. Sicherer und leichter durchschifft der Seemann heute den Ocean, als vor Zeiten die heimischen Gewässer, und er weiß seinen Curs so genau zu finden, als befände er sich auf einer mit guten Meilensteinen wohlversehenen Landstraße.

Noch ein drittes Moment gesellte sich hinzu. Der Verkehr wuchs in riesigen Dimensionen, die einzelnen Länder rückten scheinbar näher und näher aneinander und die Fäden, welche der Verkehr hinüber und herüber zog wurden in demselben Maaße dichter und zahlreicher. Segel und Dampf haben Mühe, dem ununterbrochen steigenden Bedürfnisse zu genügen.

Das letzte Vierteljahrhundert, 1850 — 1875, war für den Seehandel von tief eingreifender Wichtigkeit. Bedeutsame Wandlungen vollzogen sich während desselben. Der Aufschwung, den zu Land und zur See die Anwendung des Dampfes als bewegende Kraft mit sich brachte, wird für alle Zeiten einen Markstein in der Geschichte der Wirthschaft bezeichnen. Die Eisenbahnen

haben die geographische Lage, vom commerciellen Standpunkte aus, verändert und sie haben den Linien, auf denen sich der Handel bewegt, vielfach neue Richtungen angewiesen. Die Dampfer aber ermöglichten Schnelligkeit und Regelmäßigkeit des Verkehrs und den Massen-Transport. Die See wurde mit einem Netze von Linien überspannt, welche ebenso sicher den Verkehr zwischen den entlegensten Gestaden aufrecht erhalten, wie die Schienenstraßen auf dem festen Lande.

Für Oesterreich ward in dieser Beziehung die Dampfschifffahrts Gesellschaft des Lloyd von großer Bedeutung. Gegründet im Jahre 1836, hat diese Gesellschaft, trotz der häufigen Ungunst und trotz der vielen Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, dennoch sich zum ersten Rang unter allen ähnlichen Unternehmungen in Oesterreich emporgeschwungen. Ihre Dampfer befahren jetzt eine Menge von Linien, nicht nur längs der heimischen Küste, sondern auch in der Levante. Vom Schwarzen Meere bis nach Egypten und Griechenland hin giebt es keinen wichtigeren Hafen, der nicht seine Stelle im Fahrplan des Lloyd findet. Außerdem hat die Eröffnung des Suezkanales auch die Einrichtung einer regelmäßigen Linie von Triest nach Bombay zur Folge gehabt, welche zuerst auf eigene Rechnung der Gesellschaft betrieben wurde, bis die Convention mit der österreichischen Regierung vom 14. April 1872 zu Stande kam, welche den Lloyd für die Zeit vom 1. Januar 1872 bis Ende 1877 zu monatlichen Fahrten zwischen Triest und Bombay verpflichtete, dann aber eine jährliche Subvention von 190.000 Gulden und die Entschädigung für die Gebühren gewährte, welche für die Passage des Suez-Canals zu entrichten sind. Diese Linie hat eine große Wichtigkeit, weil sie bestimmt ist, den Verkehr mit Indien und Ostasien anzubahnen. Außerdem besorgt der Lloyd aber auch den Seepostdienst und genießt mancherlei Begünstigung aus diesem Titel. So sind z. B. die Dampfer von der Entrichtung der Consular-Gebühren befreit, haben das Recht auf bestimmte und passende Liegeplätze in den einzelnen Häfen, Anspruch auf eine beschleunigte hafenamtliche Abfertigung bei Ertheilung der Pratica.

Die Flotte dieser Gesellschaft zählt gegenwärtig — nach einem Berichte der österreichischen Seebehörde v. Jahre 1875 — 72 Dampfer mit einem Gehalte von 52.848 Tonnen und mit 16.344 Pferdekräften. Welche Bedeutung ein derartiges Institut in jeder Beziehung für die österreichische Handelsmarine haben muß, ist zur Genüge klar. Ein bedeutendes Contingent der Seeleute findet auf den Fahrzeugen des Lloyd regelmäßigen Erwerb und nicht minder vermitteln dessen Dampfer einen erheblichen Theil des ganzen commerziellen Verkehres.

Aber außer dem Lloyd fand leider die Dampfschifffahrt nur beschränkten Eingang in der österreichischen Handels-

marine. Wenige Dampfer wurden von einzelnen Rhedern in See gebracht und nur eine einzige Gesellschaft, die im Jahre 1871 gegründete „Società Adria di navigazione a vapore“ machte einen Versuch größerer Art. Sie begann ihren Betrieb mit drei Dampfern, hat jedoch unter der Ungunst der Conjuncturen vor der Hand keine Veranlassung zur Vermehrung ihres Materials gefunden. Einige Entwickelung nahm seit dem Ende des siebenten Jahrzehntes der Localverkehr mit Dampfern an der Istrianer Küste, welchen man bis dahin fast gar nicht gekannt hatte; doch beschränkt sich derselbe vorwiegend nur auf den Passagier-Transport.

Die Dampfer machten in der von uns betrachteten Periode den Segelschiffen eine stets wachsende Concurrenz und die großen Schwierigkeiten, mit denen die Rhederei zu kämpfen hat, blieben auf der Tagesordnung. Ueberhaupt besteht der eigenthümliche Charakter des Seehandels darin, daß die nationalen Schiffe nicht vorwiegend zur Vermittlung des Verkehrs zwischen Heimath und fremden Ländern dienen, sondern sich allüberall dem Frachtgeschäfte widmen, wo günstige Chancen für ein solches sich darbieten. In der Zeit von 1850 herwärts lagen die Verhältnisse anfänglich sehr günstig. Nicht nur behauptete Triest, der Haupthafen der Monarchie, seine hervorragende Stellung im Mittelmeere, noch unbeeinflußt von den Wandlungen, welche seither durch den Ausbau des continentalen Eisenbahn-Systemes hervorgerufen wurden, sondern es war auch der Mitbewerb der Dampfer noch weniger fühlbar und es gebrach überhaupt nicht an vortheilhaften Conjuncturen. Ganz insbesondere brachte der Krimkrieg reichliches Verdienst, theils wegen der Neutralität der Flagge, theils wegen des umfassenden Transportdienstes für die Zwecke der englischen und französischen Heere, welche ferne vom Mutterlande im Orient standen und in der Mehrzahl ihrer Bedürfnisse von weit gelegenen Punkten aus versorgt werden mußten. Bald nach dem Krimkriege trat eine Stockung ein, welche ihren Höhepunkt durch den Krieg zwischen Oesterreich, Frankreich und Sardinien im Jahre 1859 erreichte. Damals übten die Alliirten, welche die See mit ihren überlegenen Streitkräften leicht behaupten konnten, das Seekriegsrecht in seinem ganzem Umfang auf Grund der Pariser Declaration vom 30. März 1856. Es wurden gute Prisen aufgebracht, und die Handelsschiffe unter österreichischer Flagge hatten Mühe und Gefahr, um Verdienst zu finden. Wohl dauerte der Kriegszustand nicht lange, immerhin aber war die Rhederei schwer geschädigt und es stellte sich eine Unterstützung derselben umsomehr als nothwendig dar, als es an zweckmäßigen Anstalten gebrach, an welche sich die hilfsbedürftigen Rheder wenden konnten, um die Mittel zur Fortsetzung ihres Betriebes zu finden. Damals tauchte die Idee auf, den Rhedern einen Vorschuß unter Garantie des Staates zuzuwenden. Die Nationalbank bewilligte ein Darlehn von einer Million

zur Subvention solcher Rheder in Triest, Istrien und Dalmatien für die Dauer von fünf Jahren zu vier Procent. Die Durchführung des ganzen Geschäftes, auf dessen Details die Nationalbank keinerlei Einfluß nehmen wollte, wurde der Börsen-Deputation in Triest übertragen, welche sich zur Bezahlung der Zinsen in halbjährigen Raten verpflichtete. Die mit Vorschüssen betheiligten Rheder hatten 6 pCt. zu zahlen; aus dem Ueberschusse dieser Zinsen schuf man einen Reservefonds. Die Vorschüsse durften ein Drittheil des genau erhobenen Werthes des zu belehnenden Schiffes nicht überschreiten. Ein eigenes Comité bei der genannten Börsen-Deputation leitete die Operationen an der Hand eines besonderen Reglements. Nach diesem war die Versicherungs-Police des belehnten Schiffes in Pfand zu geben und durfte auch von einem solchen Schiffe keine Bodmerei eingegangen werden, außer in Fällen dringendster Noth um einer Havarie willen. Die ganze Operation war von wohlthätigstem Einflusse auf die Rhederei und wickelte sich ohne irgend welchen Anstand ab. Nicht einmal der Reservefonds wurde erschöpft, sondern es konnte derselbe zur Rückerstattung an die einzelnen Rheder, welche dazu beigetragen hatten, gelangen. Nach Abschluß des ganzen Geschäftes blieb ein verfügbarer Rest von 7133 Fl. in diesem Reservefonds, welcher im Jahre 1869 dem Triester Marine-Unterstützungsfonds zugewendet wurde.

Nachdem sich die Oesterreichische Handelsmarine von dieser Krisis erholt hatte, fand sie sich bereits mannigfach geänderten Verhältnissen gegenüber. Jene Momente, die auf den Seehandel einen so nachtheiligen Einfluß üben, und mit demselben in einem unzertrennlichen Zusammenhange stehen, kamen mehr und mehr zur Geltung: wir meinen die Verrückung handelsgeographischer Positionen durch das Eisenbahnwesen. Wohl verstand es nebenher die Rhederei, sich manches vordem weniger gepflegte Feld zu erschließen, besonders nahmen die österreichischen Schiffe ihren Curs gern über den Ocean nach Amerika, aber dies allein vermochte nicht die Anpassung an eine neue Situation zu erleichtern. Und diese Situation wurde noch mehr gekennzeichnet, als endlich die von Lesseps mit soviel Eifer aufgegriffene und mit so großer Beharrlichkeit durchgeführte Idee des Durchstiches des Suez-Isthmus zur Thatsache reifte.

Am 17. November 1869 ward der Suezkanal eröffnet. Lange angezweifelt und selbst nach seiner Eröffnung ein Gegenstand vielfacher Bedenken, ist der Kanal rasch zu einem wichtigen Factor des Weltverkehrs geworden und beeinflußt in ganz entschiedener Weise dessen Richtung. Konnte die österreichische Marine auch nur im geringen Maße von den unmittelbaren Vortheilen des Kanales Nutzen ziehen, weil ihr die Verfügung über zahlreiche

Mercantil-Dampfer mangelte, so blieb sie doch der Rückwirkung des Kanals auf die maritimen Dinge im Guten wie im Schlimmen nicht fremd. Ein breiter Zug des Seehandels nimmt abermals, wie schon vor Jahrhunderten, seine Richtung durchs Mittelmeer und wenn man dabei zusammenhält, daß die in der europäischen Türkei gebauten Schienenwege am Mittelmeere enden und das Entstehen neuer Handelsstraßen bedeuten, so liegt der große Wandlungsprozeß, in welchem die Handelsmarine sich augenblicklich befindet, klar vor Augen und eben so wenig kann ein Zweifel obwalten, daß die ganze Zukunft dieser Marine in der Frage nach dem Antheile gipfelt, welchen sie sich an dem in neue Bahnen einlenkenden Verkehr erwerben kann und erwerben wird. Die österreichische Seeverwaltung muß bedacht sein, jedes Hinderniß zu entfernen, welches sich der Befriedigung commerzieller Interessen irgendwo entgegenstellen mag und jede mögliche Erleichterung zuzugestehen. So bewegt sich ein sehr erheblicher Theil der Handelsmarine in ausländischen Gewässern, verkehrt oft durch eine lange Zeit hindurch nur in fremden Häfen und es kann daher die Verbindung mit der heimischen Verwaltung nur durch die Vermittlung der Consulate hergestellt werden. Aus diesem Grunde muß unseres Erachtens das Streben der österreichischen Seebehörde stets in erster Linie dahin gerichtet sein, der Ausdehnung der Consular-Institution auf alle Häfen, welche für die Interessen der nationalen Schifffahrt von irgend welcher Bedeutung sind, das Wort zu reden und nicht weniger muß sie suchen mit den verschiedenen Aemtern einen regen Verkehr im Gange zu erhalten, um alle Nachrichten und Auskünfte, welche auf die ihrer Obsorge anvertrauten Zweige Bezug haben ehestens und in möglichster Vervollständigkeit zu erhalten. Kurz, es liegt im Consularwesen eine wichtige, geradezu unerläßliche Ergänzung für den Organismus und für die Wirksamkeit der Seeverwaltung.

Auch noch auf einer anderen Seite glauben wir eine solche Ergänzung zu erblicken. Es sind dies die Handelskammern an der Küste, in welcher sich die Vertretung des Rheder- und Handelsstandes concentrirt und berufen ist, der Verwaltung an die Hand zu gehen. Sie sind in Angelegenheiten, welche die Interessen jener Kreise berühren, zu Rathe zu ziehen, und zur Erstattung ihres Gutachtens einzuladen. Sie dienen weiter dazu die Aufmerksamkeit der Verwaltung auf Objecte zu lenken, welche einer besonderen Beachtung oder Fürsorge bedürftig erscheinen und sie sind das berechtigte Organ, durch welches die Seeverwaltung von den Bedürfnissen und Wünschen der maritimen Welt Kenntniß erhält.

Ebensowenig kann eine andere Corporation unerwähnt bleiben, die sich als ein nützliches Glied in den Gesammt-Organismus der österreichischen

Seeverwaltung einschiebt, nämlich die in der sogenannten ersten Section des österreichisch-ungarischen Lloyd vereinigten Versicherungskammern, deren Theilnahme an allen Seeangelegenheiten eine äußerst lebhafte sein muß. Auf der einen Seite befindet sich die Seebehörde dieser Section in ähnlicher Weise wie die Handelskammern zu consultativen Zwecken, auf der anderen Seite giebt sie ihr Kenntniß von allen auf die Schifffahrt bezüglichen Vorfällen, die irgend welchen Zusammenhang mit dem Versicherungswesen haben. Die erste Section des österreichisch-ungarischen Lloyd ist der Centralpunkt, an welchem sich die ganze Evidenz über die Bewegung der nationalen Handelsmarine zusammenfaßt. Bei ihr wird jedes Schiff in seinen Fahrten und in seinen Operationen verfolgt, derart, daß diese Section zum großen Auskunftsbureau dient, um in jedem Augenblicke von dem Aufenthalte oder von der Bestimmung eines Fahrzeuges Wissenschaft zu erlangen. Dieses Institut hat sich ganz allmählig herangebildet und es gewann seine umfassende, für den heutigen Stand des Seehandels geradezu unentbehrliche Bedeutung erst durch die vielseitige Organisation des Nachrichtenwesens an der Hand von Telegraphen und Semaphoren und durch Mithilfe eines über das ganze Gebiet des Seehandels verbreiteten Netzes von Agenturen.

Auch das Amt der „österreichischen Veritas“ dient den Zwecken des Seehandels. Dieses Amt wurde im Jahre 1858 nach dem Vorbilde des seit 1824 in London bestehenden „Lloyd's Register“ und des französischen Bureau „Veritas“ in Paris, seit 1828 gegründet, geschaffen, um eine genaue Classification der einzelnen, zum Seehandel verwendeten Schiffe in Bezug auf ihre Tüchtigkeit zu erzielen. Die beim Veritas-Amte angemeldeten Schiffe werden von hierzu designirten Sachverständigen untersucht und je nach ihrer Beschaffenheit nach verschiedenen Klassen eingetheilt, deren Erfordernisse reglementmäßig festgestellt sind. Die Classificirung muß nach einem bestimmten Zeitraume, oder so oft das Schiff eine Havarie erlitten hat, erneuert werden und dient als Basis beim Abschlusse der Versicherungs-Verträge. Seit seinem Bestande hat der „Veritas austriaco“, welcher sich auch im Auslande eines günstigen Rufes erfreut, in runder Summe 9200 Schiffe classificirt; das zu Anfang des Jahres 1875 herausgegebene Register weist augenblicklich 4214 Fahrzeuge auf.

Von besonderem wirthschaftlichen Interesse für die Handelsmarine ist ferner eine gute Schifffahrts- und Rhedereistatistik: die Statistik ist in der heutigen Administration zu einem wichtigen Gegenstande geworden, indem sie in der prägnanten Form von Ziffern ein klares und deutliches Bild der Verhältnisse, auf welche sich die Aufmerksamkeit der Verwaltung erstreckt, liefert und hierdurch auch untrügliche Anhaltspunkte für deren fernere Thätig-

keit gewährt. Seeschifffahrt und Seehandel verlangen daher auch nach statistischer Bearbeitung und Darstellung. Die Aufmerksamkeit der Seeverwaltung muß sich daher diesem Punkte in dem doppelten Streben zuwenden, einerseits das reichliche Material zu sammeln und andererseits dessen richtige Ausbeutung und Bearbeitung zu sichern. Die Statistik beschäftigt sich auf dem hier in Rede stehenden Gebiete mit dem lebendigen und todten Materiale der Handelsmarine, mit der Bewegung desselben in den einzelnen Häfen des In- und Auslandes und mit der Waarenbewegung zur See.

Was zunächst das Materiale der Handelsmarine anbelangt, so wird dasselbe bei der Seebehörde, theils bei jenen Aemtern, welche mit der Ausfertigung der bezüglichen Borddocumente betraut sind, in Evidenz gehalten und es ist denselben leicht möglich, die für die Statistik erforderlichen Daten zu liefern. Alle statistischen Ausweise der verschiedenen Behörden finden ihre Verwendung bei der Zusammenstellung des „Annuario marittimo". Dieses Jahrbuch ist eine von der Seebehörde veranlaßte regelmäßige Publication an welcher sich auch seit ihrer Errichtung die ungarische Seebehörde betheiligt. Die erste Anregung zu diesem Jahrbuche ging von dem Lloyd aus, welcher im Jahre 1848 ein solches herausgab und in demselben die für die Handels-Marine wichtigsten Personalnotizen, statistischen Daten und eine Reihe von Angaben über seine eigene Dampfschifffahrt zusammenfaßte. Für das Jahr 1850 erschien ein zweiter Jahrgang, der jedoch von Seite des Lloyd keine Fortsetzung fand. Dagegen nahm die Central-Seebehörde diesen Gedanken auf und gab von 1853 angefangen dieses Jahrbuch heraus. Dasselbe wurde, wie uns eine Durchsicht der Jahrbücher zeigte, im Laufe der Jahre vielfach verbessert und erweitert und bildet nunmehr eine stattliche Reihe von 23 Bänden. Der „Annuario" wird theils an die verschiedenen Consular- und Hafenämter vertheilt, theils aber auch in Verkauf gegeben und findet allseitig vielfache Benutzung. Die Zusammenstellung und Redaction geschieht bei der Seebehörde. Die in demselben enthaltenen Verträge, Gesetze und Verordnungen bilden auch den Gegenstand eines Separat-Abdruckes, weil dieselben entgegen dem jährlich wechselnden Theile des „Annuario" einen bleibenden Gebrauchswerth besitzen.

Hinsichtlich der Schifffahrtsbewegung sorgte die Central-Seebehörde bereits im Jahre 1850 für die Herstellung einer genauen Statistik. Alle Ausweise gelangen entweder mittelbar oder unmittelbar durch die Seebehörde an die Triester Börse-Deputation, welche das Material zu einer Reihe von Publicationen und Zusammenstellungen verarbeitet. Auch werden verschiedene, sehr detaillirte Ausweise über Handels- und Schifffahrtsbewegung in den heimischen und fremden Häfen verfaßt, welche an die statistische Central-Commission zur weiteren Benutzung gelangen. Die Triester Börse-Deputation hat zu diesem Behufe eine eigene statistische Abtheilung, deren Kosten aus dem Eingange der Güterbestätter-Taxe bestritten werden.

Wir schließen diese Darstellung mit dem Wunsche, es möge nach abermals fünfundzwanzig Jahren, an der Wende des Jahrhundertes, der künftige Berichterstatter von einer noch höheren Blüthe und einem noch segensreicheren Gedeihen der österreichischen Handelsmarine erzählen können, als dies heute uns vergönnt ist.

Max Hoenig.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 38.

Ausgegeben am 17. September 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)

Karl August von Weimar.

Von Prof. G. Zeiß.

Am 3. September d. J. ist in Weimar die Statue des Großherzogs Karl August enthüllt und zugleich der Tag gefeiert worden, an welchem vor hundert Jahren Karl August die Regierung seines Landes angetreten hat. Es ist das zunächst ein Fest der Weimaraner, welche durch dieses Standbild dem weisen, gerechten und wohlthätigen Fürsten, dem Vater des Landes, ihren Dank aussprechen wollen; es ist aber auch ein Fest für jeden gebildeten Deutschen, weil von Karl August nicht nur für des Deutschen Vaterlandes Ehre und Freiheit gestrebt, gerungen und gekämpft worden ist, sondern weil durch ihn die deutsche Kunst und Wissenschaft, namentlich die deutsche Poesie, auf jene Höhe der Vollkommenheit erhoben worden ist, welche sie vorher nie erreicht hatte und wohl nie wieder erreichen wird. Es ist dieser Tag aber auch ein Fest jedes gebildeten Menschen, weil der Großherzog Karl August als Verbreiter der Bildung und Aufklärung, als Förderer des Wahren, Guten und Schönen, als Wohlthäter der Menschheit von den Gebildeten aller Länder und Völker mit inniger Verehrung gepriesen wird. Schon bei seinen Lebzeiten wurde der edle und große Fürst weit über die Grenzen seines Landes und des deutschen Vaterlandes hinaus gelobt und gerühmt; und wie ihn die Mitwelt liebte und verehrte, so zählt ihn die dankbare Nachwelt zu den besten Männern aller Völker und Zeiten.

Schon die Geburt des Erbprinzen Karl August hatte große Freude im ganzen Lande erregt, weil der Herzog Constantin schwächlich und kränklich war, und das Weimarische Fürstenhaus erloschen wäre, wenn der Herzog Constantin, ohne einen Erbprinzen zu hinterlassen, gestorben wäre.

Als der Herzog Constantin bereits am 28. Mai 1758 aus dem Leben geschieden war, wuchs der Erbprinz unter der Vormundschaft seiner vortrefflichen Mutter, einer Nichte Friedrich's des Großen, unter der Leitung seines ausgezeichneten Erziehers, des Grafen Görtz, und unter dem Beistand hervorragender Lehrer, wie namentlich Wieland's, heran. Bereits in seinem ersten Berichte rühmt der Graf Görtz, daß der fünfjährige Erbprinz die Fähigkeit

habe, etwas leicht zu fassen und zu begreifen, daß er ein besonders gutes Gedächtniß und eine für sein Alter reife Urtheilskraft besitze, daß er die Stunden des Lernens gerne abwarte und immer das Verlangen und seine Freude bezeuge, etwas Neues zu lernen. Der Graf Görtz sprach in seinem ersten Berichte die Hoffnung aus, daß der Erbprinz, wenn nicht Krankheiten die Hoffnung vereiteln sollten, in frühen Jahren ein Herr von vielen Wissenschaften und Kenntnissen werden würde. Die Hoffnungen des Grafen Görtz gingen in Erfüllung. Die Geisteskraft von Karl August zeigte sich in dem Streben nach allseitiger geistiger Ausbildung. Schon als Kind und Jüngling zog er die Aufmerksamkeit aller derer auf sich, welche Geister zu prüfen und zu würdigen verstanden; seine Erzieher und Lehrer sahen sich von den dem Prinzen inwohnenden Gaben und Fähigkeiten bei jedem Anlasse auf das Freudigste überrascht. Der größte und geistvollste König jener Zeit, Friedrich II., sagte von dem vierzehnjährigen Prinzen, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigt habe. Der geistreiche Dalberg schrieb über den Prinzen, daß er solch eine Fürstenseele noch nie gesehen habe. Und doch waren dieß nur die Anfänge der geistigen Größe, welche Karl August in seinen späteren und reiferen Jahren kund gegeben hat. Die Wißbegierde und Lebhaftigkeit, welche ihn in der Jugend ausgezeichnet, ist ihm auch im Alter, ja bis zu den letzten Stunden seines Lebens geblieben.

Kein Zweig des Wissens, keine Art des Wirkens war ihm gleichgültig, aber vorzugsweise war er doch dem Anwendbaren, dem Gemeinnützigen zugewendet. Von Gott auf einen eigenthümlichen Lebensberuf hingewiesen, überließ er zwar den Gelehrten die Gelehrsamkeit, aber die schönsten Blüthen und Früchte derselben, die gemeinnützigen, das Glück und die Bildung der Menschheit fördernden Ergebnisse menschlicher Wissenschaft, waren der Gegenstand seines eifrigsten Strebens, und an den Erwerb derselben setzte er seine ganze seltene Geisteskraft. Von frühester Jugend bis in sein spätestes Alter, bei seinem Verweilen in der Heimath und auf seinen Reisen in fremden Ländern, in dem Genusse stiller Einsamkeit und während seines Verkehrs mit Menschen aller Stände, trieb ihn das unstillbare Bedürfniß, sich von jeder Erweiterung des menschlichen Wissens, von jeder Erfindung im Gebiete der Gewerbe und Künste, von jedem Fortschritt des Landbaues, der Forstwirthschaft und des Kriegswesens, von jedem neuen Aufschlusse über die Geschichte der Menschheit, von jedem glücklichen Eindringen in das geheime Getriebe der Naturkräfte, von jeder sinnigen Anwendung derselben zum allgemeinen Nutzen die genauste Kenntniß zu verschaffen, alle Anstalten und Einrichtungen im häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Leben nach ihrem Grund und Wesen, nach ihren Vortheilen und Nachtheilen kennen zu lernen.

Karl August strebte nicht nach Gelehrsamkeit, um mit dieser zu prunken, sondern nach Kenntnissen, insofern diese brauchbar sind, das Leben zu verschönern. — Von den Wissenschaften liebte er besonders die Naturwissenschaften. Alle drei Reiche der Natur zogen seine Aufmerksamkeit auf sich. Es war aber weniger die systematische Naturgeschichte, die ihn interessirte, als die Anschauung und Beobachtung der Naturkörper selbst. Die Zoologie hatte vielleicht den meisten Reiz für ihn; aber da dieselbe in seinem Sinne nur in großen und höchst kostbaren Menagerien studirt werden konnte, so beschränkte er sich auf die Beobachtung der jagdbaren und der Hausthiere, und die Kenner wurden oft überrascht durch die zahlreichen und interessanten Bemerkungen, die er in diesem Bereich gemacht hatte und mittheilte. Er glaubte es auch aufgeben zu müssen, die zoologische Sammlung zu Jena, dem jetzigen ungeheuren Umfange des Thierreichs angemessen, vervollständigen zu lassen, zumal die Gegenstände zum Theil so sehr leicht dem Verderben unterworfen sind. Aber er suchte wenigstens durch Anschaffung der zoologischen Kupferwerke die Abbildungen zu erhalten und schonte darin keine Kosten. Die neuen kommenden Werke oder Hefte behielt er immer erst einige Wochen auf seinem Tische, ehe er sie an die Bibliotheken abgeben ließ. Wenn in Frorings „Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde," deren eifriger Leser er war, etwas nur kurz berührt war oder genauere anatomische Kenntnisse erforderte, um ganz verstanden zu werden, so unterließ der Großherzog selten, danach zu fragen. Für die Botanik war er im größeren Umfange thätig, weil er sich eine Sammlung lebendiger Pflanzen verschaffen und unterhalten konnte und ihm auf diesem Felde täglich neue Gegenstände der Beobachtung entgegen wuchsen. Seine Pflanzensammlung in Belvedere gehörte zu den wichtigsten in Europa. Der Großherzog hatte nicht etwa bloß die Absicht eine botanische Seltenheit zu besitzen, sondern auch den Wunsch, das Wachsen, die Entwickelung, das Blühen und die Reife, kurz das Leben der Pflanzen zu beobachten. Und um zu glauben, wie ihn solche Beobachtungen beschäftigten, mußte man entweder ihn sehen, wenn er unter den Gewächsen verweilte, oder man muß die Gärtner in Belvedere, Jena und Eisenach fragen, oder sich bei den Vorstehern anderer botanischen Gärten erkundigen. Wie manche aus der eigenen Beobachtung geschöpfte Bemerkung über die Wirkung der äußeren Einflüsse auf das Gedeihen der Pflanzen hat er gemacht! Wie mancher Versuch über die Behandlung und Acclimatisirung von Gewächsen fremder Länder ist auf seine ausdrückliche Veranlassung gemacht worden! Wie sehr er das Studium der Mineralogie begünstigte, davon giebt die in Jena befindliche Sammlung Zeugniß, für welche er nicht allein nicht unbedeutende Ankäufe aus seiner Chatoulle machte, sondern für welche er meistens auch von seinen Reisen einzelne Stücke mitbrachte, die er entweder

selbst gefunden oder gelegentlich acquirirt hatte. Unter den vielen Zügen, welche seine Achtung vor dem Naturstudium bezeichnen, ist gewiß einer der vorzüglich charakteristischen, daß er die Säle seines Schlosses in Jena den Sammlungen einräumte und sich bei seinem Verweilen daselbst mit den Zimmern eines Seitengebäudes begnügte.

Durch sein persönliches Interesse für die so räthselhafte Witterungskunde angeregt, ließ er in Weimar die meteorologischen Anstalten nach einem sehr umfassenden, man kann sagen großartigen Plane einrichten. An mehreren, durch Lage und Verhältniß ganz verschiedenen Punkten des Landes, auf der Höhe des Rhöngebirges, auf der Wartburg, auf dem Ettersberge, in Weimar, in Jena, in Allstädt wurden regelmäßig, alle Tage dreimal in gleichen Stunden die Witterungsbeobachtungen gemacht, in sehr umsichtig entworfene Tabellen eingetragen und alle Monate auf der Sternwarte zu Jena in eine Generalübersicht zusammengestellt. Physik und Chemie nahmen den Großherzog Karl August ebenfalls sehr in Anspruch, und wenn es ihm auch unmöglich war, diesen im beständigen Fortschreiten begriffenen Wissenschaften eigentlich zu folgen, so interessirte er sich doch fortwährend für die bedeutendsten und neuesten Entdeckungen und für die Anwendung derselben z. B. auf Mechanik und Maschinenwesen, auf Agricultur und Gewerbschemie und Technologie überhaupt. „Sie sehen, sagte Goethe zu Eckermann, wie sein außerordentlicher Geist das ganze Reich der Natur umfaßte, Physik, Astronomie, Geognosie, Meteorologie, Pflanzen- und Thier-Formen der Urwelt, und was sonst dazu gehört, er hatte für Alles Sinn und für Alles Interesse.“

Es würde unbegreiflich sein, wie es ihm gelingen konnte, eine solche Masse der verschiedenartigsten Kenntnisse sich zugänglich zu machen und sich anzueignen, wüßten wir nicht, mit wie vielen durch Talente, Kenntnisse oder Erfahrung ausgezeichneten Männern er in Weimar und auf seinen Reisen in Verbindung gekommen ist, und wie er jeden hervorragenden Mann so zu behandeln verstand, daß dieser mit Unbefangenheit seine Ansichten aussprach, wie er den Zauber fürstlicher Leutseligkeit und wahrer Humanität benutzte, um die edelsten Schätze zu heben. Mochte er zu seinem Vergnügen und zu seiner Erholung oder in ernsten Staatsgeschäften Reisen unternehmen, stets und überall war er auf die Bereicherung seiner Kenntnisse bedacht. Er suchte berühmte Männer auf, besichtigte die Sammlungen der Natur- und Kunstgeschichte, und überall, in Paris und London, in Wien und Mailand, erstaunten die Aufseher der Sammlungen, Museen und Gärten über seine gründlichen, umfangreichen Kenntnisse und zollten ihm freudig ihre Bewunderung. Und diese Bewunderung wurde ihm zu Theil auch wenn sein fürstlicher Stand unbekannt war, wenn er, wie bei Blumenbach und bei G. Förster,

als schlichter unbekannter Reisender auftrat. Ueberall wurde der Name von Karl August mit Achtung und Bewunderung genannt, bei allem Großen und Schönen war man seiner Theilnahme, seiner werkthätigen Förderung gewiß und deßhalb beeilte man sich, ihm selbst aus fer nen Ländern von allen neuen Entdeckungen und Erfindungen Nachricht zu geben. Mit der seltenen Geisteskraft und mit der hohen Bildung Karl August's war auch ein Herz voll edler Gesinnung verbunden und machte dieselbe um so achtungswürdiger, je zweideutiger und selbst gefährlicher Talent und Geist ohne sittlichen Adel zu sein pflegt. Zufolge dieses ihm eigenen Seelenadels war ihm alles Gemeine, Niedrige und Schlechte entschieden zuwider und nur das Edle und Würdige fand bei ihm Beifall und Werthschätzung. Wenn es stets schwer ist auf dem Throne das Reinmenschliche zu ergreifen und festzuhalten, in dem Glanze irdischer Gewalt den sichern und klaren Blick in die verschlungenen Verhältnisse und mannigfachen Anforderungen des bürgerlichen Lebens zu gewinnen, so war dieses mehr als je im achtzehnten Jahrhundert der Fall. Es bestand da ein schroffer Gegensatz in Beziehung auf Sitte und Lebensweise, gesellschaftliche Ansprüche und sittliche Grundsätze zwischen den vornehmen Kreisen — den Höfen und dem Adel — und dem übrigen Volke oder den sogenannten bürgerlichen Klassen. Nicht genug, daß jene sich auf jede Weise, in der Gesellschaft wie im Staate, über diese erhoben, diese zurückstießen und verachteten — es hatte geradezu das Ansehen, als gehörten beide nicht einem und demselben Volke an, so groß war die Kluft, welche in der ganzen Bildung die Einen von den Andern trennte. Die vornehmen Klassen erschienen durch und durch französisch, in Sitten, Gewohnheiten, Kleidung, Sprache und geselligen Formen. Es war nicht eine zufällige persönliche Liebhaberei, was ihnen diese Vorliebe für das Fremde und diese Verachtung des Heimischen eingab, sondern sie glaubten damit einen natürlichen Beruf ihrer gesellschaftlichen Stellung zu erfüllen; sie hielten es für ihre Pflicht, zwischen sich und den andern Klassen eine tiefe Kluft herzustellen, und meinten, dies nicht besser thun zu können, als indem sie das Beispiel des französischen Hofes und der französischen Aristokratie nachahmten. Sie verachteten deutsche Bildung und Gelehrsamkeit, die deutsche Wissenschaft und Kunst, nicht bloß, weil französischer Witz und italienische Melodieen ihnen mehr gefielen, als die noch ungefügeren Formen deutscher Dichtung und die einfacheren und ernsteren Klänge deutscher Musik, sondern fast noch mehr deßhalb, weil sie es für gemein hielten, dasselbe zu treiben und zu lieben, was das Volk oder den Pöbel beschäftigte und vergnügte. Die zwangvollste Etikette des französischen Hofes im ganzen Benehmen, sowie in der Kleidung wurde für ein wesentliches Erforderniß der vornehmen Welt gehalten.

Zwar mußte auch der junge Erbprinz Karl August sich den eisernen

Formen der Hofetikette unterwerfen, aber sein Erzieher, der Graf Görtz, war auch bedacht, den Erbprinzen nicht bloß durch tüchtige Lehrer in den Wissenschaften, sondern auch durch das Leben und für das Leben zu bilden und mit den Menschen und mit dem Leben frühzeitig bekannt zu machen. Der Graf Görtz lud deshalb nicht nur täglich einen oder zwei Staatsdiener, oder einen angesehenen Fremden, bisweilen auch eine Dame zu der Mittagstafel des Erbprinzen ein, sondern er führte den Erbprinzen auch hinaus in das Leben und unter die Menschen, in die Werkstätten der Künstler und Handwerker, in die Wohnungen der Reichen und in die Hütten der Armen, zu den Flössern auf dem Floßplatz, zu den Pflasterern in den Straßen der Stadt und zu den Arbeitern auf dem Felde. Sobald der Erbprinz erschien, brachten ihm die Feldarbeiter einen Strauß von Blumen oder von jungen Erbsen, oder es wurde der Prinz nach damaliger Sitte angebunden, oder es wurde ihm eine Leine vorgezogen, und der Prinz mußte durch ein Geldgeschenk sich auslösen. Da erscholl lauter Jubel, und der Prinz unterhielt sich freundlich und herzlich mit den Leuten. Wenn auch der Erbprinz den Herren am Hofe die steifen Complimente nicht machen wollte, mit Menschen freundlich zu reden und zu verkehren, das verstand er. Um dem Erbprinzen einige Kenntniß von der Landwirthschaft zu verschaffen und einige Theilnahme für dieselbe zu erwerben, besuchte der Graf Görtz mit dem Erbprinzen und dessen Bruder, dem Prinzen Constantin, bisweilen ein Rittergut oder ein fürstliches Kammergut in der Umgegend von Weimar. Zur Ausbildung und zur geselligen Gewandtheit der beiden Prinzen trugen auch die vielen Ausflüge und kleinen Reisen bei, welche die Herzogin Amalie und der Graf Görtz mit ihnen unternahmen und auf welchen sie Gelegenheit hatten, mit Leuten der verschiedensten Stände in Berührung zu kommen. Auch Volksfeste, wie Vogelschießen und Jahrmärkte, besuchte der Graf Görtz mit den beiden Prinzen. Durch seinen vielfachen Verkehr mit dem Volke gewann der Erbprinz nicht nur die Liebe seiner Unterthanen, sondern er eignete sich auch schon in jungen Jahren eine große Menschenkenntniß an. Er lernte jeden Menschen nach seinen inneren Vorzügen ehren und lieben. Er wußte sich in die Lage und Denkweise der verschiedensten Stände und Menschenklassen hineinzudenken; er erkannte sogleich, selbst unter schlichtem Gewand, das Gute und Schätzenswerthe auch des gemeinen Mannes. Er wußte jeden in angemessener Weise, Alle mit leutseliger Humanität so zu behandeln, daß er Aller Herzen, der Hohen und der Niederen, gewann. Dieses Wesen flößte auch den Ungebildeten ein solches Zutrauen ein, daß sie in Karl August den Fürsten vergaßen, daß sie in ihm nur den edlen, theilnehmenden Menschenfreund vor sich sahen und sich in ihrer naiven Eigenthümlichkeit offen auszusprechen wagten. Im Jahre 1775 schrieb Wieland an Knebel: „Ich wünschte zehn Jahr jünger zu sein,

um desto länger mit einem Fürsten und für einen Fürsten, der der Menschheit so viel Gutes verspricht, leben zu können." In weit späterer Zeit sagte Goethe von dem Großherzog Karl August: „Er hatte die Gabe Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen. Er war beseelt von dem besten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selbst. Edlen Menschen entgegen zu kommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt ist, hat leicht regieren." In allen Lagen des Lebens zeigte Karl August einen hohen Adel der Seele und ein menschlich fühlendes Herz. Die tiefste kindliche Ehrfurcht erwies er seiner edlen Mutter; in zarter Achtung, Aufmerksamkeit und Liebe war er der treuen Gefährtin seines Lebens zugethan. Mit väterlicher Sorgfalt und inniger Liebe umfaßte er alle Glieder seiner Familie; er starb auf einer Reise, welche er aus Liebe zu seinem Urenkel unternommen hatte. Nie erkaltende Dankbarkeit bewahrte er den Lehrern und Leitern seiner Jugend und allen denen, welche ihm durch ein inniges Verhältniß lieb und werth geworden waren. Nachsicht und Güte übte er allezeit gegen diejenigen, welche sich aus Leichtsinn und Unachtsamkeit gegen ihn vergingen. Er zeigte unerschöpfliche Erfindsamkeit, wenn es galt, denen Genugthuung zu geben, welchen er selbst in menschlicher Uebereilung einmal wehe gethan zu haben glaubte. Er brachte löblichen Zwecken jedes Opfer, setzte seinen persönlichen Vortheil demjenigen nach, was er für recht und gut erkannte, hielt treu und wahrhaftig an seinem gegebenen Worte und machte mit rücksichtsloser Strenge bei pflichtwidrigen Zumuthungen die Stimme des Gewissens geltend.

Das Familienleben war ihm heilig; er machte sich ein Gewissen daraus seine Diener in Anspruch zu nehmen, wenn sie ein häusliches Leid zu tragen oder eine häusliche Freude zu genießen hatten. Alles, was zur Verminderung des Familienelends beitrug, war der Gegenstand seiner eifrigsten Sorgfalt. Die sprechendsten Beweise von Herzensgüte gab er auf seinen Feldzügen. Für seine Untergebenen trug er mit eigener Aufopferung die gewissenhafteste Sorge, er hielt auf strenge Mannszucht, duldete keine Verletzung der Wehrlosen und verbot jede Plünderung. Mit edler Menschenliebe nahm er Antheil an den Freuden wie an dem Unglück aller seiner Unterthanen. In den Jahren 1771 und 1772 litt ganz Thüringen unter den Schrecken einer Hungersnoth, in deren Gefolge ansteckende Krankheiten sich überall verbreiteten, an denen die Menschen und die Hausthiere starben. Damals richtete der Erbprinz Karl August einen Brief an den Geheimen Rath von Fritsch, in welchem er diesen bat, ihm von seiner Mutter die Erlaubniß zu verschaffen,

400 Thaler aus seiner Chatoulle an die Armen in Weimar und in Eisenach zu vertheilen. — Als Karl August Landesfürst geworden war, traf kein Unglück das Land, welches er in seinem Herzen nicht mitgetragen, daß er nicht durch schleunige werkthätige Unterstützung zu mildern gesucht hätte. Kein Brand brach aus in Weimar oder in dessen Nähe, zu dem der Fürst nicht augenblicklich herbeieilte. Und wie wirkte da schon der Ruf: „Der Großherzog ist da," tröstend für die Betroffenen und ermunternd für die Hülfe leistenden. Die zweckmäßigsten Maßregeln wurden ergriffen, jeder legte eifrig Hand an. Aber auch an den Volksfesten nahm der Fürst bis in sein hohes Alter herzlichen Antheil; bei den jährlichen Vogelschießen in Weimar schoß der Großherzog selbst mit nach dem Vogel. Wie ein Vater unter seinen Kindern benahm er sich, wenn die Landleute bei seinem ländlichen Aufenthalt zu Wilhelmsthal sich um ihn drängten. Auf seinen Jagden und auf seinen Reisen im Lande und in der Fremde hatte er für jeden, der sich ihm näherte, freundliche Worte und offenes Gehör. Zahlreichen, zum Theil hülflosen Emigrirten gewährte Karl August in Eisenach und in Weimar Zufluchtsstätten und Unterstützung. Den preußischen Waffenbrüdern öffnete er nach der Schlacht bei Jena in Weimar ein Asyl und nahm sie in seine Dienste, obgleich der mächtige Kaiser der Franzosen darüber grollte und sich von seinen Spionen jedes Wort des hochherzigen, freisinnigen deutschen Fürsten hinterbringen ließ. Unvergessen ist seine Treue gegen den König von Preußen nach der Schlacht bei Jena. Trotz aller ihm drohenden Gefahr konnte er nur durch einen für beide Fürsten gleich ehrenvollen Brief des Königs bewogen werden, sein Commando niederzulegen und die preußischen Kriegsdienste zu verlassen. Fest und würdevoll blieb seine Haltung auch dem gewaltigen Bonaparte gegenüber, vor dem andere sich bis zur Erde neigten. Nicht Drohungen, nicht die Ermahnungen Befreundeter, nicht die durch Vertraute des Kaisers gegebenen Anregungen und eröffneten glänzenden Aussichten konnten ihn bewegen, die von Napoleon so sehr gewünschte Ergebenheit zu zeigen. Darin eben bewies sich die Größe Karl August's, daß der gewaltige Eroberer, welcher sonst die seinen Zwecken widerstrebende Menschenwürde nicht zu achten gewohnt war, mit einer gewissen Scheu vor Karl August erfüllt wurde, daß er in Weimar und bei dem Herzog von Weimar vieles hingehen ließ, was an jedem anderen Orte und bei jedem anderen Fürsten hart geahndet worden wäre, ja daß Napoleon selbst die Hochachtung, welche ihm Karl August kund zu geben sich weigerte, diesem zu beweisen sich nicht enthalten konnte. Als vor dem Feldzug nach Rußland Napoleon zu Dresden unter der Menge der anwesenden Fürsten den Herzog von Weimar erblickte, nahm er ihn sogleich bei Seite an ein Fenster und unterhielt sich zwei Stunden lang vertraulich mit ihm. Er legte ihm seine Beschwerden gegen Ale-

xander von Rußland vor und sprach sich über die beabsichtigten Kriegsoperationen aus. Augenzeugen versichern, des Herzogs ruhige Haltung habe mehr der eines Kaisers, Napoleon dagegen mit seiner ungewöhnlichen Gesprächigkeit einem Manne geglichen, der sein Anliegen einem Höheren vortrage.

Karl August fehlte es auch nicht an Wärme und Innigkeit des religiösen Glaubens. Der religiöse Unterricht seiner Jugend hatte ihm keine für Geist und Herz befriedigende Nahrung gewährt, sondern ihn nur mit den nackten Dogmen der Kirche und mit spitzfindigen und unfruchtbaren Menschensatzungen bekannt zu machen gesucht. Aber als Zögling seines eigenen Geistes eignete sich Karl August selbst die frommen Ueberzeugungen des christlichen Glaubens an, durch das Lesen der heiligen Schrift und durch die Worte christlicher Lehrer. Je tiefer er sich in seiner Wiß- und Forschbegierde in die Betrachtung der Natur versenkte, desto klarer trat ihm auch das Dasein ihres erhabenen Urhebers vor Augen; je eifriger er die Wunderwerke der Schöpfung zum Gegenstande seiner Beobachtung machte, desto deutlicher erkannte er auch die Weisheit, Güte, Größe und Herrlichkeit ihres erhabenen Meisters. Vorwitziges Eindringen in die Geheimnisse Gottes und der Zukunft, unnützes Grübeln über das dem menschlichen Verstande Unerforschliche, zweckloses Streiten über das, was menschlicher Einsicht unerreichbar ist, was kein Mensch zu entscheiden vermag, achtete er nicht für heilsam und zulässig, sondern in frommer Ueberzeugung hielt er fest an den Wahrheiten des christlichen Glaubens und suchte diesen durch edles und tüchtiges Handeln zu bethätigen. Nur in vertrauten Gesprächen äußerte er sich über den geheimnißvollen Zusammenhang zwischen der übersinnlichen und sinnlichen Welt und erklärte da vieles für nicht bestreitbar, was andere dafür halten. Als ein Nachkomme jenes fürstlichen Hauses, welches durch die größten Opfer das Dasein der protestantischen Kirche errungen hat, gewährte er jedem dieselbe Freiheit der Ueberzeugung und des Glaubens, welche er für sich in Anspruch nahm. Er verabscheute alle unchristlichen Maßregeln, durch welche Geister und Gewissen gebunden werden; er gönnte selbst dem Wahnglauben und der Schwärmerei das Recht, sich offen auszusprechen, so lange dadurch die bürgerliche und kirchliche Ordnung nicht gefährdet wurde. Er wollte dem Irrthum nicht Spott und Hohn, sondern gründliche Belehrung entgegengesetzt wissen, und freute sich auf religiösem Gebiet des Sieges, welchen die Vernunft über die Unvernunft, die Wahrheit über den Irrthum, das Licht über die Finsterniß und der wahre Christenglaube über den verderblichen Aberglauben davon trug.

Die Liebe und Verehrung aller Unterthanen war der schönste Beweis der hohen Tugenden Karl Augusts. Bei der Feier seiner funfzigjährigen Regierung versäumte im ganzen Lande keine Stadt und kein Dorf, das Andenken des geliebten Fürsten durch wohlthätige Stiftungen zu ehren. Als Karl

August Mailand besuchte, gewann er so sehr die Liebe der Mailänder, daß sie, ihn zu ehren, eine Medaille schlugen, mit der schönen Inschrift: Il principe uomo. Die Nachricht vom Tode des großen Fürsten war selbst in französischen Zeitschriften mit ehrenvollen Klagen begleitet.

In seiner Regententhätigkeit als Landesfürst ragt Karl August durch seine Fürsorge für das Wohl seines Landes über die meisten gleichzeitigen Fürsten hervor. Das verführerische System fürstlicher Allgewalt, welches im siebenzehnten Jahrhundert Ludwig XIV. von Frankreich in äußerlich glanzvoller, innerlich verderbter Gestalt aufgestellt hatte, übte noch fort und fort seinen verderblichen Einfluß auf viele deutsche Fürsten aus. Diese gestalteten ihre Souveränität zum äußersten Absolutismus um. Nach ihrer Meinung gab es im Staate nur einen absolut gebietenden, unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Schaar blindlings gehorchender und duldender Sklaven. Die herrschenden Stände waren alles, das Volk schien nur berufen und verpflichtet zu arbeiten, zu zahlen, Lasten zu tragen und Noth zu leiden. Viele Inhaber kleiner Territorien betrachteten ihr Land wie eine fürstliche Domäne oder ein großes Rittergut, die Beamten als einen Theil der Haus- und Hofdienerschaft. Die Entfaltung eines glänzenden Waffenprunkes und die Mittel zur Befriedigung dieser und anderer fürstlichen Leidenschaften umfaßten die ganze Thätigkeit der meisten Dynasten und Regierungen. Die Finanzpolitik suchte ihre höchste Weisheit darin, so viel Geld als möglich für die fürstliche Kasse aus den Taschen der Unterthanen zu ziehen. Die Last der Steuerpflichtigen wurde noch drückender durch die Ungleichheit der Vertheilung dieser Last, durch zahlreiche Steuerbefreiungen Einzelner und ganzer Stände. Die Verwendung der Steuern ließ viel zu wünschen übrig. Die Bedürfnisse des Fürsten, der Hof, das Militair verschlangen den bei weitem größten Theil der Einnahmen. Für die Pflege der geistigen Bildung blieb nur wenig übrig. Die Verbindung der Justiz mit der Verwaltung beeinträchtigte die richterliche Unabhängigkeit. Das Unwesen des Stellenverkaufs war sehr allgemein verbreitet und wurde ganz schamlos betrieben. — Das Beispiel Friedrichs II. und später Josephs II. sowie die von England und Frankreich aus verbreiteten Ideen der Aufklärung, der Gerechtigkeit und des Wohlwollens für die Menschheit blieben nicht ohne Wirkung auf einzelne deutsche Fürsten, aber viele beharrten um so starrsinniger in dem alten System der Willkürherrschaft, manche Fürsten meinten gute fremde Einrichtungen und die Fortschritte anderer Staaten ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verhältnisse in ihren Ländern nachahmen, sie meinten alles durch strenge Befehle erzwingen zu können.

Der Regierungsantritt Karl Augusts fällt in eine Zeit, wo die vorgeschrittene Aufklärung mit dem Bestehenden nicht überall zu vereinigen war,

wo das Alte zum Untergange reifte, Neues an dessen Stelle gesetzt werden sollte. Wirken und Thätigsein war das erste und dringendste Bedürfniß der Natur Karl Augusts; er entzog sich die Ruhe und den Schlaf der Nacht und füllte diese mit der umfassensten Geschäftsthätigkeit aus. Er kannte keine höhere Obliegenheit, als sich seinem fürstlichen Beruf zu widmen. Seine Person widmete er immer zuerst dem Lande, so daß regelmäßig des Morgens die laufenden Geschäfte allem andern vorgingen, daß er in der Regel nicht eher, als bis diese beendigt waren, jemanden vorließ, daß er die Geheimeraths-Sitzungen nur bei ganz außerordentlichen Anlässen aussetzte, auch eine bereits angesagte Jagd oder Fahrt aufschob oder aufhob wenn ein Geschäft es verlangte, daß er bei Tag oder Nacht nie fehlte, wo er glaubte, daß seine persönliche Gegenwart fördern oder aufmuntern könne, so wie er auch in den nicht zu Geschäften bestimmten Zeiten eine sich bietende Gelegenheit, ein Geschäft zu fördern oder zu enden, gewiß nicht unbenutzt vorbeigehen ließ. Was er für sich besaß, was er für seine Person erhielt oder erlangte, er gab es dahin, wo es am vortheilhaftesten wirken oder gebraucht werden konnte. Es war, als wenn er in dieser Hinsicht den Begriff von Privateigenthum nicht kenne.

Wohl selten hat ein Fürst in gleicher Weise selbst geherrscht und das Größte wie das Kleinste in Sachen des Gemeinwesens selbst geleitet, aber selten auch hat sich ein Fürst in guter Absicht herrischer Willkür weniger hingegeben, als Karl August. Denn er führte das ihm anvertraute Scepter mit Gerechtigkeit und Milde und machte von der ihm zustehenden Gewalt keinen andern, als gerechten Gebrauch. Er stellte sich selbst unter die Gewalt des Gesetzes, das über Alle gebieten sollte. Karl August war der erste deutsche Fürst, welcher durch ein den Zeitverhältnissen entsprechendes Grundgesetz über die Rechte und Verhältnisse der Landstände seinem Volke noch für späte Zeiten die bündigste Bürgschaft gesetzlicher Ordnung und bürgerlicher Freiheit gewährte. Ja, was gewiß selten ist, der Fürst bewies sich freisinniger, als die Vertreter des Landes selbst. Mit scharfem Kennerblick wählte Karl August die Diener des Staates und wußte sie auf den rechten Platz zu stellen; er leuchtete ihnen auch mit dem begeisternden Beispiele gemeinnütziger Wirksamkeit vor und machte ihnen die Erfüllung ihrer Pflichten durch die regste Theilnahme an ihrem Wirken zur Lust und Freude. Diejenigen Diener des Staates, welche auf höherer oder niederer Stufe in seinem Geiste gewissenhaft ihre Pflicht erfüllten, wurden von ihm werthgeachtet und hochgeschätzt.

(Schluß folgt.)

Herbert Spencers Erziehungslehre.*)

Wir sind seit lange gewohnt, England nicht bloß als das Land politischer, sondern auch pädagogischer Erbweisheit zu betrachten, und einer unserer hervorragenden Pädagogen hat uns die englische Erziehung als einen Spiegel zu unsrer Beschämung und zu unsrer Besserung vorgehalten.**) Wir waren daher sehr erfreut, als wir das vorliegende Buch in die Hand nahmen, um aus dem Munde eines der bedeutendsten englischen Philosophen der Gegenwart die wissenschaftliche Darstellung pädagogischer Grundsätze zu vernehmen. Wir glaubten um so mehr Gewinn aus derselben ziehen zu können, als der Uebersetzer, Herr Dr. Fritz Schultze in Jena, im Vorwort unsre Erwartungen sehr hoch gespannt hatte.

Leider haben wir nicht gefunden, was wir gesucht, und unsre Anerkennung kann nur eine sehr bedingte sein. Was wir auszusetzen haben, wollen wir mit einem Referat über den Inhalt der Schrift zu verschmelzen suchen.

Das erste Kapitel derselben wirft die Frage auf: Welches Wissen hat den größten Werth? Die Antwort lautet etwas tautologisch: Die Wissenschaft, doch ist sie nicht tautologisch gemeint. Nicht bloß, weil vieles Wissen nicht das Gepräge der Wissenschaft trägt, weil diesen Namen nur das nach richtiger Methode erworbene Wissen beanspruchen kann, sondern vielmehr, weil Spencer den Begriff der Wissenschaft in eigenthümlicher Weise begrenzt. Was bezeichnet er als ihren Gegenstand? Die Erzeugung, Bearbeitung und Vertheilung der Mittel zum Leben. Und die Kenntniß der physischen, chemischen, biologischen Eigenthümlichkeiten der Verbrauchsgegenstände und der ihrer Natur entsprechenden Methoden, das ist ihm daher die Wissenschaft***). Daraus ergiebt sich die Werthschätzung der einzelnen Disciplinen. In erster Linie steht die Mathematik, sie beherrscht alle industriellen Thätigkeiten und höheren technischen Gewerbe. Es folgt die Mechanik, von deren Anwendung der Erfolg unsres Fabrikwesens abhängt, die Physik und Chemie, deren Entdeckungen sich für die mannichfachsten Beziehungen unsres gesellschaftlichen Lebens als segensreich erwiesen haben, die Astronomie, aus der die Schifffahrtskunde erwachsen ist, die Geologie, deren Kenntniß die materielle Wohlfahrt in hohem Maße fördert. Die Biologie, welche sich der Erforschung des pflanzlichen und thierischen Lebens zuwendet und die Vor-

*) Herbert Spencer's Erziehungslehre. Mit des Verfassers Bewilligung in deutscher Uebersetzung herausgegeben von Fritz Schultze. Jena. Mauke's Verlag. (Hermann Dufft) 1874. S. 246.

**) Wiese. Deutsche Briefe über englische Erziehung. Berlin 1852.

***) S. 24.

aussetzung für den rationellen Betrieb der Landwirthschaft bildet, endlich die Wissenschaft der Gesellschaft, deren der Handel bedarf. Auf einer andern Linie steht die Pädagogik, welche physiologische und psychologische Kenntnisse in sich schließt, und mit der jeder vertraut sein müßte, bevor er das so wichtige und so verantwortliche Amt der Kindererziehung übernimmt, so wie die beschreibende Gesellschaftskunde, welche den Bürger in den Stand setzt, seine Rechte und Pflichten auszuüben. Schließlich den Mußetheil des Lebens auszufüllen, ist die Aufgabe der Kunst und Poesie, die aber auch weder hervorgebracht noch gewürdigt werden können ohne Kenntniß der Wissenschaft. Und diese Wissenschaften, deren Aneignung uns befähigt, die Thätigkeiten richtig zu leiten, welche das menschliche Leben ausmachen, sie sind es auch, welche das beste Mittel der Uebung und Stärkung unsrer Kräfte gewähren. Welche Fülle von Stoff nöthigen sie das Gedächtniß aufzunehmen, wie geeignet sind sie, die Fähigkeit des richtigen Urtheilers zu verleihen, welche Selbstständigkeit, Freiheit und Unbefangenheit, welche Beharrlichkeit und Aufrichtigkeit bringen sie hervor! Und weit entfernt, irreligiös zu stimmen, wecken sie gerade die Religiosität. „Die Hingabe an die Wissenschaft ist ein stiller Gottesdienst, eine schweigende Anerkennung des in den Dingen und damit auch in derer Urheber erkannten Werthes“ *). Die Wissenschaft erweckt ferner Religiosität, insofern sie die Achtung gegen die in allen Dingen sich offenbarende Gesetzlichkeit und den Glauben an die unverrückliche Verknüpfung von Ursache und Wirkung, an die Nothwendigkeit guter oder übler Folgen erzeugt. Sie ruft endlich eine wahrhaft religiöse Stimmung hervor, indem sie demüthig ihre eigenen Grenzen erkennt und inne wird, daß der Urgrund der Dinge von einem Schleier verhüllt wird, den niemand zu lüften vermag.

Das ist die Wissenschaft, welche auf unsern Schulen gelehrt und gelernt werden sollte, aber leider von denselben nur in geringem Maße verbreitet wird. Und was stellen sie in den Vordergrund? Die Geschichte und die Sprachen, Unterrichtsgegenstände, denen ein sehr geringes Maß bildender Kraft einwohnt. Welcher Gewinn ist von der Kenntniß der Lebensbeschreibungen der Monarchen, der Vertrautheit mit Hofintriguen, Verschwörungen, Länderraub, Schlachten und Heerführern zu erwarten! Und die Aneignung der Sprache, nöthigt sie nicht Beziehungen in uns aufzunehmen, welche, an sich vielleicht einer Naturnothwendigkeit entsprungen, uns doch nur als zufällige erscheinen, so daß sie zwar das Gedächtniß, nicht aber den Verstand übt? Ja sie wirkt sogar moralisch schädlich, indem sie Unterordnung unter die Autorität, dogmatische Befangenheit begünstigt; denn daß so und so die

*) S. 66 — 67.

Regel laute, diese oder jene Bedeutung einem bestimmten Worte zukomme, das muß der Schüler eben auf Treue und Glauben hinnehmen. Er kann nicht prüfen, ob es sich so verhalte. So beantwortet Spencer die Frage, welches Wissen hat den größten Werth.

Daß diese Antwort uns nicht befriedigen kann, leuchtet ein. Sie schließt eine maßlose Ueberschätzung der Naturwissenschaft und eine maßlose Unterschätzung der historischen und philologischen Wissenschaft in sich. Wir sind gewiß weit entfernt, jener den hohen Werth abzuerkennen, auf den sie einen so gerechten Anspruch hat, und sie aus dem Kreise der Disziplinen zu verdrängen, in welche der Schüler eingeführt werden muß, aber wir wollen auch, daß Geschichte und Sprachen den Platz behalten, welchen sie nun fast seit zweitausend Jahren einnehmen. Und auch unsre Werthschätzung jener beiden Gruppen der Wissenschaft ist eine andre. Die Naturwissenschaft orientirt uns auf dem Gebiete der sichtbaren Welt, in dem Reiche der Erscheinungen, wir blicken bewundernd auf die folgenreichen Entdeckungen und Erfindungen, welchen das Kulturleben der Gegenwart so unendlich viel verdankt, wir schauen ehrfurchtsvoll in den gesetzlich geordneten Zusammenhang der Dinge, den sie uns enthüllt, aber dürfen wir es vergessen, daß, wie H. Lotze mit Recht so energisch betont, wir es hier immer nur mit den Mitteln, aber nicht mit den Zwecken des irdischen Daseins zu thun haben? Nicht das bewußtlose blinde Walten der Natur, sondern das bewußte freie Leben des Menschen bildet den Zweck, um dessen willen die irdische Welt vorhanden ist. Die ideale sittliche Entfaltung des Menschengeistes, das ist die Aufgabe, deren Lösung die sichtbaren Dinge dienen wollen. Der Mensch ist die Krone und Vollendung der irdischen Schöpfung, sein geistiges und sittliches Leben der werthvollste Bestandtheil derselben, und eben deshalb giebt es nichts bildenderes für den Menschen als ihn selbst, als die Kenntniß der Menschen, seines Wesens, seiner Entwicklung, seiner Werke. Und diese wird uns nicht in erster Linie durch eine beschreibende Gesellschaftskunde vermittelt, welche es ausschließlich mit den Massen zu thun hat, sondern durch die Geschichte, welche ebenso diese wie die tragenden und bestimmenden Persönlichkeiten in's Auge faßt. Denn die Persönlichkeit ist der Herd und Ausgangspunkt des sittlichen Lebens, in ihr verwirklicht sich das Suchen und Sehnen, das Ringen und Streben des Menschengeistes, in ihr schauen wir ebenso das langsame Werden des gediegnen Charakters, die allmähliche Bildung des hervorragenden Talents, die Macht der idealen Begeisterung und den Erfolg rastloser Arbeit, wie die Entartung der Gesinnung durch Leidenschaft oder Schwäche und den Untergang reichbegabter Naturen, welche planlos einzelnen zufälligen Regungen folgten und sich nicht der Zucht des Geistes und Gesetzes unterwarfen. Und wir sehen hier unlösbar in einander verschlungen die Wirksamkeit der Freiheit des Subjekts, die bedingende Gewalt

der angebornen individuellen Natur, die fortwirkende Kraft der einmal eingeschlagnen Richtung und der Einfluß der umgebenden Welt. Erst wenn die Geschichte das Verständniß der individuellen Persönlichkeit in ihrer bedingenden und bedingten Beziehung zu den Verhältnissen, in deren Mitte sie steht, erschlossen hat, kann die vergleichende Gesellschaftskunde zum Gewinn werden. Denn die Gesellschaft ist ja doch nichts anders als die Summe gleichzeitig lebender und durch die Verschiedenheiten des Orts, des Berufs, leiblich-geistiger Beschaffenheit und der Verhältnisse individuell gearteter Persönlichkeiten, in ihrer Wechselwirkung zu einander betrachtet. Also wir protestiren gegen die Verdrängung der Geschichtswissenschaft durch die beschreibende Gesellschaftskunde, weil ihr eine Entwerthung der individuellen Persönlichkeit und eine Ueberschätzung der Masse zu Grunde liegt, in welcher ja jene auf ein Minimum zurückgeführt wird. Wir protestiren gegen jene Verdrängung, weil sie einer Auflösung der Geschichte in die Naturgeschichte das Wort redet, die menschliche Freiheit vernichtet und das sittliche Leben zu einem Rechenexempel macht, das jeder zu lösen vermag, der sich hinreichend mit Qualität und Quantität der wirksamen Faktoren vertraut gemacht hat. Einem solchen Rationalismus aber, der nur mechanische Vorgänge kennt, bleiben die innersten Geheimnisse des menschlichen Geistes verborgen, er erobert unwesentliche Außenwerke und wähnt in der Festung selbst sich als Sieger zu befinden.

Spencer spottet darüber, daß die Geschichte sich mit solchen untergeordneten Thatsachen wie Schlachten und Lebensverhältnissen der Monarchen beschäftige. Uns scheint dieser Spott sehr unbegründet. In den Schlachten entscheiden sich die Geschicke der Völker, ihr Muth und ihre Thatkraft, ihr Heldenthum und ihre Begeisterung kommen hier zur vollen Geltung. Und daher ist niemand so volksthümlich wie der große Feldherr, die Kämpfer in der Schlacht besingen die herrlichsten Lieder ältster und neuster Zeit, und die öffentlichen Denkmale sind zum größesten Theile ihnen geweiht. Der Krieg ist gewiß ein entsetzliches Uebel, eine schreckliche Nothwendigkeit, aber er ist geadelt durch die Hingabe des Einzelnen an das Allgemeine, durch die Selbstverleugnung, mit welcher der Einzelne das höchste, was er besitzt, sein Leben, zum Heil des Vaterlandes daran giebt. Und deshalb wird die Schule nicht aufhören können, den Kriegen und Schlachten einen nicht geringen Theil im Vortrag der Geschichte zu bewahren. Nicht minder werden die Biographien der Monarchen auch ferner den Anspruch erheben, der ihnen bis jetzt zuerkannt worden ist. Nimmt freilich ein Monarch nur die Stellung des höchsten Privatmanns ein, hat die Monarchie nur den Werth, den Kampf des Ehrgeizes um die höchste Rangstufe im Staat zu beseitigen, dann ist es thöricht und eine Zeitverschwendung, mit Monarchen dieser Art sich lange auf zu halten.

Wenn aber das geistige und sittliche Leben des Volks sich im Monarchen sammelt, und wenn seine eignen Ideen im Leben des Volks wiederhallen, wenn der Monarch der Repräsentant und Ausdruck des Volksgeistes ist, dann wird es sich die Geschichte nicht nehmen lassen, mit Liebe und Sorgfalt sich in die Geschicke und Thaten der Monarchen zu vertiefen.

Ebenso wenig stichhaltig sind die Vorwürfe, welche Spencer gegen das Studium der Sprachen in den Schulen erhebt. Sie sollen den blinden Autoritätsglauben stärken. Aber in Wirklichkeit thun sie es ebenso wenig wie die Naturwissenschaften und ebenso viel. Empfängt nicht der Schüler den Beweis von der Richtigkeit der ihm mitgetheilten Regeln und Wortbedeutungen, indem sie sich ihm als Schlüssel des Verständnisses für die Schriftsteller bewähren, deren Werke er liest; ist nicht das Experiment auch hier Beweismittel! Und wiederum auf dem Gebiet der Naturwissenschaften — denn dahin wird doch wohl nicht bloß Physik, Chemie, Astronomie, sondern auch Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Geographie gehören — wieviel wird der Schüler dem Lehrer auf dessen Autorität hin glauben müssen, da sich das unendlich große Beweis-Material theils nicht für jede Schule theils überhaupt nicht beschaffen läßt. Letzteres gilt für die Geographie, ersteres für Botanik und Zoologie. Oder soll der Schüler nichts von einem ausländischen Thier oder einer ausländischen Pflanze hören, weil sich am Orte kein zoologischer oder botanischer Garten befindet? Ja, selbst wären diese Institute vorhanden, sie genügten nicht, denn sie zeigen uns nicht die Thiere in ihrem wilden Naturzustande, und weder diese Thiere noch diese Pflanzen stehen den Schulen zur Verfügung für anatomische Operationen, ohne welche so manches auf Autorität hin angenommen werden muß. Und hierbei haben wir noch nicht einmal die Einwirkungen in Betracht gezogen, welche klimatische Veränderungen auf Thiere und Pflanzen ausüben. Die Rolle, welche die Autorität in dem Vortrag der Naturwissenschaften spielt, ist keine geringere als ihr für den Unterricht in den Sprachen zukommt. Und daher haben beide für die Befreiung des Geistes in gleichem Maße gearbeitet. Spencer scheint es vergessen zu haben, daß die Wiedererweckung der klassischen Sprachen im 15. Jahrhundert die Erneuerung des geistigen Lebens unter den Kulturvölkern Europas hervorgebracht und der Reformation das schneidige Messer der Kritik in die Hand gegeben hat, mit der sie die Ansprüche der Hierarchie widerlegte.

Eben deshalb hat Luther so energisch auf das Studium der Sprachen gedrungen und in der Schrift an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, von 1524 ausgerufen: „Lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide,

darinnen dies Messer des Geistes steckt. — — — Ja, wo wir es versehen, daß wir (da Gott für sei) die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin gerathen, daß wir weder Lateinisch noch Deutsch recht reden oder schreiben können."

Ein Unterricht in der Religion wird nicht von Spencer erwähnt, und einer Religionswissenschaft, die etwas anders ist als eine Darstellung des Entwicklungsganges der Religionen, etwas anders als eine historische Disciplin, wird er auch schwerlich den Zutritt in den Jugendunterricht einräumen. Denn jede positive Religion — eine nicht positive, sogenannte natürliche Religion ist nur eine Abstraktion von den positiven Religionen — ruht auf der Autorität des Religionsstifters und fordert Unterwerfung unter dieselbe. Freilich ist diese nicht unbedingt eine blinde, die christliche Religion wenigstens fordert frei und freudig die Kritik heraus. Sie will an ihren Früchten erkannt sein und erbietet sich den Beweis des Geistes und der Kraft anzutreten. Und dieser Beweis, der in erster Linie nicht durch logische, sondern durch ethische Mittel sich vollzieht, ist von ihr durch achtzehn Jahrhunderte mit siegreicher Gewalt geführt worden. Und deshalb kann der Unterricht in derselben Anspruch darauf erheben, als integrirender Bestandtheil in den Kreis der Disciplinen aufgenommen zu werden, welche eine wahrhaft werthvolle Bildung unsrer Jugend vermitteln wollen.

Was endlich den Vorschlag anlangt, der Pädagogik eine Stelle im Jugendunterricht einzuräumen, so würden wir an sich nichts gegen ihn einzuwenden haben, wenn wir nur einen geeigneten Platz für dieselbe zu sehen vermöchten. Aber so lange unsre Jugend sich in der Schule befindet, ist sie selbst noch in einem solchen Maße der Erziehung bedürftig, daß sie einer Erziehungslehre nicht das Verständniß und die Reife entgegen bringen kann, auf welche jene rechnen muß. Erst die Universität für die männliche Jugend, und Fortbildungsschulen für die weibliche Jugend der höheren Stände werden diese Lücke auszufüllen vermögen. Der bei weitem größte Theil der Bevölkerung wird freilich eines solchen Unterrichts entbehren und auf die durch das sich steigernde Kulturleben veredelte und bereicherte allgemeine pädagogische Ueberlieferung angewiesen sein.

Wir wenden uns nun zum zweiten Abschnitt der Erziehungslehre Spencers, „welche die Erziehung des Verstandes" zum Gegenstande hat.

Seine Forderungen lassen sich in dem Gebot naturam sequi, der Natur zu folgen, zusammenfassen. Induktion, Anschauungsunterricht, Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten bilden die Losung. Pestalozzi in den Prinzipien, nicht in den einzelnen Methoden, erscheint als der Vertreter der rechten pädagogischen Einsicht. Diese Prinzipien entwickelt Spencer in logischer Ordnung und bildet so diese Reihenfolge: 1. Fortschritt vom Einfachen zum

Zusammengesetzten, 2. vom Unbestimmten — unfertigen Begriffen — zum Bestimmten, den wissenschaftlichen Formeln, 3. vom Conkreten zum Abstrakten. 4. Die Erziehung des Kindes muß eine Wiederholung der Erziehung sein welche das Menschengeschlecht durchlaufen hat. 5. Fortschritt vom Empirischen zum Theoretischen. Erst Kenntniß der Sprache, dann der Grammatik. 6. Beförderung der Selbstthätigkeit. Man erzähle den Kindern so wenig wie möglich und leite sie an, so viel als möglich Entdeckungen zu machen. 7. Das Maß des als Anreiz wirkenden Vergnügens ist die Probe für die Richtigkeit der befolgten Methode.

Spencer wendet sich sodann zur praktischen Anwendung dieser Theorie. Der Unterricht beginnt mit der Uebung der Sinne; und es ist die Kinderstube, in welcher er stattfindet. Das Auge, das Ohr und das Gefühl wird vor Allem zu entwickeln sein. Da dieser Forderung im Allgemeinen genügt wird, so beschränkt sich Spencer darauf zu wünschen, daß die Anregung der Sinne soviel möglich eine systematische werde, und daß ihnen zu diesem Zweck stark kontrastirende Eindrücke geboten werden, von Tönen die mit auffallendsten Stärke und Höhe-Unterschieden, von Farben die einander am wenigsten verwandten, von Gegenständen die an Härte oder Verbindung der Theile die unähnlichsten. Es folgt der Anschauungsunterricht. Er soll nicht im Zeigen und Mittheilen bestehen, sondern in der Weckung der Selbstthätigkeit, in der Anleitung selbst zu finden, in der Regulirung, Correktur und Förderung der so gewonnenen Resultate. Durch Beantworten der Fragen des Kindes, durch Stellung von Fragen soll dieser Prozeß sich vollziehen. Der Anschauungsunterricht soll sich auch auf die späteren Stufen der Entwicklung ausdehnen, und ebenso soll die Methode den Schüler zur Selbstbelehrung zu veranlassen, auf allen Gebieten befolgt werden. Unter diesem Gesichtspunkt bespricht Spencer sehr eingehend den Unterricht im Zeichnen und der Geometrie, und die Winke, die er hier giebt, scheinen uns sehr beachtenswerth.

Gegen diese Grundsätze haben wir nichts einzuwenden, nur vermissen wir eine Erörterung der Methode, nach welcher die Disziplinen zu lehren sind, welche sich nicht ausschließlich auf sinnliche Wahrnehmung gründen. Es zeigt sich, daß der Titel des Buchs „Erziehungslehre“ unglücklich gewählt ist, er verheißt eine Vollständigkeit, die nicht gewährt wird, statt dessen wird uns vielmehr eine Reihe von Aufsätzen gegeben, deren Inhalt den zufälligen Neigungen, den bevorzugten Gedankenrichtungen des Verfassers das Dasein dankt.

„Die sittliche Erziehung“ bildet das Thema des dritten Capitels. Hier rächt sich in besonders hohem Grade die Inkongruenz zwischen dem vielversprechenden Titel und dem geringen Maße des thatsächlich Gebotnen. Wir

erwarten eine Darlegung der Ziele und Mittel der Erziehung, wenigstens nach ihren wichtigsten Momenten, und finden nur eine sehr eingehende Erörterung über das Wesen der Strafe. So gewinnt es den Anschein, als ob dieser eine negative Faktor der sittlichen Erziehung diese erschöpfe Doch sehen wir von diesem Mangel ab, so gestehen wir, daß die Gedanken Spencer's über diesen Gegenstand in der That sehr beachtenswerth sind. Freilich sind sie sehr einseitig und bedürfen einer durchgreifenden Modifikation, aber ist diese geschehen, so werden wir ihnen unsre Zustimmung nicht versagen können. Spencer fordert, daß die Strafe nichts anders sein solle, als die natürliche Rückwirkung gegen das unrechte Handeln des Kindes. Die Aeußerungen des Unwillens der Aeltern in Wort und körperlicher Züchtigung sollen zurücktreten gegenüber den Reaktionen, die in der Natur der Sache, in der Ordnung der Dinge liegen. Die Strafe müsse möglichst als in der Kausalität der gesetzlichen Verhältnisse begründet erscheinen und so ihre Gerechtigkeit erweisen. Der Mißbilligung der Erzieher, die ja allerdings auch als natürliche Rückwirkung anzusehen sei, könne nur der Werth eines ergänzenden oder begleitenden Faktors der sittlichen Erziehung zuerkannt werden. Die Strafe im Hause müsse auf denselben Grundlagen ruhen, wie im Staat und in der Gesellschaft. Darin liegt eine beachtenswerthe Wahrheit, aber sie bedarf der Beschränkung. Es ist nicht richtig das Haus und die Schule mit dem öffentlichen Leben auf dieselbe Linie zu stellen. Dort herrscht allerdings das Causalitätsgesetz mit fast unbedingter Konsequenz, und es muß so herrschen, wenn sich die Bande des Ganzen nicht auflösen sollen. Es ist anders schon in der Schule, vor allem im Hause. In diesen Gebieten ist die Strafe wesentlich Züchtigung, d. h. das Maß der Schmerz erregenden Reaktion ist nicht durch die Objektivität des begangnen Unrechts, sondern durch die Subjektivität des Kindes bedingt, welches das Unrecht begangen hat. Es kann durch die Individualität des Subjekts geboten sein, daß ein und dasselbe Vergehen hier verziehen dort bestraft, hier mit einer leichten dort mit einer schweren Strafe belegt wird. Und diese Verschiedenheit ist keineswegs ausschließlich davon abhängig, ob dasselbe Unrecht zum ersten Male oder im Wiederholungsfall eingetreten ist, sondern von der vorausgesehenen Einwirkung auf den Charakter des Kindes. Es kann sehr oft geschehen, daß der Erzieher das Kausalitäts-Gesetz suspendiren muß, weil es, in Wirksamkeit gesetzt, das Gemüth des Kindes erbittern würde. Und wieder weichere, leicht erregbare Naturen werden durch ein strafendes Wort im selben Maße gezüchtigt, vielleicht in höherem Maße sogar, als es bei härteren unempfänglichen Naturen durch eine körperliche Züchtigung stattfindet. Es muß in der Hand des Erziehers liegen, ob das Causalitätsgesetz zur Vollziehung kommen soll oder nicht, ob es in seiner ganzen Strenge oder in abgeschwächter Gestalt zur Verwirklichung zu bringen

ist. Der Erzieher steht frei waltend über ihm und entscheidet nach den Zwecken liebevoller Weisheit. Seiner diskretionären Gewalt sind im Hause sehr weite Grenzen gezogen, sie verengern sich im Schulleben, das als Uebergang zum öffentlichen Leben der Freiheit seiner Entschließungen größere Beschränkungen auferlegt. Aber aufgehoben ist sie auch hier nicht, bricht sie doch selbst im Staatsleben durch und durchlöchert als Begnadigungsrecht der Obrigkeit die Kette der Kausalitätsbeziehungen. Und das ist durchaus nothwendig und heilsam. Denn wir müssen es als eine irrige Anschauung Spencer's betrachten, daß die Unterwerfung unter das Causalitätsgesetz den Sinn und das Gefühl für die Gerechtigkeit wecke und stärke. Die Kausalitäten, die in der socialen Welt herrschen, sind keineswegs ausschließlich durch die Ideen der Gerechtigkeit bestimmt, sondern in erster Linie durch die Nothwendigkeit gewisse berechtigte Ziele zu erreichen. Wer in diesem Wettlauf nicht zurückbleiben will, muß bestimmte Gaben, Fertigkeiten und geistig-sittliche Eigenschaften sich erworben haben. Aber man kann sich im Besitz dieser Ausrüstung befinden und ein moralisch schlechter Mensch sein, boshaft, lüderlich, selbstsüchtig.

Man kann umgekehrt jene Ausrüstung entbehren und ein sehr hohes Maß von sittlichem Werth besitzen, sich durch Herzensgüte, Aufopferungsfähigkeit und Reinheit auszeichnen. Es ist ganz in der Ordnung, daß jener einen größeren Erfolg davon trägt als dieser, denn ihm ist ein höheres Geschick eigen sich in der Gesellschaft geltend zu machen und ihre Funktionen zu vollziehen. Wir wollen nicht läugnen, daß auch hier eine gewisse Gerechtigkeit, ein suum cuique waltet. Noch weit weniger sind wir davon entfernt, es zu mißbilligen, wenn die Pädagogik ernstlich darauf bedacht ist, der Jugend die Waffen zu reichen und zu ihrer Uebung zu befähigen, welche sie vor schmerzlichen Enttäuschungen bewahren und ihrer Arbeit Erfolg sichern. Wir können eine solche Richtung der Pädagogik nur im vollsten Maße anerkennen. Aber dagegen müssen wir uns verwahren, daß es nur darauf ankomme, diese Ausrüstung der Jugend zu geben, und daß die Gerechtigkeit des sozialen Lebens es sei, für welche in erster Linie die Jugend erzogen werden müsse. Die Gerechtigkeit, die uns höher steht als jene, die im vollen Sinne diesen Namen verdient, und die wir vor allem der Jugend in das Herz zu pflanzen haben, schließt jene Ausgleichung sozialer Tüchtigkeit und sozialer Erfolge als ein Moment in sich, findet aber nur in dem Gemeinschaftsleben ihre volle Realität, in welcher die sittlichen und die sinnlichen Werthe sich decken, die sittlich Guten herrschen und die sittlich Schlechten zu Grunde gehen. Für diese ideale Gerechtigkeit soll die Jugend begeistert werden, und sie soll den Maßstab der pädagogischen Strafe bilden, jene Gerechtigkeit des Kausalitätsgesetzes aber nur, insofern sie als ihr Ausdruck erscheint. Erscheint dagegen jene soziale Gerechtigkeit als Maßstab der Beur-

theilung, als Wegweiser für das sittliche Streben der Jugend, so wird in ihr gewiß Klugheit, Geschicklichkeit, Gewandtheit und Vorsicht hervorgebracht werden, nicht aber die Hingabe an ideale und ewige Güter, nicht der Geist der Liebe, Selbstverleugnung und Demuth, denen wir allein unbedingten Werth zuerkennen können.

Haben wir mit den drei ersten Abschnitten von Spencer's Schrift wenig übereinstimmen können, so vermögen wir zu dem letzten vierten, welcher „die leibliche Erziehung" erörtert, unsre volle Billigung auszusprechen. Wenn wir uns nichts destoweniger enthalten, näher auf ihn einzugehen, so geschieht es, weil er ein Gebiet betrifft, auf dem wir uns nicht ausreichend kompetent wissen. Wir beschränken uns daher darauf, die Forderungen Spencer's in dieser Hinsicht zu bezeichnen. Er verlangt kräftige, wechselnde und reichliche Nahrung, deren Maß der Appetit des Kindes selbst angiebt; eine Kleidung, welche jedes allgemeine Gefühl der Kälte fernhält, freie Bewegung auf Spaziergängen und in Spielen für beide Geschlechter, und zieht diese den Uebungen der Turnkunst vor. Letztere findet seine Mißbilligung, da sie weniger Abwechslung gewährt und daher nicht eine so ebenmäßige Vertheilung der Thätigkeit auf alle Körpertheile herstellt, da sie in Folge dessen leichter ermüdet, vielleicht sogar eine unproportionirte Entwicklung mit sich bringt, da sie endlich in Betreff der Menge der gewährten Muskelarbeit so wie hinsichtlich des hervorgebrachten Genusses hinter dem Spiel zurückbleibt. Vor allem aber nennt er als einen Hauptfehler der modernen Erziehung das Uebermaß geistiger Anstrengung und führt, wie wir glauben, mit Recht einen großen Theil der Krankheiten, unter denen wir und unsre Kinder leiden, auf diesen Mangel zurück.

Das günstige Urtheil über dies letzte Kapitel kann uns indessen nicht abhalten, der Schrift als Ganzem nur eine geringe Bedeutung zuzumessen. Ihr Gesichtskreis ist sehr einseitig, der ethisch-ideale Faktor kommt sehr wenig zur Geltung, und es ist schwer zu begreifen, wie Angesichts der vielen ausgezeichneten pädagogischen Werke Deutschlands, hinter denen Spencer's bei weitem zurückbleibt, der Herausgeber ein so hohes Maß des Lobes ihm zu zollen vermochte. Die ganz neue Wendung, welche Spencer's Werk der modernen Pädagogik nach des Herausgebers Worten giebt, können wir nur als eine höchst gefährliche bezeichnen. Wir hoffen, daß die deutsche Pädagogik dieser Wendung nicht folgen wird.

Königsberg i. P. H. Jacoby.

Die Glaubwürdigkeit und der Werth der ältesten Geschichte.

Geraume Zeit, nachdem die Wissenschaften aus der Erniedrigung des Mittelalters erstanden waren, wurde mit gläubigem Sinne Geschichte der alten Welt gelehrt und gelernt, wie sie uns in den Meisterwerken der griechischen und römischen Schriftsteller überliefert worden war. Kein Mißtrauen, das für Frevel gegolten hätte, wurde in ihre Erzählungen gesetzt und des Egypters Sesostris, des Messeniers Aristodemos und Romulus, des Gründers der ewigen Siebenhügelstadt, Leben lag mit eben der Gewißheit, Klarheit und Ausführlichkeit vor unsern Augen als das des ersten Ptolemäers, oder des Atheners Perikles, oder Caesars, der die schon erschütterte Freiheit seines Volkes vernichtete. So lernte ein Geschlecht nach dem andern, wenn es nach gediegener oder allgemeiner Bildung strebte, aus alten und neuen Büchern dieselbe Reihe von Begebenheiten, ohne zu forschen, auf welchem Grunde diese Kenntniß ruhte, ohne also in diesem Sinne die Kenntniß zur Erkenntniß gemacht zu haben. Wenn auch vereinzelt eine Stimme des Zweifels laut wurde, so blieb sie unbeachtet, theils weil man es für lächerlich hielt, an dem durch eine so geraume Zeit Geheiligten zu zweifeln, theils weil man sich auch scheute, den leichten und sichern Besitz des Erworbenen durch eine mühsame Forschung zu verlieren und etwas Neues erlernen zu müssen. So groß war die Scheu, daß man selbst die wenigen Stimmen, die aus dem Alterthume schon über die Ungewißheit der Geschichte herübertönten, überhörte, wie z. B. des Juvenal Ausspruch von dem, was das lügende Griechenland sich in der Geschichte erdreistete. Ja, selbst offenbare Widersprüche wurden nicht beachtet; man sah sie und mußte sie sehen, aber man wußte sich zu helfen. Der Widerspruch der sogenannten Profanschriftsteller gegen die Urkunden des jüdischen Volkes wurde lügenhaft, oft noch ärger genannt. Und so wie nun Herodot in diesem Theil seiner Geschichte ein Lügner gescholten wurde, so hieß wieder, wenn von den persischen Kriegen die Rede war, Ctesias ein Lügner gegen ihn. Auf die Art war freilich der Knoten am bequemsten zu lösen. Wenn übrigens auch Ctesias gerade hier geirrt haben mag, so trägt seine ganze übrige persische Geschichte, die wir leider nur noch im Auszuge besitzen, den unverkennbaren Stempel der Wahrheit.

Aber derselbe Geist der Prüfung, der vom Zweifel ausgeht, um, wenn auch mit Aufopferung von Manchem, was bis dahin für Eigenthum gehalten wurde, doch sich des sichern Besitzes des Uebrigen zu erfreuen, dieser Geist der Prüfung, der sich besonders von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an bei den Gelehrten regte, tastete auch bald die Grundvesten, nicht der ge-

sammten alten Geschichte, sondern der ältesten Geschichte an: bei den Griechen Clavier, bei den Römern früher schon Beaufort, dann, gleichzeitig mit Clavier, Levesque und vor allen mit gediegener Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn Niebuhr. Und wie viel von dem, was wir früher als echtes Eigenthum zu besitzen wähnten, mußten wir nach den Nachweisen dieser Forscher ohne Rettung aufgeben. Selbst die Perserkriege und die Schlachten von Marathon und Salamis sind, wenn auch nicht bezweifelt, so doch verschönt und verherrlicht durch die Volksüberlieferung und dadurch wie von einem Zauberglanz des Glaubens umflossen. Dasselbe ist der Fall mit den Kriegen der Römer gegen Pyrrhus und mit ihren ersten punischen Kriegen. Was aber bei beiden Völkern darüber hinausliegt, ist Sage und Gedicht. Nur Einzelnes steht fest, ohne umgestoßen werden zu können, gleichsam wie einzelne Marksteine, an denen man nach einer großen Ueberschwemmung wenigstens hie und da noch frühere Grenzen bestimmen kann. Dies ist das Bild, welches neuste Forschung als das Ergebniß über die älteste Geschichte dieser beiden Völker aufstellt. Daß auch in der alten Geschichte aus späterer Zeit noch Manches bezweifelt wird, was nicht die Hauptsache selbst betrifft, sondern nur Zeit, Ort oder den Thäter, das wird keinen wundern, der an ein ähnliches Schwanken in der mittleren, neuen und selbst neuesten Geschichte sich erinnert — wenn z. B. die Geschichtschreiber verschiedener Nationen jeder seinem Volk nach einer Schlacht den Sieg zuschreibt, oder der Erfinder der Buchdruckerkunst, oder der des Pulvers noch ungewiß ist. Darum ist und bleibt doch das Pulver wie die Buchdruckerkunst erfunden. —

Es drängen sich uns die Fragen auf, mit welchem Rechte ist gleichsam das Vernichtungsurtheil über die älteste Geschichte ausgesprochen? Läßt sich der Untersuchungen der vorerwähnten und anderer Gelehrten nichts entgegensetzen, was die alte Ansicht rechtfertigt? Wenn sie nun aber Recht haben, soll dann Alles das, was wir bisher von der ältesten Geschichte jener Völker zu wissen glaubten, als völlig gehalt- und werthlos bei Seite gesetzt werden?

Die Ansicht, welche aus der Prüfung der erwähnten Forscher resultirt, ist entweder wahr und begründet oder nicht. Ist das Letztere der Fall, lassen ihre Behauptungen sich widerlegen, so bleibt das Alte vollständig in Ehren und die alte Geschichte behält ihren alten Umfang und ihre frühere Bedeutung. Ist aber das erstere der Fall, ist also die Ansicht der Geschichtsforscher, wenn auch nicht in jedem einzelnen Punkte, doch im Ganzen richtig, so behält die Kenntniß der ältesten Geschichte entweder doch noch einen Werth oder keinen. — Behält sie keinen Werth, was hindert uns dann, sie zu „streichen“, zu verbannen den Romulus Roms, den Tros Trojas, den Pelops des Pelopon-

nesos, ebenso wie wir es mit Francus als dem Gründer Frankreichs und mit Brutus als dem Gründer Britanniens gemacht haben.

Es muß nunmehr die Natur der Gründe in's Auge gefaßt werden, mit denen die Gewißheit und Sicherheit der ältesten Geschichte angefochten worden ist, das Gemeinschaftliche, was allen diesen Gründen und Prüfungen zu Grunde liegt, die ja übrigens, wenn auch nach denselben Grundsätzen geführt, doch aus der Art und Weise, wie sie von verschiedenen angestellt werden, etwas Verschiedenes ergeben können. So ist es z. B. möglich, Roms trojanischen Ursprung gemeinschaftlich zu verwerfen ohne deshalb Niebuhrs etrurischen Ursprung Roms gelten zu lassen, der vielleicht einem griechischen Ursprung weichen muß. —

Unsere Kenntniß von der ältesten Geschichte ist nur aus Bruchstücken zusammengesetzt, auf einen kleinen Raum der Erde schränken sich unsere ersten Nachrichten ein, bis sie mit der Zeit immer mehr und mehr wachsen, ohne freilich selbst bis jetzt die ganze Erde zu umfassen. — Erst wenn bei einem Volke zur dauernden Mittheilung der Schmuck des Verses aufhört, wenn es also seine ungebundene Rede ausgebildet hat und leichtes Werkzeug zum Schreiben besitzt, sind eigentliche Geschichtsschreiber möglich, vorher geht Dichtung und Ueberlieferung; jene verstellt willkürlich die Thatsachen und verschönert sie, wie es grade für den besondern Zweck der Dichtung nöthig ist, diese thut dasselbe unwillkürlich, indem sie von einem Geschlecht auf das andere forterbend, im Laufe der Zeiten und im Munde so vieler Erzähler allmälig diesen Umstand verändert, jenen verschweigt und Neues hinzufügt. Auch verändert die Sage die Thatsache, welche ihr zu Grunde liegt, noch dadurch, daß sie sich bald verzweigt, d. h. der erste Erzähler mag die Begebenheit mehreren Hörern zugleich oder doch auf gleiche Weise erzählt haben, aber diese Hörer erzählen sie wieder jeder mehreren und so in unendlicher Reihe fort. Es ändert sich nun dieselbe Sage im Lauf der Zeiten, aber nicht auf einerlei Weise; was der eine ausläßt, behält ein anderer Erzähler bei und umgekehrt, hier wird außerdem dieses, dort jenes zugesetzt, so daß, nachdem längere Zeit verflossen, man eine Sage, von verschiedenen Seiten vernommen, auf den ersten Blick gar nicht für dieselbe zu halten geneigt ist, bis erst bei eingehender Forschung sich die Wahrheit entdeckt, die wol beiden zu Grunde gelegen haben könnte. Ein Beispiel wird das erläutern: Nach Herodot war der eine Sohn von Lydiens reichem Herrscher Crösus stumm, der zweite wurde auf der Jagd von einem Freunde, dessen Speer den Eber verfolgte, getödtet. Solon erinnerte den Uebermüthigen an die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks. Crösus griff, geblendet durch täuschende Orakel (obschon er ein Liebling des Apoll war) den Cyrus an, wurde geschlagen und schloß sich in seiner fast unbezwinglichen Burg ein, in der er sich behaupten zu können

glaubte, bis seine fernen Bundesgenossen ihn entsetzen würden, allein ein durch Zufall entdeckter schmaler Fußweg führte die Belagerer unerwartet auf die Spitze des Felsens und auf die Mauern, wo sie die überraschten Vertheidiger überwanden. Der Sieger verdammte den gefangenen Herrscher Lydiens zum Scheiterhaufen und nur die Erwähnung des Solon verschaffte ihm Gnade, die beinahe zu spät gekommen wäre, denn schon loderte das Holz und menschliche Hilfe hätte schwerlich mehr dem Feuer Einhalt thun können, wenn nicht auf Crösus flehentliches Gebet Apollo dasselbe durch einen heftigen Regenguß verlöscht hätte. So erzählt also Herodot diese Begebenheit, welche sich nur 70 Jahre vor seiner Geburt zugetragen hatte. Aus den auf uns gekommenen Auszügen des Ctesias ergiebt sich aber, daß darüber noch eine ganz andere Sage vorhanden war: Cyrus besiegt den Crösus und schließt ihn in Sardes ein, dieser, um Zeit zu gewinnen, giebt dem Sieger seinen Sohn zur Geisel, allein, als Cyrus merkt, daß Crösus auf Ränke sinnt, läßt er den Sohn unter den Mauern der belagerten Stadt, vor den Augen der Einwohner tödten; in wildem Schmerz darüber sucht sich die Mutter von den Mauern herabzustürzen, findet aber den gesuchten Tod nicht. Die Stadt durch Gewalt zu erobern nicht vermögend, nimmt Cyrus sie durch List, indem er hölzerne Bildsäulen verfertigen ließ, welche, plötzlich auf der Mauer erscheinend, die Vertheidiger in Schrecken setzen. Bei der Eroberung der Stadt findet die Mutter ihren Tod in einem Tempel des Apollo, Crösus wird in demselben Tempel gefesselt bewacht, um hingerichtet zu werden, aber seine Ketten lösen sich durch eine unsichtbare Macht und dies wiederholt sich dreimal. Cyrus, Verrätherei vermuthend, läßt die Tempelwachen tödten, den Crösus noch fester ketten und in dem Palast, den er selbst bewohnt, bewachen, allein unter Donner und Blitz werden die Ketten abermals gesprengt. Da erkennt Cyrus den Schutz des Gottes und behandelt den gefangenen Herrscher hinfort gütig, selbst freundschaftlich. — Diese beiden Erzählungen können offenbar nicht neben einander bestehen, nicht vereinigt werden, aber, abgesehen von dem Schmuck der Sage, liegen wol drei einfache Thatsachen beiden zu Grunde, daß nämlich durch Unglücksfälle des Crösus eignes Haus unterging und er freudenleer, ohne Kinder dastand, als er in die Gewalt des Siegers fiel, — daß Sardes von den Persern auf unerwartete, die Vertheidiger überraschende Weise genommen wurde, — daß Crösus, vom zürnenden Sieger zum Tode bestimmt, auf unbegreifliche und daher dem besonderen Schutz der Götter zugeschriebene Weise gerettet und nachher von Cyrus mit Achtung behandelt wurde. —

Die Sage von derselben Begebenheit bildet sich auch unter verschiedenen Stämmen und verschiedenen Völkern verschieden aus und zwar vorzüglich auf doppelte Weise. So kann nämlich die Thatsache wirklich beiden Völkern zu-

kommen, etwa eine gemeinschaftliche Unternehmung verbündeter Stämme oder ein gegenseitiger Krieg. Bald wird, wie begreiflich, jeder Stamm, jedes Volk sich in der Sage die größere Herrlichkeit zueignen, bei der gemeinschaftlichen Unternehmung das Meiste gethan haben, beim gegenseitigen Kriege gesiegt, oder wenn auch dies nicht immer, doch die tapfersten Thaten gethan haben wollen. — So weiß jeder, wie Porsenna's Angriff auf Rom durch Muth und Entschlossenheit der Römer abgeschlagen wurde, wie er namentlich durch den Heldensinn und die Unerschrockenheit des Mucius Scävola zum Abzug bewogen wurde, daß aber die etrurische Sage und ein bei den Römern nie ganz unterdrücktes leises Gerücht Rom von Porsenna erobert und die Römer entwaffnet werden ließ, davon schweigen fast alle Darsteller der Geschichte. — Eine zweite Art, wie dieselbe Sage bei verschiedenen Völkern oder Stämmen sich verschieden gestaltet, ist die, wenn ursprünglich die Sage nur einem Stamme angehört aber auf einen anderen überkommt und so weiter, bis sie bei mehreren heimisch und dann mit mehr oder weniger Veränderungen bei verschiedenen Völkern oder Stämmen als „eines jeden Eigenthum" wiedergefunden wird. So kann es, wenn man erwägt, wie weit die Verbreitung der Nibelungen-Sage oder die von den Haimonskindern als „einheimische Sage" nachgewiesen ist, nicht befremden, daß des Cyrus Geburt und Jugendjahre sich bei Romulus erneuern, oder daß Babylon durch den Zogyrus oder Megabyzus wie Gabii durch Tarquinius Sohn eingenommen wird. —

Solche Ungewißheit verdanken wir der Sage oder Ueberlieferung. Es giebt also nur von der Zeit an, wo in einem Volke eigentliche Geschichtschreiber auftreten, Geschichte, was bei den Griechen um die Zeit der persischen Kriege, bei den Römern um die Zeit der punischen Kriege eintritt. Was wir über die früheren Zeiten wissen, sind streng genommen nur Ansichten, Meinungen, Annahmen dieser beiden Völker, oder, Italien ausgenommen, Meinungen des griechischen Volks über die eigene Geschichte und diejenige fremder Völker. Natürlich sind diese Annahmen nicht gradezu zu verwerfen, nicht durchweg für ungeschichtlich zu halten, denn vielen volksthümlichen Dichtungen, vielen Ueberlieferungen pflegt eben eine Thatsache zu Grunde zu liegen, mögen deren Nebenumstände in der Erzählung auch noch so entstellt oder ausgeschmückt sein; und selbst diese Ausschmückung ist keineswegs ganz ohne Werth, da sie ein Bild des betreffenden Volkes und seines Treibens, seiner Sitten, Denkart, Verfassungsform 2c. bietet. — So werden ferner manche von den Thatsachen, die aus den Ueberlieferungen als wahr zu entnehmen sind, außerdem jetzt noch durch Denkmäler im weitesten Sinne als Bildsäulen, Pyramiden, Inschriften, 2c. bestätigt. — Nicht nur bezieht sich das auf diejenigen Thatsachen, deren Denkmäler auf uns gekommen sind, sondern auch auf jene, deren Denkmäler das Alterthum noch sah und uns Nachricht davon hinter-

lassen hat, die aber nachher im Laufe der Zeiten untergegangen sind. Freilich ist hier fast mehr als sonst wo besonnene Prüfung nöthig. Wo auf dem Denkmal ein Name, eine Thatsache wirklich verzeichnet steht, oder eine bildliche Darstellung, deren Auslegung keinen Zweifel gestattet, da mag es für glaubwürdig gelten, sofern es bewiesen werden kann, daß das betreffende Denkmal entweder zu gleicher Zeit mit der Thatsache oder doch zu einer Zeit errichtet worden ist, als man die Wahrheit noch wissen mußte. Sonst unterliegen die Denkmäler dem Schicksal der Sage. Ihr erster Zweck geht verloren, anderes wird an sie geknüpft, sie werden mißverstanden und falsche Deutung giebt uns eine unrichtige Geschichte. Woher gäbe es noch oder gab es sonst so viele Denkmäler, die den Namen der Semiramis oder des Ninus trugen? Woher jene zweideutigen, die dem Sesostris zugeschrieben wurden, und die Herodot noch sah? —

Den Dienst von Denkmälern thun zum Theil auch Namen, denn in dieser vorgeschichtlichen (nicht durch Geschichtschreibung aufgehellten) Zeit eines Volkes, wo nur Ueberlieferung und Dichtung die Begebenheiten aufbewahrt, wurden die Thatsachen an Namen geknüpft und bei den Namen erinnerte man sich der Thatsachen; allein der berühmtere Name verschlingt hier oft den weniger berühmten. Weil dieser oder jener große Mann, den die Sage verherrlicht, diese oder jene große That vollbracht, dieses oder jenes treffliche oder gemeinnützige Werk ausgeführt hat, so werden auch ähnliche Thaten, ähnliche Werke, deren Thäter oder Urheber man nicht mehr kennt, dem einen berühmten Namen zugeschrieben, weshalb sich oft auf den Einen die Thatsachen so sehr häufen, daß man nicht zu begreifen vermag, wie ein Mann das Alles ausgerichtet haben kann, zumal wenn, was nicht selten der Fall ist, innerer Widerspruch in den Thaten liegt. Man erinnere sich an Herkules, Sesostris, Ninus und andere. —

Ohne weiter den Einfluß zu untersuchen, den spätere Deutung der Philosophen oder Forscher auf die Sagen ausgeübt oder näher auf die Unmöglichkeit einzugehen, die Zeitrechnung der verschiedenen Völker in der ältesten Geschichte übereinstimmend zu machen, wollen wir nunmehr die Zeit ins Auge fassen, wo eigentliche Geschichtschreiber in einem Volke auftreten und sehen, was sich dann für die Glaubwürdigkeit ergiebt. Hier können wir von der Behauptung ausgehen, daß eigentlich nur der gleichzeitige Geschichtschreiber über seine Zeitgeschichte, in wie weit sie sein eigenes Volk betrifft, Glauben verdiene, denn weder das Frühere, noch das bei fremden Völkern Vorgefallene gehört zu seiner unmittelbaren Kenntniß. Allein auch außerdem begegnet uns der Einwand, daß der gleichzeitige Geschichtschreiber in Sachen seines eigenen Volkes nicht immer eine lautere, zuverlässige Quelle sei. Ohne dessen zu erwähnen, der sich absichtlich größere oder kleinere Ungenauigkeiten oder Ver-

fälschungen zu Schulden kommen läßt, wie wir sie z. B. in den „Bulletins" der neuen Kriegsgeschichte ab und zu wiederfinden, so wird durch Parteisucht und Vorliebe, oder aus einer andern Ursache befangenes Urtheil, durch des Geschichtschreibers mehr oder minder gute Fassungsgabe, durch die Fülle oder die Kärglichkeit des ihm gelieferten Stoffes, durch größere oder geringere Bildung, ja, vielleicht durch die „Staatsklugheit" des eigenen Staates, die manches verheimlicht oder in ein falsches Licht setzt, die reine Wahrheit des Gegebenen getrübt. — Hier muß streng geprüft, muß allenthalben, wo es angeht, untersucht werden, ob der Berichterstatter die Wahrheit sagen wollte, ob er es konnte, ob er es that.

Sollte man aber nur dem so geprüften Zeitgenossen über seine Zeitgeschichte bei dem eigenen Volke trauen, wie klein wäre dann der Zeitraum, den die Geschichte einnähme! Wie vieler Völker Geschichte entginge uns dann gänzlich!

Wir sind daher genöthigt, wenn auch nicht ohne alle Prüfung, dem Geschichtschreiber Glauben zu schenken in Bezug auf die frühere Geschichte seines eigenen Volkes. — Die ersten Geschichtschreiber nehmen die Sagen und Ueberlieferungen von den tapferen Thaten und anderen Herrlichkeiten der Vorfahren aus dem Munde des Volkes und der Dichter (wie weit diesen zu trauen, ist schon vorher angedeutet). An diese Sagen knüpft nun dieser erste Geschichtschreiber seine eigene Zeitgeschichte. An ihn schließen sich der Reihe nach die folgenden an, die das, was vor ihrer Zeit vorherging, jeder aus früherer Berichterstatter Werken entnehmen und das, was sie erlebt haben, hier wieder anknüpfen. Sehen wir nun aus unzweideutigen Proben, aus dem Geiste, der in dem ganzen Werke herrscht, daß ein solcher Geschichtschreiber seine Vorgänger mit Einsicht und Wahrheitsliebe benutzt hat, so ist er, im Falle die Werke seiner Vorgänger mit der Zeit verloren sind, für uns auch Quelle in Bezug auf die früheren Begebenheiten der Geschichte seines Volkes, von denen er selbst nicht Zeuge oder nur Zeitgenosse sein konnte und dies ist in der ganzen alten Geschichte bei weitem der häufigste Fall.—

Wir sind aber auch genöthigt, wenngleich mit großer Vorsicht, einem solchen Schriftsteller des Alterthums auch das zu glauben, was er von der Geschichte nicht nur seines Volkes, sondern fremder Völker erzählt.

In unseren Zeiten, wo Europa's Hauptvölker ziemlich alle auf gleicher Stufe der Bildung stehen, wo unzählige Berührungen und das innerste Leben alle Staaten mit einander verbinden, wo die noch so verschiedenen Sprachen kein Hinderniß der Mittheilung sind, ist es leichter, auch eines fremden Staates Geschichte zu schreiben, ja, dies geschieht von dem Fremden oft unparteiischer als von des eignen Staates Bürger. Anders aber war es im Alterthum; die Staaten standen fast nie in derartiger Verbindung, wie wir sie jetzt kennen, ihre Berührung war meistens nur feindselig und auch, wo sie freund-

schaftlich war, sehr eingeschränkt; der berichtende Geschichtschreiber, der (so zu sagen) noch keine allgemeine Menschenerziehung, sondern nur eine volksthümliche gehabt hatte, sah den fremden Staat nur durch das Glas seiner Volksthümlichkeit, also mit vorgefaßter Meinung, an, die Sprache war ein großes Hinderniß der gegenseitigen Mittheilung, und suchte er Belehrung über des fremden Volkes Geschichte bei Fremden, so wurde er theils durch diese Unkunde der Sprache getäuscht, theils auch von dem fremden Erzähler selbst, an den er sich gewandt, absichtlich falsch berichtet, der es oft für eine von der Vaterlandsliebe gebotene Pflicht ansah, dem neugierigen Fremden des eignen Landes Macht und Herrlichkeit zu verschönern, großartiger darzustellen, oder gar des Fremdlings Sagen auch sich anzueignen. — Man denke nur an Herodots egyptische Priester und deren Nachrichten von Proteus, Paris und Helena. So haben wir über die Geschichte fremder Völker fast nur Nachrichten von Griechen und Römern, wie sehr man aber den blinden Glauben daran zügeln und einschränken muß, zeigt nicht nur die schon früher erwähnte Vergleichung der hebräischen Schriftsteller mit den Nachrichten, die wir bei den Geschichtschreibern beider genannten Völker finden, sondern es zeigt dasselbe auch die Verschiedenheit, die bei griechischen Geschichtschreibern in ihren Erzählungen von assyrischer, medischer, persischer, egyptischer Geschichte sich findet. Es ist natürlich eben so ungerechtfertigt, Einem mit Beiseitesetzung der Uebrigen zu folgen, als die Nachrichten Aller in eine Erzählung zu vereinigen. Es ließe sich wohl gegen die Behauptung, daß sie alle gleich wahr oder gleich unglaubwürdig sind, wenig einwenden. Fügen wir noch hinzu, daß die etrurischen Jahrbücher den römischen widersprechen (und zwar nicht allein in Betreff des Porsenna), so kämen wir zu dem Schluß, daß wir von andern Völkern, als Hebräern, Griechen und Römern in der ältesten Zeit gar keine eigentliche Geschichte haben, sondern nur das, was die genannten Völker sich davon vorstellten. Hier ist also in den einzelnen Thatsachen und in den dieselben begleitenden Umständen sicher manche Unrichtigkeit. — Aber nicht Alles kann falsch und erdichtet sein; Hauptsachen sind gewiß im allgemeinen richtig, so sehr auch Zeit, Ort, Person und die andern die Thatsache begleitenden Umstände entstellt sein mögen. Ferner muß eben nicht unberücksichtigt bleiben, daß so, wie z. B. der Grieche persische oder egyptische Geschichte erzählt, wie er die Verfassung und den Geist dieser Völker darstellt, allenthalben wirklich diese Völker sich geäußert haben in den großen Weltbegebenheiten, wo sie mit andern Völkern in Berührung kamen, daß so ihre Verfassung sich zeigte in den Provinzen, von denen wir, wie unter den Persern von Kleinasien, nähere Nachricht haben. So liegt also, wenn auch nicht objective, so doch subjective Wahrheit dem Meisten zu Grunde und war Persiens Geschichte nicht genau so, wie Herodot und besonders Ctesias sie schildern, so konnte sie doch nicht

viel anders sein, denn liest man in den Auszügen des Ctesias diese Intriguen und Grausamkeiten, welche aus dem Harem hervorgehen, diese Schwäche der Herrschaft in den entfernten Provinzen bei unbegrenztem Despotismus, so glaubt man die Geschichte jetziger Sultane oder Pascha's vor sich zu haben. — —

Nach dem Besprochenen ist wohl die Unhaltbarkeit und Unglaubwürdigkeit der ältesten Geschichte in dem Umfange, in dem uns gewöhnlich vorgeführt wird, in dieser Ausführlichkeit der einzelnen Thatsachen, dieser Schilderung einzelner Charactere bewiesen, aber ganz entbehren können wir derselben deshalb doch durchaus nicht, denn, wie ja schon weiter oben gezeigt worden, steht manche einzelne wichtige Thatsache, manches für die Menschengeschichte erhebliche Ereigniß unerschütterlich fest und zudem werden wir so lange auch der genauen Kenntniß dieser ältesten Geschichte uns nicht entschlagen können, als die „gelehrte" Bildung, wie sie die höheren und höchsten staatlichen Lehranstalten bieten, in dem griechischen und römischen Alterthume wurzelt.

Unter keinen Umständen aber dürfen wir versäumen (wozu auch nicht die geringste Nöthigung vorliegt), einen Unterschied zu machen zwischen Sage und Geschichte.

Emil Romminger.

Zur Poesie der Esthen.

Stolz möcht' ich im Streite sterben,
Streitend sterben ungescholten,
Scheiden in der Feindschaft Schooße,
Ohne lange Pein zu leiden,
Ohne schwächend Schmerzenstage,
Ohne Seuche, ohne Siechthum!
Trefflicher ist Tod im Treffen,
Fall'n im Felde vor der Fahne,
Klingen-Kampf als Lebens Kaufpreis,
Pfeilschuß in der Brust der breiten.
Zaudernd zerrt kein zehrend Fieber,
Faßt kein Fressend Weh mit Fesseln,
Scheuchend Schlaf vom Bett der Schmerzen.
Schöner trifft der Tod den Tapfern
Bei den Wunden wackrer Brüder.
Weinend laut klagt ihn die Liebste:
Früh und frisch ist er im Frühling
In der Schlacht vom Schwert erschlagen!

Dieses Kriegslied, das klirrend wie ein spartanisches Embaterion auftritt, ist esthnischen Ursprungs. Wir schicken es, in der Uebersetzung von Julius Meyer *) voran, um uns für eine weitere Mittheilung aus der Sagen- und Dichterwelt der Esthen Gunst zu gewinnen.

Denn dieses arme, langsam absterbende Volk, wie's heute in bäuerischer Knechtschaft auf den Gütern der Ostseerussen lebt, hat eine Zeit des Glanzes und rüstiger Kraft hinter sich. Zwar nicht die Geschichte, wol aber ihre eigenen Märchen und Mythen berichten davon, also die untrüglichsten Zeugnisse. Denn Geschichte kann gefälscht werden, Urkunden und statistische Angaben kann man unterschieben oder vernichten, aber nichts auf der Welt wird ein Volk veranlassen, unter der Dorflinde am Sommerabend die edlen Thaten ihrer Vorfahren zu besingen, wenn solche Thaten nicht geschehen sind.

Die Esthen haben es in der allgemein menschlichen Entwicklung nicht weit gebracht. Ihre beste Kraft, ihre unermüdlichste Ausdauer haben sie in grauer Vorzeit daran gegeben, als es galt, ihren Nomadenzustand abzustreifen und den erwählten Boden für ruhigen Ackerbau in Besitz zu nehmen. Eben dafür zeugt ihre Nationalsage, auf die wir heute die Aufmerksamkeit lenken möchten, nachdem eine sehr gelungene Bearbeitung derselben von Julius Grosse erschienen ist. **)

Die „Abenteuer des Kalewiden" fassen in ähnlicher Weise eine Periode vorgeschichtlicher Mühen und Kämpfe zusammen, wie die Theseus und Heraklessagen der Hellenen: die harte Arbeit vieler Millionen Hände wird dort einigen Göttersöhnen, hier einem gottähnlichen Riesen zugeschrieben. Und wie es denn so zu gehen pflegt, daß sich an die einmal aufgestellten Heldengestalten alle Ideale und Wünsche des Volkes rankengleich anlehnen, so ist der Kalewide den Esthen zu einem Typus ihres Volks geworden; die Hünenkraft ihrer Vorgeschichte und die gutmüthige Schwäche ihres Verfalls haben ihn mit bedeutenden Zügen ausgestattet, und der natürliche Reichthum der Volksseele hat endlich noch eine solche Menge bunten Schmuckes hinzugethan, daß die Symbolik des Märchens manchmal darunter zu ersticken droht. So ist die Sage doch lange Jahrhunderte zu den heimischen, vom alten Wäinemöinen erfundenen Instrumenten, „zu dem Kantel von Gräten, zu dem Fischgeripp der Leier" gesungen worden. Lange hat es gedauert, bis sie den Niemen überschritt. Die kleine Schrift des Pfarrers Israel: Kalewipoeg oder die Abenteuer des Kalewiden, welche vor drei Jahren die Einbürgerung der Sage bei uns versuchte, hat leider fast gar keinen Erfolg gehabt. Damit es der Arbeit Grosses nicht aus Mangel an Beachtung ebenso ergehn, sind diese Zeilen geschrieben.

---

*) Aus siebzehn Zungen. Leipz. 1874. S. 196.

**) Die Abenteuer des Kalewiden. Esthnisches Volksmährchen. Leipz. J. J. Weber. 1875.

Es kann nicht unsre Absicht sein, dem Dichter nachzuerzählen. Den Zauber seiner tief poetischen Darstellung wird empfinden wer das Buch selbst zur Hand nimmt. Wir wollen nur durch einige kurze Auszüge auf den kulturhistorischen Inhalt der Sage aufmerksam machen.

In uralten Zeiten, so beginnt das Lied, kam einst ein Adler von Norden geflogen, der einen Mann mit Namen Kalew an Esthlands Felsenküste absetzte. Der Ankömmling wurde König im Lande und nahm zum Weibe die Tochter eines Birkhuhns, ein Mädchen schön wie der Tag, welches Linda hieß. Erst nach dem Tode des Königs gebar die Witwe ihren jüngsten Sohn, den Helden der Sage, den sie in trauernder Erinnerung mit dem Namen seines Vaters taufte. „Linda's Trauerknabe ist es, den die Winde gehen lehren, Regenschauer wachsen machen, und die Waldesquellen nähren.“ Sagenhafte Helden stammen immer von guten Eltern ab, Kalew aber wird bald in Noth und Elend hineingestoßen. Nun durchwandert er alle Länder, welche im Gesichtskreise des Esthen liegen, Livland, Schweden, Finnland: das Lied zeigt uns den unwirthlichen Zustand vor der Einwandrung seines Volkes. Noch ist der freie Boden den Menschen nicht dienstbar geworden. Tagelang geht der Kalewide, um den berühmten Schmied, Meister Rußbart, aufzusuchen, querfeldein, bald über braune Haide, bald über schwarzes Nebelmoor, durch Hasel- und Birkenhaine, in welchen der Auerhahn vor ihm auffliegt, dann durch düstre Fichtenwälder, wo das Schwarzwild grunzt und die Wölfe mit heiserm Gebelle ihn anfallen — überall die tiefste Oede. Und wenn der Hüne nicht aus dem Dickicht emporragte, wie ein Mensch von heute aus dem Roggen, so wäre auch er nicht durchgekommen. Endlich, nachdem er manchen reißenden Wildbach durchschritten, gelangt er zu der Meisterschmiede, die tief in eine Felsenhöhle eingebaut ist. Denn hölzerne Häuser sind noch eine Seltenheit, ein sehr kluger Zauberer in Finnland hat ein solches „nach dem Hexentopf gerichtet.“ Allerdings wird gleich eins in Esthland und zwar ein sehr reiches vorkommen, wie denn auch schon auf Linda's Hochzeit die Gäste den Estrich bis zum Morast getanzt hatten, so daß die Wände erzitterten — das sind Widersprüche, deren das Epos nun einmal nicht entrathen kann. Als nun der Held nach manchem Abenteuer heimkehrt, empfangen ihn seine Brüder mit der Frage, wie es mit dem Fürstensohn gehalten werden solle, denn nicht mehrere können, neben einander auf dem Hohsitz thronend, den Völkern gebieten — das uralte politische Zwanggebot, dem schon der Sänger der Ilias Ausdruck gab:

> Niemals frommt Vielherrschaft im Volk, nur Einer sei Herrscher,
> Einer König allein! —

Die Erzählung, wie sie nun zur Königskur sich aufmachen, hat einen eigenen poetischen Reiz. Schön geschmückt in seidnen, goldbetreßten Röcken,

die hellen Schnüre von Silberperlen um den Hals, wandern die drei Brüder landeinwärts, um einen Platz zum Beginne des Kampfspiels aufzusuchen. Lange irren sie, vergeblich umher und spähen endlich wegesmüde nach einer Ruhestätte. Da sehen sie ein Gehöfte aus hohen Linden hervorragen, auf der Schwelle des Hauses sitzt die Mutter, von der Zaunpforte her ruft der Vater den Gästen Willkommen entgegen, indem er die prächtig Gekleideten für heiratslustige Werber hält. Zwar entgegnet der älteste Kalewide würdevoll: Noch gedenken wir nicht an Bräute, „denn das Holz zu unsern Häusern, unsern Betten, unsern Tischen grünt wohl noch im hohen Walde," doch der zweite fällt ein: „Aber zum Plaudern und Scherzen bringt die holden Töchter doch herbei, zu den Birkenschaukeln auf den Rasen, zu Tanz und Federballspiel, denn die Sommernacht ist lange, und die Sonne geht heute nicht unter." Da erschienen denn die lachenden Mädchen; „wenn sie tanzend vorwärts schritten, flog das Band an Haar und Kleide, wenn sie rückwärts sich bewegten, klapperte das Halsgeschmeide." Mit einem fröhlichen Gelage, bei welchem Kibitzeier, Honig und Bärenschinken aufgetragen werden, endigt dieser esthnische Sommernachtstraum. — Am dritten Tage erreichen die Brüder die Stelle, wo heute Dorpat liegt; da funkelt ihnen aus hohen Föhren ein lachender See, mit Wasserlinsen besäet, von wilden Schwänen bevölkert, entgegen. Ihn erwählten sie zur Wurfbahn, die zackigen Felsbrocken, die am Ufer liegen, zu Geschossen. Linda's Jüngstgeborner ist es, dem der Sieg zufällt. Da weihen ihn die Brüder durch ein Bad im See zum Herrscher über Esthland und nehmen dann Abschied von der Heimat, um in weite Ferne auszuwandern:

„Lebet Berge wohl und Thäler. Sehnsucht soll uns nicht verzehren.
Was den Knaben lieb gewesen, darf der Mann nicht mehr begehren.
Sei unwirthbar auch die Erde und der Himmel unerreichbar,
Niemals zagen darf der Starke, denn sein Muth ist unvergleichbar."
Also sangen sie und zogen in die Fernen und für immer. —
Ihre Spuren fand der Enkel in dem Heimathlande nimmer.

Wen umweht es nicht bei diesem elegisch-muthigen Gesange wie ein Hauch aus jenem Kindheitsalter der Menschheit, da Abram zu Lot sprach: „Laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide dich von mir." — Nicht unwahrscheinlich, daß in dieser Erzählung eine uralte Volksbewegung nachhallt, vielleicht eine Erinnerung an die Zeit der Völkerwanderung, in welcher die Esthen, soviel bekannt, ruhig in ihren Sitzen hafteten, während manches Brudervolk in die Ströme hineingerissen wurde und für die Zurückgebliebenen verscholl: „Ihre Spuren fand der Enkel in dem Heimatlande nimmer."

Nun schildert die Sage des Weiteren, wie der neue König über Esthland

waltet. Einen ungeheuern Pflug läßt er sich bauen, spannt einen riesigen Ackerschimmel mit goldnen Mähnen — ein Geschenk des Gottes Taara — davor und zieht die Furchen zur Kornsaat. Dann kommen die Sümpfe daran. Der tückische Wassergott, von Seetang umkränzt, den Kopf mit Fliegenschwämmen bewachsen, hebt sich zürnend aus den Fluten, auch gelingt es ihm wol, einen frischen Knaben in seine feuchte Wohnung hinabzuziehn, aber schließlich muß er weichen. Die Wälder werden gelichtet, die Raubthiere verjagt, daß sie heulend in die ewigen Eiswüsten fliehen, und endlich krönt der Held sein Culturwerk durch die Gründung fester Städte. Damit ist nach dieser Seite die Sage abgeschlossen. Ob bald darauf die Selbstherrlichkeit des Esthenvolkes gebrochen wurde, wissen wir nicht. Von Versammlung der freien Männer zum Ding, von Recht und Waldgang wird uns nichts mehr gemeldet.

Aber diese Thaten, in welchen die lange Arbeit eines Ansiedlervolkes versinnbildlicht wird, gehen auch im Liede nicht gar zu rasch vor sich. Es ist ein merkwürdiger Zug an dem tapfern Kalew, daß er, so oft nicht ganz dringendes seine Kräfte in Anspruch nimmt — schläft und zwar als Riese, der er ist, wochen- —, ja mondenlang, obendrein mit solchem Schnarchen, „daß die Bären sich im Föhrenwald verkrochen."

Die Esthen sollen mongolischen Ursprunges sein, und in der That erinnert mancher monströse Zug, den die Sage noch nicht abgeschliffen hat, daß sie der asiatischen Heimat näher stehen als wir. Aber ebensowenig läßt sich leugnen, daß zwischen ihren und unsern altdeutschen, den nordischen und antiken Mythen eine sehr auffallende Verwandtschaft besteht. Auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Kalewidensage neu und fremdartig geputzten — lieben alten Bekannten. Manches davon mag dem neuen Bearbeiter angehören, welcher die Lücken der Ueberlieferung aus verwandten Dichtungen, wie der finnischen Kalewala, zu ergänzen hatte, die auffälligsten Züge finden sich aber in den alten Bruchstücken selbst. Es klingt und singt nach der Esthensage wie ein Lied aus der „östlichen Gartenheimath" des Menschengeschlechts. Die Thaten und Fahrten, die Ungeheuer, die Symbole, welche wir bei den ältesten Völkern Asiens und Südeuropas finden — alle kehren hier wieder: Das Erdbeben ein in seine Fesseln reißender Titan, die Windsbraut, das Blasen eines Zauberers, die Besänftigung des wallenden Meeres durch Schelten und Drohen. Wenn Vater Kalew auf einem Adler nach Esthland kommt, so werden wir erinnert, daß Hagen, der Ahn Kudruns, von einem Greifen zur Braut geführt wird. Kalew's Thaten im Einzelnen erinnern nicht blos an Herkules, sondern bald auch an Jason, Odysseus, Siegfried oder Asathor. Aus der Saat der Drachenzähne schießen geharnischte Männer auf, die den Sohn des Aeson anfallen: gegen Kalew bläßt ein Hexenmeister Vogel-

flammen in die Luft, die als Riesen in rasselnden Eisenhemden auf ihn einstürmen. In der Schmiede des Meisters Rußbart zerschlägt und zerspaltet der junge Recke Schwerter und Amboß. Als er einst am Kickerpärschen Sumpfe vorbeigeht, hocken da an einem Kohlenfeuer die beiden Söhne eines Flußgottes und hadern um den Besitz des Moores, Kalew anrufend, daß er zwischen ihnen theile — Schilbung und Niblung in Esthland. Auch fehlt es nicht an einem Hort von rothem Golde, der, bevor die Helden zur letzten Schlacht ausrücken, an geheimer Stätte versenkt wird, wo er noch heute ungehoben ruht — ein Anklang an die Mythe, deren Mittelpunkt Siegfried ist, dürfte hier nicht zu leugnen sein. Und welcher geschichtliche Blick in die Märchenwanderung eröffnet sich nun, wenn wir Tamino's Zauberflöte hoch oben im Norden als goldnes Glöckchen wiederfinden, wenn in der finnischen Räuberhöhle Perrault's Ogreße am Kupferkessel sitzt, wenn weissagende Vögel, Wünselruthe und Wünselhütlein, aus Grimms deutschen Hausmärchen wohl bekannt, im Romane von Fortunatus viel verwendet, uns auch in den Liedern dieses untergehenden Volkes begegnen! Am reichsten aber drängen sich die Vergleichungen da auf, wo die Kalewsage ihre tiefsten Töne anschlägt, bei der Niederfahrt des Helden in das Todtenreich. Wir wollen nicht Heimdall's Ritt über die Brücke der Hal, nicht des Herakles oder Theseus Zug in den Tartarus erwähnen, Andres liegt näher. Schnell wie die Argo fliegt die silberne Lennok dem Weltenende zu. Aus der nordischen Charybdis errettet ein Wallfisch die Seefahrer, indem er ein rothes Tönnchen verschluckt, das sie ihm hingeworfen, und sie auf der Flucht an dem Strudel vorbeizieht. Dann aber verlieren sie einen Gefährten auf der Funkeninsel; lange wird auf ihn gewartet, bis ein grauer Vogel ausplaudert, er habe der Rückkehr entsagt und der lieben Heimath.

„Jener ist zum Frühlingslande übers Eisgebirg gefahren,
Dort in ewig jungen Freuden lebt er bei beglückten Paaren,
Dort ist ewigen Sommers Heimath, ewige Blumen und Gewitter.
Segelt weiter, weise Männer, nimmer kehrt der tapfre Ritter."

Am Ende der Welt, im äußersten Norden öffnet sich den Esthen das Todtenthor. Dort hält Sarwick, der gehörnte Fürst der Schatten, Mädchen gefangen, die er zur Zeit der Gerstenblüthe, als sie auf dem Anger spielten, von der Erde geraubt hat. Kalew besiegt und fesselt ihn, wie die Götter nach Oegir's Gastmahl den Locki. Da findet er in den verödeten Hallen seine Mutter, verweint und bleich sitzt sie am Spinnrad, aber da er sie umarmen will, entschwebt ihm der Schatten. Auch dieses hoffnungslose Bild aus dem Jenseits kannten die Griechen als die Begrüßung des Odysseus und der Ktimene.

Die Sage eines Volkes ist unendlich reich, denn Jahrtausende weben daran und wirken die Weltgeschicke als mystische Runen hinein. Mit ehrfürchtiger Scheu will sie betrachtet sein, wenn sie ihre Geheimnisse enthüllen soll, aber auch flüchtige Leser lockt der Glanz und die unerschöpfliche Fülle der wunderbaren Erscheinung. Von der Kalewidensage haben wir nur wenige Züge hier festhalten können, möchte gerade dieser Mangel dazu beitragen, der Bearbeitung Grosse's Leser und Freunde zuzuführen!

J. H.

Deutsche Ehrlichkeit und deutsche ehrliche Arbeit.*)

Heinrich Leo, der oft so geistvolle Blicke in das Seelenleben der Völker zu thun pflegt, spricht einmal besonders geistvoll von dem, was man das Centraldogma eines Volkes von sich selbst nennen könnte. Jedes Volk nämlich fühlt in seinem Wesen eine moralische Eigenschaft heraus, die in dieser Stärke und eigenthümlichen Färbung nach seinem Glauben nur ihm zugehört und eignet sie sich demgemäß als seine providentielle Mitgift zu. Der Instinct des Volksgeistes geht dabei immer sicher, wie sich schon daran erkennen läßt, daß die Fremden, wenn sie wohlwollender Gesinnung sind, gerade dieser specifischen Nationaltugend das Schlagwort zu einer zusammengesetzten Charakteristik des betreffenden Volkes entnehmen, wenn übler Gesinnung, dieselbe zu einer Caricatur seines ganzen Wesens verdrehen. Wenn der Grieche seine Kalokagathie für sich beanspruchte, der Römer vorzugsweise ein vis fortis atque strenuus heißen wollte, der Franzose die bravour für die französische Cardinaltugend hält, der Spanier seine grandezza, der Engländer die respectability, so wird jeder unbefangene Beobachter jedem von ihnen Recht geben. Wie sehr diese Cardinalnationaltugenden ihrem Boden und nur ihrem Boden ausschließlich anhaften, läßt sich aus einer scheinbar bloß linguistischen Bemerkung abnehmen. Keines dieser Schlagworte kann in seiner vollen Kraft unmittelbar in irgend eine fremde Sprache übertragen werden. Jedem solchem Uebersetzungsversuch müßte erst eine oft weitläufige Glosse Seele und Blut und damit Lebensfähigkeit geben. Schön und Gutsein „oder Schönheit und Tüchtigkeit," was noch etwas besser klingt und daneben die Kalokagathie des

---

*) Dieser Artikel war bereits gesetzt, als uns die Nachricht vom Tode seines Verfassers zuging. Wir verlieren in Heinrich Rückert einen unsrer ältesten treuesten Mitarbeiter, Deutschland einen seiner besten Patrioten und Gelehrten. Sein Nekrolog erscheint in einer der nächsten Nummern. D. Red. d. Grzb.

Hellenen! Oder wenn ein Tertianer den römischen vis fortis atque strenuus mit tapferen und thatkräftigen Mann überträgt, darf der Lehrer damit zufrieden sein, ein Römer selbst aber hätte allen Grund gehabt, es nicht zu sein. Oder paßt nicht der vorhin, um die Reihe nicht gar zu lang zu machen, übergangene italienische galantuomo, der Inbegriff des nationalitalienischen Tugendideals als „ehrlicher Mann, braver Mann", wie man es manchmal übersetzt liest, wohl gar „Biedermann", wie die Faust aufs Auge? Rè galant'uomo ein „Biedermann" deutschen Stils!

Wir Deutsche haben die Ehrlichkeit zu unserem Dogma erhoben: wir sind nach unserm Glauben das specifisch ehrliche Volk und den Namen eines ehrlichen Mannes verloren zu haben, gilt in den Augen des Volkes noch heute als das ärgste, was von einem Menschen gesagt werden kann. Es ist ein wunderliches Ding mit diesem jetzt so allmächtigen Begriff, wenn wir ihn in seinem Entstehen und Wachsthum verfolgen. Ursprünglich heißt ehrlich der, welcher die Pflichten des Rechtes und der Sitte, die jedem Stande besondere sind, vollkommen dem Herkommen gemäß zu erfüllen weiß. Die Gesinnung ist gar nicht dabei betheiligt, folglich auch nicht der moralische Werth des so genannten Menschen und der so genannten That. Der Gegensatz „unehrlich" zeigt dieß am besten, denn unter den „Unehrlichen Leuten" unseres älteren Rechtes und unseres Volksbewußtseins bis an die Gegenwart heran können und werden wahre Muster von Ehrlichkeit im heutigen Wortsinn gewesen sein. Unehrlich war, wer durch das Schicksal der Geburt oder die Noth des Lebens gezwungen wurde, außerhalb der rechtlich geordneten und geschirmten socialen Gliederungen des Volkes zu stehn: alle fahrenden Leute z. B. gehörten dazu, außerdem noch eine Menge von Berufsarten, die die Volksmeinung wenn gleich mit sehr wechselnder Laune perhorrescirte, denn es gab bekanntlich Zeiten und Orte, wo das Nachrichteramt eine Art von Standesehrenamt gewesen ist, während es später im allgemeinen vorzugsweise „unehrlich" machte.

Allmählich hat sich daraus ein ganz anderer Begriff abgezweigt und ist nunmehr der gültige geworden. Unsere Ehrlichkeit ist eine Tugend, nicht bloß eine Virtuosität. Man kann auf das eine wie auf das andere stolz sein, aber die Befriedigung des Gewissens ist doch nur das Eigenthum jener. Und sie besteht nicht bloß darin, daß der Mensch nicht wegen äußerer Rücksichten oder aus Berechnung, sondern kraft des von seinem Gewissen geleiteten, gewohnheitsmäßigen Willens auf jede Uebervortheilung seines Nebenmenschen verzichtet, auch wenn die Gelegenheit noch so günstig dazu wäre. Es liegt noch etwas tieferes und wärmeres darin, wie es sich in den Formeln „offen und ehrlich, ehrlich heraussagen, eine ehrliche Seele" u. s. w. darstellt

Der Ehrliche in diesem Sinn vergreift sich nicht bloß nicht an dem Eigenthum des Andern, sondern er läßt durch den Blick desselben bis in die innersten Tiefen seiner Seele dringen, weil es darin keine Falten giebt, in denen sich etwas, besser mit Dunkel bedecktes, verbergen könnte. So wurzelt die deutsche Ehrlichkeit auf dem schönsten Glauben des deutschen Gemüthes an die Güte der menschlichen Natur in diesem Individuum und allen andern. Sie kann daher wohl oft betrogen, aber nicht zerstört werden, wo sie wirklich die Grundstimmung der Seele bildet.

Jede solche Abstraction läßt dem Zufall der concreten Erscheinungen noch den weitesten Spielraum. Nicht alle Römer möchte man als viri fortes atque strenui bezeichnen und auch unsere Nationaltugend bildet, wo sie vorhanden oder ihr Vorhandensein geglaubt ist, nimmer einen Gegenstand besonderer Anerkennung, womit schon gesagt wird, wie es sich in der Wirklichkeit des Lebens damit verhält. Aber unzweifelhaft giebt das Bewußtsein, einem Volke anzugehören, dem diese Tugend als die höchste gilt, ihr die Kraft zu einer Propaganda auch in den Gemüthern und Gewissen mancher Menschen, deren Naturell durch allerlei weniger durchsichtige Ingredienzen an sich nicht sehr geeignet sein würde, gerade ihrem Dienste sich zu widmen oder doch wenigstens Versuche zu machen, auch in die Zahl derjenigen aufgenommen zu werden, die ohne solche Hindernisse in allen Fällen den schlichten Weg dieser Ehrlichkeit wandeln. Jedem ist es doch immer um die Achtung seiner nächsten Umgebung zu thun, so lange er noch nicht in die Klasse der sittlich verworfenen und rechtlich geächteten gehört. Ehrlichkeit aber ist bei uns das sicherste Mittel sie zu verdienen: es ist die Tugend, die eben weil sie als die deutsche Grundtugend gilt, von Jedermann verstanden wird. Es ist so recht die Tugend des gemeinen Mannes, der ihre zarten und geschmückteren Schwestern meist auch dann nicht einmal dem Namen nach kennt, wenn er ihnen in seiner eigenen Lebenspraxis oft treulicher als sein hochgebildeter Nachbar dient. In diesem Kreise des eigentlichen Volkes, tritt an der Leibtugend doch wieder eine Seite als besonders bevorzugt heraus. Es ist jene auf das Verhalten gegen das Eigenthum und die materiellen Intereessen des Andern gerichtete. Gewiß ist es die für das praktische Leben und seine viel verschlungenen Beziehungen wesentlichste und nützlichste und solange die Volksstimme die Ehrlichkeit auch nur in dieser Beschränkung zum Maßstab der Werthschätzung der Menschen macht, steht es um eine der Grundbedingungen der bürgerlichen Wohlfahrt und der Volksgesittung gut.

Eben so lange man „ehrliche Arbeit" in dem ächten alten Sinne versteht, wo es nicht bloß eine Leistung des Arbeitenden bedeutet, womit aber in deren Gefolge kein nachweisbarer Betrug oder Uebervortheilung an dem Arbeitgeber verübt wird, sondern eine solche, die alles das an Solidität, Fleiß und Brauch-

barkeit aufbringt, was die Kräfte des Arbeitenden vermögen, darf sich unser Volk glücklich preisen. Ob der absolute Werth dieser Arbeit so hoch stehe, wie ihr Astractionswerth in den Augen ihres Verfertigers, ist dagegen von viel minderem Belang. Das Hauptsächliche bleibt, daß der Arbeiter das volle Einsetzen seiner Kraft für eine Ausübung der höchsten, seinem Begriffskreise zugänglichen Tugend hält.

Eben darum wird jeder, dem die Wohlfahrt des Ganzen, das nicht blos scheinbare, sondern wirkliche Gedeihen seines Volkes eine Herzenssache ist, jede Störung in diesem idealen Pathos unserer Volksseele für eine schwere Schädigung der ernstesten Interessen halten. Wenn der Begriff der Ehrlichkeit so gänzlich plebejisirt wird, daß er nichts weiter besagt, als ehrlich sei derjenige, der keinen Diebstahl begeht, allenfalls ein werthvolles Fundstück wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer zu bringen sucht, der zu keinem offenbaren Betrug, keinem eigentlichen Gaunerstückchen die Hand bietet, so ist eine bedenkliche Degradation im innersten Heiligthum der Volksseele eingetreten. Und gestehen wir es offen, es will uns manchmal scheinen, als neige sich unsere Zeit immer mehr dazu, als beziehe sich namentlich das Verständniß für die Hoheit des Begriffes ehrlicher Arbeit mit immer dichterem Nebelschleier, der ihn endlich ganz zu verdunkeln droht.

Was aber ist dagegen zu thun? Moralpredigten haben nie etwas geleuchtet und werden heute nicht einmal von denen, auf die sie zielen, angehört. Eine gründliche Umstimmung in der Gesinnung der Massen kann nur die Folge langsam wirkender und tiefgreifender Evolutionen in der Gesellschaft und im Denken sein. Einstweilen bleibt nichts, als das Uebel offen anzuerkennen, und es wo möglich auf seine eigentlichen Quellen zurückzuverfolgen und in dieser wahrhaft „ehrlichen Arbeit“ können sich Viele die Hände reichen, wenn nur jeder in dem ihm nächstliegenden Lebenskreise die Augen aufthut. Haben wir erst eine genügende Einsicht in die Entstehung des Uebels gewonnen, so wollen wir uns zwar nicht der Illusion so manchen Arztes hingeben, der damit die Krankheit schon halb besiegt glaubt, aber wir dürfen doch in aller Bescheidenheit annehmen, daß manche unklare Begriffe geklärt, manche Verworrenheit des Urtheils und im Gefolge davon manches unsichere Tasten im Handeln vermieden werde.

Es ist nicht zu leugnen, die immer tiefer greifende Umwälzung und Neugestaltung aller unserer gesellschaftlichen Zustände hat von selbst viel dazu beigetragen, den Begriff „ehrliche Arbeit“ unserem weniger nach vergleichender Zusammenstellung verschiedener Eindrücke als nach einem einzigen, der dem Vorstellungskreise zunächst liegt, urtheilenden gemeinen Mann zu verdunkeln. 50 — 60 Jahre früher, als noch die „alte Zeit“ die ganze Oberfläche des Lebens beherrschte, theilte er alle Leute in solche, die arbeiten und die nicht arbeiten. Unter Arbeiten verstand er eine Thätigkeit, deren Erfordernisse er zu beurtheilen befähigt war, also in jedem Fall ein gewisses Maß körperlicher Anstrengung. Jede andere Thätigkeit galt ihm nicht als wirkliche Arbeit. Die ganze Sphäre der intellectuellen Begriffskreise z. B. war nach seiner Meinung mehr oder minder eine sonderbare Luxusanstalt, die allenfalls für die müssigen Reichen und Vornehmen „die Herren“ passen mochte, nicht aber für ihn, der allein wirklich arbeiten mußte, um sein Brod zu verdienen, d. h. Weib und Kind zu ernähren. Hätte man gefragt, so würde man zur Antwort erhalten haben, daß nur bei ihm und seines gleichen von „ehrlicher Arbeit“ die Rede sein könne, denn was die Herren trieben, sei keine Arbeit, sondern nur eine Art Spielerei oder Zeitvertreib.

Auch jetzt noch sitzt ein Stück dieser Anschauung festgewurzelt im Volke. Daraus ist ja auch jene so gefährliche Specification des Begriffes „Arbeiter" allein zu erklären, die gegenwärtig zu einem Haupt-Symptom einer allgemeinen Erkrankung unserer socialen Zustände angeschwollen ist. Zufälligkeiten haben es bisher verhindert, daß noch nicht alle die, welche sich in diesem Sinne als eigentliche, wirkliche Arbeiter rechnen dürfen, es wirklich thun, aber die zufälligen Schranken können fallen, und dann stehen sich in dem Bewußtsein wirklich des ganzen Volkes zwei große Massen, Arbeiter und Nichtarbeiter, gegenüber, während heute noch nur ein Theil der städtischen Arbeiter in den Gewerben, Fabriken und auf Tagelohn jenen Namen als Parteinamen für sich ausschließlich usurpirt.

Die alte Zeit kannte, wie wir sagten, diese Scheidung, aber sie legte keine revolutionäre Bitterkeit hinein. Es war einmal so, daß manche arbeiteten, manche nicht und wenn auch die ersteren unleugbar es besser hatten in der Welt, als die zweiten, die es doch eigentlich besser zu haben verdienten, so lag das nun einmal in der für immer so geordneten Einrichtung der Welt und der arbeitende Mann erhob sich durch das Selbstbewußtsein, „ehrliche Arbeit" im Schweiße seines Angesichts zu schaffen, doch wieder über jene nicht von ihm gehaßten, nur selten beneideten, aber immer mit etwas geringschätzigen Augen angesehenen Müßiggänger, mochten sie immerhin in Carossen an ihm vorbeirasseln oder in seidenen Kleidern vorbeiflaniren, während er unter des Tages Last und Hitze keuchte.

Von dieser alten gutmüthigen oder gefaßten Ergebung in die Unabänderlichkeit des Bestehenden kann eine Zeit nichts mehr besitzen, deren innerste Grundstimmung revolutionär ist. Damit ist aber auch jenes ethische Stärkungsmittel, das früher das Bewußtsein der „ehrlichen Arbeit" jedem brachte, der seiner gebrauchen wollte, um den besten Theil seiner Wirkung gekommen und zu einem, nicht einmal auch nur so allgemein anerkannten oder gar geschätzten zweideutigen Dinge geworden, das nicht viel mehr bedeutet, als ein Vermeiden gewisser, im Strafgesetzbuch geahndeter Vergehen.

Die nächsten practischen Folgen davon liegen auf der Hand: Niemand kann leugnen, daß im Jahre 1875 von unsern Arbeitern im weitern Sinne des Wortes, nicht blos von den Mitgliedern des allgemeinen deutschen Arbeitervereins, weniger, langsamer, fahrlässiger gearbeitet wird als im Jahre 1805 oder auch noch 1825. Die Arbeit, wenn sie nicht in sich selbst jenes ideale Moment trägt, was schlicht genug sonst als ehrliche Arbeit bezeichnet wurde, muß zu einer bloßen äußerlichen Last herabfallen, die der Arbeiter so rasch als möglich von sich abschüttelt, nachdem er sie sich vorher, so lange er sie zu tragen gezwungen war, so leicht als möglich gemacht hat. Er ist deswegen nicht unehrlicher geworden als sonst, wenn man das Wort in seinem prosaischen, so zu sagen criminalistischen Sinne verstehen wollte, zu dem es die jetzige Volkssprache leider mehr und mehr degradirt, aber er hat zu seinem eigenen größten Schaden vergessen, was einst seine so viel ärmeren aber innerlich so viel reicheren Väter und Großväter unter „ehrlicher Arbeit" verstanden. —

H. Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

No. 39.

Ausgegeben am 24. September 1875.

Inhalt:

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Das Glatzer Land.

Heinrich Rückert.

Es giebt kein wunderlicheres und incongruenteres Bodengebilde in Europa als unser deutsches Land. Fast scheint es, als spiele hier der geheimnißvolle Zusammenhang zwischen Land und Leuten mit ein und als müßte man eine Wechselwirkung statuiren zwischen den Verschränkungen und Verschlingungen im Character unseres Volkes und den Abnormitäten des Stückes Erde, wo es seine Heimath gefunden hat. Die seltsamste dieser topischen Eigenthümlichkeiten ist ohne Zweifel die Stellung Böhmens zu den übrigen deutschen Landschaften. Böhmen ist von der Natur deutlich genug zur eigentlichen deutschen Centrallandschaft, zu einer von allen Seiten umwallten Hochburg des Ganzen angelegt, aber es ist von der Mitte weg an den Ostrand gerückt und dadurch wird die so klar gedachte Disposition wie durch irgend eine Laune des Zufalls völlig verschoben. Man vergleiche damit die Stellung der Auvergne und des daran gelehnten Cevennen-Plateau's zu dem übrigen Frankreich, des castilischen Hochlands zu den umgebenden Landschaften der iberischen Halbinsel und das Auge wird sich der so viel größeren Symmetrie und organischeren Structur, die hier waltet, nicht verschließen können.

Die Natur ist nicht dafür verantwortlich, daß wir Deutsche die Citadelle unseres Landes in die Hände eines fremden Volkes gerathen ließen. Aber einigermaßen entschuldigt oder erklärt sich unsere Fahrlässigkeit von ehemals doch wieder durch das Topische; wäre Böhmen nicht so ganz an den Ostrand geschoben, läge es ungefähr in der räumlichen Mitte Deutschlands, so würde es nicht so leichten Kaufes die Beute einer fremden Invasion geworden sein. So aber drängte die slavische Völkerwanderung, die neben und hinter der deutschen auf Mittel- und Südeuropa zielte, von selbst zuerst auf den natürlich festesten Punkt von ganz Deutschland und seine Occupation muß nicht einmal mit besondern Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, da auch jede Andeutung eines vor der Kritik Stichhaltenden historischen Zeugnisses darüber fehlt. Daher konnte auch das Märchen erfunden und von seinen

Erfindern und ihren Nachtretern in die Welt ausposaunt, zuletzt von ihnen selbst geglaubt werden, Böhmen habe von unvordenklichen Zeiten her, wo möglich noch vor den keltischen Bojano, die ihm den Namen gegeben, sich einer slavischen autochthonen Bevölkerung erfreut, über deren zähes und unscheinbares Dasein der Strom der verschiedensten Völker- und Erobererfluthen hinweggegangen sei, etwa so wie eine verheerende Ueberschwemmung alle hochgewachsenen und edleren Gebilde des Erdbodens erbarmungslos mit sich fortreißt, aber an den niedrigen Gräsern und Mosen weiter keinen Schaden anrichtet, als daß sie dieselben hier und dort mit Schichten von Schlamm und Gerölle überdeckt, woraus sie aber immer wieder, wenn auch schmutzig genug, an das Licht sich durchzuarbeiten verstehn.

So gesellt sich zu einer geographischen Abnormität auch noch eine ethnographische und gewiß ist diese letztere eine sehr verhängnißvolle Zugabe zu unserer an sich schon so gefährdeten Stellung als Volk in der Mitte anderer Völker. Da wir die Gewohnheit haben, unsere eigenen wirklichen Schäden mit gemüthlichem Leichtsinn zu ignoriren, um uns desto mehr über die eingebildeten zu erhitzen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die ganze Legion unserer Conjecturalpolitiker und Constructoren der Zukunft so gut wie keine Ahnung von einem Probleme hat, dessen Gefahren kaum zu überschätzen sind. Es scheint sich von selbst zu verstehn, daß wir die vier Millionen starke Avantgarde des riesigen slavischen Völkercomplexes, der durch Naturanlage und Geschichte zu ewigem Antagonismus gegen das deutsche Wesen berufen ist, nicht in unserem stärksten Festungswerke stehn lassen dürfen. Aber es läßt sich auch nicht eine Spur von Wahrscheinlichkeit entdecken, wie wir des Feindes Herr werden und wieder in den Besitz unseres Eigenthums gelangen sollten. Jedem deutschen Leser wird der Stand der Sache sofort einleuchten, wenn er ihn auf die schon erwähnten topischen Parallelen der Auvergne oder Castilliens überträgt. Jeder würde es undenkbar finden, wenn die Franzosen mehrere Millionen Deutsche, die Spanier ebenso viele Franzosen in ihren Hochwarten ruhig sitzen ließen, die auch bei erster Gelegenheit bereit wären die Avantgarde des Nationalfeindes vorzustellen. Wahrscheinlich würde man es sehr gerechtfertigt finden, wenn ein so permanent bedrohtes Volk alles daran setzte, einem solchen Zustand ein Ende zu machen und wieder Herr im eigenen Hause zu werden.

Doch plagen wir uns nicht mit solchen Grillen, da ja für den Moment noch gar keine Gefahr droht. Trösten wir uns lieber mit dem ächtdeutschen Text, daß kein Unglück ohne ein bischen Glück, jedem Uebel auch ein Körnchen Gutes beigemengt ist. So könnte man es z. B. ganz romantisch finden, wenn ein Wandersmann alten Schlages und er ist doch noch nicht völlig ausgestorben, aus dem Herzen Deutschlands, aus den Geländen am Main und der Rednitz auszöge nach der deutschen Grenzmetropole Breslau und unter-

wegs auf einmal ohne daß Land und Himmel sich verändert hätte, sein Ohr von dem zischelnden Strome einer wildfremden Sprache getroffen, sein Auge durch den Anblick von Physiognomien, Trachten und Hütten stutzig gemacht würde, die von allem, was sonst auf deutscher Erde vielgestaltig genug zu sehen ist, so weit absteht wie Moskau von Nürnberg oder Bamberg. Um so mehr würde es ihn anheimeln, wenn er dann noch ein gutes Stück weiter, statt immer tiefer in die Fremde, wieder in die Heimath käme, so traut und bekannt sehen ihn die Gebirgsdörfer der Sudeten mit ihren saubern weißen Häuschen zwischen tiefem Baumschatten und bunten Blumenbeeten an, so ganz bekannt tönen ihm die Klänge der deutschen Mundart, die jetzt alle Leute wieder reden, als hätte er sie schon in Franken oder Thüringen vernommen, und vergessen, an welchem Orte es gewesen sei. Denn ganz seine eigensten Töne sind es doch nicht: es mischt sich doch immer etwas leise fremdartiges hinein und auch die Menschen und ihr Behaben, so gemüthlich es sich auch darstellt, haben doch in ihrem Wesen etwas, das einem erfahrenen Blicke sagen könnte, hier sei der äußerste Saum deutscher Art erreicht.

Das dazwischen gelagerte Slavenvolk hat die in ihrem Rücken wohnenden Deutschen gewiß nicht von ihrer natürlichen Verbindung mit der Hauptmasse ihres Vaterlandes abschneiden können, aber es hat dieselbe doch zu allen Zeiten bis an die Gegenwart heran etwas behindert. Schon daß vom 14. bis weit ins 18. Jahrhundert Schlesien staatsrechtlich zu dem mystischen Begriff der Länder der Wenzelskrone gerechnet werden konnte, mußte ihm eine beinahe völlige Abgeschiedenheit von dem wie auch immer beschaffenen Getriebe der allgemein Deutschen politischen Evolutionen dieser langen Zeit zu Wege bringen. Als das Land dann im Jahre 1740 durch die Grenadiere des alten, damals noch so jugendfrischen Fritz aus seinem Marasmus aufgerüttelt wurde, klammerte sich alles, was von politischer Lebenskraft noch vorhanden war, ausschließlich an die neue Staatsordnung. Schlesien wurde in wunderbarer Raschheit innerhalb 40 Jahren die preußischste aller preußischen Provinzen und ist es geblieben, aber eben deshalb diejenige, in der der eigentlich deutsche Beruf Preußens am wenigsten in das allgemeine Bewußtsein drang. Selbst in der Erhebung der Freiheitskriege, wo Breslau bekanntlich in der entscheidenden Stunde der Heerd der Bewegung wurde, sind es doch eigentlich nur die auswärtigen Elemente, die Blüthe der gebildeten deutschen Jugend, die sich dort zu den freiwilligen Jägern sammelte, in denen das idealistisch-deutsch-patriotische Element jener Zeit seine Vertretung fand: die schlesische Linie und Landwehr zog nur mit Gott für König und Vaterland d. h. Preußen in die Schlacht. —

Das übrige Deutschland hat dieser seiner Ostmark ihre eigenthümliche Isolirung einigermaßen vergolten. Schlesien existirte bis vor kurzem für das

lebendige und unmittelbare Bewußtsein der deutschen Nation nur als ein ziemlich nebelhafter Begriff. Noch viel weniger als es den Schlesiern bis etwa vor 30—40 Jahren gemüthlich vorkam, außerhalb der Marken ihres Landes „nach Sachsen" oder „Baiern", worunter noch heute im Volksmunde alles Mittel- und Süddeutsche Land sich unterstecken lassen muß, zu reisen, ist es den West- und Süddeutschen in den Sinn gekommen, aus bloßer Wanderlust ihre Schritte nach diesem Lande zu lenken. Etwas mag dazu die in ganz Deutschland, namentlich aber im Süden und Westen grassirende Mode beigetragen haben, die verlangte, daß man das Auge nur auf Paris und die dortigen Wunder der Freiheit, des Geschmacks nnd der Bildung gerichtet hatte. Denn Paris war doch und ist noch in mancher Beziehung die eigentliche Capitale für einen großen Theil unseres deutschen Landes. Aber doch ebenso sehr ist jene völlige Unkenntniß, jenes völlige Vergessen in Anschlag zu bringen, das seit dem Ablauf des Mittelalters, wo der engste Verkehr zwischen dem Osten und dem übrigen Deutschland herrschte, Schlesien wie mit einer chinesischen Mauer abgesperrt hatte.

Wenn auch die neueste Phase der beinahe krankhaft übertriebenen Reiselust hieran etwas geändert hat, so ist es doch nicht viel nnd für alle die ungezählten Touristenschwärme von links d. h. westlich der Elbe her existirt Schlesien noch nicht als programmmäßiges Reiseziel so wenig als damals, wo der noch nicht so völlig wie heute zu Grabe getragene Rübezahl, der Kynast mit seinem bösen Fräulein Kunigunde und die Naturwunder des Riesengebirges wie ein Märchen aus Indien im deutschen Munde umhergetragen wurden, und in der Phantasie großer und kleiner Kinder lebhaft zündeten.

Und doch würde jedes gebildete Auge hier vollste Befriedigung finden, wo die Natur an dem östlichen Gebirgsgürtel Böhmens ohne Zweifel ihre größten und originellsten Gestaltungen geschaffen hat, die ihr auf deutschem Boden außerhalb des eigentlichen Alpenlandes möglich geworden sind. Malerisch im exacten Wort, sind freilich auch diese Riesengebirgslandschaften nur sehr selten, aber alle unsere deutschen Mittelgebirge, einzelne Theile der Vogesen, des Schwarzwaldes und des rheinischen Schiefergebirges ausgenommen, leiden an demselben Gebrechen, wenn es eines ist. Denn die wirklich malerische Schönheit einer Landschaft, d. h. ihre Anlage zu einem von Künstlerhand gestalteten eigentlichen Bilde, kann da sehr oft mangeln, wo das Auge des gebildetsten Kenners durch den Reichthum, die Schönheit oder Anmuth der Formen und Farben mit Recht in Entzücken geräth. Wir brauchen die Gründe dafür dem Leser, der ja bei Vischer in die Schule gegangen ist, nicht erst auseinanderzusetzen.

Es ist nicht schwer einen gewissen Gesamttypus dieser östlichen Gebirgsformen herauszufinden, der sie ebenso einheitlich zusammenhält, wie die Geo-

graphen es ihnen mit dem Namen Sudeten thun. Das eine wie das andere setzt schon eine höher geschulte Abstraction des Sehens voraus, denn das gewöhnliche Auge, das dann auch dem Volksmund zum Führer dient, verliert sich in einem unendlichen Gewirre von hin und herstreichenden Bergzügen, die so stark individualisirt sind, daß sie ihre besonderen Namen, Iserkamm, Isergebirge, Riesengebirge, Eule, Hochwald rc. mit Recht verdienen und im gewöhnlichen Leben nie als Theile „der Sudeten", sondern als selbständige Größen figuriren.

Neuerdings scheint sich mehr bei den norddeutschen Gästen als bei den Einheimischen die Neigung herauszubilden, den Namen Riesengebirge im ausgedehnteren Sinne zu gebrauchen, d. h. so weit, als die gewöhnlichen Streifzüge dieses Touristen reichen. Hier geben die schwarzgelben Schlagbäume, die ja noch immer ein großes und schönes Stück Schlesien von dem Hauptlande absperren, ungefähr die Grenze, bis wohin diese neumodische Namensverbreiterung allenfalls gewagt wird. Das eigentliche Riesengebirge muß sich denn als „Hochgebirge" seine Besonderheit zu wahren suchen.

Bei den Einheimischen will sich diese Nomenclatur nicht recht einbürgern, in jedem Falle, wenn sie sich ihr auch anbequemen, kann man hören wie sie das Riesengebirge in jenem weiteren Sinne scharf von dem Glatzer oder Glätzer trennen — das erste, „Glatzer", ist vornehmer, das zweite in der Mundart begründet. Ueberhaupt frappirt es den Fremden, wenn er im Lande selbst überall eine ganz populäre Scheidung zwischen Schlesien und der Grafschaft Glatz machen hört.

Hat er doch in seinem geographischen Unterricht gelernt, oder kann es aus jedem Hand- und Reisebuch lernen, daß „Glatz an der Neiße, starke Festung, 10,000 Seelen im Regierungsbezirk Breslau, also in der centralsten der drei Administrativabtheilungen Schlesiens liegt, und hier in Schlesien spricht man von Glatz und der „Grafschaft" so wie von einer ganz selbständigen Größe, die nur durch das vieldeutige „und" an die andere geschweißt ist.

Aber sobald man die eigentlichen natürlichen und geschichtlichen Verhält-hältnisse kennt, begreift sich die Grenzmarke, die das Volksbewußtsein zwischen Schlesien und der „Grafschaft" aufgerichtet hat, als vollkommen berechtigt und es liegt eben wieder ein gutes Stück jener Ignoranz, die auswärts über alle schlesischen Zustände herrscht, darin, daß man von einer der merkwürdigsten und in ihrer Art anmuthigsten Bildungen der Erdoberfläche, wie sie in der nur einmal vorhandenen Stellung des Schlesischen und des Glatzer Landes zum Vorschein kommt, keine Ahnung hat.

Hier nämlich scheint es die Natur darauf abgesehen zu haben, das, was sie im Reiche der Mineralien, der Pflanzen und Thiere gelegentlich thut, nämlich eine Zwillingsgestalt, die genaueste Wiederholung derselben formgebenden

Motive, die den einen Körper geschaffen, zugleich im engsten räumlichen Zusammenfluß beider, auch mit der Erdoberfläche zu versuchen. So weit unser Blick reicht, ist nirgends eine in solch großartigem Maßstab angelegte ähnliche topische Gestaltung zu entdecken und Glatz oder vielmehr das Glatzerland ist in dieser Hinsicht ein Unicum, vor dem aber selbst unser modernes etwas gehobeneres geographisches Wissen, denn eine Wissenschaft ist noch lange nicht daraus geworden, keine Notiz nimmt.

Aber die Zwillinge heißen nicht Schlesien und Glatz, sondern Böhmen und Glatz und die topische Bildung von Schlesien hat nicht den geringsten Anspruch sich brüderlich neben die von Glatz zu stellen. Sie ist gerade nach dem entgegengesetzten Systeme angelegt, insofern eine interessante Folie zu jener und gleichsam nur durch eine geistvolle Laune der Natur zu einer Stelle mit jener vermittelt, freilich wieder so eigenthümlich, daß sich daraus jenes „und" zwischen Schlesien und Glatz auch im copulativen Sinne verstehn läßt.

Das 900 Quadratmeilen große verschobene Viereck Böhmen ist bekanntlich nur eine einzige Kessel- oder Beckenbildung ausgedehntester Dimension. Jeder Tropfen Wasser, der von einem seiner vier Ränder herabfließt oder der sonst in den unzähligen Hebungen und Senkungen des Bodens dieses Kessels seinen Ursprung hat, sammelt sich zuletzt in einem einzigen Rinnsal, der unter dem Namen Elbe den Nordrand geradezu durchbricht. Genau nach demselben Plane hat die Natur die Bodengestaltung von Glatz gearbeitet, nur daß es ihr dabei, im Gegensatz zu der nüchternen und unförmigen Colossalität des böhmischen Bodenreliefs darum zu thun gewesen scheint, hier in Glatz auf kleinem Raum, aber in desto großartiger angelegten und durchgeführten Motiven etwas durch und durch anmuthiges und erfreuliches zu Stande zu bringen. Denn das Größenverhältniß ist wie 30 zu 3: Böhmen ist gerade 30 mal größer als Glatz, das kaum 30 Quadratmeilen hat, aber auf diese 30 eine solche Fülle der reichsten Bodenausgestaltung, daß nur einzelnes auf böhmischer Seite, etwa der Absturz des Riesengebirges nach Süden bei Johannisbad und der Elbdurchbruch unterhalb Leitmeritz an landschaftlicher Schönheit daneben gestellt werden kann.

Was für Böhmen die Elbe, das ist für Glatz die Neisse: auch sie führt jeden Tropfen Wasser, der dem Ländchen gehört, aus ihm hinweg, denn daß durch den Zufall der Geschichte an den eigentlichen Kern des Glatzer Landes einige Streifen aus dem Elbgebiete, die ihrer topischen Beschaffenheit nach zu Böhmen gehörten, angeflickt worden sind, kommt natürlich nicht dabei in Betracht, so wenig, als daß Böhmen im Sinne der Statistik oder politischen Geographie einen natürlichen Zubehör seiner topischen Vollständigkeit, das Quellgebiet der Eger entbehrt. Freilich kann die Neisse bei Wartha, wo sie diese

Grafschaft verläßt, nicht mit der Wassermenge der Elbe bei Tetschen, relativ genommen, wie unsere Elbschiffahrt leider weiß, rivalisiren. Doch ist auch diese Neisse ein stattlicher Fluß, der in seiner Doppelartigkeit als Gebirgsstrom und als dem Tiefland bestimmter eigentlicher Fluß sowohl durch seine Fülle, wie durch seine Breite, wie auch durch die Anmuth seiner Färbung recht überraschend auf das Auge wirkt, wenn es ihm zum erstenmale etwa bei Kamenz oder dem schon genannten Wartha begegnet. Denn hier wo die Steilwände der Gebirge zwei bis dreitausend Fuß fast unvermittelt aus der vorgelagerten mehr Ebene als Hügelland aufsteigen, begreift man im ersten Augenblick gar nicht, wie es möglich sei, daß ein solcher Fluß einem gerade von jener Gebirgsmauer her entgegen strömen könne, die nur Raum für Wildbäche, überhaupt für kurze und seichte Wasserläufe zu haben scheint, bis sich dann das Räthsel bei dem Eintritt in den Durchbruch südlich von Wartha löst. Hier wiederholt sich wieder in kleineren aber zierlichen Dimensionen und in ganz anderem Gestein, folglich auch in anderen Formen, der Elbdurchbruch der sächsischen Schweiz. Diese landschaftlichen Formen sind in ihrer Art jenen weltberühmten der sächsischen Schweiz recht wohl an die Seite zu stellen, nur darf man nicht von dem, was man auf der Eisenbahn davon zu sehen bekommt, auf das Nichtsichtbare schließen. Die Eisenbahn hat hier ihre ganze schönheitswidrige und landschaftverwüstende Kraft, wie kaum irgend wo anders in Deutschland, entfaltet. Es sind riesige Durchstiche angebracht, oder vielmehr Abböschungen auf der einen Thalseite, die dem Auge des Laien von mehr als erlaubter Keckheit zu sein dünken. Diese Halden von Geröll und Felsgeschiebe, deren Höhe der Blick nicht zu ermessen vermag, haben auf Stundenweit das landschaftliche Bild das Felsthales ganz zerstört.

Der Paß bei Wartha ist die einzige natürliche Verbindung des Landes mit Schlesien, aber auch er führte als moderne Kunststraße nicht durch die Felsenschlünde am Strome, sondern hoch oben über die Rücken des Grenzgebirgs, die die Eisenbahn mit ächt modernem Selbstbewußtsein sich mitten hindurch gebohrt hat, warum nicht lieber in einem Tunnel, dürfte schwer zu sagen sein.

Die Fahrstraße ist im ganzen die nämliche, auf der die preußischen Soldaten 1741 in die Grafschaft hineinzogen und sie nach einer verhältnißmäßig nicht schwierigen Belagerung der Stadt Glatz auf immer für Preußen eroberten. Es war eine schöne Zugabe zu dem Hauptobjecte Schlesien und so konnte der große König die Unvollständigkeit seiner Besitznahme verschmerzen, die trotz der drei schlesischen Kriege doch noch immer etwa $^1/_4$ des Ganzen in österreichischen Händen lassen mußte, „weil es wieder nicht losgehn wollte“ wie Hebel 1815 nach dem zweiten Pariser Frieden von Elsaß und Lothringen sagte. Als Stratege legte Friedrich den größten Werth auf diesen kleinen

Besitz, ebenso aber auch die Oesterreicher: beiden schien das von natürlichen Mauern umwallte Land die beste Ausfallpforte sei es nach Schlesien, sei es nach Böhmen und wirklich hat es in dieser letzteren Eigenschaft im Kartoffelkriege von 1779 und im deutschen Kriege von 1866, wie man weiß, eine bedeutsame Rolle gespielt. Gar zu gerne hätte man es in Wien sich wieder mit verschafft, und da es einstweilen mit der Gewalt so großartig mißglückt war, klopfte die österreichische Diplomatie immer wieder an, versteht sich unter dem Angebot der scheinbar glänzendsten Entschädigungen, aber immer vergebens. In diese Rubrik gehört jene erst neuerlich bekannt gewordene Aeußerung des Königs in Bezug auf einen dieser österreichischen Lockvögel, der ihm hunderte von Quadratmeilen des köstlichsten Weizenbodens am Sau und Dniester in Galizien für die paar armseligen Fetzen Landes ohne Ackerbau und ohne sonstige Werthstücke bot: „der Herr van Swieten muß wohl glauben, daß sich mein Chiragra aus den Händen in den Kopf gezogen hat, sonst könnte er mir mit einem solchen Vorschlag nicht kommen.“ Glatz blieb also preußisch und es kümmerte den König nicht viel, daß damit ein unmittelbarer Bestandtheil des eigentlichen Böhmens der heiligen Wenzelskrone ausgebrochen war. Hatte er ihr doch durch Schlesiens' Eroberung noch ganz andere Edelsteine geraubt, ohne sich das nationale Herzweh der Tschechen, die damals freilich noch nicht erfunden waren, anfechten zu lassen.—.

Friedrich verband darum auch das Ländchen in administrativer Hinsicht mit dem großen Schlesien; und der Minister für Schlesien, ungefähr das, was jetzt ein Oberpräsident ist, hatte auch Glatz sich unterstehn. Auch hier hat die „Verpreußung“ wie unsere süddeutschen Freunde das nannten, in sehr kurzer Zeit alles erfaßt. Man fühlte sich auch hier zum erstenmal von Vernunft, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit regiert, das sind von jeher die besten Vorkämpfer jenes fürchterlichen Frevels an der Majestät der deutschen Lümmelei und Rüpelhaftigkeit gewesen. —

Nur in einer Beziehung bleibt die Verbindung mit Böhmen bis heutigen Tages bestehn; Glatz ist nicht Breslau, sondern Prag kirchlich subordinirt. Damals mochte man auf solche scheinbar für immer beseitigte Antiquitäten keinen Werth legen: im gegenwärtigen Moment könnte aber doch leicht durch einen boshaften Zufall der preußischen Regierung manche Verlegenheit daraus erwachsen. Wenn bis jetzt noch nichts davon verlautet hat, so giebt das keine Garantie für die noch unabsehbaren Verschlingungen, die der Zukunft unseres größten Kampfes vorbehalten sind. Hat ja schon die gleichsam zum Aequivalant ähnliche Doppelstellung gewisser Theile von österreichisch-Schlesien, die kirchlich zur Diöcese Breslau gehören, allerlei Unannehmlichkeiten in ihrem Gefolge gehabt. Der Breslauer Bischof Förster sitzt auf seinem Johannesberg unerreichbar selbst für den starken Arm, gegen den

er die schwächliche Faust zu ballen sich vermißt. Er genießt von dort der schönsten, fast unbegrenzten Aussicht auf die unendliche schlesische Ebene zu den Füßen seiner mittelalterlichen Burg und freut sich gewiß recht herzlich, wenn er da und dort eine Thurmspitze auftauchen sieht, wo er von seinem Pathmos aus, als ächter Nachfolger des Friedenfürsten, Haß und Lug giftigster Art gesät hat und die Saat sorgfältig pflegt und pflegen läßt. Denn den intimsten Verkehr mit den an einem einzigen Gängelbande zu leitenden Tausenden von Automaten, die sich einbilden, feurige und von Herzensgrund aufrichtige Kämpfer der Kirche zu sein, kann Niemand verhindern, selbst wenn man in Berlin die Spürhunde der Pariser Polizei zu den Glanzzeiten des letzten Napoleon zur Disposition hätte. Das alles sind Abnormitäten, die uns zeigen, wie viel noch trotz allem, was durch Gottes Gnade und das Verdienst unserer Heere schon erreicht ist, daran fehlt, daß der preußische, der deutsche Staat seinen richtigen organischen Ausbau auch nur in der Hauptsache vollendet habe, Es steckt uns hier immer noch der Schlendrian und die Dilettanterie, mit der unsere Verhältnisse nach außen seit dem Tode des großen Königs fast ununterbrochen verdorben worden sind, allzusehr in den Gliedern. Und da man nicht einmal 1866 die auf dem Präsentirteller gebotene Gelegenheit zur Regelung resp. Abtrennung der Diöcese ergriff, wie es heißt, weil man aus zopfpreußischen Sparsamkeitsrücksichten einige Einbuße an Geld für die Diöcese Breslau, folglich auch für die Steuereinnahme befürchtete, so wird zum zweiten Mal eine solche nicht wieder kommen. Damals hätte es nur ein Wort gekostet, denn die Oesterreicher waren ja zum mindesten zur Abtretung ihres Schlesiens bereit.

Ganz Glatz ist katholisch: evangelische Gemeinden von sehr spärlichen Dimensionen haben sich seit der preußischen Occupation aus der Einwanderung gebildet, die größte in der mit starker Garnison bedachten Hauptstadt Glatz, die bisher für eine der wichtigsten Festungen des Staates galt und 1807 durch ihre glänzende Vertheidigung vor all den anderen schlesischen Festungen sich hervorgethan hat. Neuerdings hört man, daß auch ihre Cassirung beschlossene Sache sei, wie ja schon Silberberg „das schlesische Gibraltar", Schweidnitz, der Angelpunkt der letzten Evolutionen des siebenjährigen Krieges und Cosel, das unzugängliche Sumpfnest, der modernen Stretagie zum Opfer gefallen sind.

Der Katholicismus der Glätzer wie der aller andern deutschen Schlesier hat bis auf die Gegenwart ihrem intensiven Patriotismus und ihrer Staatstreue keinen Eintrag gethan. Selbst im Augenblick haben die fortgesetzten Wühlereien der schwarzen Rotte, die wegen der bewußten Lügenhaftigkeit ihrer revolutionären Ausstreuungen nicht mit einem deutschen Worte, sondern nur mit dem fremden „infam" bezeichnet werden müssen, noch keinen unheilbaren

Schaden angerichtet, aber es wäre thörichter Leichtsinn, wenn man glauben wollte, sie hätten gar nichts gewirkt. Es ist doch eine gewisse aufgeregte, mürrische Stimmung in den sonst so bequem-gemüthlichen und leicht zu handhabenden gemeinen Mann gekommen und überall fehlt es auch nicht an einzelnen Fanatikern, die sich zu den Gebildeten zählen, weil ihr Geldbeutel ihnen erlaubt, sich kostbarere Möbel anzuschaffen und zehnmal üppiger zu „leben", d. h. zu essen und zu trinken, als es früher in den bessern Zeiten unserer Volkscultur die wirklich Gebildeten thaten.

Daß die Nationalität hiebei eine sehr wichtige Rolle spielt, zeigt sich von Tag zu Tag deutlicher. Das oberschlesische ländliche Proletariat, welches in Folge des systematischen Vertilgungskrieges, den die österreichische Regierung seit 1624 gegen die auch dort schon wohl verheißungsvoll gediehene deutsche Colonisation führte, weil sie, als deutsch, meist evangelisch war, ist in Folge dessen nicht bloß stockkatholisch, sondern auch stockpolnisch geblieben. Es sind die berüchtigten Wasserpolacken, bis 1866 für den Staat die harmlosesten Leute und wenn gehörig gewaschen und gekämmt, ein ausgezeichnetes Material zu Soldaten. Seit dieser Zeit wühlen dort polnische und schwarze Emissäre im herzlichsten Einverständniß, wie überall, und mit unleugbar großem Erfolg. Die Kenntniß der deutschen Sprache hat dort, trotz der fortwährenden Einwanderung Deutscher in die Städte, die Sitze der weltbekannten schlesischen Montanindustrie und -Speculation, entschiedene Rückschritte gemacht, wie selbst die officiellen Berichte eingestehn. Mit dem Sturze des unseligen Mühler'schen Regimes ist zwar auch hier ein Ansatz zur Selbstbesinnung auf Seiten der Staatsgewalt gemacht, aber seine Früchte werden in diesem Jahrhundert noch kaum reifen. Für den Augenblick sind diese Wasserpolacken ebenso von nationaler wie von religiöser Wiederhaarigkeit gegen alles, was deutsch und evangelisch ist, geradezu in eine Art von Rausch versetzt, der sich bei manchen Gelegenheiten z. B. bei den Excessen in Königshütte und dem neuesten Unfug bei den Schulinspectionen und Revisionen auf eine Weise entladen hat, die viel zu denken giebt.

Es bedürfte noch mindestens 30 — 40 Jahre fortgesetzter Wühlereien, ehe die deutschen Katholiken hier zu Lande so weit verhetzt wären, wie ihre polnischen „Glaubensbrüder." Aber daß man überhaupt nur wagen darf, auch ihnen das kirchliche Bekenntniß als das eigentlich Bindende, die Nationalität als das Nebensächliche darzustellen, beweist wie frech die Feinde unseres Volkes schon geworden sind und wie wenig alle die bisher gegen sie verwandten Mittel angeschlagen haben. 20 ja 12 Jahre rückwärts von heute würde sich jeder deutsche schlesische Katholik der „Brüderschaft" mit einem Wasserpolacken geschämt haben, jetzt wird es schon nicht mehr als Injurie, sondern als eine unleugbare, wenn auch übelmundende Wahrheit angenommen.

Glatz ist durch und durch deutsch; ob von jeher, wie manche glauben, die von der alten Hypothese einer deutschen Urbevölkerung in den Sudeten nicht lassen wollen, obgleich die meisten Fluß- und Berg-, ja sogar viele ältere Ortsnamen unzweifelhaft slavisch sind, oder erst durch eine intensive deutsche Colonisation im Mittelalter sehr früh und vollständig, wie nur irgend ein Theil des schlesischen Tieflandes, dem Deutschthum wieder gewonnen, lassen wir hier bei Seite. Wie für das ganze deutsche Schlesien gab es auch für Glatz eine Periode, es war die glänzendste ihres ganzen bisherigen Daseins, wo man hier nur evangelische Christen fand und der Katholicismus in einige Klöster und adeliche Familien, die ihre Connexionen mit Wien oder Prag nicht verderben wollten, sich verkrochen hatte. Seit 1624 hat sich das durch die bekannten Liechtensteinischen Dragonaden gründlich geändert: kein Theil Schlesiens, oder vielmehr, da Glatz damals in gar keiner Verbindung mit Schlesien stand, sondern direct zu Böhmen gehörte, kein Theil Böhmens hat ein so furchtbares Martyrium zu bestehn gehabt als dieses grüne, so friedlich anmuthig ausschauende Ländchen. Böhmen hatte doch noch einen geringen Bruchtheil katholischer Bevölkerung, in Glatz fehlte auch dieser und doch ist es hier in 20 — 30 Jahren gelungen, jede Spur des Protestantismus auszutilgen. Es ist das buchstäblich zu nehmen, denn die Jesuiten und Kapuziner begnügten sich nicht damit, auf ihre bekannte Weise zu „bekehren", sie zerstörten auch alles und jedes, was auf die glückliche Periode der evangelischen Zeit irgend welchen Bezug hatte oder dafür zeugen konnte. Alle Kirchenbücher von 1530 an, wo das Evangelium gesiegt hatte, bis 1624 sind systematisch vernichtet, aber auch alle andern kirchlichen oder öffentlichen Urkunden, aus denen man den früheren Stand der Religion irgend hätte erkennen können. Ueberall hat diese neukatholische Reaction vollständig mit der Geschichte gebrochen, weil diese den Stab über sie brechen mußte, aber so wie hier mit solchem Raffinement und in solcher Ungestörtheit und Vollständigkeit ist es nirgends geschehen. Glatz kann sich auch darin rühmen, ein Unicum zu sein. —

So geht die Kirchengeschichte oder was den Schwarzen dasselbe bedeutet, die Weltgeschichte für das Glatzer Ländchen mit dem Jahre 1624 an. Alles frühere, die evangelische, wie die mittelalterliche ächt katholische Zeit existirt hier nicht, denn auch die städtischen bürgerlichen Urkunden aus noch früherer Vergangenheit sind dem Feuereifer dieser neukatholischen Vertilger jeder Spur von menschlicher Bildung zum großen Theil geopfert worden. Es scheint, als hätten sie alles Papier und Pergament, jedes geschriebene oder gedruckte Wort, das nicht von einem ihrer Rotte verfaßt war, dem Untergang geweiht.

Der Neukatholicismus hat auch hier, wie in Böhmen, dessen Geschicke

hier ja maßgebend waren, oder in Baiern, in der Oberpfalz, in Steiermark, Oesterreich, in den rheinischen geistlichen Staaten und sonst einen ganz neuen Schwall von Bestechungsmitteln der Volksphantasie erfinden müssen, um diese in seine Gewalt zu bringen, indem er sie ebenso roh und geistlos, wie er selbst ist, machte. An die Vergangenheit war nicht anzuknüpfen, selbst wenn hier nicht durch den ganz naturwüchsigen Abblätterungsprozeß seit 1530 alle alt- oder ächtkatholische Tradition vollständig zerstört gewesen wäre. Heute steht der h. Nepomuck zum mindesten auf jeder Brücke und auch sonst noch an gar vielen andern Orten, um dem denkenden und geschichtskundigen Betrachter jedesmal einige Schauer über die namenlosen Frevel an der deutschen Volksseele einzujagen, die begangen werden mußten, ehe diese unheimliche Gestalt sich an das Tageslicht wagen durfte. Auch der Mariencultus steht hier, wie überall, wo die Jesuiten gesiegt haben, in üppigstem Flor: die ältere deutsche katholische Kirche hat von jenem Ueberschwange des Madonnencultus, wie er sich bei den wälschen Franciskanern und überhaupt unter Leuten von wälschem Blute und wälscher Phantasie zeigt, bekanntlich sehr wenig aufzuweisen, obgleich es seit dem 9. Jahrhundert, wo er zuerst sich hervorzuthun beginnt, niemals an Versuchen gefehlt hat, ihn in seiner ganzen crassen Ueberreizung auch uns zu importiren. Erst dem 17. Jahrhundert ist es gelungen. So hat das kleine Ländchen drei weitberühmte, angeblich von Hunderttausenden jährlicher Pilger besuchte Gnadenorte der Himmelskönigin: Albendorf, dicht an der Felsenmauer der Heuscheuer-Wartha, am Eingang des Gebirgsspaltes, der die Pforte nach Schlesien oder zur Oder hin für die Neisse ist und Maria Schnee auf dem Spitzberg, dem Glätzer Schneeberg gegenüber. Ragte nicht dieser Berg einst noch anderhalbtausend Fuß über den Spitzberg hinüber, so würde er mit seiner Höhe von nahezu 3000 Fuß eine ganz stattliche Figur in dem Bergkranze ringsumher spielen. Aber auch so ist Maria Schnee eine landschaftliche Scenerie, für deren Zeichnung das abgebrochene „im höchsten Grad romantisch" zwar nichts sagt, aber doch andeutet, daß es ein in seiner Art einziges Bild ist. Das stattliche, aber nicht überladene oder anspruchsvolle Kirchlein hart an der fast nadelförmig zugedrehten Spitze des darnach trefflich benannten Berges, zu dem weder Fuhrwerk noch Reitthier, sondern bloß der Fuß des Gläubigen oder des Touristen emporklimmen kann, die Rundsicht hinunter in das breite, grüne Thal der Neisse bis zu den felsgehauenen Burgen und Citadellen der Landeshauptstadt, dahinter der blaue Kranz der Randgebirge, alle höher als 3000 Fuß in anmuthigster Schwingung der Linien und reichster Gliederung; endlich fast mit den Händen zu greifen, der Bergkönig des Ganzen, der Schneeberg mit seinem kahlen Haupte und den kolossalen Wäldern und Tiefschluchten an seinen Hängen, nur um weniges niedriger als die Riesenkoppe selbst und den zehn oder zwölf Berggipfeln, die

außer den Alpen in Deutschland die Höhe von 4000 Fuß überragen, fast gleich, oder sie meist um einige hundert Fuß übertreffend.

Allerdings können die gebildeteren Katholiken des Landes diesen Ueberschwang von marianischen Gnadenorten und Pilgerheeren einigermaßen entschuldigen oder erklären. Die deutschen Landeseinwohner, so eifrig sie auch in der Ausübung ihrer religiösen Verpflichtungen sein mögen, würden lange nicht zahlreich genug sein, um das Contingent der Wallfahrer allein zu stellen, wenn man nicht annehmen wollte, daß jedes männliche und weibliche erwachsene Individuum mindestens 3 — 4 mal in jedem Jahre jedem der drei renommirtesten Muttergottesbilder seine Andacht und sein Opfer darbringe. Die umwohnenden Slaven, sowohl die Tschechen im Süden und Westen, die unmittelbarsten Grenznachbarn der deutschen Glätzer, wie die Polen, Wasser- und eigentliche Polen in gleicher Weise, die zwar nicht Nachbarn, aber doch in ihrem äußersten Saum nur einige Meilen von der Nordostgenüge des Ländchens entfernt sind, stellen reichlich $^5/_6$ dieser Wallfahrer. Selbst aus Russisch-Polen kommen ganze Schwärme, obgleich dort die „schwarze Marie von Czenstochau“ eine, sollte man denken, viel größere Anziehungskraft üben müßte, schon weil es eine „schwarze Marie“ ist, d. h. ein in dem gewöhnlichen dunkeln Colorit der byzantinisch-slavischen Kirchenmalerei gehaltenes Bild, vielleicht von ganz jungem Datum, vielleicht uralt, denn hier hat sich seit einem Jahrtausend weder in den Typen, noch in der Farbentechnik irgend etwas geändert, gerade so wie die slavischen Völker selbst noch in aller und jeder Beziehung dieselben geblieben sind, die sie zu Agethias oder Prokops Zeiten waren, sobald man das Bischen westeuropäischen Culturlack von dem eigentlichen Kerne ablöst. Die den Slaven, allerdings den Polen weniger als den Russen, Tschechen, Slaven und anderen angeborne Wanderlust, wohl zu unterscheiden von der deutschen, die immer auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist und nicht leicht zum Landstreicherthum ausartet, befriedigt sich unter der Firma des Seelenheils und des gottgefälligen Werkes in solchen frommen Kreuz- und Querzügen aufs Allerbeste. —

Wer in dem Ländchen schon seit längerer Zeit bekannt ist, dem zeigen schon gewisse kleine Veränderungen in seiner äußeren Physiognomie, daß das specisch-katholische Wesen neuerdings sich immer stärker herausdrängt, natürlich systematisch gepflegt von den Wühlern und Hetzern von Profession, unter denen auch hier die Carrièrelustigen und ehrgeizigen Capläne sich hervorthun, während die ältere Generation der Geistlichen noch immer gerne einen leidlichen modus vivendi mit der Regierung erhalten möchte. An allen Straßen und Feldwegen, auf allen etwas hervorragenden Höhen erheben sich Crucifixe oder Martersäulen oder kleine Feldkapellen, die das heilige Bild vor Regen und Schnee schützen. Die meisten davon sind sofort nach der gewaltsamen

Katholisirung errichtet, aber manche auch von jüngstem Datum, während die lange Zwischenzeit und namentlich das philosophische Jahrhundert nichts that, als sie verfallen lassen, wenn sich nicht irgend eine zarte Seele unter den Weiblein der Umgegend fand, die durch eine Restauration auf ihre Kosten sich ein Capital für die himmlischen Freuden sammeln wollte. Jetzt aber sehen alle diese Denkmäler des kirchlichen Sinnes so frisch, so sauber aus, als wären sie erst gestern fertig geworden. Sie glänzen im hellsten Anstrich oder auch in der buntesten Farbenpracht, wie sie nur der Farbentopf eines ländlichen Tizian hervorzaubern kann, und auch das Gold ist an ihnen nicht gespart. Die Physiognomie der ganzen Landschaft erhält dadurch etwas belebtes, farbenreiches, das zwischen dem herschenden Grün in allen seinen Abstufungen das Auge angenehm berührt, was auch der Verstand und das Gewissen des Patrioten dagegen einzuwenden haben mag.

Einstweilen hat sich die ultramontane Winkelpresse hier noch nicht festzusetzen vermocht und Glatz muß von außen her, namentlich von Neisse, dem schlesischen „Rom" — welchen Namen es auch heute noch nicht mit Unrecht führt, — mit dieser schmutzigen Waare versehen werden. Aber es geschieht mit der bekannten Rührigkeit dieser Leute so, daß bis in die fernsten Einzelgehöfte der Gebirgswälder diese giftsäenden Blätter täglich geweht werden. Auch dagegen wissen wir alle, die wir für unser deutsches Vaterland und die höchsten idealen Güter der Menschheit kämpfen, kein Mittel: man muß dem Unheil seinen Lauf lassen und es ist und bleibt ein Unheil, das sogar durch die Verbesserung des Schulunterrichts eher wächst als abnimmt. Denn die frühere Generation brachte aus der Schule im Durchschnitt weder Neigung noch Fähigkeit mit, sich mit Lectüre zu beschäftigen, die gegenwärtige ist im Besitz der vollständigen Kunst zu lesen, aber sie verwendet sie nur, um die „Zeitung" oder auch jene halb erbaulichen, halb revolutionären fliegenden Blätter täglich zu studiren, die aus unbekanntem Verstecke mit der „Zeitung" überall hin geschleudert oder von dem Herrn Pfarrer und Caplan unentgeltlich bei ihren Rundzügen durch die Wohnungen ihrer frommen Herde vertheilt werden. Nur durch Zufall gerathen solche Blätter einmal in die unrechten Hände, daher viele gar nichts von ihrer Existenz wissen. Sie sind übrigens mit der bekannten Schlauheit ihrer Verfasser so gehalten, daß selbst der pflichteifrigste Staatsanwalt keine Handhabe des Gesetzes gegen sie finden würde, wenn er auch von ihrer Staatsgefährlichkeit fest überzeugt ist, wie jeder andere sachkundige Leser.

Es ist also auch in dieses umfriedete Gehege, in diesen grünen Naturpark zwischen freien mächtigen Gebirgsmauern etwas von dem feindseligen und giftigen Miasma eingedrungen, das unser deutsches Volksleben so schwer krank macht. Hier steht es einstweilen zwar noch so, daß der optimistische

Leichtsinn, der gewöhnlich in der Schätzung menschlicher Dinge das große Wort führt, noch immer behaupten könnte, es sei keine Gefahr. In der That aber wird man nur sagen dürfen, daß es noch viel schlimmer stehen könnte, wenn alle die Giftsorten, die auch hier täglich gesät worden, schon aufgegangen und ins Kraut geschossen wären.

Warum sie es noch nicht sind, das versuchten wir in dem bisherigen zu erklären: Land und Leute sind hier nicht der recht günstige Boden für solche Gewächse, obwohl bei consequenter Ausdauer ihre Acclimatisation endlich auch gelingen muß und dann würde eine der lieblichsten Perlen in dem Kranze der deutschen Landschaften wenigstens für jeden, der Herz und Verstand auf dem rechten Fleck hat, ebenso ein Gegenstand unerfreulichster Empfindungen werden, wie es so manche unserer schönsten Rheinlandschaften sind. Denn die völlige Abstraction von allem, was nicht eigentliche Landschaft, Berg, Wald, Wiese, Bach und die dazu gehörige Staffage der menschlichen Ansiedlungen ist, dürfte doch nur wenigen verliehen sein, die überhaupt den Namen „Reisende" verdienen. Der bloße Tourist mag gedankenlos an den Leuten vorübersteuern: kennt er ja doch eigentlich in allen Ländern und Zonen, die er durchhuscht, nur die Kellner in den Hotels und die Schaffner auf den Eisenbahnen, dem „Reisenden" sind die Leute der nothwendige Zubehör zu dem Lande und das eine erst durch das andere verständlich und lebendig. Es wäre nur zu wünschen, daß recht viele solcher „Reisender" in diesem grünen Schmuckkästchen, zu dem das übrige Deutschland den Schlüssel noch nicht gefunden zu haben scheint, Freude und Genuß sich holten. Eigentlicher Naturgenuß ist wohl selten in Deutschland auf einer ähnlich großen Fläche in so ununterbrochener Fülle und Wechsel der Scenerie zu finden: die topische Eigenart des Ländchens, das, wie wir sahen, gleichsam das verkleinerte Zwillingsnebengebilde eines großen und breit gedehnten Landes wie Böhmen vorstellt, bringt diese überall gleiche, wenn auch im einzelnen unendlich wechselnde Anmuth der landschaftlichen Scenerie von selbst zu Wege. Wären alle diese schönen Punkte über 900 Quadratmeilen vertheilt, so würde ihre Wirkung vernichtet sein, so aber wird das Auge fortwährend unterhalten und erfrischt und jedes neue Bild ist ein Ersatz für das rasch vorüberglittene von vorher. Dazu noch von jeder Höhe die reizendsten Ausblicke in die Thalungen und den im Großen so einfach, im Einzelnen so unendlich mannigfaltig gestalteten Berggürtel, der überall eben wegen des geringen Längen- und Breitenschnittes sich in imposanter Mächtigkeit, als der schönste Rahmen des Bildes darstellt. —

Karl August von Weimar.

Von Prof. G. Zeiß.

II.

Wohlgeordnet im Sinne der damaligen Zeit konnte man die Staatsverfassung nennen, als am dritten September 1775 der Herzog Karl August die Regierung übernahm. Drei Provinzen, Weimar, Jena und Eisenach, bildeten nebst dem einzeln stehenden Amt Ilmenau, die damaligen Gebietstheile; jedes hatte eigene Steuerverfassung und Stände, jedes eigene Gesetze und Herkommen, oft wiederstrebende Interessen und Ansichten, nach denen eigene Behörden nicht selten einseitig zu handeln und zu rathen gewohnt waren. Die Herzogin Amalie war mehr auf Erhaltung des Bestehenden, als auf Neugestaltung bedacht gewesen.

Das weimarische Land hatte die Leiden des siebenjährigen Krieges im ganzen Umfange zu ertragen gehabt. Und wenn auch im Laufe der Jahre manche Verluste wieder ersetzt worden waren, so hatten doch auch wieder mancherlei Unglücksfälle, viele verheerende Feuersbrünste, Mißwachs und Seuchen und die Hungerjahre 1771 und 1772 den Wohlstand der Einwohner tief herabgebracht. Der Wiederaufbau des im Jahre 1774 abgebrannten fürstlichen Schlosses verlangte von den Einwohnern und von der fürstlichen Kasse große Opfer. Das Herzogthum Weimar war damals ein armes Land, und die geringe Bildung der Einwohner und die herrschende Lust an geräuschvollen Vergnügungen hinderten die Einwohner, sich zu größerem Wohlstande emporzuarbeiten.

Der Herzog Karl August wünschte den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben und die Einnahme der fürstlichen Kassen zu vermehren. Der Landmann wurde durch Ablösung der Frohnden von einer drückenden Last befreit, und die Beschränkungen, welche Huth und Trift dem Eigenthum auflegten, wurden gemindert. Die Anstalten zur Versorgung der Armen und Unmündigen wurden erweitert, das Waisenhaus aufgehoben und die Waisen bei Privaten auf dem Lande untergebracht. Die elternlosen Kinder wurden dadurch dem Familienkreise wiedergegeben, und für denselben Kostenbetrag noch einmal so viele Kinder versorgt. Das Brand-Assecuranz-Institut, die Feuerlösch-Anstalten, das Medicinalwesen wurden verbessert, das Landkrankenhaus eingerichtet. Die weimarische Forstwirthschaft galt in Deutschland als Muster, und fremde Forstmänner kamen nach Weimar, um sie kennen zu lernen. Die bisher vernachlässigten Salzquellen und Bergwerke wurden benutzt und angebaut, der Schwansee ausgetrocknet und nutzbar gemacht. Ueberall sehen wir den Herzog selbstthätig mit eingreifen. Jeder

Gewinn an Einsicht und Erfahrung soll alsbald dem Ganzen frommen; nicht durch strenge Befehle, sondern durch freundliche Theilnahme und das eigene Beispiel des Fürsten schreitet die Verbesserung rastlos vorwärts. Um ein Musterbild der Landwirthschaft aufzustellen, unterzieht sich der Fürst selbst der Bewirthschaftung nahegelegener Kammergüter, schafft veredelte Viehracen, vollkommnere Ackerwerkzeuge herbei und verbessert Brauereien und Brennereien. Vorzüglich verdankt Weimar viele Erweiterungen und Verschönerungen und vor allen den mit so großen Geschmack angelegten Park dem Kunstsinn dieses Fürsten. Um den deutschen Handel von seinen Fesseln zu befreien, wurden Unterhandlungen mit andern deutschen Staaten gepflogen und der Verkehr durch Anlegung von Chausseen und durch Verbesserung der Straßen erleichtert.

Für Kirche und Schule war bereits 1776 Herder berufen worden. Sein patriarchalischer Geist waltete über Kirche und Schule, Licht ausströmend, anregend, befruchtend, segensvoll für alle folgende Zeit. Alle Unterrichtsanstalten von der Akademie Jena bis zur Dorfschule erfreuten sich der Aufmunterung; die Gehalte der Lehrer wurden verbessert, Bürgerschulen und Seminarien zur Bildung der Landschullehrer gegründet. Neue Methoden des Unterrichts und der Erziehung wurden sorgfältig geprüft, bald durch Absendung des Oberconsistorialrath Horn zu Pestalozzi und Fellenberg, bald durch zeitweilige Berufung eines fremden Erziehungskünstlers, z. B. des Engländers Hyrdes, um Bill's und Lameaster's Methode praktisch zu zeigen. Noch erwähne ich, daß in Weimar das freie Zeicheninstitut, in Jena die Bildungs-Anstalt für Hebammen und die Klinische Anstalt gegründet wurden.

Der Geschäftsgang der Justiz wurde verbessert und vereinfacht, die Proceß- und Vormundschafts-Tabellen eingeführt, die Verordnung zur Sicherstellung des Vermögens der Abwesenden erlassen, die Kirchenbuße abgeschafft, die Oberconsistorien wurden von jeder bürgerlichen Rechtspflege, die Justiz von administrativer Wirksamkeit befreit, Criminalgerichte eingesetzt, die Strafanstalten verbessert und mit den sächsischen Herzogthümern ein gemeinsames Ober-Appellationsgericht zu Jena eingesetzt. Viel umfassend und von tiefeingreifender Einwirkung auf den Wohlstand des Landes waren die Verbesserungen in der Verwaltung. Die Polizei wurde von der Justiz geschieden, die Steuern billiger und gleichförmiger vertheilt, früher Bevorrechteten billige Entschädigung gegönnt.

Der Herzog Karl August zeigte bald auch, wie sehr ihm das Wohl des deutschen Reiches und des deutschen Vaterlandes am Herzen lag. Das kaiserliche Ansehen schimmerte nur noch im Abglanze seiner früheren Herrlichkeit, doch auf Weimar hatte es noch seine alten Rechte geübt. Vom Kaiser

war die Obervormundschaft, vom Kaiser die Mündigkeit des jungen Herzogs ertheilt worden. Aber das Gebäude der deutschen Verfassung neigte zu seinem Einsturze hin. Vergebens strebte Joseph II. das Kaiserthum zu heben, unzeitgemäße Schritte leiteten immer mehr zum Verfall. Als Joseph II. Baiern an sich zu bringen suchte, als Friedrich II. mit kriegerischer Rüstung und dann durch Stiftung des Fürstenbundes den Vergrößerungsplänen des Kaisers entgegentrat, da stellte sich Karl August auf die Seite seines mütterlichen Großoheims und war einer der thätigsten Beförderer des Fürstenbundes. Er schloß sich an Preußen an, weil die bedrohte Integrität und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes das zu fordern schien. Auch nach dem Tode Friedrich II. fuhr er fort, für den Fürstenbund und für Deutschland zu wirken. Er sah in dem Bunde ein Mittel, den Uebergreiffen des Kaisers und der Reichsgerichte zu wehren und die Thätigkeit des Reichstages wieder herzustellen, ein Mittel zur Wiedergeburt des Vaterlandes, zur Wiederbelebung des erloschenen Gemeingeistes und der tiefgesunkenen Gesammtkraft. Die Bedeutung des Herzogs von Weimar unter den deutschen Fürsten wuchs von Tage zu Tage. Er ermahnte den Kurfürsten von Mainz, als Reichserzkanzler, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Reichsverfassung zu richten, vor allem dahin zu arbeiten, daß der Kaiser nicht mehr durch den Reichshofrath auf die kleineren Fürsten und den hohen Adel einen nur ihm vortheilhaften Druck ausüben könne. Er forderte von Mainz die Visitation des Reichskammergerichts, die Verbesserung der Reichsgesetze. Im Verein mit dem Kurfürsten von Mainz dachte Karl August auf die Berufung der in dem Fürstenbund vereinigten Fürsten zu einem Congresse nach Mainz, an welchem auch die minder mächtigen Mitglieder auf eine oder die andere Weise theilnehmen könnten und auf welchem dem Bunde eine gemeinschaftlich politische Action verschafft werden sollte. „Den Congreß zu Stande zu bringen, schrieb der Herzog an Hardenberg, würde ein großer Schritt sein, um die deutsche Reichsverfassung zu befestigen und zu verbessern und Deutschland von der Herrschaft der Indolenz und Ungerechtigkeit zu befreien.“ Der Herzog hatte bereits einen Plan ausgearbeitet und dem Kurfürsten von Mainz vorgelegt, nach welchem die Sache angegriffen werden möge. Sehr umfassend waren seine Vorschläge. Er dachte ein allgemeines deutsches Gesetzbuch für Civilrecht und Criminalrecht, eine durchgreifende Verbesserung der Rechtspflege zu veranlassen; womit dann der Austrag der Frage über Visitation der Reichsgerichte und Recurse an den Reichstag zusammenhing. Karl August meinte, die unirten Fürsten sollten einen gemeinschaftlichen Antrag zu diesem Zweck an den Reichstag stellen, und zwar einen sehr eingehenden; auch die Rechtsgelehrten der verschiedenen Landschaften wären aufzufordern, ihre Gutachten darüber abzugeben. Karl August beabsichtigte

ferner, die politische Verbindung des Fürstenbundes auch zu einer commerziellen zu gestalten und die vielen Zölle, welche den Handel zwischen den verschiedenen deutschen Staaten hinderten, zu beseitigen. Der Kurfürst von Mainz machte einige Einwendungen; der Entwurf schien ihm zu umfassend und ein gemeinschaftlicher Antrag sogar gefährlich. So kam es, daß der Congreß in Mainz nicht zu Stande kam.

Der Herzog Karl August hatte eine Ahnung der schweren Kämpfe, welche Deutschland bevorstanden und wollte auch durch kriegerische Tüchtigkeit zum mannhaften Bestehen des Kampfes sich vorbereiten. Er trat deshalb (1786) in die preußische Armee. Er hatte seinen Körper durch frühzeitige Uebung, durch Anstrengungen auf der Jagd und durch beschwerliche Reisen abgehärtet und war bald in der ganzen preußischen Armee als kühner Reiter berühmt. Der erste Feldzug nach Holland (1787) bot wenig Bedeutendes, noch weniger die Aufstellung der preußischen Armee in Schlesien, deren Frucht die Convention von Reichenbach war. In dem Feldzuge der Champagne (1792) zeichnete sich der Herzog in der Affaire bei Fontois an der Spitze der von Wolfram'schen Husaren persönlich aus. Im folgenden Jahre (1793) wohnte der Herzog der Belagerung von Mainz und der Schlacht bei Kaiserslautern bei. Nicht ganz zufrieden mit den Erfolgen und schmerzlich bewegt durch den Verlust des geliebten, einzigen Bruders, des Prinzen Constantin, der an Deutschlands Grenze als ein Opfer einer bösartigen Seuche starb, verließ der Herzog die preußische Armee, und wenige Jahre später trat mit dem Frieden von Basel für das nördliche Deutschland die Waffenruhe ein. Sie brachte Weimar vermehrte Gewerbe und einen Zuwachs an Bewohnern. Viele ausgewanderte Franzosen suchten in Weimar ein gastliches Asyl; der ehrwürdige Erzbischof von Rheims, der geistreiche Graf Norbonne und die berühmten Mitglieder der National-Versammlung Montmorency, Mounier und Camille Jordan fanden, nebst mehreren Genossen, hier Ruhe und wohlwollende Aufnahme.

Die durch den Frieden von Basel gewonnene Ruhe wurde benutzt, um mancherlei Verbesserungen zu machen; das 1774 abgebrannte Schloß ward unter Goethe's und Voigt's Leitung wieder aufgebaut (1399—1804), Wilhelmsthal verschönert, die durch Blitz und Unglücksfälle eingeäscherten Plätze in Weimar und Eisenach wurden wieder aufgebaut; die Kultur und Aufhülfe der Dörfer, die freiere Regung der Gewerbe waren steter Gegenstand seiner Fürsorge. Die Theuerungsjahre 1804 und 1805 verlangten Maßregeln zur Abwendung des Mangels. Die Grundsätze über Freiheit des Getreidehandels, über Branntweinbrennereien und deren Schädlichkeit oder deren Vortheile wurden berichtigt; schon früher eingerichtete Feuerlöschanstalten verbessert. Großmüthige Bewilligungen riefen in Eisenach die verfallenen Stiftungen und

Armenanstalten wieder ins Leben (1805); Revisionen der Justizämter wurden angeordnet, um deren Thätigkeit anzuregen und zu bewachen.

Doch nur zu bald wurden diese friedlichen Bestrebungen durch das Hereinstürzen eines furchtbaren Schicksals unterbrochen. Ehre und Pflicht riefen den Herzog Karl August in den ungleichen Kampf, den Preußen gegen den übermächtigen Kaiser Frankreichs begann. Nach der Schlacht bei Jena mußte der Herzog, an der Spitze des einzigen, noch ungeschlagenen Armeecorps, die Verheerung und Plünderung seines Landes und die drohende Vernichtung seiner Fürstenherrschaft vernehmen. Aber die Größe des Unglücks vermochte ihn nicht zu erschüttern; aushalten wollte er in Treue gegen Preußens König, und nur dessen ausdrückliche Aufforderung vermochte ihn zur Niederlegung des Feldherrnstabes und zur Heimkehr und Annäherung an den stolzen Sieger sich zu entschließen.

Am Tage nach der Schlacht hatte die Herzogin Louise durch muthvolles Ausharren und würdevolle Seelenstärke dem Ueberwinder jene hohe Achtung abgewonnen, welche die nächste Ursache zur Erhaltung des Landes und des fürstlichen Hauses wurde. Der Kaiser ließ sich die Zusendung eines weimarischen Abgeordneten in sein Hauptquartier gefallen, und am 15. December 1806 wurde der Friede zu Posen und der Beitritt zum Rheinbund abgeschlossen.

Die Verheerung des Landes, eine fast unerschwingliche Contribution, lasteten schwer auf der Seele des Herzogs. Die große Militärstraße durchzog sein Gebiet nach allen Richtungen; jeder Tag verlangte neue Anstrengungen. Die wichtigste Beschäftigung gewährte die Aufbringung und Vertheilung der mancherlei Kriegslasten, das Herbeischaffen der nöthigen Geldmittel und Naturalien; das war die erste Sorge des Fürsten. Das fürstliche Eigenthum übernahm gleich den Gütern der Unterthanen Lieferungen und Einquartierung, mehr als einmal lieferten die eigene Hofhaltung oder die Böden der Rentkammer die Bedürfnisse; jede Last wurde von dem Vermögen des Fürsten getheilt. Doch diese Bedrängnisse hinderten nicht den Fortschritt der inneren Landes-Verwaltung. Bei den Lasten des Krieges war es immer klarer geworden, wie nachtheilig die Absonderung der getrennten Theile des Landes einwirke. Die Constitution vom Jahre 1809 vereinigte daher mit Zustimmung und Beirath der Stände die bisher getrennten Fürstenthümer und erweiterte die früheren Rechte der Stände. Maß und Gewicht wurden neu geordnet, das Brandassecurations-Institut verbessert, in wahrhaft landesväterlicher Absicht das Institut der Landräthe geschaffen, zur Belebung eines selbstthätigen Bürgerthums neue Stadtordnungen eingeführt, das Zunft- und Gewerbswesen vom hemmenden Zwange mehr und mehr entlastet, das Polizei-Militär zur Vermehrung der Sicherheit auf dem Lande errichtet. Durch die Reorganisation der Criminalgerichte und durch Verbesserung der Straf-

anstalten wurde ein wichtiger Fortschritt im Justizwesen gethan. Nachbarliche Streitigkeiten wurden vortheilhaft ausgeglichen, das Gebiet gegen Hingebung der Lehnsgerechtsame auf die Herrschaft Arnstadt erweitert, die Landesverwaltung durch Verbindung einzelner Aemter vereinfacht, die Forstwirthschaft durch Ansaaten und Vermessungen ungemein gesteigert.

Diese friedlichen Beschäftigungen wurden oft durch zahlreiche Truppenmärsche, zuletzt durch den Zug der französischen Heere nach Rußland ganz unterbrochen. Alles war auf den Ausgang dieses riesenhaften Unternehmens gespannt. Vorzeichen schienen anzudeuten, daß der Weltenstürmer hier seinem Untergange entgegenziehe. Die vorausgeahnten Unfälle der französischen Armeen traten ein, die Trümmer derselben flohen, beladen mit dem Fluch der Völker und dem Gifthauch der Fieber. Wohl führte Napoleon ein neugebildetes Heer zu den Schlachten von Lützen und Bautzen und erkämpfte blutige Siege. Aber die Schlacht bei Leipzig entschied Deutschlands Befreiung und auf dem Rückzuge der französischen Armee blieb Weimar wie durch ein Wunder verschont.

Der Herzog von Weimar schloß sich dem großen Bunde an und zog an der Spitze des dritten Armeecorps, dem seine eigenen und alle sächsischen Truppen eingereiht waren, in die Niederlande, wo ihm das minder günstige Loos fiel, gegen die Grenzfestungen Frankreichs die Niederlande und Deutschland zu schützen. Nach der Eroberung von Paris eilte der Herzog seit fast 40 Jahren zum zweiten Mal in diese Hauptstadt und benutzte diese Gelegenheit, mancherlei Fortschritte in Künsten und Wissenschaften kennen zu lernen. Dann eröffnete ihm eine Reise nach England die Kenntniß der wundervollen Betriebsamkeit und Gewerbsthätigkeit des Inselvolks, und kaum ist er aus England zurückgekehrt, so verlangen die Verhandlungen des Congresses in Wien seine Gegenwart. In dem Gewirre von Festen und diplomatischen Verhandlungen, weiß er die Zeit zu gewinnen, reiche Schätze in Natur- und Kunstgeschichte sich zu eigen zu machen.

Als Großherzog und mit einer bedeutenden Gebietsvergrößerung kehrt der Fürst von Wien zurück.

Vor allem beschäftigte nun den Großherzog die Sorge um sein verschuldetes Land. Alle Zahlungen, welche Frankreich unter verschiedenen Namen leistete, die Subsidien von England, die Vergütungsgelder von Rußland und Preußen flossen ungekürzt in die öffentlichen Kassen und eröffneten die Möglichkeit, einen bedeutenden Theil der Kriegslasten zu vergüten und außerdem die Schuldentilgung zu begründen. Der Staats-Kredit wird durch Dotation der Tilgungskosten und die Oeffentlichkeit gehoben. Alle Stellen im Staatsdienst werden neu geordnet und bestimmt, die Verhältnisse der Landstände durch ein neues Grundgesetz festgestellt und auf den Landtagen von 1813,

1821 und 1823 die wichtigsten Gesetze gegeben, welche die Verwaltung der Finanzen, der Justiz und des Innern wesentlich verbessern.

Unter fortwährendem Mühen und Schaffen naht der Tag der Feier der funfzigjährigen Regierung (3. September 1825) heran. Jedem Gepränge abhold, will der Großherzog sich der Feier entziehen, aber die lauten Wünsche seines Volkes verwehren es. Welch ein Fest jubelnden Dankes, innigster Rührung hätte er da erlebt, verherrlicht durch die ausgezeichnetste Theilnahme des Auslandes!

Noch bleibt aber jenes Verdienst Karl August's zu erwähnen übrig, welches ihm zum größten Ruhme gereicht und durch welches er unübertroffen in der deutschen Geschichte dasteht, das Verdienst, welches er sich durch Förderung und Hebung der deutschen Kunst und Wissenschaft, um die Bildung des deutschen Volkes erworben hat.

Die Herzogin Amalie hatte Wieland als Lehrer ihrer Söhne nach Weimar berufen. Auf die Einladung des Herzogs Karl August kam Goethe nach Weimar, und Goethe setzte die Berufung Herder's nach Weimar durch. Der Ruf welcher sich bereits von Weimar verbreitet hatte, und die Hoffnung von dem Herzog eine Stellung zu erhalten, bestimmten Schiller nach Weimar zu kommen. Er wurde in Jena als Professor der Geschichte angestellt und siedelte später nach Weimar über. So vereinigte Karl August in Weimar die vier großen Dichter und wußte sie festzuhalten, so daß keiner derselben, obgleich sich jedem Gelegenheit dazu bot, den Herzog wieder zu verlassen gedachte.

Der Ruhm Weimars beruht aber nicht nur darauf, daß die größten Dichter deutscher Nation in seinen Mauern gewohnt und von hier aus ihre Werke in alle Welt verbreitet haben, sondern darauf, daß das Leben und die Verhältnisse in Weimar den Dichtern die Möglichkeit bot, die Meisterschaft zu erringen. Goethe deutet das in den Worten an: „Der Herzog von Weimar gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre."

Das damalige Leben in Weimar war so unendlich reich und mannigfaltig, daß es jetzt schwer fällt, sich ein vollständiges Bild davon zu machen. Auf dieses Leben übte Goethe den größten Einfluß, aber es gelang ihm das nur, weil ihm der Herzog als Freund zur Seite stand. Goethe verstand es, in der kleinen Stadt Weimar, welche bei seiner Ankunft mehr einem Dorfe als einer Residenz ähnlich war, den Sinn für höhere Bildung, den Sinn für Kunst und Wissenschaft, für die Literatur und Poesie so zu heben, daß er später sagen konnte: „Weimar sei eine Stadt von 10,000 Poeten und einigen Einwohnern."

Goethe hatte von seinen Knabenjahren an die Gewohnheit, das, was er ausgearbeitet hatte, seinen Bekannten und älteren gebildeten Leuten vorzulegen. Er suchte durch den Beifall, der ihm ertheilt wurde, oder das Mißfallen,

welches man ihm zu erkennen gab oder nur merken ließ, sich selbst über den Werth seiner Arbeit klar zu werden. Vergebens hatte Goethe wiederholt die Regeln der Dichtkunst studirt, er war durch die Theorie nie zu einer klaren Einsicht gekommen. Noch im Jahre 1797 schrieb er an Schiller: „Keine Theorie giebt's, wenigstens keine allgemein-verständliche, keine entschiedenen Muster sind da, welche ganze Genres repräsentiren, und so muß denn jeder durch Theilnahme und Anähnlichung und viele Uebung sein armes Subjekt ausbilden." Von den öffentlichen Kritiken oder Recensionen hielt Goethe nicht viel. Er schrieb an Schiller: „Von der übrigen deutschen Literatur habe ich rein Abschied genommen. Fast bei allen Urtheilen waltet nur der gute oder der böse Wille gegen die Person, und die Fratze des Parteigeistes ist mir mehr zuwider als irgend eine andere Carrikatur." Goethe suchte sich auch in Weimar über seine Dichtungen dadurch ein Urtheil zu bilden, daß er dieselben wiederholt verschiedenen Personen und in verschiedenen Kreisen vorlas und dann den Eindruck, welchen das Vorgelesene gemacht hatte, und die verschiedenen Aeußerungen der Zuhörer bei sich erwog und sorgfältig prüfte. Er ging dann seine Arbeit nochmals durch und verbesserte dieselbe. Die Vollendung eines angefangenen Romans gab er auf, weil derselbe bei der Vorlesung keinen Beifall gefunden hatte.

Wir erstaunen, wenn wir aus Goethe's Briefen erfahren, wie oft er bisweilen eine und dieselbe Arbeit vorgelesen hat. Dem Herzog, den beiden Herzoginnen, der Frau von Stein, Herder, Wieland, Knebel und anderen, bald in größeren, bald in kleineren Kreisen las Goethe seine Arbeiten vor, vertrauteren Freunden theilte er sie in Abschriften mit. Als Goethe zum ersten Male seine gesammelten Schriften herausgab, ging er dieselben einzeln mit Herder und Wieland durch. Seit seiner näheren Bekanntschaft mit Schiller hat Goethe nichts geschrieben, was er nicht vorher mit Schiller ausführlich und wiederholt besprochen, Schillern vorgelesen oder in einer Abschrift vorgelegt hat. Auch seine noch nicht vollendeten Arbeiten besprach Goethe mit seinen Freunden. Die Zuhörer äußerten ihre Gedanken und Erwartungen über die Forsetzung, und diese Aeußerungen benutzte Goethe bei der weiteren Ausarbeitung. Er schrieb an Schiller: „Es ist möglich, auf einem solchen Wege diese Art von Arbeiten der Vollkommenheit näher zu bringen." Dem Beispiele Goethe's folgten auch Herder und Wieland und kleinere Geister und legten ihre Arbeiten, ehe sie dieselben drucken ließen, befreundeten Männern zur Beurtheilung vor. Durch diese Mittheilungen, Vorlesungen und Besprechungen wurde der Sinn und Geschmack für Poesie in Weimar mächtig geweckt und gehoben.

Von dem Vorlesen seiner eigenen Dichtungen ging Goethe zum Vorlesen fremder Dichtungen, und zwar nicht nur deutscher Dichter, sondern der

Meisterwerke aller Völker und Zeiten über. An die Vorlesung knüpften sich oft anregende Gespräche und Betrachtungen. Im Winter von 1794 bis 1795 versammelte sich jeden Freitag ein Abendzirkel zum gemeinsamen Lesen der Voßischen Uebersetzung der Ilias. Goethe wußte als Vorleser die Härten der Uebersetzung zu mildern. Wieland und einige andere Herren lasen den griechischen Text nach und die übrigen Herren betheiligten sich an dem gemeinsamen Gespräch. Auch wissenschaftliche Werke wurden bisweilen gemeinsam gelesen. So lenkte der Besuch des Abbé Raynal in Weimar (1782) die Aufmerksamkeit auf dessen histoire philosophique des Indes und es bildete sich eine Gesellschaft, welche wöchentlich dreimal zusammenkam, um Raynal's Werk zu lesen. Man nahm Landkarten dazu, und jeder trug zur Erklärung für die Damen bei. So entstand in den gebildeten Kreisen Weimars der größte Eifer, die bedeutendsten Werke der deutschen Literatur und die Meisterwerke aller Völker und Zeiten kennen zu lernen. Bei der Großherzogin Amalie, bei der Prinzessin Karoline, bei Goethe, bei der Frau von Stein, bei dem Fräulein von Göphausen und in vielen anderen Kreisen wurde gelesen.

Die Poesie übte bedeutsamen Einfluß auf das gesellige Leben der Stadt; man hielt sich seine Eigenheiten, Gewohnheiten und Unarten in Scherzgedichten vor, welche matinées genannt worden; man schrieb sich Briefe in Versen. In den geselligen Kreisen wurden Gedichte gelesen und über Poesie und Literatur gesprochen und viele Herren und Damen versuchten auch selbst zu dichten. Sobald das öffentliche Leben ein freudiges Ereigniß brachte und Veranlassung zum Dichten gab, erschien stets eine Menge Gedichte. Es hat gewiß nie eine deutsche Stadt gegeben, wo so viel über Poesie gesprochen und so viel gedichtet worden ist, als damals in Weimar. Denn außer den großen Dichtern lebten damals in dem kleinen Weimar unverhältnißmäßig viele Schriftsteller, Dichter und Dichterinnen: Sigmund von Seckendorf, von Knebel, von Einsiedel, Bertuch, Musäus, Bode, Vulpius, Böttiger, Karoline von Wolzogen, Amalie von Imhof. Auch Minister Voigt beschäftigte sich mit Poesie und dichtete, und auch die Prinzessin Karoline, die Herzogin Amalie und Schillers Frau werden als Dichterinnen genannt. Zum Scherz machten auch der Herzog Karl August, Frau von Stein und Fräulein von Göphausen Verse. Als 1814 der Herzog aus dem Kriege nach Weimar zurückkehrte, strömten so viele Gedichte herbei, daß Goethe und Riemer die Redaction übernahmen und die Gedichte der zwanzig verschiedenen Dichter in einem Bändchen bei Bertuch gedruckt wurden. Ebenso ließ Goethe die bei der Gründung der Bürgerschule von siebzehn verschiedenen Verfassern gemachten Gedichte in einen Band zusammen schreiben.

Aber auch die übrigen Künste fanden damals Pflege und Förderung in Weimar. Das neuerrichtete Zeicheninstitut verbreitete den Kunstsinn in wei-

teren Kreisen. Karl August und Goethe suchten Weimar zu einer Art Mittelpunkt der bildenden Kunst zu machen. Es wurden alle Jahre Kunstausstellungen veranstaltet und Preisaufgaben gestellt, für welche der Herzog die Preise bezahlte. Reiche Unterstützungen des Herzogs gewährten jungen Talenten die Möglichkeit weiterer Ausbildung, die Mittel in den Kunstschulen großer Städte und in den Werkstätten berühmter Meister sich auszubilden und sogar Reisen nach Italien zu unternehmen. Der unter Voigt's und Goethe's Leitung aufgeführte Bau des Schlosses gab mannigfache Gelegenheit zur Uebung der bildenden Kunst; die tüchtigsten Künstler des In- und Auslandes wurden zu Rath und Ausführung berufen.

Im Jahre 1791 wurde die Schauspielergesellschaft von Joseph Bellomo, welche bis dahin in Weimar gespielt hatte, entlassen und das weimarische Theater in ein Hoftheater verwandelt. Unter Goethe's unmittelbarer Leitung wurde das errichtete Hoftheater eine Musterschule deutscher dramatischer Kunst und freier naturgemäßer Darstellungsweise. Später nahm auch Schiller an der Leitung des Theaters Theil. Durch das weimarische Theater wurde unglaublich viel für einen reineren Geschmack, geistvollere Kritik, Bereicherung der Sprache und weltbürgerliche Ausbildung gewonnen. Der höchste Wohlklang wurde der gebundenen Rede abgewonnen, kaum für darstellbar Geachtetes zur Erscheinung gebracht, die Meisterwerke des Auslandes, wie des classischen Alterthums in würdigsten Formen vorgeführt und zu neuen Kunstschöpfungen vielfach Muth und Kraft erweckt. Da entfaltete Schiller's Genius die ganze Fülle seiner reiferen Kraft, mit der Griechen ewigen Vorbildern, mit dem weltumfassenden Briten wetteifernd. Wallenstein, Maria Stuart, das Mädchen von Orleans, Wilhelm Tell, die Braut von Messina traten in der kurzen Spanne weniger Jahre als so viele neue, glänzende Gestirne hervor, mit Iphigenie, Tasso, Egmond, Götz — auf gleicher Bahn sich begegnend. Blickt man auf die geringen Mittel, aus welchen dieses alles hervorging, auf die unzähligen Schwierigkeiten nach Ort und Lage, mit denen zu kämpfen war so wird es einer spätern Zeit fast unglaublich vorkommen, ja das wirklich Geschehene, Geleistete, gleich den unsterblichen Dichterwerken, die man darstellte, selbst als Dichtung erscheinen.

Mit der Liebe zur Dichtkunst vereinigte sich in Weimar auch die Liebe zur Wissenschaft. Wie Goethe den Sinn für die Dichtkunst angeregt und allgemein verbreitet hatte, so war er es auch, welcher zur Gründung eines wissenschaftlichen Vereins die Anregung gab und mit Hülfe des Herzogs den Verein zu Stande brachte. Am 5. Juli 1791 wurden die Statuten des Gelehrten-Vereins unterzeichnet. Es war dem Urtheil eines Jeden überlassen, was er beitragen wollte; es konnten Aufsätze sein aus dem Felde der Wissenschaften, der Künste, der Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privat-

correspondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und mechanischer Experimente. Bei jeder Zusammenkunft war eines der Mitglieder Präsident. Das Loos bestimmte, welche Monatszusammenkunft einem Jeden zufiel. Dem Präsidenten machte Jeder im Laufe des Monats oder wenigstens eine Woche vorher bekannt, womit er die Versammlung zu unterhalten gedachte. Der Präsident ordnete dann die Unterhaltung des Tages, führte über das Vorgetragene ein kleines Protokoll und übergab dieses dem Nachfolger. Auf vorherige Anzeige bei dem Präsidenten konnte jedes Mitglied einen oder den andern Gelehrten, besonders aus Jena, als Gast mitbringen. Die Gesellschaft versammelte sich, jeden ersten Freitag des Monats im Palais der Herzogin Amalia. Diese mit ihren zwei Hofdamen, der Herzog und dessen Gemahlin waren zugegen, ohne daß hierdurch den Anwesenden der geringste Zwang erwachsen wäre. Jeder saß, wo er zu sitzen kam, während das vorlesende Mitglied seinen Platz an einem besondern Tisch einnahm. In der Mitte des Saales stand eine große runde Tafel, auf welcher die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorische Merkwürdigkeiten, deren Erwähnung geschehen sollte, aufgestellt wurden. Nach jeder Vorlesung standen alle auf, traten um die Tafel herum, sprachen, machten Einwürfe, hörten und beantworteten die Fragen des Herzogs und der Herzoginnen, und dann ging es zu einer neuen Vorlesung.

Den wissenschaftlichen Bestrebungen in Weimar war die Nähe der Universität Jena sehr förderlich, welche in dieser Zeit gewaltig emporblühte. Nicht künstliche Mittel riefen diese Blüthe hervor, sondern der aufmerksame, theilnehmende Blick des Fürsten, der jedes rühmliche Streben belebte und steigerte, der jeden edlen Aufschwung beförderte. Die heitere, milde Atmosphäre der Geistesfreiheit und Duldung bewirkte, daß die akademischen Lehrer in Jena sich wohl fühlten, jeder in beliebiger Richtung sich hervorthun, sicher und frei im Schirme des hochsinnigen Beschützers sich entwickeln konnte. Aus solcher Pflege gingen die Griesbach, Paulus, Reinhold, Fichte, Schelling, Loder, Feuerbach, Thibaut, Schütz, Tieck, die Humboldt, Schlegel und viele andere der bedeutendsten Männer der Wissenschaft hervor. Jeder Verlust eines Lehrers wurde unter persönlicher Mitwirkung des Fürsten wieder ersetzt. Er schaffte sich die theuersten Werke, die schönsten Instrumente an und überließ dieselben nach kurzem Gebrauche der Bibliothek und den Anstalten der Universität. Durch eine Menge Geschenke bereicherte er die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität. Er stiftete Stipendien für ungarische Studirende, setzte Preise aus für die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben. Die Nähe der Universität Jena war aber auch den wissenschaftlichen Bestrebungen des

Herzogs und Goethe's sehr förderlich. Mit einzelnen Professoren standen der Herzog und Goethe in brieflichem Verkehr und häufig hielten Universitätslehrer Vorlesungen in Weimar.

Neben dem Gelehrten-Vereine bei der Herzogin Amalia stifteten Goethe und der Geheimrath Voigt für die übrigen Freitage des Monats einen ähnlichen Verein, in welchem auch jenaische Professoren bisweilen Vorträge hielten. Der Herzog hatte solches Wohlgefallen an den Vorträgen, daß er die Absicht hatte, auch den Bürgern, den Brauern, Färbern, Gerbern, populäre Vorträge über Chemie halten zu lassen.

Wie Freitags bei Goethe, so versammelte sich Sonntag-Abends bei Herder's ein Kreis gebildeter Männer. Auch bei dem Fräulein von Göphausen und in den zweimal in der Woche stattfindenden Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer wurden unterhaltende und gelehrte Vorträge gehalten. Im Jahre 1804 lud Goethe die Frau von Stein und einige andere Damen an den Donnerstag-Vormittagen zur Betrachtung seiner Kunstsammlungen zu sich ein. Der Kreis der Damen vergrößerte sich, und es blieb nicht bei der Betrachtung der Kunstsammlungen, sondern Goethe hielt den Damen Vorträge über verschiedene Gegenstände. Dieses Kränzchen wurde später von dem Donnerstag auf den Mittwoch verlegt und bestand eine Reihe von Jahren. Seit dem Jahre 1809 werden diese Mittwochsstunden nicht mehr erwähnt; aber die Herzogin Louise besuchte Goethe einmal, später zweimal in der Woche, und Goethe war immer bemüht ihr etwas Bedeutendes vorzutragen und hielt der Herzogin bisweilen auch im Schlosse Vorträge.

So herrschte unter Karl August ein so reges geistiges Leben in Weimar, wie noch nie in einer deutschen Stadt, und dieses geistige Leben wurde dadurch noch reger, daß Weimar bald die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich zog und alle gebildeten Deutsche, Dichter, Gelehrte, und Künstler Staatsmänner und Heerführer, Fürsten und Edelleute, die berühmte Musenstadt kennen zu lernen wünschten und besuchten. Jeder Dichter hielt es für eine Ehre, in Weimar etwas von seinen Gedichten recitiren, jeder Gelehrte, in Weimar einen Vortrag halten zu dürfen. Es herrschte, wie Goethe sagt, „damals der Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern", und der Herzog blieb sein Lebenlang der Mittelpunkt und Schirmherr aller dieser hohen und edlen Bestrebungen.

Die österreichische Flußschifffahrt.

Erfreut sich Oesterreich auch, im Vergleiche zu seiner territorialen Größe und mächtigen Productionskraft, nicht eines entsprechenden unmittelbaren Antheils an den weltverbindenden Meeren, so ist es doch mit diesem großen Verkehrsmedium, Dank seiner schiffbaren Flüsse, in natürliche Berührung gesetzt. Der Binnenverkehr der österreichischen Monarchie verfügt im Ganzen über 1,408 Meilen von schiffbaren Wasserstraßen, wovon 1,323 Meilen auf schiffbare Flüsse, 11 Meilen auf Binnenseen und 74 Meilen auf Canäle entfallen. Die sämmtlichen österreichischen Wasserstraßen vertheilen sich auf die einzelnen Länder in der Weise, daß von schiffbaren Wasserstraßen (Flüssen, Seen und Canälen) auf:

Oesterreich unter der Enns	64,67	österr. Meilen	Galizien	208,25	österr. Meilen.
Oesterreich ober der Enns und Salzburg	76,91	" "	Bukowina	32,25	" "
Steiermark	65,57	" "	Dalmatien	10,75	" "
Kärnthen	28,25	" "	Ungarn und die serb.-banat. Militärgrenze	528,63	" "
Krain	8,25	" "	Siebenbürgen	116,37	" "
Tirol und Voralberg	25,56	" "	Kroatien, Slavonien und kroatisch.-slavon. Militärgrenze	178,13	" "
Böhmen	46,50	" "			
Mähren	17,75	" "	im Ganzen	1,407,84	österr. M. entf.

Berechnet man hiernach die relativen Zahlen, mit welchen diese Wasserstraßen in den einzelnen Ländern vertheilt sind, so ergeben sich für die Quadratmeile an schiffbaren Wasserstraßen in:

Oesterreich unter der Enns	0,18	österr. Meilen.	Galizien	0,15	österr. Meilen.
Oesterreich ob der Enns und Salzburg	0,22	" "	Bukowina	0,18	" "
Steiermark	0,16	" "	Dalmatien	0,05	" "
Kärnthen	0,15	" "	Ungarn und der serb.-banat.-Militärgränze	0,13	" "
Krain	0,05	" "	Siebenbürgen	0,12	" "
Tirol und Voralberg	0,05	" "	Kroatien, Slavonien und der kroatisch.-slavonischen Militärgränze	0,25	" "
Böhmen	0,05	" "			
Mähren	0,04	" "			

Für die Gesammt-Monarchie aber berechnen sich auf die Quadratmeile durchschnittlich 0,12 österreichische Meilen schiffbarer Wasserstraßen.

Unter den zur Floß- oder Schifffahrt geeigneten Gewässern sind die Donau mit ihren fahrbaren Nebenflüssen, die Elbe mit der Moldau und die Weichsel für den Verkehr die wichtigsten.

Die Donau, deren Stromgebiet nahezu zwei Dritttheile der Monarchie angehört, ist nicht blos für den Verkehr innerhalb der Landesgrenze, sondern

— namentlich seit dem Aufschwunge der Dampfschifffahrt — auch für den internationalen Handel Oesterreichs mit Deutschland, der Türkei, Serbien, Rumänien und Rußland von hervorragender Bedeutung. Der durch dieselbe vermittelte Verkehr ist trotz der steigenden Concurrenz der Eisenbahnen in steter Zunahme begriffen. Der Umfang und die Entwickelung dieses Verkehrs werden durch folgende Ziffern illustrirt:

Jahr	Dampfer	Pferdekraft.	Schleppboote	Reisende	Verschiffs-Waaren und Reisegepäck Zollcentner	Betrag der verschifften Kostbarkeiten in Gulden
1850	47	5,362	135	589,894	2,736,427	11,235,915
1855	91	9,526	306	589,157	10,646,456	23,968,765
1860	119	12,043	469	591,643	16,894,531	29,246,063
1861	119	11,928	474	612,571	17,006,671	28,336,253
1862	133	12,558	494	716,858	17,434,237	27,028,340
1863	130	12,268	492	759,767	19,712,688	31,374,102
1864	134	12,598	492	886,693	21,662,704	32,989,476
1865	134	12,418	523	861,847	19,712,688	24,584,862
1866	138	12,818	517	1,092,172	24,662,705	35,201,777
1867	138	12,866	508	980,023	23,754,633	57,231,558
1868	142	12,846	537	1,179,691	24,826,999	61,130,326
1869	146	12,996	551	1,356,919	24,937,519	50,617,464
1870	155	13,946	547	1,520,233	20,292,926	42,435,564
1871	154	14,181	552	1,705,407	18,367,269	50,664,954
1872	156	14,266	574	1,853,522	23,000,913	44,658,844
1873	162	14,476	577	1,687,510	20,227,872	46,832,630
1874	179	15,926	655	1,489,545	20,971,341	50,375,281

Von diesem Verkehre entfallen auf die Landungsorte an der obern Donau (von Ulm abwärts bis Preßburg) 31 Percent, auf die Landungsorte an der mittleren Donau (von Preßburg abwärts bis Orsova) 55 Percent, auf die Landungsorte an der untern Donau (von Orsova abwärts bis zur Sulinamündung) 14 Percent des Gesammt-Waarenverkehrs.

Die wichtigsten durch die Donauschifffahrt beförderten Verkehrsgegenstände sind: Bau- und Werkholz (28 Percent der Gesammt-Waarenmenge), Brennholz (19 Percent), Getreide (21 Percent), Mineral- und Holzkohlen (7 Percent), Salz (5 Percent), Steine, Ziegel und Kalk (5 Percent), dann Mehl, Wein, Wolle, Häute und andere sogenannte Kaufmannsgüter (15 Percent). Der Transport der Frachten erfolgt zum größten Theile — insbesondere auf den Nebenflüssen — durch die Ruderschiff- und Floßfahrt (65 Percent aller Frachten), während die erste österreichische Dampfschifffahrts-Gesellschaft 25 Percent, die übrigen kleineren Dampfschifffahrts-Unternehmungen und die (blos auf der untern Donau verkehrenden) Segelschiffe nur 10 Percent des Gesammtwaarenverkehrs vermitteln. Der Verkehr geht zwar stromauf- wie stromabwärts, doch überwiegt auf der oberen Donau die Thalfahrt, auf der mittleren die

Bergfahrt, auf der unteren Donau wieder die Thalfahrt, entsprechend den Stromverhältnissen und der Lage der wichtigsten Handelsplätze. Diese sind Wien, Pest und Galacz-Ibraila. Die Gesammtmenge der in Wien in der Thal- und Bergfahrt angekommenen und abgegangenen Frachten belief sich

im Jahre	1850	auf	9,200,000	Centner;	im Jahre	1870	auf	17,800,000	Centner.
„ „	1865	„	10,500,000	„	„ „	1871	„	15,320,000	„
„ „	1866	„	12,000,000	„	„ „	1872	„	17,700,000	„
„ „	1867	„	13,200,000	„	„ „	1873	„	18,300,000	„
„ „	1868	„	14,300,000	„	„ „	1874	„	18,970,000	„
„ „	1869	„	16,200,000	„					

Ueber die pecuniäre Prosperität des Unternehmens giebt nachstehende Zusammenstellung Aufschluß:

Jahr	Beförderte Güter in Centner-Meilen	Einnahmen	Ausgaben	Ueberschuß	Abgang	Dividende per Actie in pct.
		Gulden österreichischer Währung				
1861	994,434,470	9,373,678	9,825,945	—	452,267	6,61
1862	992,265,849	9,201,335	9,897,657	—	696,322	6,93
1863	1,015,565,245	9,583,539	10,036,668	—	453,129	7,12
1864	1,160,263,610	10,458,611	9,950,498	508,113	—	6,72
1865	1,218,247,273	9,485,857	9,057,021	428,836	—	6,65
1866	1,418,764,904	11,591,140	11,189,998	401,142	—	6,74
1867	1,521,417,161	12,688,598	11,417,810	1,280,788	—	7,14
1868	1,531,596,112	13,492,858	12,163,695	1,329,163	—	6,88
1869	1,361,681,798	13,055,194	12,523,032	532,162	—	6,86
1870	1,078,723,281	11,328,031	12,273,623	—	945,602	6,78
1871	983,339,413	10,883,681	12,141,282	—	685,531	6,97
1872	1,477,289,131	13,261,918	12,697,746	564,172	—	7,13
1873	1,225,841,533	12,521,100	13,213,422	—	692,322	5 —
1874	1,252,125,417	10,777,434	11,513,722	—	736,288	5 —

Die Elbe unterhält, durch Vermittlung materieller Interessen, eine innigere Verkettung zwischen Oesterreich und jenen Staaten, bei welchen im Hinblick auf die sonstigen gegenseitigen Beziehungen eine Unterstützung der spontanen Aneignung eben besonders wünschenswerth erscheint; sie bildet die von der Natur dargebotene Handelscommunication mit Hamburg, von wo noch bis in die 1860er Jahre ein großer Theil des Kaiserstaates Colonialwaaren bezog. Gegenwärtig vermittelt die Elbe hauptsächlich den Export österreichischer Rohstoffe und Fabrikate nach Sachsen und Preußen und zu einem nicht geringen Theile auch nach dem Nordseehafen Hamburg. Die gesammte, stromabwärts über die Grenze Böhmens verschiffte Waarenmenge belief sich:

im Jahre	1865	auf	7,600,000	Centner;	im Jahre	1870	auf	14,600,000	Centner.
„ „	1866	„	8,700,000	„	„ „	1871	„	15,300,000	„
„ „	1867	„	11,200,000	„	„ „	1872	„	17,280,000	„
„ „	1868	„	10,400,000	„	„ „	1873	„	17,130,000	„
„ „	1869	„	12,300,000	„	„ „	1874	„	16,290,000	„

Die Frachten bestehen aus Braunkohlen (ca. 50 Percent), Bauholz 33 Percent), Getreide und Hülsenfrüchte (4 Procent), Obst (3 Percent), dann Graphit, Braunholz, Steinen und Anderem.

Die Bergfahrt befördert zumeist nur überseeische Artikel, außerdem auch Straßfurther Steinsalz, Schwefel, Reis, Soda, Farbholz, Chilisalpeter, Baumwolle und Kaffee, in einer Gesammtmenge von beiläufig 600,000 Centner.

Die Moldau, der einzige schiffbare Nebenfluß der Elbe, welche die Hauptstadt Böhmens einerseits mit dem Süden des Landes und durch Vermittlung der Linz-Budweiser Bahn auch mit der Donau verbindet, vermittelt einen ziemlich lebhaften Binnenverkehr namentlich in Kochsalz, welches in Budweis verladen wird, dann in Holz, Getraide, Graphit, Baumaterialien Eisenwaaren und Victualien. Die Gesammtmenge der durch die Moldau-Schifffahrt nach Prag gebrachten Waaren kann jährlich auf 600,000 Centner veranschlagt werden.

Die Weichsel, welche das westliche Galizien mit der Ostsee in Verbindung setzt, wird innerhalb der Grenze der Monarchie nur stromabwärts mit Ruderschiffen und Flößen befahren, welche hauptsächlich Schiffbau- und sonstiges Werkholz nach Danzig, dann aber auch Getraide, Salz und andere Landesproducte nach Warschau verführen.

Der gesammte durch die Weichsel vermittelte, gegenwärtig noch eng begrenzte Frachtverkehr beläuft sich auf nicht viel mehr als 4½ Millionen Centner im Jahre.

In Böhmen vermitteln auf den Flüssen nur zwei Gesellschaften den Schiffsverkehr in größerem Maaßstabe. Es sind dies die „Prager-Moldau Dampfschifffahrts-Gesellschaft" und die „Prager Dampf- und Segelschifffahrts-Gesellschaft". Erstere besteht seit 1865, besorgt den Personen und Sachentransport mittelst zweier Dampfschiffe auf der Moldau zwischen Prag und Stuchwic. Das Actien-Kapital beträgt 68.000 fl.; für die Jahre 1869 und 1870 wurde eine 4perc., für 1871 eine 5perc. Dividende, für 1872 und 1873 keine Dividende vertheilt. Die Prager Dampf- und Segelschifffahrts-Gesellschaft ging aus der seit 1822 bestandenen Prager Schifffahrts-Gesellschaft hervor und befaßt sich mit der Verschiffung von Frachten auf der Elbe, Moldau und deren Zuflüssen. Unterm 15. August 1870 erhielt die Gesellschaft die Concession zum Betrieb der Dampfschifffahrt mittest Kette und Drahtseil auf der böhmischen Elbe für die Strecke von der sächsischen Grenze bis Melnik.

Für Wassertransporte in Binnengewässern ist in neuerer Zeit die Ketten-Schifffahrt und Drahtseil-Schifffahrt gegenüber der freien Schifffahrt in Concurrenz getreten. Es ist zweifellos, daß in Flüssen der Trans port stromaufwärts mittelst Seil- oder Kettenschiffen mit einem viel geringeren

Aufwande von Brennmaterial bewerkstelligt wird, als mittelst Rad- und Schraubendampfer und durch die Kohlenersparniß allein schon deren Nachtheile wett gemacht werden, trotzdem diese Nachtheile bedeutend sind. Das Drahtseil und die Kette erheischen ein großes Capital; die deutsche Meile Drahtseil kostet durchschnittlich 16,000 fl. Die deutsche Meile Kette für eine gleich große Zugfähigkeit durchschnittlich 360,000 fl. Bei großen Flüssen oder Strömen, wie die Donau z. B., welche auf viele hundert Meilen befahren wird, repräsentirt dies bereits einen sehr bedeutenden Betrag, welcher überdies manchmal doppelt in die Waagschale fällt, da die Kette nur für die Bergfahrt, nicht aber stromabwärts benutzt werden kann. Bei der Thalfahrt wäre nämlich die Geschwindigkeit für Kette oder Seil zu groß, und würden diese dabei rasch zu Grunde gehen. Deshalb müssen auch die Ketten- oder Seilschiffe, wenn sie für Ströme gut sein sollen außer dem Mechanismus zum Auf- und Abwinden und Lenken der Kette oder des Seiles auch behufs Thalfahrt complet wie die freien Dampfer mit kleinen Ruderrädern oder Schraube ausgerüstet sein. Die Kosten der Instandhaltung eines solchen Schiffes sind dadurch, daß hierzu noch die nothwendigen Kosten der Instandhaltung der Kette oder des Seiles zugeschlagen werden müssen, sehr bedeutend. Die Mannschaft eines Ketten- oder Seilschiffes, also auch die Gagen, sind wohl kleiner als bei einem freien Dampfer, dafür müssen die Zinsen und die Amortisationsquoten des Capitals der Kette oder des Seiles bestritten werden, welche besonders bei mäßigem Verkehre die Regie stark belasten. Schiffe an derselben Kette fahrend, können einander nicht answeichen, in nicht durchweg regulirten Strömen, wo das Fahrwasser rapiden Aenderungen unterworfen ist, und bei widrigem Wetter ist das Lenken eines Seil- oder Kettenschiffes, welches einen Train von andern Schiffen remorquirt, sehr erschwert und dadurch auch für die entgegenkommenden freien Dampfer das Ausweichen schwierig. Endlich kann für den Personenverkehr Kette oder Seil stromaufwärts ebensowenig wie für die Thalfahrt überhaupt dienen, für diese Verkehrszwecke ist also das in der Kette oder dem Seile ruhende Capital unnutzbar. All diese zusammen sonach sehr gewichtigen Nachtheile vermochten indeß die Kohlenersparniß, welche durch diese Schifffahrtweise erzielt wird, auszugleichen, und zwar in ganz entschiedener Weise und allenthalben, so lange die Schiffsmaschine nicht den heutigen Grad der Vollkommenheit hatte. Heute ist die Sache für große Ströme bereits weniger evident und je mehr die Schiffsmaschinen vervollkommnet werden, je kleiner also der Kohlenverbrauch überhaupt wird, desto kleiner wird auch der absolute Werth der Differenz der durch die Ketten- oder Seilschiffe ersparten Kohlen und um so wahrscheinlicher wird dieser immer kleiner werdende Vortheil durch die vorerwähnten ziemlich constant bleibenden Nachtheile aufgehoben werden.

Für die oberen Läufe von Strömen und großen Flüssen hingegen ist die Ersparniß stets eine so große, daß der Bestand dieser Schifffahrtsweise als ein gesicherter zu erachten ist. Auf der Strecke zwischen Preßburg und Wien z. B., wo die Strömung an den verschiedenen Stellen zwischen 3 und 5 Seemeilen pr. Stunde beträgt, befördert bei mittlerem Wasserstande ein Kettenschiff, welches 50,000 fl. kostet, stromaufwärts bis 15,000 Centner Nettolast mit 3 Seemeilen durchschnittlicher Geschwindigkeit, verbrennt hierbei 6 Centner Kohle pr. Stunde und erheischt an Monatslohnung für die Bemannung 540 fl. Ein Raddampfer, welcher auf der gleichen Strecke ebenfalls 15,000 Centner mit ca. 3¼ Seemeile Geschwindigkeit remorquirt, kostet 100,000 fl. und verbrennt pr. Stunde 16 Ctr. Kohlen und verausgabt an Mannschaftsgage 14—1400 fl. — Ebenso vortheilhaft ist die Ketten- oder Seilschifffahrt in Canälen, wo das Wasser keine Strömung hat, die Kette oder das Seil also sowohl für Berg- als Thalfahrt dient, wo überdies die kleine Fahrgeschwindigkeit für den Nutzeffect der Schiffsschraube oder Schaufelräder sehr ungünstig ist, und die von denselben erzeugten Wellen in dem engen Fahrwasser die Canalböschungen schädigen würden. Max Hoenig.

Die sächsischen Landtagswahlen.

Die sächsischen Landtagswahlen sind am vierzehnten September vollzogen worden. Prüft man ihre Ergebnisse lediglich vom Standpunkt der Wahlentscheidung aus, so hat die nationale Partei Deutschlands allen Grund, mit dem sächsischen Wahltag zufrieden zu sein. Denn von den zweiunddreißig Sitzen, die neu zu besetzen waren, ist ein guter Theil der particularistischen Reaction abgewonnen worden. Der Freiberger Canadier des sächsischen Landtags z. B., der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, und sich vor der Zumuthung, den Wahrheitsbeweis seiner persönlichen Verunglimpfungen gegen Biedermann anzutreten, consequent seitwärts in die Büsche schlug, Bonzen hat seine parlamentarische Rolle nun auch in Dresden ausgespielt. Mit ihm sind die edeln Bonzen der Amtshauptmannschaft, die Herren von Einsiedel und von Zahn, einige bürgerliche Rittergutsbesitzer auf der Rechten, und die Blüthe grünweißer Schulräthe Herr Hahn, von ihrer Mitwirkung bei der Dresdner Weltgeschichte abberufen. Das undankbare Volk hat ihre alten Sitze an Nationalliberale und Fortschrittsleute vergeben.

Es kann sein, daß ein Späterer, der die Zukunft kennt, die uns noch ver-

borgen ist, und der zugleich die nöthige Resignation besäße, sein Talent an sächsischer Specialgeschichte zu versuchen, diese Wahlergebnisse mit ungemischter Freude zu betrachten vermag, weil sie in der That eine bedeutsame Erstarkung der nationalen Partei bekunden. Dieses Wahlergebniß wird vielleicht dem künftigen Geschichtsschreiber für das Wachsthum des nationalen Bewußtseins in der sächsischen Bevölkerung um so bedeutsamer und befriedigender erscheinen, als er in voller Objectivität wird feststellen können, daß die nationale Partei in diesem Wahlgang fast überall der künstlichen Coalition der Conservativen, Socialdemokraten und Fortschrittler (des Dresdner Gepräges) gegenüberstand, und daß sie trotz alledem keinen Sitz verlor, vielmehr in verstärkter Anzahl aus dem Wahlkampf hervorging!

Aber anders urtheilt der Mitlebende, der mitten im Wahltreiben gestanden, und Zeuge gewesen ist von all der Bosheit und Perfidie, mit welcher der widernatürliche Bund geschürt und bethätigt wurde zwischen den dunkelsten Reactionären, den Mitgliedern der rothen Internationale, und jenen Dresdner Hofdemokraten und ihren Jüngern, die den Fortschritt im Knopfloch tragen. Ein solches Schauspiel ist zum ersten Mal in Deutschland erlebt worden, und Sachsen genießt den traurigen Ruhm, das Monopol für die Erfindung dieses Dreibruderbündnisses für sich in Anspruch nehmen zu können. Nicht zum ersten Mal, und nicht in Sachsen allein, ist ja der Haß gegen die deutsche Staatsgemeinschaft und gegen die nationale Partei der Kitt gewesen, der die Schwarzen und Rothen und den unbelehrbaren Radicalismus zusammengeführt hat. Wir erleben bei jeder Reichstagswahl das Schauspiel, daß die Römlinge und die Socialisten zusammenwirken — namentlich bei Stichwahlen — um den Candidaten des nationalen Fortschritts zu Fall zu bringen. Aber diese Coalition ist natürlich, weil beide Verbündete, die Schwarzen und die Rothen, sich ihrer Vaterlandslosigkeit rühmen, ihre Befehle von geheimen Obern empfangen, die jenseits des deutschen Reiches hausen und nichts in der Welt mehr hassen, als die Kräftigung und die Einheit der deutschen Nation. Wir erleben bei Wahlen, namentlich in Schwaben, Südhessen und Baiern, wohl auch das Schauspiel, daß die sogenannte Volkspartei — die dem politischen Horizont des Dresdner Fortschritts am nächsten steht — sich mit den Ultramontanen verbündet gegen nationale Candidaten. Aber auch diese Coalition ist begreiflich zu nennen, seitdem die Führer und Organe der sogenannten Volkspartei mehr als einmal den frommen Wunsch ausgesprochen: „lieber Französisch, als Preußisch!“

Dagegen unerhört ist bis jetzt in Deutschland, daß conservative Männer, die den Anspruch erheben, reichstreu genannt zu werden, und es mit der Regierung eines deutschen Reichslandes wohl zu meinen, einen offenen

Bund mit der vaterlandslosen Socialdemokratie schließen. Unerhört ist es, daß das officiöse Organ einer deutschen Regierung gegen eine solche Coalition nicht nur nicht Worte der ernstesten Warnung, der entschiedensten Zurückweisung hatte, sondern im Gegentheil den Candidaten, der aus der conservativ-socialistischen Coalition hervorging und selbst Socialist war, in der offensten Weise begönnerte und portirte. Unerhört ist es endlich, daß Männer, die den Anspruch erheben, zur deutschen Fortschrittspartei zu zählen, es vereinbar halten mit ihrem Parteinamen und ihrer Würde sich gleichzeitig mit dem Socialismus und dem Feudalismus zu verbünden, und dem Socialismus sogar in der widerlichsten Weise zu schmeicheln und unerfüllbare Wünsche zu befürworten, einzig zu dem Zwecke, um die Wahl nationaler Männer zu bekämpfen. Diese Thatsachen verdienen jedenfalls die lebhafteste Aufmerksamkeit von ganz Deutschland und nicht am wenigsten der sächs. Landesregierung und der deutschen Reichsregierung. Im Nachstehenden sollen diese Thatsachen zunächst nach allen Richtungen hin durch Beweise erhärtet und dann die Frage erörtert werden, welche Folgen sich daraus für die nationalen Parteien in Sachsen und Deutschland ergeben.

Die Coalition der Dresdner Fortschrittspartei mit der Socialdemokratie hat sich unschwer vollziehen können. Selbst vom Erhabenen zum Lächerlichen ist blos ein Schritt. Aber die Distanz ist noch weit kürzer, wenn von Zweien, die sich suchen, keiner auf dem Gipfel der Erhabenheit steht. Einzelne Mitglieder der Dresdner Fortschrittspartei mögen vor einzelnen Nummern des socialistischen Programms ein gewisses Grauen empfinden. So wird z. B. Herr Schaffrath die dereinstige Ausführung jener Nummer des socialistischen Concerts welche überschrieben ist „die allgemeine Theilung“ schwerlich da capo verlangen. Und er und alle seine Freunde werden wünschen, die wirkliche Aufführung der Vahlteich'schen Etüden über Liebe und Ehe nicht zu erleben. Aber das ist das hübsche an dem beiderseitigen Verhältnisse, daß die Socialisten die Nummern, die bange machen könnten, für eine nebelgraue Zukunft zurückstellen, und nur jene harmonischen Klänge berühren, die beide Parteiseelen verbinden und erheben. Und dieser Berührungspunkte sind zwischen beiden leider mehr, als man in Deutschland und selbst in Sachsen sonst anzunehmen geneigt ist. Die engste Seelenverwandtschaft findet statt in der „deutschen Frage“. Die Socialdemokratie erklärt sich offen für eine Feindin des Reichs und handelt danach. Die Dresdner Fortschrittspartei führt ihre Reichstreue im Munde und auf dem Papier, aber sie handelt in allen Fällen wie die Feinde des Reichs handeln. Ihre Mitglieder, soweit sie im Reichstag saßen, haben Alles gethan, was in ihren schwachen Kräften stand, um das Zustandekommen des Norddeutschen Bundes, des Deutschen Reiches zu hintertreiben. Sie haben gestimmt gegen

die Norddeutsche Bundesverfassung, gegen die Verfassung des Deutschen Reichs. Sie haben gestimmt gegen alle Gesetze, welche zum Zwecke hatten die Befestigung der Wehrkraft der Nation, die Entwicklung des nationalen Gedankens, die Kriegführung gegen die Römlinge. Sie haben daheim in Wort und Schrift und Werken die Landsleute, die in Berlin nationaler stimmten wie sie, welche die sächsische Bevölkerung daheim in nationalem Sinne fortzubilden suchten, aufs heftigste angegriffen, verhöhnt und beschimpft. Wo die Socialdemokratie überhaupt parlamentarische und politische Thaten zu verzeichnen hat, bewegen sie sich genau auf demselben Niveau, wie die Thaten der Dresdner Demokraten. Sie sind vielleicht mit einem etwas größeren Aufwand an Beschimpfung der Gegner und der heiligsten Dinge unserer Nation in Scene gesetzt worden, mit etwas düsterern Weissagungen für die Zukunft. Aber das ist nur eine Differenz im Gewicht, nicht in der Qualität. Oder wenn man will, auch eine Altersdifferenz. Der antinationale Fortschritt gehört nämlich nicht zu den Dingen, die besser werden, wenn sie auf Lager kommen. Die Socialdemokratie ist jung und übermüthig, sie fühlt sich am wohlsten in den Flegeljahren, über die sie nie hinauskommen wird, weil ihre Mitglieder abfallen, sobald sie zu gesetzten Männern werden und etwas erwerben. Sie macht einen um so tieferen Eindruck auf die ihr zugehörigen Grünen, je lauter und kräftiger sie auf das Deutsche Reich schimpft. Die Dresdner Fortschrittspartei dagegen möchte gern und kann nicht. Sie ist impotent und senil. Die Verbindung mit der Socialdemokratie zauberte ihr wenigstens das Bild ihrer eigenen tollen Jugend vor Augen: wo man an einen Menschen, der die „Volksrechte" brav im Munde führte, noch nicht die weitgehende Zumuthung richtete, daß er auch ein guter Deutscher sein müsse.

Eine Reihe der häßlichsten Bilder hat diese Verbindung des sogenannten Fortschritts mit der Socialdemokratie zu Tage gefördert. Jener Preisgebung der eigenen besseren Ueberzeugung, die ein fortschrittlicher Candidat in einem ländlichen Wahlbezirk zu Wege brachte, um die socialen Wähler für sich zu gewinnen, ist schon oben gedacht worden. Der Fall erinnert mich lebhaft an eine Anektode, die uns Bismarck erzählte, als Mende gewählt wurde. Der vergessene Führer der weiblichen Linie der Lassalleaner sollte in Versprechungen an seine Wähler außerordentlich freigebig gewesen sein. „Das ist nichts neues", meinte Bismarck, „ich habe einen Abgeordneten gekannt, der jedem seiner Wähler eine Kuh versprochen hatte. Herr Mende wird es wohl bei einer Ziege bewenden lassen." Die Kuh, welche die Fortschrittspartei in den Stall der Socialdemokratie einzustellen sich anheischig machte, heißt das allgemeine Stimmrecht aller Zwanzigjährigen bei Landtagswahlen. Wie die Ziege heißt, werden wir sehen.

Aber die weitaus widerwärtigsten Scenen — Scenen, bei deren Aufzäh-

lung man mit Schamröthe gedenkt, daß man von einem Wahlkreis im Herzen Deutschlands spricht — entrollten sich bei dem Wahlkampf im Leipziger Landkreis, wo die Cigarrenmacher und Fabrikarbeiter des internationalen Bekenntnisses sich um den fortschrittlichen Güterspeculanten Dr. Heine schaarten, um den nationalen Candidaten Sparig zu verdrängen. Hier wurde an wissentlicher persönlicher Verleumdung des durchaus makellosen Candidaten der nationalen Partei das Undenkbarste geleistet. Man war auf dem Niveau der öffentlichen Moral des Mississipi-Territoriums angelangt, wo kein Präsident der Vereinigten Staaten wagen darf zu candidiren, ohne den Vorwurf einzustecken, daß er silberne Löffel gestohlen habe. Ein Wahlvorsteher hieß die Maueranschläge für den nationalen Candidaten durch die Ortspolizei abreißen und verbot, dieselben zu erneuern oder Stimmzettel für den Gegner zu vertheilen. In eine von den Nationalen berufene ruhige Wählerversammlung drang der sogenannte fortschrittliche Candidat selbst ein, an der Spitze einer keineswegs nüchternen Rotte halbgewachsener Buben, und machte durch deren wüstes Geschrei die Fortsetzung der Verhandlung unmöglich. Ja, ein älteres Mitglied des Heine-Comité verschmähte es nicht, mit einem jüngeren Fortschrittsfanatiker, der sich trunken stellte und für den Candidaten der nationalen Partei ausgab, den soliden Abscheu entlegener Bauerndörfer gegen den von den Nationalen aufgestellten vermeintlichen Trunkenbold zu erregen! Und das Resultat all dieser Kraftanstrengung: einige fünfzig Stimmen Majorität für die „Fortschrittspartei“, wobei die ganze Intelligenz des Wahlkreises für den nationalen Candidaten stimmte.

Solche Scenen gehören im übrigen Deutschland, wenn sie dort jemals heimisch waren, längst einer vergangenen Periode an. Ein Menschenalter und weiter — als die ersten politischen Kinderschuhe abgelaufen wurden — liegen sie dort zurück. Wir aber haben von der Aera Beust solche Erziehungsfrüchte noch in unsere unmittelbare Gegenwart hinübergerettet. Es ist hart, in solcher Gemeinschaft zu leben. Aber es muß gethan sein, um Wandel zu schaffen für die Zukunft. Das Härteste aber ist die Wahrnehmung, daß auch Organe, welche die Regierung bezahlt aus der Steuerkraft des Landes, dießmal in die allgemeine Verbindung gegen die nationale Partei mit eintraten, sich mit dem Dresdner Fortschritt und der Socialdemokratie verbrüderten um die Wahl nationaler Candidaten zu hintertreiben.

Lange Zeit schien es, als wolle die officiöse Presse sich dießmal musterhafter Unparteilichkeit befleißigen. Eine Coquetterie mit der reichsfeindlichen Socialdemokratie vollends lag außer aller Vermuthung. Hatten doch alle ehrlichen Deutschen, Alle, die etwas zu verlieren hatten, die Erfolge der Socialdemokratie bei den vorjährigen sächsischen Reichstagswahlen noch in frischer Erinnerung. Hatten doch alle nationalen Parteien, von den Con-

servativen bis zum Fortschritt (im guten Sinne des Wortes) damals gelobt, einträchtiglich zusammenzustehen, um der giftgeschwollenen reichsfeindlichen Hydra das Haupt zu zertreten. In feierlichster Weise hatte der erste Minister des Königreichs diese Bestrebungen öffentlich ermuntert, zur einmüthigen Bekämpfung des bedrohlichen Feindes aller Ordnung und Vaterlandsliebe aufgefordert. Und in diesem Sinne, selbstverleugnend und energisch, hatte der Reichsverein für Sachsen im letzten Herbst die Candidatur eines sächsischen Conservativen gegen die Socialdemokratie unterstützt. Nichts war seither geschehen, was die nationale Partei der Regierung als Feindin denuncirt hätte — nichts, als etwa die Gründung des conservativen Vereins mit seinem bekannten Programm — nichts, was die allgemeine Mobilmachung gegen die Socialdemokratie als weniger angemessen hätte erscheinen lassen.

Da gab das „Dresdner Journal“, das officielle Organ der sächsischen Regierung, eine merkwürdige Parole aus. In dem einen Dresdner Wahlkreis hatten sich gleichfalls Fortschritt und Socialdemokratie zu löblichem Bunde gegen den nationalen Candidaten zusammengefunden. Um allen Zweifel über den Bund der schönen Seelen zu zerstreuen, hatte in den letzten Tagen vor der Wahl das socialistische Organ Dresdens die Zuschriften des fortschrittlichen Candidaten an die socialen Führer veröffentlicht, in denen die Zusagen verbriest standen, für welche der Fortschritt die Hingabe der socialistischen Stimmen erbuhlt hatte. Allgemein wurde erwartet, daß solchem Bündniß gegenüber die sächsische Regierung, soviel an ihr war, in irgend einer Form von Erklärung, kurz abweisend sich verhalten werde. Aber das Gegentheil geschah. Die „Eingesandt“, die sonst in der deutschen Presse meist eine besonders kräftige Reclame für Bartzwiebeln, Salycilsäure u. s. w. enthalten, sind im sächsischen Kanzleistil die Vorboten hochofficiöser Artikel. In einem solchen „Eingesandt“ nun des Dresdner Journal ward unmittelbar vor der Wahl die Parole ausgegeben: die Conservativen würden selbstverständlich für den — von den Socialisten begönnerten — Fortschrittsmann, gegen den nationalen Candidaten stimmen. Dieser Parole gehorchte die Hauptstadt.

Noch weit prononcirter trat die „Leipziger Zeitung“ in den Wahlkampf. Eine namenlose Coalition von Reactionären und Socialdemokraten hatte in Leipzig einen Anhänger der Socialdemokratie, den Advocaten Freytag aufgestellt. Um den Schimpf für die Conservativen zu maskiren, behaupteten die Gründer dieser Candidatur, die Socialdemokratie „als Partei habe von Aufstellung eines eigenen Candidaten Umgang genommen“. In der That eine weitgehende Resignation der Internationalen, nachdem der geeignetste Mann des socialen Lagers bereits aufgestellt war! Und die Leipziger Zeitung, die von königl. Beamten redigirt, inspizirt und überwacht wird, beeilte sich, diese Candidatur anzuzeigen mit dem Bemerken, daß die betreffende Versammlung

gleich stark von Conservativen wie von Demokraten besucht worden sei. Sie hatte keine Regung des Unmuths, der Verachtung vorräthig für die widernatürliche Verbindung der extremsten Elemente. Die nun folgende Wahlagitation enthüllte bald dem blödesten Auge die garstige Spiegelfechterei, die mit dem Namen und der Ehre der Conservativen getrieben wurde. Kein einziger conservativer Mann der diesen Namen verdiente, trat in den öffentlichen Anschlägen und Versammlungen für den socialistisch-reactionären Candidaten ein. Ueberall nur die bekannten Gesichter und Phrasen der socialistischen Führer. Aber jede dieser Phrasen wurde von der Leipziger Zeitung treulich und behaglich mitgetheilt. Nur die Verdächtigungen gegen den deutschen Kaiser, die Verunglimpfungen gegen den König von Sachsen, die aus der Mitte der Rothen gewohnheitsmäßig geschleudert wurden, unterdrückte oder milderte das königliche Blatt, um den conservativen Freunden nicht graulich zu machen vor dem socialistischen Günstling. Um so magerer und unfähiger berichtete sie über das persönliche Auftreten des nationalen Candidaten in Leipzig. Sie hatte sofort den ganzen Vorrath ihrer moralischen Entrüstung zur Hand, als das liberale Comité ihr Gönnerschaft für den socialen Candidaten vorwarf. Aber kein Wort der Mißbilligung fand sich in ihren tugendhaften Spalten, als der nationale Candidat und seine Sache von den Gegnern in gröblicher Weise beschimpft wurde. Und alles das bot das königliche Blatt dem ganzen Lande wenige Tage, nachdem sie das „reichstreue“ Programm des „Conservativen Vereins“ mit Lobeserhebungen abgedruckt, diesen Verein mit Indignation gegen eine Correspondenz der „Nordd. Allg. Zeitung“ in Schutz genommen hatte, in der mit Vorsicht angedeutet war, die alten grünweißen Gesellen des Vereinsvorstandes mit ihrer schwankenden Reichstreue könnten wohl auch einmal einen kleinen Rückfall in ihre alten verbissenen Gepflogenheiten erleben. Wie sollte das möglich sein, da die Herren in ihrem Programm schwarz auf weiß verkündeten, Zweck ihres Vereins sei „die Bekämpfung aller Extreme auf kirchlichem, politischen und socialen Gebiete“, die Reorganisation der göttlichen Weltordnung, ihr etischer Beruf? Und nun nachdem die Leipziger Zeitung nur dreimal ausgeschlafen seit der Belobigung dieses Programms, begönnerte sie den Candidaten der communistisch-atheistischen Vaterlandslosen!

Es kann kein Zweifel daran aufkommen, daß ein solches Verhalten eines offiziösen, von kgl. Beamten geleiteten und überwachten Blattes die öffentliche Aufmerksamkeit peinlich erregen und beschäftigen muß. In Dresden wird die Frage lebhafter als jemals an die Regierung und den Landtag herantreten, ob es sich mit der Autorität der Regierung verträgt, ein solches Blatt als königliche Zeitung und unter der Leitung königlicher Beamten fortbestehen zu lassen und seine Bedürfnisse in das Staatsbudget einzustellen. In Berlin

wird man ein lebendiges Gefühl für die neue Erscheinung haben, daß eine so reichstreue Regierung wie die sächsische, die im eigenen Hause so fühlbare Beweise von dem Ueberhandnehmen der reichsfeindlichen Socialdemokratie bereits wiederholt erhalten hat, trotz alledem nicht verhindern konnte, daß ein im Namen der Regierung herausgegebenes Blatt sich der Wahl eines socialistischen Candidaten förderlich zeigte.

Die dringendsten und hoffentlich für immer unvergessenen Lehren enthält aber der abgeschlossene sächsische Landtags-Wahlkampf für die nationale Partei im Reiche, in Sachsen. Man hat sich in der Leitung der Partei, in Berlin sowohl wie in Sachsen, bisher — zum großen Schaden der nationalen Parteientwickelung — lange dem Glauben hingegeben, Fortschritt sei Fortschritt, gleichviel, ob er in Preußen oder in Sachsen seine Heimath habe, überall sei er als blutsverwandter Vetter der nationalen Partei anzusehen und zu behandeln. Das ist nach den jüngsten Erfahrungen ein Märchen für politische Kinder. Das, was sich wenigstens in Dresden Fortschritt nennt, ist weder fortschrittlich noch national gesinnt und thätig. Mit Leuten, die mit den Reichsfeinden liebäugeln, um auf deren Schultern in die Kammer zu steigen, giebt es kein Compromiß mehr, weder innerhalb noch außerhalb des Landtagssaals. Schon die preußische Fortschrittspartei trifft die moralische Verpflichtung, ihrer Dresdner Base energisch die Verwandtschaft aufzusagen. Aber sicherlich wird die nationalliberale Partei sich davor hüten, daß man auf sie das Sprüchwort anwende: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Die Fortschrittspartei hat ja nach links hin Raum genug für die Anwendung dieses Sprichworts. Eine dauernde Verbindung mit der Fortschrittspartei darf die nationale Partei nie wieder eingehen. Sie wird gewiß lediglich nach ihrer nationalen Pflicht handeln nnd stimmen. Es kann sein, daß der Dresdner Fortschritt zufällig einmal mit ihr stimmt. Oft wird das nicht eintreten. Viel häufiger wird die Coalition aller antinationalen Elemente den Nationalen auch im Landhaus gegenüberstehen.

Und wenn darüber die eine oder andere dringende Reform vertagt werden sollte, es wird dennoch ein Segen sein; denn es schafft Klarheit in weiten Kreisen. Daß die sächsische Bevölkerung von den Lockungen der feudal-reactionär-ultramontanen Herren des „conservativen Vereins“ nicht zu ködern ist, haben die jüngsten Wahlen unwiderleglich bewiesen. Daß die anmaßlichen Phrasen und der rücksichtslose Terrorismus des Dresdner Fortschritts seine Rolle ausgespielt hat, beweist sein Bündniß mit der äußersten Linken und Rechten. Den mächtigsten Erfolg in der öffentlichen Meinung Sachsens hat die nationale Partei in den letzten Jahren gewonnen. Ihr Triumph wird um so rascher und vollständiger sein, je entschiedener sie ihre eigenen Wege wandelt.

Hans Blum.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.